31761 05506555 1

UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Elfter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1873.

L.G.
V.3196

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Fünfter Theil.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

8692
24/11/90
G

Dem

theuren Lehrer und Freunde

Henrich Steffens

im frohen Andenken der schönen hallischen Zeiten

mit inniger Verehrung und treuer Zuneigung

gewidmet!

Vorwort.

Weder einen Beitrag zur Kirchengeschichte, noch ein Erbauungsbuch für bestimmte Glaubensfreunde kann diese Lebensbeschreibung liefern wollen, sondern nur die freie Darstellung einer merkwürdigen und bedeutenden Persönlichkeit, wie solche in der Welt sich Bahn gemacht und ein hohes Ziel erstrebt hat. Von jenem Zwecke war ich schon dadurch fern, daß die dahingehörigen Studien im Ganzen mir doch allzufremd geblieben; diesen konnte ich schon um deßwillen nicht haben, weil derselbe wo nicht die nämliche, doch wenigstens eine zustimmende Konfession des Autors zu der seines Helden erfordert hätte. Ich glaube jedoch durch den besonderen Standpunkt, welcher mir bei Betrachtung des Grafen Zinzendorf gegeben war, diesen selbst nicht eben nachtheilig aufgefaßt zu haben. Ich war unbefangen bemüht, ihm seine Voraussetzungen zu lassen, und bin ihm auf seinen Wegen, wie mich dünkt, mit Billigkeit, ja mit Liebe gefolgt, die allerdings schon durch die Wahl eines solchen Gegenstandes bezeugt werden kann. Wenn ich auch stärker, als dies einem seiner glaubensverwandten Biographen belieben könnte, die Fehler und Schwächen des Mannes hervorgehoben habe, so dürfte er doch darum nicht weniger auch in meiner Schil-

derung selbst für seine Anhänger ein höchst werthes Bild geblieben sein.

Ueber Zinzendorf ist viel geschrieben worden, jeder Umstand seines Lebens genau verzeichnet und erörtert, von Freunden und Feinden; besonders läßt das Werk von Spangenberg hinsichtlich der genauen Ausführlichkeit wenig zu wünschen übrig. Der größte Schatz aber für Zinzendorf's Lebensbeschreibung sind die eignen Schriften des Grafen, da er fast in allen, und, bei jedem Anlasse, von sich selbst, von seinen Verhältnissen und Meinungen, ausführlich spricht. Häufig, wo es scheinen könnte, als sei ich nur der Arbeit Spangenberg's gefolgt, ist die Uebereinstimmung mit diesem wackeren Vorgänger, dessen Leitung man sich sonst wohl überlassen dürfte, doch zumeist daher entstanden, daß ich aus jenen Hauptquellen, eben so wie er, geschöpft habe. Darf nun in Betreff der Thatsachen hier nicht leicht etwas Neues von Erheblichkeit mit Grund erwartet werden, so ist es nur um so günstiger, daß gleichwohl die schätzenswerthesten Mittheilungen auch dieser Art hier sich dargeboten haben, welche früher nicht bekannt gewesen. Andres Neue, welches aus der Auffassung und Zusammenstellung sich ergiebt, bedarf keiner besonderen Angabe.

Tadelnswerth möchte an diesem Buche zunächst der Umfang desselben dünken. Ich bekenne, daß ich diesem Uebelstande nicht abzuhelfen gewußt, ohne dem Manne, dessen Bild ich geben wollte, in diesem erhebliches Unrecht zuzufügen. Das Eigenthümliche liegt hier grade in der großen Fülle der mannigfachen, sich durchkreuzenden, abbrechenden, wiederkehrenden Einzelheiten; die Absichten und Wirkungen Zinzendorf's entfalten sich nicht schlagweise, sondern allmählig, in, mit und aus einer unermüdlichen Lebensthätigkeit, die auf

alle seine Tage und Beziehungen in unaufhörlich erneutem Fortrücken vertheilt ist, und sich nicht in wenige große Haupthandlungen zusammenfassen läßt, sondern wiederholte, einzelne Aufzählungen verlangt. Wer jedoch einen Mann wie Zinzendorf kennen lernen, und nicht zum leeren Zeitvertreib einen wieder zerrinnenden Anblick, sondern zu ernster Betrachtung eine dauernde Gestalt gewinnen will, dem darf auch wohl zugemuthet werden, ihn in dem Element aufzusuchen, welches sich als das ihm eigne darbietet.

Berlin, im November 1829.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Graf Ludwig von Zinzendorf 1

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel 298

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Im Rücken der Staatsgeschichte, zwischen den Stürmen des Krieges und anderen öffentlichen Ereignissen hindurch, strömen stillere Quellen des Lebens, eines oft tieferen und kräftigeren als die offenbare Welt dem Blicke zeigt, und welches weiterhin dennoch wohl in Staat, Kirche und Litteratur mächtig ergreifend ausbricht. Besonders haben eigenthümliche Gestaltungen der Frömmigkeit und der Sitteneinrichtung in den wenig beachteten Kreisen der Gesellschaft, unter Handwerkern und Landleuten, ja unter ganz verachteten Ausgestoßenen, von jeher eigne Stätten und Bahnen gehabt. Findet sich auf diesem Boden zu solch starken Gemüthstrieben höhere Bildung, durchdringendes Talent oder vornehmer Stand, so kommt leicht Außerordentliches an den Tag, das der Welt zum Erstaunen wird. In dem religiösen Leben des achtzehnten Jahrhunderts haben sich auf solche Weise in Deutschland drei merkwürdige Persönlichkeiten hervorgethan, welche der protestantischen Kirche angehörten, und theils den Formen derselben neues Eigenthümliche gaben, theils doch in ihnen besondere Geisteswirkung ausübten. Der Graf von Zinzendorf, Lavater und Jung-Stilling, von welchen wir reden, bilden in dieser Hinsicht eine bedeutende Folgereihe vom Anfange des genannten Jahrhunderts bis über dessen Schluß hinaus; reiche Talente stehen allen dreien für die Welt zu Gebot, aber Sinn und Kraft der Frömmigkeit stellen sich in die Mitte dieser Gaben, und wie sich alles dahin bezieht, so empfängt auch von daher die ganze Lebensgestalt ihre Bedingungen. Wie hier das Weltliche dem Geistlichen sich heiter gesellt und würdig fügt, aber nicht unterdrückt wird, wie beide einander schön und gedeihlich begleiten, das

Heil der Einfalt mit den Vortheilen der Weltbildung ungeirrt zusammengeht, das gewährt eine so inhaltreiche als anmuthige Betrachtung. Waren in Lavater und in Jung-Stilling die Gaben der Mittheilung, die Thätigkeiten des Lehrens und Darstellens vorherrschend, durch welche sie viele Tausende zur geistigen Gemeinde um sich sammelten, die äußerlich unverbunden dem Zufall überlassen blieb, so giebt Zinzendorf, wiewohl auch er als Schriftsteller und Lehrer unermüdlich und fruchtreich war, dagegen vorzugsweise die mächtigere Thätigkeit zu schauen, welche auf die dauernde Verbindung der Menschen gerichtet ist, er bildet eine neue kirchliche Form, die nach ihm glücklich fortbesteht, und noch immer segenreich fortschreitet; er ist ein religiöser Staatsmann, als welchen ihn die nachfolgende Schilderung dem Leser näher vor Augen zu stellen versuchen wird.

Nikolaus Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf wurde geboren zu Dresden den 26. Mai des Jahres 1700. Das Haus Zinzendorf, im Jahre 1662 durch Kaiser Leopold den Ersten in den Reichsgrafenstand erhoben, war in Oesterreich von Alters her im Besitze großer Güter und Ehrenstellen; mehrere Glieder desselben aber waren schon früh der Reformation beigetreten, endlich der Großvater unseres Grafen um des lutherischen Glaubens willen aus Oesterreich nach Franken gezogen, wo er auf Oberbirg, einem Schlosse bei Nürnberg, seinen Wohnort nahm; zwei seiner Söhne gingen nach Sachsen, und erwarben daselbst hohe Dienstwürden und ansehnliches Besitzthum; der ältere wurde kursächsischer Feldzeugmeister und Oberkommandant aller Festungen, der jüngere, Georg Ludwig, kursächsischer Konferenzminister. Dieser letztere, der aus erster Ehe schon einen Sohn und eine Tochter hatte, vermählte sich zur zweiten Ehe mit Charlotte Justine Freiin von Gersdorf, die ihm sogleich im ersten Jahre der Verbindung den Sohn gebar, dessen Lebenslauf hier erzählt werden soll. Der Vater stand in großem Ansehn, und wurde wegen seiner Geschäftsführung wie wegen seiner Frömmigkeit sehr geehrt. Die Mutter hatte den Ruf einer frommen und edlen Frau, sie wußte die griechische und lateinische und die vorzüglichsten neueren Spra-

chen, und war in theologischen Sachen wohlerfahren, eben so geübt in deutscher Dichtkunst. Innigst befreundet war beiden Ehegatten der fromme Gottesgelehrte Spener, der in der Lutherischen Kirche des siebzehnten Jahrhunderts neues Leben erweckt und auch in Dresden durch seine Erbauungen fruchtreich gewirkt hatte, bis er zuletzt, wegen mannigfacher Anfeindung, die seine Freimüthigkeit erfahren müssen, einen ehrenvollen Ruf nach Berlin angenommen, wo er darauf in ungestörtem Frieden und Ansehn ein thätiges Alter geführt. Dieser treffliche Mann, damals schon aus Dresden entfernt, aber mit dem gräflichen Hause in steter Verbindung, war nebst den Kurfürstinnen von Sachsen und von der Pfalz eingeladen worden, Taufzeuge bei dem neugeborenen Kinde zu sein, und schon diese erste Beziehung durfte diesem als eine bedeutungsvolle gelten. Bald wurde dasselbe einer neuen theilhaft, welche sich in gleichem Sinne zeigte. Der Vater erkrankte, und als er im Sterben lag, brachte man ihm sein kaum sechs Wochen altes, schlafendes Kind, damit er es noch segnen sollte; er sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich soll dich segnen, und du bist jetzt schon seliger als ich, ob ich gleich bereits halb vor dem Thron Jesu stehe", und gab ihm dann mit nachdrücklichen Worten seinen Segen, zu wandeln nicht etwa nur wie ein frommer Graf, sondern wie ein völliger Jünger Christi; ein Segen, auf welchen schon Spener in früherem Glückwunsche zu der zweiten Verheirathung seines Freundes gezielt hatte, und der, im Andenken der Hinterbliebenen stets wirksam erhalten, auch dem heranwachsenden Kinde selbst durch Erzählung und Bekräftigung mehr und mehr angeeignet wurde.

Der Wittwe und ihrem Sohne, dem jüngeren des Vaters, blieb nur der mindere Theil des hinterlassenen Vermögens, das auch im Ganzen nicht sehr beträchtlich war. Die Mutter zog mit ihrem Kinde von Dresden nach der Oberlausitz, wo ihr Vater, Nikolaus Freiherr von Gersdorf, ansehnliche Güter, unter anderen die nachher berühmt gewordenen Ortschaften Großhennersdorf und Bertholdsdorf besaß, und zugleich das Amt eines kursächsischen Landvogts verwaltete. Auch er starb nach anderthalb Jahren, und der junge Zinzendorf, dem

wohl seines Vaters Bruder zum Vormund namentlich bestellt war, aber in einem so zarten Alter noch wenig leisten konnte, fiel nun ganz der Obhut der Frauen anheim. Zwei Jahre später schritt jedoch seine Mutter, günstigen Lebensansprüchen folgend, zur zweiten Ehe, und heirathete den preußischen General, nachherigen Feldmarschall von Natzmer, mit dem sie nach Berlin zog; ihren noch nicht fünfjährigen Sohn aber durfte sie der Fürsorge ihrer Mutter, der verwittweten Freifrau von Gersdorf, mit voller Ueberzeugung, das Beste für ihn gewählt zu haben, getrost überlassen. Diese hochsinnige Frau, welche auch bisher schon ihrem Enkel die zärtlichste Sorgfalt gewidmet hatte, wurde seine zweite Mutter; sie war ein Muster der Frömmigkeit und Tugend, dabei gebildeten Geistes, nicht ohne dichterisches Talent, im Handeln klar und sicher; durch sie vorzüglich empfing die Richtung, welche dem Knaben gewissermaßen schon gegeben war, den Gehalt und die Stärke, wodurch dieselbe zur entschiedenen Bahn seines Lebens wurde. In gleichem Sinne wirkte seine liebevolle Tante Henriette, die Schwester seiner Mutter, auf ihn ein. Und hier finde die Betrachtung ihre Stelle, wie viele in Thaten und Werken dargelegte Trefflichkeit nicht ohne den beseelenden Antheil mütterlicher Frauen hat werden wollen! Erwähnt sei nur, daß auch der edle Saint-Martin, der geistigste und sanfteste der Menschen, das Glück seiner Lebensrichtung einer liebevollen Stiefmutter zu danken hatte.— Nach Großhennersdorf kamen öfters zum Besuch von Berlin der treue Spener, von Halle die frommen Männer Francke, Anton und Freiherr von Canstein, welche über den jungen Zinzendorf ihre eifrigsten Segnungen aussprachen, und Spener über den erst vierjährigen einst mit aufgelegten Händen mit solcher Inbrunst, daß davon für alle Anwesenden ein tiefer, andauernder Eindruck entstand, der für das Kind selbst bei zunehmenden Seelenkräften immer mehr die Ueberzeugung nährte, daß ihm eine besondere Weihe für den Dienst Gottes zu Theil geworden.

Der Knabe war von schwächlichem Körper, aber desto feurigeren Geistes. Sein Eigenwillen konnte heftig und trotzig hervorbrechen; lebhaft faßte er auf, Gedächtniß und Einbil-

dungskraft besaß er in hohem Grade, auch im Reden bewies er frühe Leichtigkeit; sein Feuer wurde jedoch gemildert durch den Trieb stillen Nachsinnens und besonnener Ueberlegung, der sich gleichfalls früh in ihm offenbarte. Das eigentliche Lernen ging indeß bei aller Anleitung nur langsam, während durch Beispiel und Uebung sein religiöser Sinn desto rascher entwickelt wurde. Durch Verwandte und seinen Lehrer Edeling vor allem auf das Gebet hingewiesen, und in der Religion unterrichtet, wußte er schon im vierten Jahre die Hauptlehren des Christenthums, betete voll Andacht, und hegte mit der Vorstellung, daß Christus unser Bruder und für uns gestorben sei, die herzlichste Liebe zu dem Heiland; es dürfe ja mit dem Bruder, glaubte er schon damals, jedermann brüderlich umgehen, und brauche sich nicht zu scheuen, ihm alles, wenn es auch noch so schlecht wäre, vorzutragen. So entspann sich in dem kindlichen Gemüthe mit dem Heiland ein traulicher Verkehr, der für sein ganzes Leben eine süße und unentbehrliche Gewohnheit wurde. Er freute sich viele Wochen voraus auf die Feier der Geburt und dann des Leidens Christi, weil da schöne Liederchen gesungen wurden, und weil er hoffte, ganz etwas Besonderes über den Erlöser vortragen zu hören. Als er in einer Betstunde den Vers des Liedes, der den Heiland unseren Bruder nennt, verschlafen hatte, weinte er aus Betrübniß. Er selbst meldet über sein Erfülltsein mit diesen Gegenständen unter anderen Folgendes: „In meiner Frau Großmutter Hause begegneten mir zwei Umstände, die meine ganze künftige Lebensart veranlasseten. Als in meinem sechsten Jahre Herr Edeling, mein dreijähriger Präzeptor, in der gewöhnlichen Abendbetstunde von mir Abschied nahm, gebrauchte er sich zarter Ausdrücke von meinem Heilande und seinem Verdienste, und auf was Weise ich ihm angehörte; die waren mir so aufgeschlossen, lebhaft und eindringend, daß ich in ein langwieriges Weinen gerieth, und unter demselben fest beschloß, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für mich gelassen hat. In diesen Gedanken wurde ich von meiner sehr geliebten Tante Henriette ganz liebreich und evangelisch unterhalten; der sagte ich mein ganzes Herze, und wir trugen es denn so gemeinschaftlich

dem Heilande hin. Vor ihr hatte ich keinen Scheu, mein Böses und mein Gutes erfuhr sie. Hat etwas von meiner Erziehung in die nachfolgenden Handlungen mit eingeschlagen, so ist es bei der Einrichtung der Banden, oder kleinen Gesellschaften, geschehen, denn ich habe den Plan dieser Vertraulichkeit immer im Gemüth behalten, und bei aller Gelegenheit anzubringen gesucht. In meinem achten Jahre lag ich eine Nacht lang ohne Schlaf, und kam durch ein altes Lied, welches meine Frau Großmutter vor ihrem Schlafengehn gesungen, in eine Meditation, aus derselben in ein tiefes Spekuliren, und dieses ging so weit, daß mir auf die letzt Hören und Sehen verging. Die raffinirtesten Ideen der Atheisten entsponnen sich von selbst in meinem Gemüthe, und ich ward dadurch so angegriffen und so tief hinein gebracht, daß alles, was ich seitdem gehöret und gelesen, mir sehr seichte und unzulänglich geschienen, und die geringste weitere Impression nicht gemacht. Weil aber mein Herz mit dem Heilande, und ich ihm mit einer empfindlichen Aufrichtigkeit zugethan war, und vielmals dachte, wenns möglich wäre, daß ein anderer Gott, als er, sein und werden könnte, so wollte ich lieber mit dem Heilande verdammt werden, als mit einem andern Gott selig sein; so hatten die seitdem immer wiederkommenden Spekulationen und Vernunftschlüsse keine andere Gewalt bei mir, als mich zu ängstigen und mir den Schlaf zu verderben, aber auf mein Herz nicht den geringsten Effekt. Was ich glaubte, das wollte ich, was ich dachte, das war mir odiös, und ich faßte damals gleich den firmen Schluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er langte, und mir ihn so weit aufklären und schärfen zu lassen, als es nur immer damit könnte getrieben werden, in geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zum Grund aller andern Wahrheiten legen, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegwerfen wollte. Und das ist mir geblieben bis diesen Tag." Und an einem anderen Orte: „Ich hörte von meinem Schöpfer erzählen, daß er ein Mensch geworden sei. Das afficirte mich sehr. Ich dachte bei mir selber: Wenn der liebe Herr auch von sonst niemand

geachtet wird, so will ich mich doch an ihn anhängen, und mit ihm leben und sterben. So bin ich viele Jahre kinderhaft umgegangen, habe stundenweise mit ihm geredt, wie ein Freund mit dem andern, und bin in der Meditation die Stube vielmal auf- und abgegangen. In dem Gespräch nun mit ihm war ich sehr selig und dankbar für das, was er für mich mit seiner Menschwerdung Gutes gedacht hatte. Aber ich verstund die Größe und Genugsamkeit des Verdienstes seiner Wunden und ach! des Martertodes meines Schöpfers nicht ganz. Es war auch das Elend und Unvermögen meines menschlichen Wesens mir nicht recht aufgedeckt, ich that das meinige auch dabei, selig zu werden; bis auf einen gewissen außerordentlichen Tag, da ich so lebhaft gerührt wurde von dem, was mein Schöpfer für mich gelitten hatte, daß ich zuerst tausend Thränen vergoß, und mich nach diesem noch genauer an ihn attachirte und zärtlich mit ihm verband. Ich kontinuirte mit ihm zu reden, wenn ich allein war, und glaubte von Herzen, daß er ganz nahe um mich wäre. Ich konnte viele Sprüche auswendig, da stunden dergleichen Wahrheiten drinnen. Ich dachte auch: Er ist Gott und kann mich verstehn, wenn ich mich auch nicht recht explicire, er hat ein Gefühl davon, was ich ihm sagen will. Oft dachte ich, wenn er mich nur einmal hörte, so würde es genug sein, daß ich auf meine ganze Lebenszeit selig wäre." Er schloß mit dem Heilande den Bund! „Sei du mein, lieber Heiland, ich will dein sein!" und diesen Bund erneuerte er sehr oft. Er schrieb auch dem Heilande kleine Briefe. Solche Spielerei des Kindes blieb auch in der Folgezeit für ihn von Einfluß. Kirche und Predigt, Liedersingen und Beten, wie ehrwürdig ihm auch ihre Bedeutung war, gaben zugleich den kindischen Trieben Nahrung. Doch war hinwieder auch der tiefste Ernst dabei wirksam. Seine innere Richtung bewährte sich auch in äußerem Benehmen; er schenkte das Geld, welches er empfing, gleich und alles den Armen; er war voll Eifer dienstfertig gegen jeden, und für empfangene Dienste herzlich dankbar; er liebte heftig die Personen, die ihm wohlwollten oder mit ihm bemüht waren; er bekannte willig seine Fehler, und suchte sie abzulegen. In diesen

Eigenschaften und Bemühungen hatte der Knabe früh schon eine gewisse Stärke erlangt, die auch nach außen Eindruck machte. Als im Jahre 1706 der König von Schweden Karl der Zwölfte mit seinem Heere nach Sachsen vorgedrungen war, kam ein Trupp schwedischer Soldaten, um Kriegsgelder einzufordern, nach Großhennersdorf; sie rückten in das Schloß und unaufgehalten bis in den Saal, wo der sechsjährige Knabe eben seine gewohnte Betstunde hielt, der unvermuthete Anblick und Vortrag des redebegabten Kindes wirkte aber so mächtig auf diese Krieger, daß sie, ihrer Absicht fast vergessend, an der Andachtsübung sogleich mit Innigkeit Theil nahmen.

In seinem eilften Jahre wurde Zinzendorf, der bereits gut lateinisch und französisch wußte, auch sonst in mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten einen guten Grund gelegt hatte, zur ferneren Ausbildung auf das Königliche Pädagogium nach Halle gebracht. Diese Erziehungsanstalt stand schon damals in großem Rufe sittlicher und geistiger Trefflichkeit; durch sie war für junge Leute vornehmen Standes, wie durch die wunderbar gedeihende Waisenhausstiftung für die ärmere Jugend in gleichem Geiste gesorgt; Francke, ihr Gründer, leitete sie beide in derselben frommen Richtung, die von ihm auch Stadt und Universität empfing, welche letztere, erst im Jahre 1694 gestiftet, in aller Kraft frischen Emporkommens blühte. Der christliche Eifer, der hier waltete, lieh der frommen Milde zwar oft eine düstre Strenge, und die Bekenner waren unter dem Namen Pietisten, welchen Spener's collegia pietatis zuerst veranlaßt, vielfach angefeindet und verschrieen; allein die Getreuen hielten nur um so fester an dem erwählten Wege. Zinzendorf, von Kindheit an mit dieser Richtung vertraut, hatte darin hier zunächst einiges Herbe zu erfahren. Seine Großmutter war selbst mitgereist, um ihn der Obhut Francke's zu übergeben, und, mochte nun das Weltliche bei dem Jünglinge grade in dieser Zeit stark hervortreten, oder andere Rücksicht dazu rathen, genug, er wurde Francke'n als ein junger Herr geschildert, dessen Hochmuth zu beugen, und dessen Gaben streng einzuhalten seien. Ihm wurde daher viele Demüthigung zu Theil, er wurde

zurückgesetzt in den Klassen, hart und beschämend bestraft, sein Stand und seine bisherige Erziehung nicht beachtet. Seine Mitschüler verspotteten ihn, haßten ihn sogar. Dabei hatte er nichtsdestoweniger mancherlei Verführungen von ihnen auszustehen. „Da ich auf Befehl meiner lieben Tante, — so erzählt er selbst, — auswärts kein Weibsvolk anzusehen begehrte, ob ich gleich zu Hause unter lauter Weibsleuten gewesen war, so suchten hingegen die Scholaren mir ihre täglich mehr überhandnehmende Schulsünden mit aller List, Kunst und Plausibilität, die der Satan in ein menschlich Herz bringen kann, zu kommuniciren. Ich hatte auch eine Anfassung an solche Dinge, und da ich ohnedem zum Fürwitz geneigt war, hätte ich eben alles wissen mögen, was gut oder schädlich gewesen; weil ich aber unter einer Gnadenzucht stand, die sie nicht kannten, so wurde ich nicht allein allemal von ihren bösen Thaten zurückgehalten, sondern es gelang mir mehr als einmal, diejenigen, die mich verführen sollten, statt dessen ins Gebet mit mir zu bringen, und für meinen Heiland zu gewinnen." Ja er fing im Stillen recht eifrig zu bekehren an, und gestaltete die Sache gleich gesellig, indem er, auf Böden und anderen abgelegnen Orten, mit mehreren jungen Leuten, unter welchen sich nach Umständen auch grobe Sünder befanden, die sehr mild ertragen wurden, Zusammenkünfte hielt, zum Beten, zu wechselseitiger Prüfung, zur Anmahnung. Er war hiebei von besonderer Thätigkeit, die Gesellschaften ungeachtet der Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse zu einigen, zu beleben, unter allem Wechsel der Theilnehmer fortzusetzen, gegen Neid und Verfolgung zu stärken. Dem Heilande und der Beförderung seines Reiches widmete sich ein noch engerer Bund unter dem Namen des Ordens vom Senfkorn, dessen Mitglieder gewisse Ordensregeln beobachteten, und als Zeichen einen goldnen Ring trugen, in welchem die Worte: „Unser keiner lebt ihm selber" eingegraben waren. Dieser Orden, um welchen auch Zinzendorf's Großmutter wußte, blieb ganz in der Stille, dauerte aber, nachdem die Mitglieder längst nach Holland, Frankreich, Ungarn und sonstiger Heimath zurückgekehrt waren, durch eifrigen Briefwechsel und nicht ohne Segen fort. Ganz be-

sonders aber verband sich Zinzendorf mit dem Freiherrn Friedrich von Watteville, einem Jüngling aus der Schweiz von angesehener Familie, der gleichfalls auf dem Pädagogium studirte. Die Missionsthätigkeit, welche sich mit dem hallischen Waisenhause unter Francke's Leitung erhob, wandte die Jünglinge zu dem Vorsatz, ihrerseits auch für die Bekehrung der Heiden zu wirken, und zwar nur solcher, an die sich sonst niemand machen würde; ein Vorsatz, der in der Folge weite Ausführung erhielt. So groß war aber schon damals Zinzendorf's Gabe, Verschiedenartiges zu verbinden, daß sein geistliches Treiben mit einem starken weltlichen ganz wohl zusammenging; er war hochmüthig, gesteht er, zwar nicht in der Sache Christi, aber doch in Bezug auf Standessachen und Lebensverhältnisse, auf natürliche Gaben und Geschicklichkeiten; weßhalb ihn Francke auch wohl ein naseweises Gräfchen nannte; er liebte zu glänzen und voranzustehen, er putzte sich gern, zeigte viele Lustigkeit, und war dem Witz und Scherz nicht abgeneigt; der damals lebhaft geführte Streit über die Adiaphora oder Mitteldinge, die zwar an sich weder gut noch böse, doch das eine oder das andere in der Anwendung werden können, z. B. Tanz und Kartenspiel, welche durch Francke ganz verworfen wurden, ließ ihn lange Zeit unangefochten, er tanzte zwar nicht, aber eine Spielparthie machte er gern, und sagte davon, man könne schlechteres thun, wiewohl auch besseres, wie er nicht läugnete. Sein Eifer zu dem Heilande behielt indeß gegen jede weltliche Richtung die Oberhand; die Lust zum Leiden, der Glaube zum Durchkommen, und die Zufriedenheit mit den geringsten Umständen, prägten sich ihm tief in's Herz. Sein erster Genuß des heiligen Abendmahls ließ ihn ganz ungewöhnliche Regungen an seiner Seele erfahren, und er verband sich seinem Heilande zu ewiger Treue und Nachfolge. Francke und andere seiner Lehrer, denen er die größte Liebe und Zärtlichkeit bewies, befreundeten sich ihm in dieser Gesinnung mehr und mehr, und ersterer sagte einmal von ihm, er würde noch ein großes Licht der Kirche werden. Ein besonderes Vorbild war ihm hier öfters der Freiherr von Canstein, Francke's Freund, der als ein Mann vornehmen Stan-

des und großen Vermögens ganz dem Dienste der Religion und der Förderung ihrer Anstalten lebte. Er war mit Zinzendorf weitläuftig verwandt, und machte durch seine ganze Erscheinung auf den Jüngling solchen Eindruck, daß dieser sogar gewisse Aeußerlichkeiten, die jener in seinem Benehmen zeigte, von ihm annahm. In seinen Studien schritt er ziemlich fort, er las die griechischen Schriftsteller, der lateinischen Sprache war er zum Reden und Schreiben mächtig, in der hebräischen legte er einigen Grund, in öffentlichen Redeübungen zeichnete er sich aus, wiewohl er auch einmal bei sehr feierlicher Gelegenheit, weil er die Sache aus Uebermuth zu leicht genommen, zu tiefer Beschämung seines Dünkels stecken blieb; in der deutschen Dichtkunst hatte er so große Fertigkeit, daß ihm die Verse so leicht wie natürlicher Redelauf zuflossen. Unter solchem inneren Wachsthum verlebte er sechs Jahre in Halle; nur sein Körper blieb schwächlich, und die Bedrückung, die ihm anfangs widerfuhr, war auch seiner Gesundheit nicht zum Vortheil. Er hatte schon früher, um sich zu stärken, von Halle einen längeren Besuch in Großhennersdorf gemacht; im April 1716 kehrte er von dem Pädagogium, nachdem er noch eine lateinische Abschiedsrede de philonikia eruditorum, oder von der Rechthaberei der Gelehrten, abgehalten, ganz dahin zurück.

Hier blieb er elf Wochen, theils durch den Unterricht seines Hofmeisters Crisenius, theils mit eignem Lesen, besonders der Werke Luther's, neben dem freundlichen äußeren und gewohnten inneren Lebensverkehr genug beschäftigt. Durch den ländlichen Aufenthalt neugekräftigt ging er alsdann zur Universität ab, besuchte aber vorher seinen Oheim und Vormund in Gavernitz. Dieser war mit des Jünglings pietistischem Wesen nicht zufrieden, wollte denselben daher nicht nach Halle, wie er gewünscht hätte, zurückgehen lassen, sondern bestimmte ihm Wittenberg zum Studienort, auch aus dem Grunde, weil dieses eine sächsische Universität war, vorzüglich aber, weil daselbst ein ganz anderer Geist, als in Halle, herrschte. Die beiden Universitäten lagen sogar in offnem Streite, die alte Rechtgläubigkeit der Lutherischen Lehre hatte in Wittenberg ihren Sitz, und bekämpfte den

hallischen Pietismus als eine gefährliche Neuerung, während dieser die kalte, starre Orthodoxie für unfruchtbar erklärte. Durch eine ausführliche schriftliche Instruktion bestimmte der Vormund genau die Lebensart und den Studiengang, welche auf der Universität befolgt werden sollten. Zinzendorf, obwohl in seinen Neigungen einigermaßen gehemmt, beschloß die genaueste Befolgung dieser Vorschriften. Weil er aber wußte, daß man ihn von seinem Wege der Gottseligkeit, den man Pietisterei nannte, abzubringen wünschte, so war er nur desto sorgsamer, den Schatz, welchen er im Innern hegte, zu bewahren. Angewiesen zum Studium der Rechtswissenschaft lag er dieser fleißig ob, und trieb mit Eifer auch andere weltliche Kenntnisse, Sprachen, und selbst körperliche Uebungen, welche seinem Stande geziemend dünkten; bei den letzteren nahm er nach seiner Art den Heiland zu Hülfe, und äußerte sich darüber folgendermaßen: „Man sucht, denke ich, eigentlich ein Ridicule darin: ich finde es aber nicht. Ein pietistischer junger Herr, der einen geraden Verstand hat, weiß, daß, wenn ihm seine Vormünder und Hofmeister einen Fechtmeister, Tanzmeister und Bereiter zuordnen, keine genugsame Entschuldigung zu finden ist, diese Gymnasie zu dekliniren. Er bequemet sich also zum Fechtboden, zum Tanzboden, zur Reitschule, ohne viel Wortwechsel: nimmt aber mit seinem Herzensfreunde, dem allgegenwärtigen Heilande Jesu Christo, die Abrede, er solle ihm ja fein viel Geschicklichkeit dazu geben, damit er von allen solchen Allotriis bald mit Ehren losgesprochen und in die Freiheit gesetzt werde, die etlichen Stunden des Tages auf etwas Solideres und seinem Gemüthe und künftigen Umständen Konvenablers zu wenden. Mein einziger und wahrer Konfident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun lassen.“ Die Hauptsache blieb ihm aber, einen Lebensgang einzuhalten, bei dem er seine Seele retten möchte, und so zog die Religion alle seine Gedanken an. Daher wurde auch die Theologie sein Lieblingsstudium, dem er jede Muße widmete. Er besuchte den Gottesdienst mit Andacht, hielt aber auch eigne Betstunden, las die Bibel, sang geistliche Lieder, und legte sich besondre Uebungen auf,

durchwachte ganze Nächte in frommen Betrachtungen, hielt Fasttage, und wurde in den sogenannten Mitteldingen strenger, als je vorher oder auch späterhin. So wurde sein Wandel gesetzlicher, aber sein Herz weniger frei und heiter; die theologischen Streitigkeiten, in deren Mitte er sich gestellt fand, gaben seinem Geiste unerfreuliche Spannung, seinem Gefühle manches herbe Leid. Viele unnöthige, schwere, langwierige und oft wiederholte Kämpfe, wie er selbst sie bezeichnet, und mit denen er sich in die zwölf Jahre aufgehalten, mußte er in seinem Innern erfahren. Dabei war seine Art der Frömmigkeit dem vielfachsten Tadel ausgesetzt, und dies um so mehr, als er seiner hallischen Sinnesweise durchaus treu blieb, und sie bei jeder Gelegenheit unverhohlen aussprach. Er vertheidigte Francke'n und das ganze Wirken, welches mit dem hallischen Waisenhause zusammenhing, gegen vielfache Angriffe; er hielt dem seligen Spener, als dessen Sohn nach Wittenberg kam, öffentlich eine ausführliche Lobrede. Die Theologen in Wittenberg, unter welchen Doktor Wernsdorf einer der vornehmsten war, ließen ihm diese Ausbrüche seines gutgemeinten Eifers mit Nachsicht hingehen, und er selber schämte sich bald seines gehabten Vorurtheils, daß diese Theologen störrige Zänker wären, wurde mit ihnen näher bekannt und faßte Vertrauen zu ihnen. Aber indem es scheinen konnte, als ob er gewonnen würde, fand eher das Gegentheil Statt. Er durfte in vertraulichen Gesprächen ihnen ihre Versündigung gegen Halle zu rechter Zeit und zur Unzeit vorhalten, und ihnen Wahrheiten sagen, die einem jungen Studenten kaum geziemten, ohne daß jene in ihrer bescheidenen Geduld ermüdeten. Auch an öffentlichen Aeußerungen ließ er es nicht fehlen. Zwar sein Oheim, der sich, wie Zinzendorf erzählt, es zur Regel gemacht hatte, ihm so viel möglich eine andere Natur zu schaffen, oder wenigstens den Kopf auf eine andere Stelle zu setzen, als wo er ihn gefunden, war bedacht gewesen, damit der pietistische Sinn weniger Raum, und die entgegengesetzte Richtung desto größeren behielte, ihm in seiner Instruktion zu gebieten, nie ein Thema zu vertheidigen; allein ihm blieben dabei noch zwei Auswege; „Denn erst war mir, — sagte er, — das

Opponiren nicht verboten, zum anderen war meinem Onkel, aus allzugroßer Hoffnung, daß ich in Wittenberg meinen Pietismus gewiß aufgeben würde, nicht eingefallen, daß hingegen ich die gute Intention haben könnte, die theologische Fakultät zu Wittenberg zu Pietisten zu machen." Dieses gelang zwar so völlig nicht, aber es geschahen durch sein eifriges Bemühen wechselseitige Annäherungen, die ihren guten Nutzen hatten; der achtzehnjährige Jüngling wurde von beiden Partheien als ein willkommener Vermittler angesehen, und schon wollte er mit Wernsdorf zu Francke nach Halle reisen, um das Friedenswerk zu vollenden, als er auf ausdrücklichen Befehl seiner Mutter, der man das Unternehmen unrichtig vorgestellt hatte, und die selbst durch eine Zuschrift Francke's hierin nicht umzustimmen war, von der sehr gewünschten Reise abstehen mußte. Ein orthodoxer Professor wurde inzwischen auch so für die andere Seite gewonnen. Zinzendorf selbst aber entschied sich im näheren Umgange Wernsdorf's innerlich für den geistlichen Stand, wobei er damals und lange nachher seine Gedanken nicht höher richtete, als etwa einen simplen Katecheten oder höchstens einen glücklichen Dorfpfarrer abzugeben, ohne doch selbst hiezu die mögliche Ausführung irgend nahe zu sehen. Doch behielt er diesen Beruf fest im Sinn, und suchte früh jeden Gedanken abzulehnen, daß er für weltliche Geschäfte taugen könnte. Er dachte hiebei: „Will mich Gott in seinem Reiche zu etwas brauchen, so biete ich der ganzen Welt Trotz, daß ichs, ohne ihren Dank, werden müsse. Will ers aber nicht thun, so bin ich bei ihm noch unvergessen, und er sieht etwa vorher, daß ich, in der boshaften Zeit, nichts mehr, als mich selbst zu erhalten, und meine eigne Seligkeit zu besorgen, nütze sei." Inzwischen war in Wittenberg am 31. Oktober 1717 das zweihundertjährige Reformationsjubiläum festlich begangen worden, und Zinzendorf hatte auch diesen Gegenstand mit dem Sinne betrachtet, der vor allem ein inneres Christenthum verlangt. Später gab der Besuch einiger hallischen Freunde Anlaß, den alten Bund von Halle in Wittenberg durch ein neues Mitglied zu vermehren, unter vielem Gebet und Flehen, worin Zinzendorf eine ganze Nacht ausharrte. Sein Brief-

wechsel mit den Genossen, theils in französischer, theils in lateinischer Sprache, war lebhaft, auch sonstige Aufsätze und Abhandlungen und viele Gedichte schrieb er, wie auch eine Dissertation de philautia affectuum omnium fonte primario; in Beredsamkeit und Dichtkunst besaß er die größte Fertigkeit; an Kenntnissen, sowohl in der Rechtswissenschaft und Geschichte, als in der Theologie und in der Sprachkunde, hatte er sehr gewonnen, sein Umgang war munter zugleich und erbaulich, sein Betragen durch vornehme Sitte und freundliche Güte ausgezeichnet, sein ganzes Wesen hatte etwas sonderbar Auffallendes und Wirksames, worin sich eine eigenthümlich begabte und berufene Persönlichkeit kund gab. So ausgebildet verließ er nach vollendeten Studien im Frühjahr 1719 die Universität Wittenberg, und begab sich auf Reisen.

Sein Oheim und Vormund war inzwischen gestorben, und seine Mutter und Großmutter gaben wieder seinem weltlichen Wege die Hauptrichtung, von der bisherigen nicht wesentlich verschieden, denn wie sehr auch beide mit seiner Frömmigkeit einstimmig waren, so konnten sie doch kaum andere Plane für ihren Liebling denken, als daß er, wie ein Kavalier seines Namens und Ranges, sich in der Welt umthun, in ihr seine angeborenen Vortheile wahrnehmen, und dann in der Bahn der Ehre und des Ansehns allerdings gottselig leben möchte. Ihm selbst aber däuchte die Sache schon damals anders: „Ich will ja der Welt und ihrem Wesen absterben, — meinte er, — was soll ich mir erst so viel mit ihr zu thun machen?“ Doch fügte er sich ohne Widerstreben vorläufig in den Willen der Anderen. Die Reise ging zuerst nach Holland, wohin sein älterer Bruder und ein Hofmeister, Namens Niederer, der mit jenem schon auf Reisen gewesen war, ihn begleiteten. Seine Stimmung war vorherrschend religiös, und nahm auch überall solche Nahrung ein. Frankfurt am Main wurde ihm lieb durch das Andenken Spener's, der dort gelebt und gewirkt hatte. In Düsseldorf machte ihm unter allen Gemählden der dortigen Bildergallerie den größten Eindruck ein leidender Christus, dessen treffliche Darstellung noch durch die Worte erhöht wurde: „Das alles habe ich für dich gethan, was thust du für mich?“ Er

fühlte beschämt, wie wenig er selbst auf solche Frage würde antworten können, und gelobte sich dem Heilande desto fester. Gegen Ende des Mai 1719 kam er in Utrecht an, reiste weiter nach Rotterdam, Haag, Leiden und Amsterdam, und ging dann nach Utrecht zurück, wo er mit seinem Hofmeister sich zur Universität hielt, sein Bruder dagegen die Rückreise nach Sachsen antrat. Er beschäftigte sich fleißig mit der Rechtswissenschaft, mit der Geschichte, mit der Arzneikunde, die er sehr liebte, mit der englischen Sprache, aber am meisten mit den Gegenständen der Religion, in Vergleich deren ihm die anderen nur als Kleinigkeiten galten. Manche Untersuchung drängte sich ihm auf, doch ohne ihn zu irren. Er sagt hievon: „In meinem neunzehnten Jahr gings nach Holland, unter die mancherlei und fremden Lehren, die den Verstand rüttelten, aber das Herz nicht anrührten. Die ganze Reise hindurch wurde das Gemüth auf eine empfindliche Weise von allem Irdischen abgezogen. Das beständige Sehnen meines Gemüths war allenthalben zu Jesu und um seinen Segen auch an Andern.“ Er las die Bibel mit neuem Eifer, auch andere Schriften der Erbauung und des Unterrichts, und gab sich vielfacher Andacht hin. Ein tägliches Gebet, welches er sich vorgeschrieben hatte, ging in eine lange Reihe von Fürbitten über, für den römischen Kaiser, für alle christlichen Könige auf Erden, für die Obrigkeit, unter deren Schutz er grade sich befand, für seine nächsten Angehörigen, für seine Lehrer, Freunde, Feinde, für alle Kranken und Sterbenden, für seine katholischen Verwandten, für alle der Theologie beflissenen Edelleute, für die Universitäten Halle, Wittenberg und Leipzig, für die Jansenisten in Frankreich, für die Judenbekehrung, und anderes der Art, in mehr als hundert Rubriken, in ausdrücklicher Nennung der Personen, die sich namhaft machen ließen. In so früher Gewohnheit schon gründeten sich die Litaneien, deren Gebrauch er später so vielfach ausgebreitet. Wie sich aber sein religiöses Bedürfniß gleich von Anfang als ein geselliges angekündigt hatte, so wurde auch hier dieser Karakter alsbald sichtbar. Sein weltliches Verhältniß diente ihm hiebei gut; nicht nur fanden sich einige Genossen von Halle und Witten-

berg in Utrecht wieder, sondern ein so wohlempfohlener junger Herr machte auch in der vornehmen und gebildeten Welt gar leicht die schönsten Bekanntschaften, deren nicht wenige seinem Sinne ganz entsprachen. Die Fürstin von Oranien sah ihn gern, und lud ihn zur Geburtstagfeier ihres Sohnes ein, die er durch ein Gedicht verherrlichte; angesehene Staatsmänner suchten sein Gespräch; mit dem großen Rechtsgelehrten Vitriarius und dem berühmten Theologen Jakob Basnage, — von welchem er sagte: „Jusques dans le parti contraire il reconnaît la vérité!" — trat er in nähere Verbindung; theils in Utrecht, theils im Haag und in Amsterdam genoß er des vertraulichen Umgangs mit einem Prinzen von Nassau-Siegen, einem Grafen von Fugger, einem Grafen von Lippe, mit den Freiherrn von Schell, von Putbus und von Regendank, ferner mit einem Grafen von Tecklenburg, einem Grafen von Saint-Paul, mit dem französischen Generallieutenant Fürsten von La Tremouille und dessen Schwester der Gräfin von Oldenburg, mit den beiden Grafen von Dannefkiold, einem Grafen von Reuß, dem Herrn von Grone, und vielen Andern. Unter diesen waren Katholische, Reformirte und Lutheraner, und es gab daher leicht Anlaß, über Religionssachen verschiedene Meinungen zu erörtern, welches für Zinzendorf nicht ohne Wirkung war. Er selbst berichtet hierüber Folgendes: „Ich kam also nach Utrecht auf die Universität mit meiner wittenbergischen Theorie und hallischen Praxis, welches eine besondere Espece eines jungen reisenden Menschen formirte, wovon manche erbauliche Specialia zu kommuniciren wären. Hier kriegte ich mit den Reformatis zu thun, und mit ein und andrer Gattung von Philosophen, gegen welche alle ich anfänglich ziemlich wilde that, nach und nach aber doch so apprivoisirt wurde, daß ich die Leute aushörete; und ob ich auf der einen Seite wohl sahe, daß wir aus ganz verschiedenen Schulen her wären, dennoch auf der andern Seite inne wurde, daß ich verschiedene meiner Spekulationen entweder für mich behalten, oder mit bessern Argumenten versetzen müßte: weil ich, wenn es zu dergleichen Disput kam, mit manchem Kern- und Kardinalbeweis nicht Herz genug hatte hervorzuziehen, und mir oft ersten Blickes

däuchte, mein Gegner hätte den Irrthum mit wahrscheinlicheren Ursachen befestigt, als ich für die Wahrheit sogleich aufzubringen hatte. Diese Perplexität brachte mich wohl nicht zum Fall, aber doch zum Weichen; und ich ergab mich darein, wenn meine Gedanken nicht widerhielten, meinem Gegner das letzte Wort zu lassen: worüber ich bei Einigen in den Kredit eines modesten jungen Menschen gekommen bin." Seine Duldung gegen Andersglaubende, und der Umfang dessen, was er mit seinem eignen Lehrgrunde in der Ausübung wohlvereinbar fand, konnte in diesen Verhältnissen nur gewinnen. Auch ließ er in seinem Eifer gegen die Mitteldinge merklich nach. Die eigentlichen Gesinnungsgenossen aber schlossen sich ihm näher an, und zwischen vieren derselben entstanden zuletzt zur Förderung des Seelenheils tägliche Erbauungsstunden, in welchen Zinzendorf jedesmal über einen Spruch aus dem neuen Testament eine Rede zu halten hatte, durch Gebet und Gesang eingeleitet und beendigt. Mit dem Grafen von Reuß stiftete er bei dessen früherer Abreise nach Frankreich den besonderen Bund, daß sie dem Heiland allein leben und ihm von Herzen dienen wollten. In Utrecht empfing er noch die Nachricht von dem Ableben des Freiherrn von Canstein zu Berlin, des edlen frommen Mannes, von welchem gesagt worden, er habe den Karakter eines Kindes Gottes auch bei der Welt behauptet, ihr keine saure Miene gemacht, sich aber auch gar nicht nach ihrem Sinne gerichtet. Er vermachte sein Vermögen dem hallischen Waisenhause. Zinzendorf widmete diesem Todesfall ein Gedicht, welches keine Trauer, sondern vielmehr die freudigste Zuversicht zum Sterben ausspricht. Die Furchtlosigkeit vor dem Tode war ihm schon damals vollkommen eigen; ein wahrer Christ könne nur, meinte er, aus Unverstand das Abscheiden fürchten, und er selbst bekannte sich jeden Augenblick zu dem großen Schritte bereit; so nahm er auch schon damals zum Wahlspruch: aeternitati. An sich selbst arbeitete er unablässig; als er einige Tage in großen Schmerzen krank gelegen, und ihn die Ungeduld übernommen, dichtete er deßhalb ein Lied, in welchem er sich zur Strafe und Tröstung die Schmerzen des Heilandes vorhielt. In

der Mitte des Septembers reiste er mit seinem Hofmeister über den Haag und Rotterdam nach Antwerpen, und von hier über Brüssel und Cambray nach Paris, wo er am 27. ankam und in einem Hotel der Rue Saint-Honoré abstieg.

Er fand hier den Grafen von Reuß und dessen Hofmeister von Bonin, die schon abreisen wollten, mit welchen er jedoch die gewohnten erbaulichen Zusammenkünfte auch für die wenigen Tage noch anknüpfte; gleichen Umgang setzte er mit den Grafen von Danneskiold fort, und machte neue Bekanntschaften mit vielen jungen Deutschen, die damals in Paris lebten; auch lernte er den Freiherrn Nikolaus von Watteville kennen, den er schon wegen des Namens aufsuchte, gleich als seines Freundes Bruder erkannte, und bald liebgewann. Seine Lebensweise, bei solcher Jugend und in solchem Stande ganz durch Religion bedingt, mußte in der vornehmen Welt einiges Aufsehen machen; der Marschall von Villars, der englische Botschafter Lord Stairs, der Kardinal von Bussy und mehrere Andere bezeigten ihm nähere Theilnahme, auch Madame, die verwittwete Mutter des Herzogs von Orleans, damaligen Regenten von Frankreich, und dieser selbst, waren ihm geneigt; jene, eine geborne Prinzessin von der Pfalz, welche mit Lebhaftigkeit an Deutschland und an ihrer Muttersprache hing, würdevoll und heiter zugleich, unterhielt sich ganze Stunden mit ihm. Er selbst erzählte hievon: „Als ich verwichenen Dienstag zu der Madame komme, fängt sie auf Deutsch an: Guten Abend, Herr Graf; ist er heute in der Opera gewesen? Ich sagte: Nein, Ihro Hoheit, ich habe nicht Zeit, in die Opera zu gehen. Sie sagte darauf: Herr Graf, ich muß ihm sagen, daß ich höre, er kann die Schrift fast auswendig. Ich sagte: Es sollte mir lieb sein, wenn ich sie könnte und darnach thäte. Aber wer sagt Ihro Hoheit solche Sachen? — Ich kann mich nicht besinnen, antwortete sie.“ Und ferner: „Als ich einmal in der Gallerie stund, ging die Madame in die Messe; und da sie mich stehen sahe, sagte sie: Herr Graf, will er mit in die Messe gehen? Darauf antwortete ich: Ich bin ja Lutherisch, Ihro Hoheit; was sollte ich da machen? worauf sie lächelte und sagte: Ich weiß es wohl!“ Die

bekannte Gerechtigkeitsübung des Regenten, der einen wegen verübten Raubmordes zum Rade verurtheilten Grafen, trotz aller dringenden Fürbitten der vornehmsten Familien, mit denen, wie sogar mit dem Hause Orleans, er verwandt war, durchaus nicht begnadigte, fiel in diese Zeit. Madame äußerte darüber gegen Zinzendorf, es sei gleichwohl sehr schmerzlich, ein Exempel der Art zu statuiren. Er aber antwortete ohne Scheu: „Desto mehr Ruhm wird sich der Regent mit einer gleich durchgehenden Gerechtigkeit erwerben. Uns Grafen geht es vor allen an. Ich kann aber nicht sehen, daß wir durch die Exekution mehr beschimpfet werden, als dieser Rang durch die That verletzt worden ist. Wenn Grafen und Herren um des Guten willen leiden, und darüber ihr Leben lassen, so ist das der Familie keine Schande, wohl aber sind sie es mit solchen bösen Thaten. Vor einem Grafen nimmt sich kein Mensch in Acht, man hält einen solchen Gedanken infra characterem, darum müssen solche Grafen, die morden und stehlen, öffentlich und noch härter als Andere gestrafet werden.“ Solchen Gesinnungen war nicht zu widersprechen, und Madame sagte von Zinzendorf, er sei ein junger Mensch, der zu leben wisse, fürchte aber Gott von Herzen, und darum halte sie ihn für glückselig. Wirklich führte alles Weltliche ihn nur desto stärker auf das Innere zurück. Die äußeren Auszeichnungen ließen seinen Ehrgeiz doch nicht ungereizt, und als einst am Hofe seinem Range nicht die Gebühr widerfahren, beklagte er sich darüber, und erhielt auch sogleich Genugthuung zugesagt, doch ehe sie noch geleistet war, schämte er sich seines Hochmuths, fiel Gott zu Füßen, und bat ihn mit vielen Thränen um Gnade und Vergebung: „Ich versprach dem Heiland, — sagt er von diesem Vorgang, — sein armer Nachfolger zu werden, und der Welt völlig abzusagen. Und es ist dieser Sinn, in Absicht auf Ehre und Ansehen, seit der Zeit nicht wieder verändert worden: sondern Christi Schmach ist mir allemal eine Freude geblieben.“ Er besuchte übrigens die Reitbahn, nahm Unterricht im Französischen, erweiterte seine Rechtskenntnisse, sah Merkwürdigkeiten und Gesellschaften aller Art. Doch wie das große Krankenhaus Hotel-Dieu ihm größere

Theilnahme und Bewunderung erweckte, als das prächtige Versailles mit allen Bauwerken und Gärten, so zog auch der Umgang frommer Personen ihn stets besonders an, und die Bekanntschaft mit der Herzogin von Villars und einigen ihrer Freundinnen wurde ihm in dieser Beziehung ungemein schätzbar, es gab bei ihr Gespräche über Sachen des Glaubens und Stellen der Schrift, ohne daß man sich indeß, bei vielfachem Begegnen, völlig verständigte; auch trug Zinzendorf Bedenken, in einen Orden der Treue, welchen diese Damen hatten und ihm anboten, einzutreten.

Ueberhaupt fühlte er Abneigung und Scheu gegen jede Verwickelung mit katholischen Verhältnissen; die äußere Pracht des Kirchenwesens, das üppige und sündliche Leben so vieler vornehmen Geistlichen, wirkten abstoßend auf ihn; den Lehrmeinungen widersprach er mit Heftigkeit. Er mußte jedoch bald entdecken, daß inmitten der argen Verwilderung, welche in Frankreich unter der Regentschaft alle Stände, und besonders auch die Geistlichkeit, öffentlich ergriffen hatte, ein edler Kern reiner und gebildeter Religiosen fortlebte, die sich dem Verderben der Kirche, selbst gegen deren Aussprüche, standhaft widersetzten, und ohne die äußeren Formen zu verwerfen, das Heil zunächst im Innern begründen wollten. Diese unter dem Namen Jansenisten lange schon verfolgte, aber dadurch auch nur verstärkte Parthei befand sich in heftigem Streit gegen die päpstliche Bulle Unigenitus, auch gemeinhin die Konstitution genannt, welche die Hauptlehren der Jansenisten, oder was dafür in dem berühmten Buche des Pater Quesnel über das neue Testament vorausgesetzt war, als irrig verdammt hatte. Einen dieser Männer, den Pater von La Tour, General der Väter des Oratoriums, lernte Zinzendorf zufällig kennen, kam mit ihm in freundschaftlichen Umgang, und ließ sich durch ihn, wiewohl nicht ohne Scheu, bei dem Kardinal von Noailles einführen. Dieser ehrwürdige, frommgütige und dabei gebildete Mann machte auf ihn einen tiefen Eindruck, es entstand eine innige Annäherung, mündlich und schriftlich wurden die Angelegenheiten der Religion untersucht, und nichts verabsäumt, um Zinzendorf zum katholischen Glauben zu bewegen, allein er blieb in seinem

Glauben fest, erwiederte den wiederholten Vorstellungen, die Wahrheit seiner Kirche dispensire ihn, eine andere zu suchen, und brachte vielmehr den Kardinal dahin, daß dieser auch in dem Protestanten die inwohnende Gnade erkannte, und ihn für ein Kind Gottes hielt, mit dem er nicht ferner über kirchliche Formen streiten mochte, sondern fortan nur liebevollen, vertraulichen Herzensumgang pflog. Des Kardinals ganzes Wesen hatte eigentlich diese Richtung; er bekannte, daß er gern seine bischöfliche Hoheit zu den Füßen Jesu niederlegen und ein armer Priester werden wolle, wenn es der Kirche Frucht bringen könne; seinen Sprengel verwaltete er treulich, seine großen Einkünfte gab er zu milden Zwecken hin. Eine sinnige, zarte Freundschaft entstand zwischen dem Greis und dem Jüngling; der Kardinal hörte mit Wohlgefallen die Briefe, welche Zinzendorf ihm von seiner Großmutter, Mutter und Tante vorlas, und verzichtete darauf, ihn zu bekehren; er versprach ihm sein Bildniß, und wollte auch die Freunde des jungen Grafen kennen lernen. Zinzendorf durfte ihn ermahnen, in der Kostitutionssache fest zu sein, nichts aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit zu thun, die erkannte Wahrheit unverzagt zu behaupten, und seine Kardinalswürde nicht in die Sache Christi zu mengen. In der That durfte der Jansenismus für diejenige Seite des katholischen Christenthums gelten, von welcher dieses mit dem protestantischen, wie es sich im Pietismus darstellt, zu vereinbaren sein möchte, und Zinzendorf's Ermahnung ging aus richtigem Gefühl seiner eignen Stellung hervor. Desto tiefer schmerzte es ihn, als dennoch, ungeachtet wiederholter entgegengesetzten Versicherungen, der Kardinal, durch vielfaches Andringen zum Nachgeben bewogen, die Konstitution durch eine öffentliche Erklärung gewissermaßen annahm. Jetzt war das gute Vernehmen zerstört, und Zinzendorf sagte sich mit großer Betrübniß von dem verehrten Manne nunmehr ganz los, und kündigte ihm dies selbst durch einen Brief freimüthig an. „So ist es denn geschehn, gnädiger Herr, — sagt er in diesem Schreiben, — und der große Muth, der den Gefahren trotzte, und die Feinde der Wahrheit in Erstaunen setzte, weichet der schwachen Hoffnung eines uner-

laubten Friedens! Sie unterzeichnen, und so also bergen Sie die Wahrheit! Ich glaub' es nicht, gnädiger Herr, ich, der ich Sie und Ihre guten Absichten kenne. Was aber werden diejenigen sagen, die, entfernt von Ihrer Person, Ihre Tugenden jederzeit bewundert haben, wenn sie erfahren werden, daß das weiseste Buch von der Welt, welches Sie der Heerde, die Gott Ihrer Sorge anvertraut hat, so nachdrücklich empfohlen haben, verdammt wird? Aber es ist nicht mehr Zeit, also mit Ihnen zu reden. Was mich anbelangt, so habe ich zweimal die Pflichten des treuesten Dieners erfüllet, und ich habe nichts weiter zu sagen. Auch halte ich mich für unfähig, Ihnen Rathschläge zu ertheilen; weil aber meine Augen Sie, nach dieser beklagenswürdigen Unterzeichnung, nicht mehr sehen werden, so will ich Ihnen hiemit auf immer Lebewohl sagen. Ich danke Ihnen unterthänig für die Ehren- und Gnadenbezeigungen, deren Sie mich würdig geachtet, und da meine Freimüthigkeit Ihnen bisweilen dürfte mißfallen haben, so bitte ich Sie tausendmal um Vergebung. Der Herr, unsre Liebe, wolle in Ihnen sein Werk vollenden, und Ihnen bei dem Lichte der Wahrheit die ganze Bosheit des Reiches der Finsterniß zeigen! Ich hoffe nicht, daß Sie mich Ihrer theuren Freundschaft berauben werden, nachdem ich mir die Kühnheit genommen, Ihnen meine Gesinnungen auszusprechen. Da ich mich aber von der Zeit und ihren vorübergehenden Annehmlichkeiten ganz los zu machen strebe, um die selige Ewigkeit zu erlangen, die von allen Veränderungen und Unfällen frei ist, so werde ich mich mit meiner Aufrichtigkeit und mit der Gerechtigkeit meiner Klagen trösten. Wenn unser guter Vater, nach diesem elenden Leben, uns dermaleinst, durch seine große Barmherzigkeit, in dem zukünftigen Leben wieder zusammenbringt, so werden Sie, ich bin es gewiß, der Erste sein, mir den Ausbruch meines Eifers zu vergeben, und Sie werden von der Wahrheit meines Glaubens und von allem, was ich Ihnen nun zum letztenmal zu sagen die Ehre gehabt habe, eben so überzeugt sein, als ich es gegenwärtig bin. Soll ich indeß auf immer der Freude, Sie zu sehen, beraubt sein, so beten Sie für mich zu dem Gott, den wir alle beide sehen werden,

und glauben Sie, daß ich Sie unendlich liebe, Sie wahrhaft ehre, und mit innigstem Leid Ihnen Lebewohl sage."

In dieser ausgesprochenen Denkart wurde er durch zufällige Bekanntschaft noch mehr bestärkt; er hörte einen Dominikanermönch predigen, der ihm ein zweiter Tauler schien; derselbe sprach ganz aus dem Innern, drang auf die Bekehrung des Herzens, da denn die Aenderung des Lebens von selbst folgen würde, wollte keinen Frieden mit der Welt, zeigte die Nothwendigkeit einer Reformation, nicht nur bei dem armen Volke, sondern vornehmlich bei den Großen. Zinzendorf suchte den Mann sogleich auf, er hieß Pater d'Albizi, gehörte zu den eifrigsten Widersachern der Konstitution und führte den Grafen zu den Bischöfen von Boulogne und von Montpellier, welche selbst nach dem Einlenken des Kardinals von Noailles fortfuhren, von der päpstlichen Bulle an eine allgemeine Kirchenversammlung zu appelliren. Zinzendorf's Brief an den Kardinal wurde hier mitgetheilt, und für eine Eingebung des heiligen Geistes erklärt. Diese Gesellschaft, in welcher sich bald inniges Vertrauen eröffnete, war für Zinzendorf nicht ohne Gefahr; die Appellirenden und ihre Anhänger wurden als Staatswiderspenstige angesehen und nach Umständen auch so behandelt; manches freiere Wort, mancher ununtersuchte Verdacht hatte schon in das Gefängniß geführt, und Zinzendorf konnte leicht auf eine oder andere Weise das Opfer einer Denkart werden, wegen der ihm auch wirklich, wenn der Sage zu glauben, einmal Gift beigebracht worden; wenigstens verfiel er in eine schwere Krankheit, als deren Ursache man jenes annahm; er war aber überhaupt schwächlich und öfteren Krankheiten unterworfen. Seine Abreise von Paris, die im Frühjahr 1720 geschah, entledigte seinen Hofmeister deßhalb großer Sorgen. Bevor wir ihn aber weiter begleiten, ist es nöthig zu vernehmen, was er selbst in Bezug auf seine religiöse Stellung und Entwickelung von diesem Aufenthalte späterhin geschrieben hat. „Jemehr ich in die Welt kam, — sagt er, — je fester hielt mich mein Herr, je inniger zog er mich in die Betrachtung seiner Leiden, und ich suchte mir unter den Hohen der Welt (von den Niedrigen hatte ich damals noch

nicht viel Begriff) lauter solche Leute aus, denen ich meines Heilandes Gnade anpreisen konnte. Ich fand dergleichen, wo man es oft nicht hätte denken sollen. Im Haag meinete ich z. B. bei dem portugiesischen Ambassadeur Grafen Tarouca etwas mehr als sonsten von meiner Hauptsache zu sprechen Gelegenheit zu finden. Gegen diejenigen, da ich mich nicht antrauete, war ich höflich. Denen, die mich auf Reisen verführen wollten, begegnete ich grob, und nahm Gelegenheit (wie ich schon auf Universitäten angefangen hatte), sie auf einmal zu desabusiren, wovon ich die Früchte noch jetzt genieße. Alles machte ich mit meinem Heilande aus, was mir wichtig war. — In Paris war ich ganz in meinem Fache. Da kam ich unter die rechtschaffenen Bischöfe und Religiosen, und lernte etliche Damen kennen, die Gnade hatten. Da ist mir die Zeit nicht lange worden, und es war mir leid, daß ich sobald abbrechen mußte. Ich war im Uebrigen, aus Mangel der Connoissance, sehr gesetzlich, und ich habe mich über die Geduld meiner Freunde, und sonderlich des Herrn Kardinals von Noailles, seitdem verwundert, die von meinem bizarren Humeur viel ausstehen mußten. Denn was ich für recht erkannte, das suchte ich cum emphasi zu inkulkiren, und ich konnte mit dem wichtigsten Freunde gleich brechen, wenn ich glaubte, er sei in meines Herrn Sache nicht zuverlässig. Die Welt wußte nicht recht, wie sie mit mir dran war, weil ich in dem Exterieur nichts Apartes hatte, als daß ich bei Hofe nicht tanzte, und in Paris auch nicht spielte. Verschiedene, die mich kannten, glaubten, ich stünde noch in meinem Taufbunde; Uebeleinsehende gaben mich für einen Pietisten aus, und die, welchen man diesen Namen giebt, ließen mich nicht passiren. — Ueberhaupt däucht mich, wenn man mir alle Arten der bevorstehenden Verführung in der Welt aufrichtig gesagt hätte, so wäre ich nicht vor einer jeden stehen geblieben und hätte sie so besehen, sondern ich hätte es gemacht, wie mit den Frauensleuten. Was mir verboten war, das ließ ich. Die Unwissenheit war mir zu mancher Distraktion beförderlich und schädlich; die Erkenntniß alles menschlichen Elendes und aller Handgriffe des bösen Feindes, uns nach seinen Absichten zu

façonniren, ist mir beständig heilsam und selig gewesen." Und nochmals an einem anderen Orte sagt er: „In Frankreich fand ich's unter der katholischen Religion, wie ich's in Holland mit einigen Protestanten angetroffen. Sie sagten mir die Argumente grade nicht, die in den Büchern für die ihrige angegeben waren; sie sagten mir aber andere, die ich noch nie gehört hatte, worunter einige waren, die ich gegen gewisse adversarios boni ordinis et concordiae christianae in unserer Kirche für invincibel gehalten, und sie mit einem hoc non obstante abgefertigt hatte, wenn ich ihnen auf ihre desideria die Antwort schuldig bleiben müssen. Ich fing mich an zu fürchten; gleichwohl mußte ich mit Leuten leben: und weil ich mit meinen Glaubensgenossen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reisen, wenig anfangen konnte, so mußte ich mich unter denen Landeseinwohnern nach Leuten umsehen, wo ich mein Gemüth erbaulich occupiren, und, nach meiner damaligen Idee, etwas Bleibendes auf die Ewigkeit mitnehmen konnte. Das brachte mich mitten unter die Patres und Bischöfe hinein, ja zu einem Kardinal, denen allen ich zu ihrem Ruhm nachsagen muß, daß sie, da sie sahen, sie hätten mit einem Menschen zu thun, dem ihre Religionsdisputen à charge wären, weil er zwar ihre Erfahrung und Gelehrsamkeit genugsam respektirte, um sie mit seinen argumentis classicis zu verschonen, gleichwohl aber seiner Religion von Herzen treu und über den geringsten Gedanken eines Synkretismus mit der gegenseitigen Theorie verlegen wäre, sogleich von dergleichen Materien abstrahirten, und sich mit mir in das unergründliche tiefe Meer des Leidens und Verdienstes Jesu und der dadurch erworbenen Gnade, selig und heilig zu werden, hineinbegaben; da wir denn ein halb Jahr mit himmlisch vergnügten Herzen beisammen waren, und uns nicht mehr besannen, was für einer Religion einer oder der andre wäre, so daß der Kardinal, da ich endlich doch über seinem Accommodement mit ihm zerfiel, und ihm mit vieler Jugendhitze begegnete, mich bis an das Ende seines Lebens auf's Gefühl unserer Herzen zurückführete, und mir unter andern die Worte schrieb: Que la différence des sentiments n'aille point jusques aux coeurs!"

Zinzendorf hielt diesen Umgang, den er in Frankreich gehabt, für eine große Gefahr, die seinem protestantischen Glauben bereitet gewesen sei. Die katholische Kirche ist in weltlicher Bildung und Anreizung wohl nie schöner und reicher aufgetreten, als in jenem Zeitalter französischer Entwickelungsfülle, die aus dem siebzehnten Jahrhundert in das achtzehnte überströmte. Das Christenthum an sich bedarf solches Schmuckes freilich nicht, es kann ihn völlig missen, aber es läßt ihn zu, und befehdet ihn keineswegs; Philosophie, Gelehrsamkeit, die schönen Künste, durften sich zu allen Zeiten mit höchster Frömmigkeit verbinden. In Frankreich aber war die Erscheinung ganz außerordentlich; die größten Geister und Talente der Nation, die vornehmste, reichste Geselligkeit, Redekunst und Dichtungsgabe, alles Hohe und Liebenswürdige, was in menschlichen Zuständen gewährt sein kann, waren mit dem religiösen Leben verflochten, trugen die Farbe des bestimmten Kirchenthums, theilten die ihre demselben mit. Männer, wie der Kardinal von Noailles, Frauen, wie die Herzogin von Villars, dazu im Hintergrunde die fortwirkenden Namen Fenelon, Bossuet, Pascal und andere in großer Zahl, durften für die Kirche, der sie angehörten, und die solche Früchte darwies, ein mächtiges Vorurtheil begründen, und wenn zu dem vorausgesetzten Heil, wie so häufig Zwang, auch Lockung als statthaft gelten sollte, so mußte man zugeben, daß diese von der weltlichen edleren Seite her nicht wohl verführerischer hätte erscheinen können. Dieses fühlte Zinzendorf, und seine Neigung für die Personen und für die Bildungsformen, in welchen er ächte Frömmigkeit hier leben sah, konnte sich, bei minderem Erfülltsein des Gemüths, leicht auf das Kirchenthum übertragen. Doch blieb, wie schon bemerkt, sein protestantischer Glauben unerschüttert, ja derselbe bestärkte und erhärtete sich vielmehr im Widerspruch. Nur entnahm er von jenem Umgang eine mildere und verträglichere Stimmung, als damals unter Protestanten gewöhnlich war, für die Katholiken und ihre Art; ja die Folgezeit entwickelte in seiner Erinnerung erst recht die Vorzüge, welche er damals noch nicht nach Gebühr zu erkennen gewußt. Wie er hierüber gedacht, äußert er in

einer späteren, aber hieher gehörigen Stelle mit eignen Worten: „Seitdem ich mit den Katholischen wenig Umgang und Korrespondenz mehr habe, fange ich mich an über ihre Geduld, Raisonnabilität und Toleranz hintennach zu verwundern, daß sie so viel, zum Theil ungegründete, heftige Disputationes und Krickeleien, deren ich mich in meinen jüngern Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrsucht in's Beste deuten, und mich doch so viele Jahre nicht hassen noch drücken mögen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten, als ich die Katholischen dreißig Jahre lang in allen Occasionen gefunden; selbst 1719 und 1729, da ich in ganz diversen Ländern bei Religions-Motibus mit ihnen zu thun gehabt, und sie mir entgegen stehen müssen, wobei sie sich nicht einbilden können, daß mein Lehrsystem aus dem Concilio Tridentino genommen sei, und ich ihnen über das von meinem Volk übel beschrieben war; aber es ist eine radicirte, praktische εὐλάβεια in der katholischen Kirche, nicht so viel Libertinage und Haß gegen die Liebhaber und Anbeter Jesu, als bei manchem trockenen und regellos disputirenden Protestanten, und so wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß, oder sie begehren werden, für Herrnhuter zu passiren, zumal in articulo de Ecclesia: so sehr ehre ich ihre praktische Kondescendenz für alle stille, unsektirische und in Absicht auf Allotria und Intriguen unverdächtige Christenmenschen in ihrer eigenen (welches ihre erstaunliche Geduld mit dem Pere Courrayer, der auf einer protestantischen Universität zugleich Doktor Theologiä geworden war, genugsam bestätigt), und noch vielmehr extra casum litis in fremden Religionen. Sie führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen sie in Praxi. — Wir Protestanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde: und es giebt unter uns in Praxi (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker. Bessere dich Jerusalem!“

Von Paris reiste Zinzendorf über Straßburg nach Basel und Zürich; und wandte sich alsdann nach Franken, wo er

mehrere Wochen auf Oberbirg und darauf in Castell bei seinen Verwandten zubrachte. Hier schrieb er fleißig Briefe, französische und deutsche, dichtete mancherlei Lieder, worin er lebenslang die größte Leichtigkeit behielt, aber freilich nie den rechten Geschmack erlangte, und setzte mit Eifer sein geistliches Leben fort. In allen diesen Kreisen war man frommgesinnt, aber man hielt in Worten und Werken ein gewisses Maß, welches dem vornehmen Stande zu gebühren schien. Eine Frömmigkeit, wie die des jungen Grafen, der sein Verhalten keiner äußeren Rücksicht unterordnete, mußte daher auffallend und nicht selten lästig sein. Ihn aber konnte nichts irren, er blieb in seiner strengen Bahn, und man ließ ihn endlich dabei, weil doch nichts über ihn zu gewinnen war. Wie es mit seiner Stellung in der Welt werden würde, indem weder am Hofe noch im höheren Staatsdienste, wohin die Vortheile seiner Geburt ihn anwiesen, ohne mancherlei Nachgiebigkeit durchzukommen möglich schien, dafür durfte man schon ernstlichere Sorge hegen, da eine hier entstandene Neigung Zinzendorf's zu seiner jüngsten Base, Gräfin Theodore von Castell, bald in einen förmlichen Heirathsantrag überging. Er reiste nach Hause, um die Sache mit den Seinen völlig zu ordnen. Alles war einverstanden mit dieser Verbindung, auch die Großmutter gab ihr anfänglich über die nahe Verwandtschaft gehabtes Bedenken auf, die Base selbst hatte sich so geäußert, daß er an ihrem Ja nicht zweifeln wollte, und so hielt er sich als Bräutigam gebunden. Auf der Rückreise nach Castell kam er bei Plauen nachts in der Elster in große Gefahr, und folgte deßhalb am nächsten Tage einer freundlichen Einladung nach Ebersdorf zu seinem Freunde, dem Grafen von Reuß, der inzwischen zur Regierung gelangt war. Hier kam nun die Rede darauf, daß auch Graf Reuß nächstens zur Vermählung schreiten müsse, und seine Mutter richtete an Zinzendorf, als auch dieser mancherlei schickliche Parthieen namhaft gemacht, unerwartet die Schlußrede, unter allen Genannten sei keine der Gräfin Theodore von Castell gleichzusetzen, an diese aber leider nicht zu denken, wovon er die Ursache am besten wisse. Dieses Wort brachte in ihm eine große Bewegung hervor; er ver-

glich die Antriebe, Stellungen, Geschickesloose; er fand es in allem Betracht besser für alle drei, wenn Theodore nicht seine, sondern seines Freundes Gattin würde, und beschloß alsobald, sie diesem zu überlassen. Nach einem edlen Wettstreite, der jedoch nur kurze Zeit dauern konnte, reisten die beiden Freunde, begleitet von dem reußischen Rath von Bonin, zusammen nach Castell, um die dortigen Gesinnungen zu erforschen. Es fehlte nicht an Widerspruch, auch von Seiten der jungen Gräfin, welche sich aus Zartheit, denn ihre Neigung hatte schon bisher mehr gegen den Vetter, als für ihn entschieden, — jetzo beinah für gebundener halten wollte, als vorher; allein durch Zinzendorf's Bemühen kam der Tausch, in welchem Gottes Lenkung verehrt wurde, glücklich und zu allseitiger Zufriedenheit in Ausführung. Zinzendorf betheuerte, er gebe hiemit zwar sein Liebstes in der Welt, doch getrost um Jesu willen auf. Er wohnte sodann der Verlobung bei, die er durch Gebet und Erbauungsrede, wie auch durch eine eigends hiezu verfertigte Kantate feierlich begehn half. Diese seltsame Geschichte mußte natürlich großes Aufsehen machen, und zu mancherlei Gereden Anlaß werden.

Nach diesem Vorgange reiste der junge Graf mit seinem Freunde vergnügt nach Ebersdorf zurück, und bedachte ernstlich, wie er seinen äußeren Lebensweg einrichten möchte, damit derselbe seinem inneren Antriebe nicht zur Hemmung würde. Ohne viel zu suchen, erwählte er gleich das Nächste, und ging gradeswegs nach Halle, um dort bei den Franckischen Anstalten irgendwie beschäftigt zu werden. Im Hause des Grafen Reuß daselbst, vor einer zahlreichen Gesellschaft, eh er selbst noch seine Absicht hatte merken lassen, überraschte ihn Francke seinerseits mit dem Vorschlage, die Stelle seines seligen Freundes, des Freiherrn von Canstein, bei dem Waisenhause zu übernehmen; hier war durch einen vornehmen Mann eine fromme Thätigkeit gleichsam schon eingeweiht und für die Welt minder anstößig gemacht. Denn die Vorstellung, daß ein Graf, wie stark auch der Geist ihn triebe, diesem doch nicht anders, als in den angenommenen, weltgültigen Auszeichnungen seiner Standeswürde folgen dürfte, hatte sich auch bei den sonst Frommen festgesetzt, welche in dieser

Hinsicht wohl die katholische Einrichtung beneideten, wo hohe Kirchenwürden und reiche Prälaturen den jungen Edelleuten, bei geistlichem Beruf, in der Kirche doch auch, wie am Hofe und im Heere, eine vornehme Laufbahn darboten, wogegen die protestantischen Oberhofprediger oder Superintendenten sehr im Schatten blieben. Aber Zinzendorf, von ächtem Christensinne beseelt, dachte eben deßhalb ganz anders; ihm war alles vornehm und erhaben, was den Dienst des Heilandes betraf, alles gering und schlecht, was diesem fremd erschien. Die Vornehmheit, die er gleichwohl zeitlebens behielt, und die ihn und seine Werke mächtig tragen und durchkämpfen half, wurde ihm, wie auch er selbst sich ihrer entkleidete, von der umgebenden Welt noch immer aufgedrungen, und er war wirklich zu vornehm in Geist und Sitte, um die Demuth, die er empfand, durch ungeberdiges Abwerfen des Aufgedrungenen wieder zum Hochmuth umzukehren. In dem Entgegenkommen Francke's erblickte er nur die höhere Bestätigung seines eignen Sinnes, er nahm den Vorschlag freudig an, einzig mit dem Vorbehalte, daß auch die Seinigen dazu stimmten. Er setzte demnach seine Reise nach Berlin fort, wo er seine Mutter wiedersah, und ihr seine Absichten mittheilte. Sie gab jedoch seinem Lebensplan ihre Einwilligung nicht; sie wußte sich in die Sinnesart ihres Sohnes nicht so völlig hinein zu denken, um nicht vieles darin höchst sonderbar zu finden. Der vertraulichste Gedankenaustausch vermochte die Abweichung nicht zu vereinigen; Zinzendorf sah sich gehemmt, sein wahres Wesen oft verkannt, ja von manchen Personen sogar gehässig ausgelegt. In einem Briefe sprach er seine damalige Stimmung folgendermaßen aus: „Weil ich freilich auf's Ganze dringe, von Vielen nicht wohl gefasset werde, die vielleicht meiner Jugend eher unrichtige, als gegründete Concepte zutrauen: so zweifle ich nicht, daß sich hernach alles andere ergeben werde, wenn nämlich Gott, durch seine Barmherzigkeit, dieselben Personen einmal überzeugen wird, daß mein Thun nicht Eigenwille, sondern nach seines göttlichen Wortes Regel eingerichtet gewesen. Ich kann nicht die allergeringste Verstellung leiden: daher ich nur gar zu leicht meines Her-

zens Gedanken sage. Es ist aber vergebens, dieses alles durchzufechten; ich lasse es ganz gerne auf mir ersitzen, bis des lieben Vaters Zeit kommen wird, sein bedrängtes, hart angeschuldigtes und so sehr verworfenes Kind zu vertheidigen und ihm Gutes zu thun, für das Harte, das ich an ihm, dem Herrn, mehr als tausendmal, an Menschen aber nicht so verschuldet habe." In dieser Gesinnung trat er seinen ferneren Schickungen nicht ohne Sorge, doch voll Trost, entgegen.

Obwohl mit einundzwanzig Jahren bereits mündig, wollte Zinzendorf sein Handeln doch der bisherigen Leitung nicht ganz entziehen. Auch wäre dies ohne gewaltsame Durchbrechung kaum möglich geworden. Seine Mutter und sein Stiefvater in Berlin waren seines Gehorsams als seiner natürlichen Erwiederung ihrer liebevollsten Zärtlichkeit gewohnt. In Großhennersdorf bei seiner Großmutter, die er hierauf besuchte, war er der Liebling des Hauses; die noch thätige, muntre, alte Dame sah in dem aufgewachsenen Jüngling immer nur noch das geliebte Kind; eine Großtante und eine Tante, nicht minder bejahrt und rüstig, nahmen ihn im besten Sinn eben so; aber diese Damen alle glaubten ihn leiten zu müssen, und an seiner Folgsamkeit zu zweifeln fiel ihnen nicht ein. So viel vereintes, ehrwürdiges und gutmeinendes Alter war seiner Pietät heilig, er fügte sich liebevoll auch in das Lästige. Inzwischen wußte er doch seine Tage allmählig nach seinem Sinn einzurichten. Einen Knaben, der gute Anlagen zur Tonkunst hatte, nahm er in seinen Dienst, und ließ ihn und einen Jungen von Larisch im Latein unterrichten, er selbst aber behandelte die Religionslehren mit ihnen, und bald hielt er auch auf dem Schlosse eine tägliche Erbauungsstunde mit sichtbarem Erfolg. Auch seine Verwandten freuten sich theilnehmend seines frommen Eifers, der jedoch, ihrer Meinung nach, einem anderen Lebenszwecke noch Raum lassen konnte. Die Verschiedenheit der Ansichten über seine Zukunft verursachte ihm vielen Kummer. Mündlich und schriftlich bemühte er sich, seine Neigung zu einem durchaus geistlichen Leben zu rechtfertigen; er wünschte, wenn ihm nicht erlaubt wäre, ein Theolog und

Prediger des Evangeliums zu werden, wenigstens in stillem Landleben für sich und Andere gottselige Thätigkeit zu üben, und den Gefahren weltlicher Verhältnisse zu entfliehen. „Ich sehe vor meinen Augen, — schrieb er unter anderen, — daß ich, wider meinen Willen und Dank, durch einen ordentlichen Beruf, wenn Gott mein Seufzen nicht noch für genehm hält, in die Landesregierung werde gezogen werden. — Mein Herz gehet aber nicht auf zeitliche Hoheiten und Reichthum, vielmehr erfreuet mich die Stille und die Ruhe, in der wir Gott und unserm Nächsten zu dienen vermögend sind." Sein großer praktischer Sinn, durch innere Wahrheitskraft wunderbar früh gereift, wandte gegen eine Hof- und Staatsbedienung insbesondre noch die bedeutende Betrachtung ein: „Auch macht meinen Ruf bedenklich, sagt er, daß ich mit meinem Vermögen nicht Genug Gutes thun kann, wo ich es nicht zu freier Disposition habe. Auf dem Dorfe bin ich ein Haushalter über die daselbst Wohnenden. Giebt mir Gott viel, so esse und trinke ich deßwegen nicht mehr, ich kleide mich nicht stattlicher, aber ich helfe mehreren meiner Mitbrüder und Mitschwestern. Schickt Gott Landplagen, so leide ich so gut als die Andern, ich theile mit ihnen so lange, bis ihnen geholfen ist. Bin ich aber in einem andern Orte, wo es die christliche Klugheit erfordern mag, daß ich meinem Stande, auch nur in etwas, gemäß leben sollte, ich bekomme aber nichts dazu, als was Gott mir selber, nach Proportion der mir zugedachten Haushalterschaft verliehen hat, so muß ich entweder Schulden machen, oder dem Oertchen, wohin mich Gott eigentlich gesandt hat, das Seinige entziehen." Die Verwandten, seiner Frömmigkeit in allem anderen beipflichtend, hielten ihm aber das Beispiel seines Vaters und Oheims vor, welche den Frömmsten beigezählt, gleichwohl die ersten Staatswürden bekleidet hätten, in welchen grade Männer seiner Gesinnung am wünschenswerthesten wären, und mehr Gutes wirken könnten, als in beschränkter Abgeschiedenheit. In seiner Bedrängniß gerieth Zinzendorf auf einen besondern Einfall. Ein ehemaliges Reichslehn seiner Familie, Unterbirg in Franken, durch Verabsäumung entfremdet, schien seinen Rechtsansprüchen vermittelst des Reichshofraths in

Wien wieder zuzuwenden; gelang dies, so hatte er mit einer unabhängigen Lage fürerst Geschäfte genug, und konnte ein Amt noch ablehnen; allein die Sache blieb nach den ersten Einleitungen ohne Fortgang. Eine andere Aussicht ließ ihn wenigstens solche Staatsdienste hoffen, welche mehr als die sächsischen ihn anziehen durften. Die Prinzessin Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach heirathete den Kronprinzen, nachherigen König Christian den Sechsten von Dänemark, dessen gottesfürchtiger Sinn eine durchaus fromme Regierung verhieß. Die Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, Mutter der Prinzessin, war dem Hause Castell verwandt, mit Zinzendorf daselbst bekannt geworden, und seitdem in vertraulichem Briefwechsel mit ihm. Da auch diese Dame ihm zuredete, ein Amt anzunehmen, so wünschte er ein solches wenigstens in Dänemark, als dem Lande so schöner Verheißungen, und wollte deßhalb auch schon nach Kopenhagen reisen. Allein seine Großmutter vereitelte sein Vorhaben; alles war durch die Familie für ihn bereits in Dresden geordnet, und nach vielem Widerstreben, welchem das vierte Gebot ernstlich entgegengestellt wurde, und unter vielen Thränen, nachdem er auch wegen der Eidesleistung einige Zweifel zu beruhigen gehabt, nahm er im Oktober 1721 bei der Landesregierung in Dresden die Stelle eines Hof- und Justizraths an; die Stelle eines Appellationsraths hatte er entschieden abgelehnt.

Der Gegensatz, in welchem Zinzendorf den weltlichen Dienst und den geistlichen Beruf gefaßt, war für ihn um so weniger aufzuheben, als er jene nicht sowohl überhaupt für unvereinbar erklärte, sondern dies vorzüglich nur als ihm persönlich geltend aufstellte. Er fühlte sich unfähig, so verschiedenartige Richtungen und Gebiete zusammenzuhalten, und so war er denn auch sogleich von Anfang bemüht, nachdem er aus Gehorsam sich mit weltlichem Treiben eingelassen, dieses möglichst einzuschränken, und nur des geistlichen Strebens wahrzunehmen. Solch fortschreitendes Ringen, aus einem Weltlichen ein Geistlicher zu werden, verbleibt ihm nun lebenslang, und es ist bemerkenswerth zu sehen, wie die Verhältnisse, welche wegen ihrer Größe und Stärke nicht

so leicht abzuwerfen waren, ihren durchdringenden Vortheil noch selbst auf das ihnen entsagende Wirken erstreckten, und als besiegte den Sieger noch günstig begleiteten! Er verhehlte es nicht, wie wenig er gesonnen sei, durch Geschäftsarbeiten Auszeichnung und Beförderung zu suchen, und bat den Kanzler von Bünau gradezu, ihn nur in sogenannten Vorbeschiedssachen zu gebrauchen, welches dieser auch gern zusagte. Wirklich beschränkte sich seine ganze Thätigkeit während fünf Jahren seiner Dienstanstellung nur darauf, daß er zuweilen ein paar arme Bauern durch Vorbeschied mit ihrem Gerichtsherrn zum Vergleich brachte; anderen strengeren Geschäftsaufgaben durfte er fremd bleiben; denn da er so wenig Erwartung gab, fand er um so mehr Schonung, auf welche sein Stand und Namen auch ohnehin rechnen konnten. Sein ganzer Eifer blieb auf Uebung und Ausbreitung christlicher Frömmigkeit gerichtet, und von dieser Seite erfuhren seine Kollegen, wie alle andere Personen, welche mit ihm in Berührung kamen, seine unermüdlichste Thätigkeit. Er sagt hievon selbst: „Ich kam darauf an Hof; meine Eltern wollten es haben, und ich wußte keinen Ausweg. Was wollte ich machen? Ich wollte meinen edlen Schatz konserviren, Gottes Freund, der Welt Feind, zu sein, und debutirte gegen Hohe und Niedrige mit so vielen gutgemeinten Impertinentien, daß, wenn ich mich noch darauf besinne, mich einestheils die Komparaison mit einem von Christian Weisen weiland aufgeführten Neuling in der Welt anwandelt, anderntheils die bescheidene Konduite der Glieder des Hofes und Ministerii, denen ich mit meiner Andacht beschwerlich fiel, mir noch immer respektabel ist.“ Er suchte aber, in ächt christlicher Gesinnung, neben dem Umgange der Vornehmen, der sich ihm von selbst darbot, auch den Umgang der Armen und Niedern auf, in welchen irgend ein Zug der Frömmigkeit sichtbar oder vorauszusetzen war; ihm galt in dieser Hinsicht kein Stand und keine Bildung, sondern nur die Beziehung zum Heilande. Auch Leute, die verachtet und angefeindet ihre besonderen Wege gingen, und deren Annäherung ihm mancherlei Mißfallen zuziehen konnte, fanden bei ihm leichten Zutritt. Nicht befriedigt durch gewöhnliche

Mittheilungen und Gespräche einzelnen Verkehrs, nahm sein heißer Eifer einen höheren Schwung zu allgemeinen, regelmäßigen Erbauungen. Eine seltne Nachsicht wurde ihm hiebei zu Theil. „In Dresden habe ich, — so berichtet er selbst, — ohne Widerspruch meiner welt- und geistlichen Obern alle Sonntage eine auch öffentliche Versammlung für jederman und bei offenen Thüren gehalten. Das Singulare dabei war nur, daß ich ein Prediger war, der aus Gehorsam gegen seine Eltern einen Degen trug und auf die Regierung ging, der aber schon damals mit seinem ganzen Gemüthe in der Predigt des Evangelii lebte. — Der liebe Superintendent zu Dresden, Dr. Löscher — welcher mich von Wittenberg her kannte, und mich nicht für einen Pietisten hielt, sondern für einen eifrigen Menschen und Liebhaber des Wortes Gottes — hatte ein christliches Mitleiden mit meiner unterdrückten Gabe, und ließ mich machen." Diese sonntäglichen Versammlungen fanden nachmittags von 3 bis 7 Uhr Statt, man besprach sich über geistliche Dinge, man sang ein Lied, man las ein Stück aus dem neuen Testament; in dieser Weise ging die Sache bis in das sechste Jahr mit geringer Unterbrechung fort, und wirkte in mancherlei Richtung segenvoll, indem auch viele Leute, die sich von der Kirchengemeinschaft getrennt hatten, und diese Vorträge besuchten, durch sie zur Kirche zurückgeführt wurden, und von ihrem Trotz in Behauptung gewisser Irrlehren allmählich abließen. Außer vielen anderen Absonderungen innerhalb der protestantischen Kirche, bestand auch die Spaltung zwischen Pietisten und Orthodoxen damals noch fort, nur hatte sich das Verhältniß beider Partheien im Fortrücken der Zeit bedeutend umgestellt. Die Denkart, welche von Halle ausgegangen war, hatte sich aus Druck und Verfolgung allmählig zu Herrschaft und Ansehen erhoben, die Lehre hingegen, welche sich auf Wittenberg stützte, erfuhr von Kirchen- und Staatsämtern her, wo sie vordem überwiegenden Anhalt gehabt, jetzt mancherlei Ungunst und Bedrängniß. Dieser veränderte äußere Zustand hatte zugleich das Innere umwandelnd berührt, und man mußte bemerken, daß die orthodoxe Parthei an gottseliger Innigkeit und Wärme in demselben Maße

reicher geworden war, als die pietistische an äußerer Stärke gewonnen hatte. Diese Wahrnehmung bestätigte Zinzendorf'en in seiner schon früher dargelegten Sinnesart, sich keiner Parthei vollkommen anzuschließen, keinem theologischen System unbedingt zu huldigen, sondern sein geistliches Wirken vorzugsweise auf das erregte Gemüth zu gründen, und aus allen Meinungs- und Lehrarten die ächten Freunde des Heilandes, die wahren Kinder Gottes zusammen zu suchen, und in der höheren Gemeinschaft die äußeren Zwiste zu vergessen. In dieser Sinnesart waren ihm für die Zukunft große und unerwartete Erfolge glücklich vorbereitet, die sich einem ausgebildeten strengen Lehrbegriffe schwerlich so verknüpft haben würden.

Für seinen Zweck, dem Heilande Seelen zu gewinnen, machte er seine weltlichen Anordnungen zu einem dahin gewandten Lebensplan mit so richtiger Klugheit und sichrem Maße, als seiner Jugend, bei so feurigen Trieben, kaum zuzutrauen gewesen war. Sein ererbtes Vermögen war durch sechszehnjährige Zinsen vermehrt; zwar hatte der Kurator desselben nicht über jedes genügende Rechenschaft geben können, und Zinzendorf der unverschämten Zumuthung, er werde als ein Jünger Jesu nicht allzustreng über Geld und Gut halten noch streiten, allerdings entsprochen, und sogleich alles, was irgend schwierig wurde, willig fahren lassen; doch blieb, trotz dieser Einbuße, das ganze noch beträchtlich genug für den Ankauf eines ansehnlichen Grundeigenthums. Seine Großmutter verkaufte ihm das an Großhennersdorf gränzende Rittergut Bertholdsdorf. Am 19. Mai 1722 ließ er sich huldigen. Der Bau eines Wohnhauses war bereits früher angefangen. Hier dachte er nun in unmittelbarem Wirken auf seine nunmehrigen Unterthanen ein christliches Gemeindeleben nach seinem Sinne zu gründen. Als Gehülfen hiezu berief er zu der eben erledigten Pfarre den Kandidaten Andreas Rothe, einen Mann, dessen Frömmigkeit und Geistesgaben in hohem Ansehen standen, der aber, weil ein Amt zu suchen gegen sein Gewissen war, ungeachtet seiner beliebten Predigten bis dahin nur als Informator sein Unterkommen gefunden hatte. Nach dieser getroffenen geistlichen Fürsorge

glaubte Zinzendorf zu der Lebensweise, die er sich vorgesetzt, auch einer gleichgesinnten Gattin nicht länger entbehren zu dürfen. Zwar hatte die Vorstellung, daß keusche Ehelosigkeit einem heiligen Berufe wohlgezieme, ihn oft erfüllt, allein genauere Betrachtung lehrte ihn die Ehe als einen vom Heiland anbefohlenen Stand ehren, den man, wie auch seine Herzensfreunde ihn versicherten, mit aller Heiligkeit führen könne. Seine Wahl traf nach vielem Bedenken die Gräfin Erdmuthe Dorothea von Reuß zu Ebersdorf, die Schwester seines Freundes. Er schrieb hierüber an seine Großmutter: „Bei dem jetzigen Vorhaben wird es noch mancherlei Difficultäten setzen, indem ich kein schlechtes Glück für jemand bin, und die liebe Gräfin Erdmuthe sich freilich eine sehr verläugnende Lebensart bei mir müßte gefallen lassen, und den chimärischen Stand, welchen Gott nicht eingesetzet, sondern der menschliche Ehrgeiz ersonnen hat, mit mir zugleich an den Nagel hängen, sodann auch der Hauptzweck meines Lebens, Christo unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menschen werben zu helfen, auch ihre Funktion würde sein müssen, wo sie mir etwas nutzen wollte, jedoch nach der Regel, welche Paulus vorgeschrieben hat.“ Da manche Personen diese Art zu lieben nicht feurig genug finden mochten, so nahm er Anlaß, hievon in einem anderen Briefe noch bestimmter zu reden: „Was die Gräfin Erdmuthe belanget, — sagte er, — gegen welche man mir eine kalte Liebe beimisset, so erlauben Sie mir zu sagen, daß ich hierinnen unglücklich sei; denn das ist dem lieben Gott nur allzubekannt, mit was für herzlicher Zuneigung ich ihr ergeben bin. Daß ich aber eine fleischlich-irdische Liebe zu ihr haben sollte, da behüte mich Gott vor. Die eheliche Liebe und Freundschaft gehöret sich meines Erachtens nicht ehe, als bis man vor Gott schon verbunden ist, denn wenn eine solche Sache zurückginge, und man hätte von einem oder andern Theile sich fleischlich geliebet und kreatürlich an einander ergötzet, so müßte es nothwendig Male im Gewissen zurücklassen. Ich weiß, daß sie mich ebenfalls herzlich liebet, aber nicht anders, als ich sie. Indem ich nun die liebe Comtesse Erdmuthe dem Aeußern nach gar nicht konsiderire, sondern lediglich auf ihren Geist und Gemüths-

beschaffenheit, Glauben und Liebe sehe, so geschichts, daß solche Liebe etwas indifferent scheint, weil sie mehr in das Inwendige als in das Aeußere gehet. Nachdem ich nach Ebersdorf werde gekommen sein, wird sichs noch mehr weisen, und ich bin versichert, daß sie sich nicht einen Augenblick daran stoßen wird, sondern vielmehr eine innige Freude haben, wo sie sähe, daß ich in die Liebe Gottes so eingedrungen wäre, daß ich ihrer Liebe und Gemeinschaft gar müssig gehen könnte, dahingegen ihrerseits keine abschlägige Antwort werde zu fürchten haben, wenn ich sie zur Gehülfin im Herrn verlangen werde." Nachdem einige Schwierigkeiten durch die inständigen Empfehlungsschreiben der Herzogin von Wolfenbüttel und des Reichskammerpräsidenten Grafen von Solms beseitigt worden, fand zu Ebersdorf am 16. August 1722 die Verlobung und bald nachher die feierliche Vermählung Statt. Zinzendorf hatte schon vorher mit seiner Braut über den Gang ihres vereinten Lebens aufrichtige Abrede genommen; um alles Irdische sogleich abzuthun, schenkte er ihr, noch vor der Trauung, seine ganze Habe. Solchen Ereignissen seines Lebens widmete er nebst anderen Andachten auch geistliche Lieder, an deren leichtfließender Hervorbringung es ihm bei keiner Gelegenheit gebrach; sie mitzutheilen tragen wir jedoch Bedenken, da ihr Ausdruck meist nur gering ist, und dem gutgemeinten Inhalt selten Schwung giebt. Seine Gemahlin führte er nach Dresden, wo er in schicklicher, doch mäßiger Einrichtung seine gewohnte Lebensweise fortsetzte. Der freundschaftlichen Warnung, die Hoflustbarkeiten weniger zu meiden, damit nicht aus der nichtgeachteten Einladung ein ernstlicher Befehl des Königs würde, setzte er die standhafteste Ablehnung entgegen, er müsse, meinte er, die Folgen seines Benehmens Gott empfehlen. Auch wollte er keine Beförderung annehmen, am wenigsten Kammerherr werden, und schrieb hierüber, er sei weder ein Weltmann, noch ein weltkluger Mann, wie solches Amt erfordre, sondern habe den guten Willen, ein Kind Gottes und ein Christ von Herzen zu sein, und ein solcher habe vor den Hofvergnügungen und den Herrlichkeiten dieser Welt einen Abscheu. Diesen Ansichten gemäß entzog er sich auch allen vornehmen eitlen Gesellschaften, ging da-

gegen mit den geringsten Leuten, sobald er in ihnen eine Spur der Gottseligkeit fand, ganz vertraulich um, indem er sagte, daß er den vom Hochmuth der Menschen entsprungenen, und so von Eltern auf Kinder fortgepflanzten Stand der natürlichen Geburt gegen die Schmach Christi für nichts achte, daß er alle Menschen so gut als sich selbst halte, und nicht absehen könne, warum ein Kind Gottes, wenn es auch ein Bettler wäre, nicht an seiner Tafel nach Gelegenheit mitessen sollte. Die sonntäglichen Hausandachten hielt er nach wie vor mit Eifer, und da viele Personen sich mit ihren Zuständen an ihn wandten, so erwuchsen ihm von daher bald ausgebreitete Geschäfte, denen er fleißigst oblag. Man erschwerte ihm von oben her diese Lebenswendung nicht, und ließ ihn sein Regierungsamt nicht als Last fühlen; vielmehr konnte er dabei einen Theil des Jahres ganz auf dem Lande zubringen. Die Gräfin aber theilte seine Neigung und Lebensart mit freudiger Einstimmung. Gleich zum Winter, da in Dresden die Lustbarkeiten recht anhoben, reisten sie nach der Oberlausitz, ihre Güter zu besuchen.

Inzwischen hatte sich daselbst ein dem Anscheine nach geringfügiges Ereigniß zugetragen, welches gleichwohl der Keim der wichtigsten und folgenreichsten Schöpfungen war, und dem Leben Zinzendorf's eine neue Kraftrichtung und entschiedenen Wirkstoff gab. Wir müssen aber hiebei, besseren Verständnisses wegen, auf frühere Zeiten zurückgehen. Das Christenthum war in Mähren und Böhmen zuerst durch Boten, welche der griechischen Kirche angehörten, gepflanzt worden, und als später die lateinische Kirche in jenen Ländern die Oberhand gewann, blieb ein großer Theil des Volks der früheren Glaubensform getreu, welche zugleich für die reinere galt; die Waldenser schlossen sich derselben an, Johann Huß und seine Nachfolger stritten für dieselbe mit Wort und Schwert, und die Sache der Religion wurde unter ihnen zur Nationalsache. Allein die Anstrengungen der Mähren und Böhmen erlagen, und ihre Kirche, verfolgt und unterdrückt von der lateinischen, abgeschnitten von der griechischen, mußte in Dunkel und Verborgenheit ihr Fortbestehen suchen, und aus eignen Mitteln ihre Weiterbildung schöpfen. Die

Glaubensgenossen derselben waren durch ihre Lage auf das Innere gedrängt, und unter diesen Umständen entwickelten sich leicht ähnliche Vorzüge wieder, als den ersten christlichen Gemeinden unter den Aposteln eigen gewesen, denen man in Lehre und Wandel möglichst nachzufolgen beflissen war; eine Brüderunität wurde der Sache und dem Namen nach gestiftet, und eine große Anzahl von Getreuen hielten als mährische Brüder mehr oder minder offen an der altüberlieferten Gemeinschaft. Die Reformation Luther's gab auch diesen Brüdern neue Anregung; die Lehre stimmte wesentlich überein, das gleiche Schicksal, welches in und nach dem dreißigjährigen Kriege alle evangelischen Bekenner in jenen Ländern traf, hob andere Unterschiede auf. Viele hatten sich den grausamen Verfolgungen der Sieger zum Theil durch Auswanderung entzogen, und in Polen, Preußen, Sachsen, wie auch andern Ländern Aufnahme gefunden, wo sie besondre Gemeinden bildeten. In Mähren und Böhmen selbst war ihnen keine freie Stätte mehr, sie mußten ihren Glauben wie ihre Bücher verheimlichen, und erhielten sich unter Druck und Gefahr nur in tiefster Stille. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gab die Uebereinkunft, welche des Königs von Schweden Karls des Zwölften furchtbares Herannahen dem Kaiser Joseph dem Ersten zu Gunsten der Protestanten in Schlesien abnöthigte, einige Hoffnungen, die aber mit dem Abzuge und Fall jenes Kriegshelden wieder schwanden. Unter den auf's neue zurückgedrängten Protestanten entstand aber gegen das Jahr 1720 in einigen Gegenden von Mähren und Böhmen eine besondere Geistesbewegung; sie stärkten sich zu neuem Eifer, und Viele trieb das Verlangen, des freien Gottesdienstes ihrer Brüder im Auslande theilhaft zu werden. Ein Zimmermann, Christian David, wurde hiezu mehreren besonders hülfreich. Von Senftleben in Mähren früher schon auf Wanderschaft ausgegangen, war er nach Berlin gekommen, und hatte dort in der Gemeinschaft der evangelischen Kirche gelebt. Seit seinem achten Jahre suchte er aufrichtig den Heiland, aber erst in Görlitz, wo er in seinem Handwerk arbeitete, und dabei fleißig zur Kirche ging, und die erweckenden Predigten Schäfer's und Schwedler's

hörte, gelangte er zu wahrer Befriedigung. Er lernte hier den Kandidaten Rothe kennen, und durch diesen den kürzlich von seinen Reisen zurückgekehrten Zinzendorf, dem er die unglückliche Lage einiger seiner Glaubensbrüder in Mähren nicht vergebens schilderte, denn Zinzendorf versprach, die bedrängten Familien aufzunehmen, und sie an sicherm Orte unterzubringen, wobei er vorzüglich Ebersdorf im Sinne hatte, und erst, als dieser Plan allerlei Schwierigkeiten gefunden, und ihm unterdessen in Bertholdsdorf ein eigner Grundbesitz geworden, bestimmte er diesen Ort zur Aufnahme der Vertriebenen, für welchen er vorläufig auch den diesjährigen Ertrag des Gutes anwies. Mittlerweile kamen, von dem muthigen Christian David klug und glücklich geleitet, drei mährische Familien nach dem Pfingstfeste des Jahres 1722 in der Oberlausitz an, wo sie zuerst in Niederwiese bei dem Magister Schwedler, dann in Görlitz bei dem Magister Schäfer achttägige Bewirthung fanden, und darauf mit Rothe's Empfehlungsbriefen an den Hauslehrer Marche nach Großhennersdorf, und von da nach Bertholdsdorf geschickt wurden. Der dortige Haushofmeister Heitz berichtete dem anwesenden Grafen ihre Ankunft, und ging inzwischen mit Frau von Gersdorf in Großhennersdorf über die ferneren Anstalten zu Rath, es wurde beschlossen die armen Fremdlinge sollten sich nicht im Dorfe selbst, wie sie vorzugsweise wünschten, sondern an einem besondern Orte anbauen, wozu eine Waldgegend bei dem Hutberge, an der Landstraße nach Zittau, gewählt wurde. Die Gegend bot kein Trinkwasser dar, hatte auch sonst nichts Erfreuliches, doch rechnete man auf Gottes Hülfe. Die Leute wurden einstweilen auf dem Lehnhof untergebracht; Frau von Gersdorf schickte ihnen eine Kuh, damit sie Milch für die kleinen Kinder hätten, und ließ ihnen das nöthige Bauholz anweisen. Christian David aber schlug seine Zimmeraxt in einen Baum ein mit den Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" Am 17. Juni fällten sie den ersten Baum zu dem ersten Hause der nachherigen Stadt Herrnhut, und setzten bei geringer Kost mit harter Arbeit ihr Werk so freudig fort, daß schon im An-

fang Oktobers das erste Haus bezogen werden konnte. Der fromme Haushofmeister Heitz hielt die Einweihungsrede, und von ihm kam auch der Anlaß des späterhin erst gangbar gewordenen Namens der neuen Niederlassung am Hutberge, indem er gleich anfangs in einem Schreiben an den Grafen ihr den Segen wünschte, daß sie immer unter des Herrn Hut stehen, die Einwohner aber auch stets auf des Herrn Hut stehen möchten. Bis dahin hatten Marche und Heitz mit Hülfe der Frau von Gersdorf die Sache geführt, zwar mit Wissen und aus den Mitteln Zinzendorf's, aber doch ohne sein besonderes Einwirken, und selbst ohne seine genauere Kundnahme, da seine Vermählung grade in dieser Zeit ihn anderweitig beschäftigt hielt. So konnte es geschehen, daß ihm, als er am 22. Dezember mit seiner Gemahlin nach Großhennersdorf fahren wollte, Verwunderung erregte, an der Landstraße im Walde ein neuerbautes Haus zu erblicken. Er freute sich jedoch herzlich, als ihm berichtet wurde, dies sei die Wohnung der von ihm aufgenommenen mährischen Ankömmlinge, und er genehmigte alles Geschehene. Er ging zu den Leuten hinein, bewillkommte sie, kniete mit ihnen betend nieder, und dankte dem Heilande, dessen Obhut er die Niederlassung inbrünstig empfahl; er hieß sie gutes Muthes sein, und ferneres Vertrauen auf Gott fassen, und setzte darauf seinen Weg fort.

Vor allem war ihm jetzt angelegen, seine sämmtlichen Unterthanen zu Bertholdsdorf in die Bahn ächter Frömmigkeit zu führen, er hielt es für seine Pflicht, nicht eher zu ruhen, als bis auch der letzte seiner Bauern dem Heilande gewonnen sei. Sein Absehen hiebei war einzig von der Vorstellung bestimmt, nach Spener's Hindeutung kleine Kirchen in der großen Kirche zu pflanzen, fürerst ein ganz einzelner Zweck, dem tiefere Verknüpfung von Gedanken und Planen nicht zum Grunde lag. Das obrigkeitliche Amt, welches ihm als Gutsherrn zustand, verwaltete er in nöthigen Dingen nach Erforderniß, mischte dasselbe aber in sein geistliches Wirken nicht ein, denn er glaubte, die Obrigkeit dürfe sich keine Macht über die Gewissen der Menschen anmaßen, eben so wenig, als ein wahrer Geistlicher den weltlichen Arm

anrufen dürfe, um den Glauben aufzurichten, aus beiden entstünde nur abscheuliche Heuchelei und tiefes Verderben. Sein Prediger Rothe, dessen Predigten gewaltig eindrangen, leistete ihm förderlichsten Beistand, der Magister Schäfer in Görlitz nahm gleicherweise lebhaft Antheil, und als Friedrich von Watteville aus Bern eintraf, der Jugendfreund Zinzendorf's von Halle her, sahen sich die vier Gleichgesinnten als engverbundene Brüder an, deren ganzes Trachten auf das Reich Gottes gerichtet sei. Watteville, der einem Anfluge weltlicher Freidenkerei wieder entkommen war, hegte die innigste Frömmigkeit in dem edelsten Herzen, er war durchaus sanft und dabei höchst thätig, wußte das unerkannte Gute jedes Menschen zu erforschen, und flößte selbst denen noch Vertrauen ein, die es sonst für niemand mehr hatten. Sein liebreicher Sinn, und sein grades bündiges Wesen ließ die Mißverständnisse nicht aufkommen, welchen die verbundenen Freunde in ihren häufigen Unterredungen, die sie Konferenzen nannten, zuweilen ausgesetzt waren; denn in ihrem Streben selbst, durchaus übereinzustimmen und einer wie der andere zu denken und zu reden, lag der Grund zu bedenklichen Verwirrungen, über welche Zinzendorf bisweilen, einsam vor dem Heilande knieend, bittre Thränen vergoß. Diese Konferenzen, zu welchen nach und nach auch andere Theilnehmer kamen, wurden späterhin in größeren Maßen fortgesetzt, und nicht ohne lebendigen Einfluß auf die Gemeindesachen. Doch Zinzendorf's Eifer begnügte sich mit solchen Erörterungen nicht, sondern vervielfachte die Wege seiner Thätigkeit. Neigungen und Gaben waren ihm auf großen persönlichen Menschenverkehr gestellt. Unter den letzteren haben wir einer ihm ganz eigenthümlichen zu gedenken, der Gabe aus dem Herzen zu singen; unvorbereitet, aus der Fülle des Herzens, in freiem, ungestörten Flusse, sang er, ein wahrer Improvisator, so oft die Gelegenheit es gab, geistliche Lieder, an Inhalt und Ausdruck seinen übrigen nicht nachstehend, und an Wärme und augenblicklicher Wirkung ihnen wohl oft überlegen. Seine Gabe zu reden war durchaus volksmäßig, zum vertraulichen Wechselgespräch wie zum allgemeinen durchgeführten Vortrage gleich geschickt. Im Triebe solcher

Gaben machte er sich gleichsam zum Diakonus oder Katecheten des Pastors Rothe, und wenn dieser am Sonntage nach der Predigt seine Gemeinde in der Kirche noch zu besondern Unterhaltungen, wobei jeder mitreden durfte, zusammenbehielt, nahm Zinzendorf nicht nur lebhaften Theil an den Gesprächen, und fügte angemessene Lieder hinzu, sondern nachmittags wiederholte er der Gemeinde auf einem Saal in seiner Wohnung die am Vormittage gehörte Predigt Rothe's in dessen Gegenwart nochmals, und so genau, daß er selbst manche Anreden oder etwan in Folge einiger Mißverständnisse nicht allzufreundliche Beziehungsworte, welche der Prediger mit eigner Freimüthigkeit unmittelbar gegen den Grafen öfters fallen ließ, in seine Wiederholung mit den Worten: „Wie heute Herr Rothe von mir, oder zu mir sagte," getreulich aufnahm, und dadurch zugleich ein Beispiel friedlicher Selbstentäußerung gab. Durch so viele vereinte Bemühungen, zu welchen auch noch die Betstunden des Haushofmeisters Heitz und die kräftigen Ermahnungen des Zimmermanns Christian David zu rechnen sind, fanden in der Gemeine von Bertholdsdorf bald zahlreiche Erweckungen Statt, und die Erweckten schlossen sich den vier verbundenen Brüdern innigst an, mit welchen sie sich an jedem Freitage zu besonderer Andachtsübung noch eigends versammelten. Aus der Nachbarschaft zogen fromme Leute herbei, um an dem gestifteten Gnadenhaushalt, wie die Sache genannt wurde, Theil zu haben, und neue Auswanderer aus Mähren, welche hier Schutz hofften, trafen ein, und erhielten Wohnungen.

Während aber Zinzendorf armen Fremdlingen so wohlmeinend und fürsorgend auf seinen Gütern eine Freistätte darbot, sah er sich seltsam genug in den Fall gebracht, selber die Heimath zu verlassen, und seinerseits eine Zuflucht in Böhmen zu suchen. Die Veranlassung war folgende. Im Frühjahr 1723 kam eines Tages unvermuthet ein Trupp reitender Trabanten nach Großhennersdorf, nahm sofort den Freiherrn von Watteville in Verhaft, und führte denselben unter strengem Gewahrsam nach Dresden ab. Niemand wußte diesen für ihn selbst wie für seine Freunde ungeheuren Vorfall zu erklären, alles war darüber von Schreck und

Furcht betroffen. Auch Zinzendorf, dessen Einbildungskraft die seltsamsten Vorstellungen nähren mochte, war jenen Eindrücken hingegeben, und fand seinem Zustande wie auch der Klugheit angemessen, um selbst für den Freund noch thätig bleiben zu können, seine eigne Person in Sicherheit zu bringen. Er ging deßhalb über die Gränze nach Böhmen, wo er in der Stille abwartete, wie sich die Sache weiter entwickeln würde. Dies erfolgte alsbald, und der Vorgang klärte sich dahin auf, daß Watteville durch gewisse Ausdrücke in einem Briefe den Verdacht der Theilnahme an einem Morde auf sich geladen hatte, indem sowohl er als Zinzendorf allerdings mit dem Thäter, einem vornehmen Manne in Dresden, der sich früher zu den sonntäglichen Erbauungen gehalten, und dem niemand ein Verbrechen solcher Art zutrauen konnte, in Beziehung standen. Bei dieser Nachricht durfte Zinzendorf gutes Muthes sein, trat aus seiner Verborgenheit hervor, und wirkte mit allem Eifer für die Befreiung des Freundes, dessen Unschuld auch bald unzweifelhaft an Tag gelegt wurde. Wer in dem anfänglichen Benehmen Zinzendorf's nur eine Schwäche sehen wollte, dürfte doch die Umstände, deren Anschein auf ihn wirkte, nicht gehörig in's Auge fassen. Die Zeit der schrecklichen Ungewißheit, in der er schwebte, brachte er in einer Weise zu, die seinem ganzen Sinne würdig entsprach, er prüfte vor Gott sein ganzes Leben, seinen Antrieb und Beruf, und erlangte auf's neue die feste Gewißheit, daß ihn Gott zum Dienste in seinem Hause bestimmt habe, und so brachte er aus der kurzen Bedrängniß nur freudigere Stärkung heim. An den Uebelthäter schrieb er einen rührenden Brief, ihm sein heuchlerisches Wesen vorzuhalten, und ihn desto nachdrücklicher zur Bekehrung und Buße anzumahnen.

Nach Dresden zurückgekehrt, setzte er seine gewohnten Arbeiten fort, die sonntäglichen Versammlungen wurden immer zahlreicher besucht. Im Sommer 1723 aber machte er eine Reise nach Schlesien, wohin Watteville und Schäfer ihn begleiteten. Bei dem Freiherrn von Hochberg, auf dessen Herrschaft viele Schwenkfelder wohnten, wurden sie durch das Elend, in welchem diese armen, frommen, fleißigen und stillen Leute lebten, tief gerührt. Ein schlesischer Edelmann,

Kaspar von Schwenkfeld, hatte zur Zeit der Lutherischen Reformation diese Sekte gestiftet, welche sich durch besondere Lehren, aber auch durch ruhigen Wandel auszeichnete. Sie wurden jetzt hart verfolgt, damit sie den katholischen Glauben annähmen, allein sie duldeten standhaft ohne zu wanken. Als Zinzendorf sodann wegen einiger Familiengeschäfte zu Kaiser Karls des Sechsten böhmischer Krönung an den Kaiserlichen Hof nach Prag reiste, und schon in Brandeis den Kaiser zu sprechen bekam, war er jener Verfolgten lebhaft eingedenk. Ihm widerfuhr als einem vornehmen und dabei sonderbaren Manne vielfache Auszeichnung; der Kaiser selbst, die Kaiserin, und der Herzog von Blankenburg, Vater der Kaiserin, erwiesen ihm persönlich das gnädigste Wohlwollen. Er suchte diese Gunst weniger für sich selbst, als für die Schwenkfelder zu benutzen, und nahm ihretwegen mit dem Kaiserlichen Minister Grafen von Zinzendorf ausdrücklich deßhalb Rücksprache. Und als dieser ohne Hehl bekannte, in allen anderen Sachen würde er gern gefällig sein, aber in der Religionssache könne er nichts zugestehn, die Schwenkfelder müßten auswandern, so richtete Zinzendorf ein Schreiben zu ihren Gunsten an den Kaiser selbst, dem er darin freimüthig sagte: „Ew. Kaiserliche und katholische Majestät statte für die Gnade der Audienz den allerunterthänigsten devotesten Dank: und gleichwie es unbillig wäre, von einem so großen Monarchen hinwegzugehen, ohne eine Bitte gethan zu haben, so beschämen Ew. Majestät mein Angesicht nicht, wenn ich um Barmherzigkeit für die hart gepreßten Schwenkfelder in Schlesien demüthigst flehe. Ich will ihr Wesen nicht in Vertheidigung nehmen: aber, allergnädigster Herr, die Seelen der Menschen zu überzeugen, sind die leiblichen Mittel allzu unvermögend, sie machen nur Heuchler: und es wird Ew. Majestät doch um die wahre Bekehrung der Irrenden zu thun sein.“ Indeß blieb auch dieser Schritt ohne Wirkung. Für seine sonstigen Geschäfte fand er willfährige Unterstützung; es war sogar die Rede, ihm die Würde eines Kaiserlichen Kämmerers zu verleihen, und ihm weitere Aussichten am Hofe zu eröffnen, allein er mußte beides als seinem Sinne nicht gemäß ablehnen. Von Dresden aus wirkte er hierauf

mit neuem Eifer für seinen höchsten Zweck. Er selbst hatte angefangen, kleine Erbauungsschriften zu verfassen, welche nach beiräthiger Zuziehung Rothe's im Druck erschienen. Jetzt wurde mit Hülfe der Frau von Gersdorf in der Nähe eine eigne Buchdruckerei angelegt, um diese und andere fromme Aufsätze, wie auch die Bibel selbst, für geringen Preis dem armen Volk in Menge darzubieten. Diese Druckerei wurde jedoch, wegen mancher Schwierigkeiten, aus der Lausitz bald nach Ebersdorf versetzt, wo sie mehrere Jahre wirksam blieb. Zu Erziehungsanstalten für arme Kinder war nicht minder mancherlei Anregung; ein Fräulein von Zetzwitsch, mit der sich Watteville nachher vermählte, zog nach Bertholdsdorf, nahm arme Mädchen unter ihre Aufsicht, und legte damit den Grund zu der nachherigen Mädchenanstalt in Herrnhut. Auch eine Schule für junge Edelleute wurde beabsichtigt. Die Aehnlichkeit dieser Anstalten mit den hallischen war offenbar; man machte den Gründern daraus den Vorwurf, sie ahmten die letzteren nach, und zum Schaden derselben, indem ihr segenreiches Gedeihen durch die neue, in ihrem Erfolge doch noch zweifelhafte Mitbewerbung nothwendig Abbruch leide. Man wollte wissen, Francke sehe mißmüthig auf die Unternehmungen in der Lausitz, und Zinzendorf selbst gab einigem Bedenken Raum. Allein das gute Vernehmen beider in ächter Frömmigkeit vereinten Freunde wurde nicht gestört. Grade in diese Zeit fiel ihr Briefwechsel über die in der protestantischen Kirche zu bewirkende Union der Lutheraner und Reformirten. Francke war der Sache entgegen, Zinzendorf aber lebhaft dafür; doch ließ er sich durch ersteren dahin bestimmen, daß er nicht sowohl eine Vereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, als vielmehr eine Gemeinschaft kirchlicher Verfassung und Rechte wünschte. Solchergestalt glaubte er, indem er selbst, wie er bei aller Gelegenheit laut und nachdrücklich wiederholte, dem Lutherischen Glaubensbekenntnisse durchaus getreu bleiben wollte, mit allen anderen protestantischen Gläubigen, ja in gewissem Sinne, sofern sie selbst nur einwilligten, auch mit den katholischen, in gemeinsamer Erbauung stehen zu können, da es zunächst und hauptsächlich nur auf die wahre Liebe zum Heilande

ankomme, die aus jedem der verschiedenen Zweige des Christenthums vollkommen erblühen könne, daher es auch nicht eben nöthig sei, einen derselben mit den anderen zu vertauschen. Wegen dieser Ansichten beschuldigte man ihn seitdem häufig des Indifferentismus, welchen nachtheiligen Vorwurf er jedoch stark abzuweisen stets beflissen blieb, ohne doch seine allgemeine christliche Liebesumfassung darum einzuschränken. „Daß in allerlei Volk, — sagte er in einem späteren Briefe, — etliche Seelen durch Jesum Christum modo extraordinario können und werden selig werden, ist eine alte evangelische Lehre. — Von der Verdammten und Teufel Erlösung und Seligkeit kann ich in der Bibel nichts Deutliches finden, drum kann ich's auch nicht glauben. Wenn man mich aber fragt, ob mir's lieb wäre, so bekenne ich von Herzen, daß ich wollte, daß alles, was jemals geschaffen ist, durch das Blut und Tod Jesu Christi zu Gott wieder gebracht werden möchte. Und wenn ich um mein Votum dabei gefragt würde, so gäbe ich's affirmative." —

Die Ansiedler zu Herrnhut erhielten aus Mähren neuen Zuwachs, welchen die Mittel selbst, die man dagegen anwandte, beförderten. Die zurückgebliebenen Angehörigen der ersten Auswanderer wurden dort eine Zeitlang gefangen gesetzt, und auch nachher noch mannigfach bedroht; sie entzogen sich weiteren Verfolgungen durch heimliche Flucht mit Zurücklassung ihrer Habe. Der Zimmermann Christian David aber wagte sich neuerdings nach Mähren, um fernerhin auf den Dörfern die Nachkommen der alten Brüder aufzusuchen; sie fanden sich in großer Anzahl, und durch die Reden Christian David's und zweier muthigen Männer, Davids und Melchiors Nitschmann, kräftig angeregt, kamen sie oft zu Hunderten nachts an abgelegenen Orten zusammen um zu singen und zu beten. Besonders stark und allgemein war die Erweckung in den Ortschaften Zauchtenthal und Kunewalde, wo jedes Geschlecht und Alter daran Theil hatte. Diese Bewegungen konnten nicht lange verborgen bleiben, die Versammelten wurden durch die Behörden überfallen, auseinandergetrieben, manche derselben in's Gefängniß geworfen, und mit Leib- und Lebensstrafen bedroht. Sie erfuhren

Druck und Quälereien jeder Art, durften ihren Glauben nicht bekennen, und doch nicht auswandern, sie sollten mit Gewalt katholisch sein. In dieser Noth beschlossen fünf junge Männer aus Zauchtenthal, nachdem sie vor Gericht eben mit neuem Gefängniß hart bedroht worden, ihre Freiheit im Auslande zu sichern. Sie zogen bei Nacht in der Stille aus, fielen vor dem Dorfe auf die Kniee, flehten für sich und ihre zurückbleibenden Brüder den Schutz Gottes an, und wanderten muthig ihren Weg durch das wildeste Gebirg, indem sie das Lied sangen: „Selig der Tag, da ich muß scheiden," welches hundert Jahre zuvor gleichfalls bei solchem Auszuge war gesungen worden. Sie hatten im Allgemeinen den Plan, Kinder Gottes aufzusuchen, und etwa in Polen oder Holland, wo sie Brüder aus Böhmen und Mähren fänden, sich niederzulassen; zuerst aber nahmen sie ihren Weg nach der Lausitz, um die dortigen Brüder und besonders Christian David wiederzusehen. Sie kamen nach Niederwiese zu dem Magister Schwedler, der sie mit einem Empfehlungsschreiben an Zinzendorf nach Herrnhut entließ. Hier hatten sich bisher die Ansiedler kümmerlich beholfen, denn die Unterstützung, die ihnen zufloß, war höchst gering, sie verdienten ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit, und entbehrten dabei oft des Nothwendigsten. Aber die Niederlassung gedieh dennoch, und man sah sich genöthigt, die Wohnungen zu vermehren; auch das Bedürfniß eines Versammlungssaales wurde dringend gefühlt. Watteville, der ein Stübchen in dem zuersterbauten Hause bewohnte, und mit den armen Leuten den liebreichsten Umgang pflog, hatte diesem Bedürfnisse vielfach nachgedacht, und war durch die unvermuthete Anrede Christian David's, der auf einen Platz hinzeigend, mit freudiger Gewißheit der Erfüllung begeistert ausrief: „Da wollen wir ein großes Haus hinbauen, und das soll zu Wohnungen der Auswanderer und zu Versammlungen dienen", so ergriffen worden, daß durch seinen Eifer, mit Zuthun der andern verbundenen Brüder und der Frau von Gersdorf, der Anbau schon alsbald in Ausführung kommen konnte. Am 21. Mai 1724 sollte eben die Grundsteinlegung des neuen Gebäudes Statt finden, als jene fünf Brüder aus

Mähren in Herrnhut eintrafen. Zinzendorf empfing ihr Empfehlungsschreiben, und hieß sie willkommen, doch war die Aufnahme unter der Erwartung, welche sie nach irgend einem sonderbaren Maße sich willkürlich gemacht hatten, sie wurden sogar an des Grafen Frömmigkeit beinah irre, und dachten hier nicht zu bleiben. Indeß gingen sie mit auf den Bauplatz, wo die Feierlichkeit begann. Hier empfingen sie sogleich ganz andere Eindrücke. Zinzendorf hielt eine Rede voll Kraft und Feuer über den Sinn und Zweck der neuen Anstalt, und drückte zuletzt den starken Wunsch aus, Gott möchte dieses Haus nicht länger stehen lassen, als es zum Preise des Heilandes eine Wohnung der Liebe und des Friedens sein würde. Ein heiliges Entsetzen faßte bei diesen Worten die Umstehenden, und als Watteville darauf den Grundstein weihte, und mit höchster Geisteskraft und Inbrunst laut betete, wurden alle von solcher Gnade überströmt, daß Zinzendorf noch lange nachher dieses Gebet als einen Anfang des segenreichen Gedeihens pries, welches der Brüdersache fernerhin zu Theil wurde. „Sie haben viel versprochen, — sagte die Gräfin nachher zu Watteville, — trifft die Hälfte zu, so ist's weit über unsre Erwartungen.“ Die aus Mähren angekommenen fünf Brüder gedachten jetzt keines Weiterziehens mehr, sondern nahmen mit freudigster Zuversicht die ihnen angebotene Wohnstätte dankbar an.

Die Ankunft dieser fünf Männer zeigte sich bald für die Entwickelung der neuen Brüdergemeinde von entscheidender Wichtigkeit. Schon gleich im Anfange, da dieser Zufluchtsort sich eröffnet hatte, war daselbst eine große Verschiedenheit der geistlichen Richtungen kund geworden. Ueber den Lutherischen und reformirten Gebrauch beim Abendmahl waren Irrungen entstanden, welche der Pastor Rothe und Zinzendorf nicht beilegen konnten, sondern nur Watteville's sanftes Zureden einigermaßen versöhnte, ohne doch den Grund davon zu heben. Heitz, der ein strenger Reformirter war, verließ den Dienst des Grafen, und zog sich zurück; damit war ein Hauptwidersacher entfernt, aber deßhalb die Gemeinde noch nicht eine Lutherische. Allerlei fanatische und wunderliche Vorstellungen gingen im Schwange, das Verworrenste

und Widersinnigste hatte die entschiedensten Anhänger. Manche dieser zusammengebrachten Leute waren wegen Religionsunruhen schon gefangen gewesen, zum Theil gefoltert worden, und von daher gewöhnt, ihre Frömmigkeit nur unter Streit und Unordnung fortzusetzen. Diese armen Handwerker und Tagelöhner, durch sektirischen Eifer beseelt, traten gegen ihren gelehrten Pfarrer und vornehmen Gutsherrn ferner mit entschlossenem Widerspruch auf, und beharrten standhaft auf ihren Meinungen. Die ersten Ansiedler zu Herrnhut waren, wie Zinzendorf sagte, zwar mächtig gerührte, aber noch ungegründete Leute, die größtentheils dunklen Vorstellungen folgten, und keine klaren aufnahmen. Zwischen diesen früheren und den neuesten Ankömmlingen zeigte sich bald ein mächtiger Unterschied. . Die fünf Männer aus Zauchtenthal waren ächte Nachkommen der alten Brüder in Mähren, und hatten die Ueberlieferung von der Kirchenverfassung derselben noch unverfälscht bewahrt; die Erzählungen der Väter und Großväter waren ihnen frisch im Gedächtniß, so wie manche Stellen alter Brüderlieder, welche Gleiches andeuteten. Was ihnen die Heimath versagt, und um dessentwillen sie die Fremde gesucht hatten, das wollten sie nun auch wirklich aufrichten. Das Gemisch aber in Herrnhut stellte keine Brüdergemeinde im alten Sinne dar, und schien diese doch sein zu wollen. Sie sprachen demnach eifrig von der Nothwendigkeit, die Zucht und Ordnung ihrer Väter zu erneuen. Da niemand ihren Sinn recht verstand, so ergab sich daraus mancherlei Verwirrung; Rothe und Zinzendorf, damals der Verfassung und Rechte der alten mährischen Kirche noch unkundig, suchten vergebens die Brüder zu beschwichtigen, diese waren in ihrer Sache durchaus bestimmt und fest, wußten genau was sie wollten, und standen auf einem so guten Grunde, daß ihnen nichts anzuhaben war, vielmehr wurden sie selbst an der Meinung derer, die ihnen widersprachen, irre, und dachten mehrmals daran, ihres Weges weiter zu ziehen. Zinzendorf empfand diese Streitigkeiten sehr schmerzlich, und wurde der mährischen Auswanderung gram, suchte sie auch seinerseits zu hindern, ohne doch darum den neuen Ankömmlingen Schutz und Aufnahme zu versagen. Denn sein Mitleid überwog

seinen Unmuth, und trotz seiner doch zuweilen ausbrechenden Jugendhitze übte er im Ganzen gegen alle die verschiedenartigen Leute, welche in Herrnhut zusammen kamen, solche Geduld, daß ihm sogar Vorwürfe darüber gemacht wurden, besonders wegen der fanatischen und schwärmerischen Leute, von denen er so viele Noth hatte. Ja er wurde wohl gar beschuldigt, diesen Wunderlichkeiten beizutreten, und selbst allerlei Neuerungen zu versuchen, worüber ihm Francke, für den Fall, daß die Sache sich wirklich so verhielte, wie das Gerücht sie angebe, einen so ernsten als herzlichen Abmahnungsbrief schrieb. Zinzendorf selbst sagt von diesem Ungemach: „Ich hätte wohl Gelegenheit finden können, mir einen guten Theil dieser beschwerlichen Leute vom Halse zu schaffen. Allein dagegen standen zwei Grundideen des Heilandes fest: die erste, daß man zuweilen aus Weisheit etwas toleriren müßte, wenn man gleich versichert wäre, daß es einem der böse Feind zugeschleppt habe; die andere, daß es im Garten des Herrn Bäume gäbe, die man noch das Jahr stehen ließe, und über's Jahr um ein Leichtes wieder auf's folgende hoffe; wozu einem dann auch manche selige Erfahrung Muth macht. Man arbeitete ja nicht für sich; sondern für seinen Herrn. Und wenn man Ursache hat zu hoffen, daß man ihm den Geist selbst endlich doch liefern werde, zum Tage des Herrn, so sind zwanzig Jahre nicht zu lang, eines solchen Menschen Inkartaden auszuweichen, und auf eine Art einzulenken, daß man den Paß zu seinen Herzen offen behält. Meine beste Apologie in dieser Materie sind die mancherlei Personen von dieser Art, die der Heiland bereits, als Triumphe seiner Langmuth, herumführet." Und weiterhin: „Mich reuet keine Protektion, die ich Irrigen und Verfolgten zu geben vermocht; wohl aber, daß ich mich, durch ungestüme Opposition Anderer, bereden lassen, etlichen Irrgeistern dergleichen zu versagen, mit denen sich hernachmals ein großer Theil der evangelischen Theologen verlegen genug gefunden, und mit denen hingegen ich, nach dem Exempel Gottes, meines himmlischen Vaters, recht gut ausgekommen wäre, oder sie doch so annehmlich occupirt hätte, daß, wenn auch allenfalls sie nicht selig geworden wären, doch gewiß niemand anders drunter gelitten

hätte, als sie selbst." Er suchte nicht zu beschämen, nicht zu erbittern, lauschte vielmehr liebevoll jedem kleinsten Zuge des Bessern, und gedachte des Uebles nicht weiter, sobald es gewichen war. Auf diese Art allein, durch die Kraft seines Herzens und die wahrhafte Frömmigkeit desselben, hielt er wundervoll zusammen, was auseinanderzufallen sonst in sich die wirksamsten Triebe übergenug hegte. Seine Sonntagserbauungen in Bertholdsdorf dauerten oft von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht: seine Hausdienerschaft nahm von freien Stücken daran Theil; die Leute aus Herrnhut brachten oft ihr Stück Brod in der Tasche mit, um nicht wegen des Essens weggehen zu müssen. Mit äußerstem Bemühen gelang es ihm auch, die Abweichenden wieder zur Kirche und Kommunion in Bertholdsdorf zu vereinigen, und endlich am 12. Mai 1725, nach dreitägigen, bis in die Nacht fortgesetzten Unterredungen, eine Art Einverständniß über die Lehre, worauf das Heil der Seelen beruht, glücklich aufzustellen.

Seine Amtsgeschäfte ließen ihm alle Freiheit; auch wenn er vom Lande nach Dresden zurückkehrte, war es oft nur, um weitere Ausflüge zu machen, die seinen frommen Zwecken und Neigungen entsprachen. So reiste er im Sommer 1724 mit seiner Gemahlin nach Ebersdorf, und nahm den Weg über Halle, wo er seine Freunde Anton und Francke und andere Gleichgesinnte sprach. Seine Anstalten in der Lausitz, denen in Halle bis dahin ganz ähnlich, fanden große Theilnahme, doch bei Francke, welchem die Unbestimmtheit der kirchlichen Richtung in dem Ganzen auffallen mochte, zugleich einiges Bedenken; eine festere Haltung hätte die Sache wohl empfangen können, wenn sie der schon ausgebildeten hallischen Leitung sich angeschlossen hätte, doch war jetzt eine Verbindung schwerlich anzuknüpfen, und wurde auch von keiner Seite gesucht; die neue Stiftung mußte in den eigenthümlichen Bedingungen, guten und schlimmen, welche Zinzendorf's Persönlichkeit im Begegnen so mannigfacher Umstände lieferte, ihren einmal angefangenen Weg nothgedrungen für sich fortsetzen. In Ebersdorf gebar die Gräfin einen Sohn, welchen der Vater sogleich in einem herzlichen und demüthigen Gebet

dem Heilande zum Opfer bot, denn er sah jedes Leben nur als ein Darlehn an, dessen Erstattung jederzeit freudig geschehen müsse. Diese Gesinnung, welche dem eignen wie dem fremden Tode keinen Schrecken und kaum eine Trauer übrig ließ, theilten beide Gatten, und sie bewährte sich eben so, da Zinzendorf selbst in Ebersdorf lebensgefährlich krank wurde, als da nach drei Monaten das Kind den Eltern wirklich entrissen wurde: beide waren vor dem Herrn eins geworden, sie wollten diesen ihren lieben Sohn der Hand Gottes, die ihn geschenkt, nicht aus Noth, sondern von Herzen, willig wieder zurückgeben, und das Kind starb, indem sie knieend so beteten. Des Grafen frommer Trieb fand übrigens in Dresden nicht mindere Arbeit, als in Herrnhut; war ihm hier nach innen im Geistlichen selbst mancher Kampf geboten, so hatte er dort nach außen gegen das Weltliche nicht minderen zu bestehen. Die Feinde und Spötter ungerechnet, so gab es auch wohlmeinender Freunde genug, welche seinen Weg mißbilligten, und ihm ernstlich abriethen, denselben so offenbar zu gehen; nicht nur für ihn selbst, für seine Stellung und Verhältnisse, sondern auch für das Gute, welches bezweckt werden sollte, fand man seinen Eifer ungehörig. Er aber bestand fest auf seinem Sinne: „Ich gehöre unter die Zahl derer, — sagte er, — die der Herr berufen hat von der Finsterniß zum Lichte. Darum muß ich von dem Lichte zeugen. Ich heiße einer der Vornehmen dieser Welt, ich soll die Vorrechte davon genießen. Darum bin ich verbunden, vor Andern, vom Lichte zu zeugen."

Bei dieser Denkart, die er jederzeit offen darlegte, mußte er häufig gegen die stärksten und allgemeinsten Herkömmlichkeiten der Gesellschaftswelt anstoßen, und ihr, wie sie ihm, unerträglich werden; denn die vornehme Welt verzeiht Verbrechen und Schandthaten lieber, als den Abfall von dem Götzendienste, den sie sich selbst in äußerlichen Dingen eingerichtet hat. Die Befriedigung, welche der Umgang mit seinen Standesgenossen ihn immer seltner finden ließ, gewährte ihm dagegen der Verkehr mit armen und geringen Leuten desto reichlicher; er fand in diesen äußerlich Niedrigen die treuesten Kinder Gottes, und eine so geistige, fruchtbare

Geselligkeit, daß auch in Benehmen und Sprachweise ihn, den hochgebildeten Grafen, ein schlichter Handwerksmann zuweilen verbessern konnte; hier sah Zinzendorf sich wahrhaft unter seines Gleichen, und jene, die sich über solche Leute stellten, tief unter ihnen. Die Versammlungen, die er in seinem Hause hielt, wurden vorzüglich von Personen geringen Standes besucht, da der Zutritt für jederman so offen war, daß selbst ein Verhafteter, der für einen Menschen ohne Religion gehalten wurde, sich von seiner Wache dahin begleiten ließ, bekennend, wenn ihn etwas in der Welt zu bekehren vermögend sei, so glaube er, da könne es geschehen. Auch hatte der Graf nicht einmal gern, wenn vornehme Personen, welche aus irgend einer Ursache den Erbauungen beiwohnen wollten, sich ihm deßhalb besonders anmelden ließen, denn er wünschte seiner Unbefangenheit keinerlei Rücksicht auferlegt. Durch Schriften sprach er sich eben so unverhohlen aus, wie in seinen Reden; Abhandlungen und Fragbüchlein erschienen von ihm; Johann Arnd's vier Bücher vom wahren Christenthum ließ er in's Französische übersetzen, und widmete dies Werk dem Kardinal von Noailles, welchem Watteville dasselbe nach Paris überbrachte, worüber jener zwar alle verbindliche Theilnahme bezeigte, doch aber auch die Erinnerung nicht unterdrückte, daß man ihn und sein Verhältniß durch solche öffentliche Zueignung eines protestantischen Buches etwas voreilig bloßgestellt. Eine Wochenschrift, der Dresdnische Sokrates, nachher der deutsche genannt, eine andere, der Parther, gab er ohne seinen Namen heraus, der jedoch bald errathen wurde. Durch diese letzteren Schriften insonderheit, welche viel Weltliches tadelten, vermehrte er seine Feinde, und da man in einigen die Obrigkeit und Geistlichkeit betreffenden Zügen bestimmte Anspielungen sehen wollte, so fehlte es nicht an böser Nachrede und Verfolgung. Doch seinen Eifer, wo es auf die Sache des Herrn ankam, hielt keine Scheu zurück; jede Gelegenheit fand ihn ganz und rein. So stand er nicht an, als man in Dresden einer verstorbenen frommen, ihm übrigens ganz unbekannt gewesenen Gichtelianerin, aus Haß gegen diese Sekte, ein ehrliches Begräbniß verweigern wollte, hierüber sowohl an den vor-

gesetzten Minister als an den Oberhofprediger Löscher nachdrücklich zu schreiben; er höre, sagte er dem letzteren, daß man die Person auf dem Anger begraben wolle, weil sie sich von Kirche und Abendmahl gesondert habe, und also im Bann sei, und daß verboten worden, einen Sarg für sie zu machen; er billige dergleichen Absonderung zwar nicht, halte sie aber für eine Schwachheit, die man an gutmeinenden Seelen tragen müsse, und verabscheue das gedachte Vorhaben auf's äußerste; er warnte, daß ein so liebloser und ungöttlicher Eifer ein unausbleibliches Strafgericht Gottes nach sich ziehen würde, und forderte den Oberhofprediger auf, wenn ein Funke der Liebe Jesu in ihm sei, die Sache zu redressiren, er werde sie sonst zu seiner eignen machen, und höhere Vermittelung anrufen. „Ich für meine Person, — fügte er hinzu, — würde mich nach meinem Tode gern auf den Anger begraben lassen, ehe ich etwas wider mein Gewissen thun wollte; dadurch werden solche unehrliche Orte zu Triumph- und Ehrenplätzen." Er hatte die Genugthuung, das Gewünschte zu erlangen.

Eben so kühn und frei sprach er, als der Magistrat zu Görlitz den dortigen Erweckten ihre besonderen Zusammenkünfte verbot, und diese Leute, die durch ihren Prediger Schäfer mit Zinzendorf in genauer Verbindung standen, ihn um guten Rath angingen. Er schrieb ihnen Verhaltungsregeln der Sanftmuth, der Unterwerfung, der Stille; in der Hauptsache jedoch bestärkte er sie kräftig, sie sollten in ihrer Weise nur fortfahren: „Die Versammlungen der Heiligen, wo man sich unter einander ermahnet, soll man nicht verlassen. Das ist Gottes Wort. Wenn einem also befohlen wird, sie zu verlassen, soll man es nicht thun. Die Obrigkeit bei einer höheren deßwegen zu verklagen, finde ich nicht für gut. Aber mit Demuth ihr vorzustellen das schwere Gericht, und die Unmöglichkeit, das Werk Jesu zu hindern, halte ich für wohlgethan. Will es nicht helfen, so fähret man in seinem einfältigen Gehorsam gegen Gott fort; lässet sich vorfordern; antwortet demüthig, vernehmlich, gründlich; lässet sich strafen und leidet geduldig. Wird man verwiesen, so gehet man fort. Wird man in's Gefängniß geworfen, so freuet man

sich. Gehet es an's Leben, so giebt man's hin. Wird man losgelassen, so fährt man fort. Die Leiden muß man nicht abwenden, denn darunter wächset das Reich Jesu gewaltig. Große und Geringe haben hier kein größer Recht, Einer als die Andern. Es müssen eben dieselben Leiden über Brüder in der Welt gehen. Dies sind meine Gedanken; und dazu bekenne ich mich gegen jederman, und wünsche den lieben Brüdern viele Kraft und Liebe und Demuth." Auch diese Angelegenheit kam später, da Schäfer auch selbst deßhalb in Dresden erschien, durch Zinzendorf's Bemühen zu friedlicher Ausgleichung. Wegen der Schwenkfelder, denen man neuerdings durch Kontroversprediger hart zusetzte, machte er eine Reise nach Schlesien, von der man ihn vergebens, durch die Vorstellungen von Gefahr, die ihm dort drohe, abzuhalten suchte; diese Gefahr jedoch war keine eingebildete, denn schon war über die Aufnahme, welche den Flüchtlingen aus den österreichischen Erblanden auf seinen Gütern zu Theil wurde, starkes Mißvergnügen laut.

Eines Besuchs, welchen der Prediger Schwedler aus Niederwiese um diese Zeit in Herrnhut machte, wollen wir hier besonders gedenken, theils weil dieser merkwürdige Mann schon öfters genannt worden, theils weil an seiner Erscheinung sich willkommen ein Beispiel der tiefwirkenden Kraft und schwungvollen Ausübung ergiebt, mit welchen der Geist der Frömmigkeit in den Erweckten damals Gemüth und Sinn durchdrang. Schwedler war kein Pietist, sondern ein eifriger wittenbergischer Theolog, der aber sein gewaltiges Feuer bis zur lieblichsten Wärme sänftigen konnte, und damit auch solche Herzen ergriff, die jenem wohl widerstanden hätten. Durch Frau von Gersdorf, mit der ihn seit vielen Jahren ein frommes Herzensband verknüpfte, war er mit Zinzendorf befreundet worden, wie auch, ungeachtet sonstiger Wegesverschiedenheit, mit den mährischen Brüdern. Von seiner Macht im Predigen erzählt Zinzendorf selbst folgendes Probestück: „Es wurde einmal in der Kirche zu Wiese vor der Kommunion gesungen: «Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt!» Indem der selige Mann das erste Wort anstimmen hörte von der darauf folgenden Zeile: «Dein sündlich böses

Leben durchaus mir nicht gefällt», gerieth er in einen solchen Eliaseifer, daß ihm das Angesicht gleichsam flammete. Er rief, über die Orgel, über so viele tausend Stimmen, mit einem Donnerschall: «Um Gotteswillen! was singt ihr? was gefällt euch nicht? Der Herr Jesus gefällt euch nicht. Zu dem müßt ihr sagen: Du gefällst mir nicht; so singt ihr die Wahrheit. Ihr aber sprecht: die Welt!» Nachdem er ihnen nun diese Wahrheit auf eine solche durchgreifende und eindringende Art demonstrirt hatte, daß sie Alle, von ihrem Gewissen überzeugt, in Jammer und Thränen da saßen, und die Wenigsten wußten, wie ihnen geschahe: «Nun», sagte er, «wenn es so wäre, wem der Welt, — der Welt ihr sündlich böses Leben zuwider worden, der sollte es nur in Jesu Namen bekennen.» Da wurde dann endlich dieser Vers mehr geweint, als gesungen. Nicht selten geschah es, daß er den um 5 oder 6 Uhr frühmorgens begonnenen Gottesdienst ohne Unterbrechung bis 2 oder 3 Uhr nachmittags fortsetzte, und mit zuströmender Begeisterung unaufhörlich redete, die kurzen Zwischenzeiten abgerechnet, da er Lieder singen ließ, während welcher seine Zuhörer sich aus den Tausenden, die draußen des Eingangs harrten, immerfort erneuten. Auch diesmal in Großhennersdorf hielt er eine herrliche Predigt, die gegen sechs Stunden dauerte, mit Kraft und Erfolg."

Inzwischen erhielt Herrnhut neuen Zuwachs durch eine Anzahl verfolgter Schwenkfelder, die aus Schlesien kamen, und unseren Grafen um Aufnahme baten. Er machte ihnen bei Frau von Gersdorf ein Unterkommen aus, allein fürerst wohnten sie in Herrnhut. Sie wußten wenig mehr von ihres Stifters Lehrmeinungen, besuchten auch gern die Erbauungsstunden in Bertholdsdorf, und waren größtentheils redliche, fromme Leute, hatten aber weder Taufe noch Abendmahl, und hielten sich im Ganzen abgesondert. Ihre Erweckung zum Heiland suchte Zinzendorf mehr zu betreiben, als ihre Vereinigung mit der Lutherischen Kirche. Sein Eifer erstreckte sich nicht minder auf die umherwohnenden Wenden, deren Seelenheil er in Verbindung mit seiner Großmutter, auf deren Kosten einige Theile der Bibel in wendischer Sprache gedruckt wurden, möglichst förderte. Die treffliche Frau starb

1726. Schon seit zwölf Jahren hatte sie in ihren hohen Jahren und schwachen Gesundheitszuständen selten das Haus verlassen, als sie aber ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie sich in's Freie tragen, um noch Herrnhut mit letztem Segensblicke anzuschauen. Daselbst aber kamen von Zeit zu Zeit immer neue Auswanderer aus Mähren an. Ein Religionseid, welchen man ihnen aufdringen wollte, trieb sie nur um so entschiedener aus dem Vaterlande. Sie hatten dabei nicht wenige Gefahren zu überstehen, man hielt sie an, warf sie in's Gefängniß, zog ihre Habe ein. Besonders scharf wurde gegen diejenigen verfahren, welche man als Verführer der anderen ansah. Zinzendorf erkannte das Bedenkliche, welches für ihn darin lag, bei der Kaiserlichen Staatsbehörde als der Anreizer jener Leute zu gelten, und bemühte sich, dem allzuhäufigen Auswandern Einhalt zu thun. Er stellte strenge Prüfungen an, und nahm niemanden mehr auf, als wer wirklich aus Gewissen, um des Seelenheils willen, weggezogen war; man bemerkte, daß auch vor allen diese, welche meistens ihre Habe ganz zurückgelassen, der aufgestellten Wachsamkeit entgingen und glücklich durchkamen, selbst mit Kranken und Kindern, während andere, welche Geld und Gut zu retten suchten, oft verrathen oder angehalten wurden. Für die, welche wahrhaft einem geistlichen Rufe folgten, änderte Zinzendorf freilich nichts in seiner Bereitwilligkeit, ihnen hielt er sich zu jedem Opfer verpflichtet; aber wo ein solcher Beruf entschieden fehlte, da wies er die Leute ab, und entließ sie, nachdem sie gerastet, mit Geld und Empfehlungen wieder in die Heimath. Auch untersagte er streng, von Herrnhut nach Mähren zurückzugehen, in der Absicht, dort neue Auswanderungen zu veranlassen. Allein sein Verbot konnte den aufgeregten Eifer nicht hemmen; Christian David setzte unter vielfachen Lebensgefahren seine Umherzüge in Mähren und Böhmen wiederholt fort, und auch David Nitschmann, einer der fünf Brüder aus Zauchtenthal, war heimlich um seinen Vater zu besuchen nach Mähren zurückgegangen, aber daselbst ergriffen und nach Kremsir in's Gefängniß gebracht worden. Um diesen tüchtigen Mann wo möglich loszubitten, und irgend eine Verständigung wegen künftiger Ausgänge solcher Leute

zu versuchen, wie auch um bei solcher Gelegenheit sein eignes Verhältniß rechtfertigend in's Klare zu setzen, unternahm Zinzendorf im August 1726 eine Reise zu dem Kardinal Grafen von Schrattenbach und zu dessen Bruder, einem Kaiserlichen Geheimen Rathe, beide in Kremsir wohnhaft. Hier ging es sehr diplomatisch zu; vornehme Höflichkeiten umgaben breit eine kurze Erörterung, in welcher man sich unter klugen Verwahrungen dahin verabredete, daß von beiden Seiten, ohne irgend ein Nachgeben in der Hauptsache, mit Billigkeit verfahren werden sollte; die einzelnen Auswanderer sollten ruhig abziehen dürfen; aber keine Anstiftung dazu unternommen werden. Von David Nitschmann verneinte man etwas zu wissen, doch hatte ein Begleiter Zinzendorf's den Gefangenen erkundet, aber sich begnügen müssen, ihm durch den Frohn von des Grafen Anwesenheit und Bemühen Kunde zu geben, und ihm etwas Geld zukommen zu lassen. Unter allem vornehmen Gepränge dieser Auftritte hatte der Graf den Unglücklichen immer schwer im Sinne gehegt, und ohne Erleichterung dieser Bekümmerniß reiste er auch wieder ab. In Schlesien, in Ebersdorf, Leipzig, Halle, in der Lausitz, und auch in Dresden, auf allerlei Besuchreisen und bei gelegentlichen Anlässen, hielt er häufig Erbauungsstunden und eifrige Religionsgespräche, und in derselben Richtung breitete sich sein Briefwechsel aus. In Halle besuchte er auch den berühmten Christian Thomasius, der die neuen Anstalten nicht ohne Zweifel, doch als diese zu seinem Verwundern in manchem Stücke beseitigt wurden, mit freundlicher Wohlmeinung betrachtete, und glückwünschend äußerte, um solche Bauern zu sehen, die philosophiren und glauben könnten, wie von denen in Bertholdsdorf versichert werde, möchte er selbst auf seine alten Tage noch eine Reise thun. Besondere Sorgfalt widmete der Graf auch einem wohlfeilen Bibelabdrucke zu Ebersdorf, und gab eine Vorrede dazu, welche aber nebst den Hinzufügungen Rothe's und anderer Gehülfen bald sehr gehässig getadelt, so wie das ganze Unternehmen als eine Schriftverdrehung bezeichnet wurde.

Während jedoch solcherlei Thätigkeit sich in weitem Umkreis ausbreitete, drohte dem Mittelpunkte selbst eine schlimme

Gefahr. Ein Rechtsgelehrter im Voigtlande der seine abweichende Meinung vom Abendmahl, welches er zuletzt ganz verwarf, gegen die dortige Geistlichkeit nicht durchfechten konnte, gab lieber seine Stelle als Rath auf, und kam nach Bertholdsdorf und Herrnhut, wo er von Seiten des Grafen zwar keine Beistimmung hoffen konnte, aber doch eine Freistätte fand. Sein von kräftigem Eigensinn und sachwalterischer Geistesgewandtheit unterstütztes Heiligthum gewann bald ein ungemeines Ansehen, er wollte die alte mährische Kirche in den neuen Einrichtungen verdorben finden; seine Sätze verwirrten alles, was Zinzendorf und Rothe aufgerichtet; es entstand immer mehr Absonderung, und die Gemeinde löste sich in widerspenstige Glieder auf. Vergebens stritt Rothe mit Strenge, begegnete Zinzendorf, der aus Mähren eben zurückkam, mit liebevoller Duldung diesem Unwesen, der Stifter desselben trat als offner Feind auf, er übte und begehrte keine Schonung, vielmehr schien er harte Schritte des Grafen zu wünschen, um über Verfolgung klagen zu können. Sein Treiben artete in völligen Wahnsinn aus, in welchem er endlich Herrnhut verließ, und nach einger Zeit starb. Allein die Wirkung seines unruhigen Geistes erlosch damit keineswegs. Die mährischen Brüder, mit wenigen Ausnahmen, trennten sich öffentlich von der Kirche und dem Abendmahl zu Bertholdsdorf. Sie stießen zum Theil die bösesten Reden gegen Zinzendorf aus, nannten ihn das Thier, welches dem falschen Propheten, dem Pfarrer Rothe, die Macht gegeben, sie auf einen verkehrten Weg zu bringen, und auch die Gemäßigteren beklagten ihre vermeinte Mißleitung. Die Sache wurde ruchbar, und machte überall schlimmen Eindruck. Herrnhut war, wie man sagte, ein Sektennest geworden, und Zinzendorf, obwohl im Vertrauen nicht wankend, wußte keinen Rath in dieser Noth; ihm fehlte die wissenschaftliche Erkenntniß, sowohl die dogmatische als die historische, welche allein in dieser Verwirrung sicher führen konnte, er mußte fühlen, daß er sich in Dinge eingelassen, zu denen mehr gehörte, als guter Wille; und doch sollte dieser in seiner Steigerung auch dieses Mehr zuletzt leisten! In derselben Zeit, da ihn dieser Zustand bekümmerte, wider-

fuhr ihm in Dresden manches Widerwärtige; durch seinen Sokrates hatte er manche Personen ohne es zu wollen verletzt, seine Hausversammlungen wurden durch Besucher gestört, welche nur Aergerniß zur Absicht hatten, am Hof und in der Geistlichkeit zeigte sich böswillige Verstimmung gegen ihn, und bei den nachtheiligen Urtheilen, die man über die Vorgänge in Herrnhut fällte und auch über ihn selbst, den viele Fromme noch unbekehrt und durch keinen Bußkampf geläutert finden wollten, mußte er befürchten, daß man gegen seine dortigen Anstalten den Grimm wenden würde, den gegen ihn selbst auszulassen man aus allerlei Rücksichten noch Bedenken trug. Ihm wurde daher aus zwiefachen Gründen rathsam, Dresden zu verlassen und nach Herrnhut zu ziehen, sowohl um den dort steigenden Mißverhältnissen zu entgehen, als um hier der eingerissenen Unordnung zu steuern. Sein Amt bei der Regierung war ihm von jeher nur ein Joch, das er zwar geduldig trug, aber nicht liebte; nach empfangener Einwilligung seiner Mutter entschloß er sich sogleich dasselbe aufzugeben. Auf Anrathen seiner Freunde, und weil noch einige Geschäfte, die jedoch nur selten seine Anwesenheit in Dresden erforderten, ihm zur Erledigung anvertraut waren, begnügte er sich, anstatt der völligen Entlassung, vor der Hand nur unbestimmten Urlaub nachzusuchen, der ihm auch gern bewilligt wurde. Ueber seine Beweggründe bei diesem Schritt und über seine nachfolgende Stellung in Herrnhut, giebt er selbst diese gehaltvolle Auskunft: „Ich ging aus keiner andern Ursache vom Hofe und aus dem Amte, das ich hatte, als darum, weil ich meine inzwischen angelangten Gäste aus Mähren und andern Orten, die mir als Kryptokalvinisten und Separatisten beschrieben wurden, von dem Irrthum ihres Weges bekehren wollte, und wenn ich an einigem Orte gewiß zu sein dachte, daß ich meinen Satz zu behaupten und in keinem Tittel nachzugeben hätte, so war es da; es war aber weit gefehlt. Meine Freunde waren im Anfang hitziger als ich, denn sie kamen aus der Verfolgung, und ich kam vom Hofe. Das gab mir einen geringen Vortheil über sie, nachdem sie mir aber denselben

abgelernt, und in einer kurzen Zeit mit mehrerem Effekt denken und reden gelernt, so kam die Reihe an mich, wieder was Neues zu lernen. Ich mußte mich über manches in Traktaten einlassen, darüber ich wie über Leimen hinzugehen gedacht hatte, und ich lernte in einem halben Jahre mehr Kirchenhistorie, und bekam mehr Data zu einer soliden Kritik über die Häresiologie, als ich mir in Arnold's Kirchen- und Ketzerhistoria, ja selbst in Bayle, nicht würde gesammlet haben. Nie hat mich die über mir waltende Vorsehung vor einer nähern Gefahr bewahret, als bei derselben Gelegenheit; und wenn ich sehe, was aus einer kleinen Dosis von Unpartheilichkeit für ein bewährtes Specifikum worden, so bete ich an. Das menschliche Gemüth hat die Art nicht, von einem Extreme auf die Mittelstraße zu kommen; es nimmt seinen Weg gemeiniglich über das andre Extrem: und so bin ich einige Jahre lang bei der sorgfältigen Prüfung derer mancherlei Wege, Meinungen und Verfassungen der Christenmenschen, die entweder mich aufgesucht, oder zu denen mich mein Beruf direkt oder indirekt geleitet hat, nicht nur Schritt vor Schritt gegangen, sondern ich habe keine einige davon ganz oder halb verworfen, die ich nicht vorher eine Zeitlang ganz oder halb bewundert. Wie mirs diesfalls in Ansehung der Sachen gegangen, so und noch viel eingreifender ist mir die Rücksicht der Personen gewesen. Nicht selten habe ich einen Menschen, den meine Mitbrüder bei dem ersten Abord für verwirrt gehalten, stundenweise mit Respekt angehört, und mich kaum bereden können, nichts anders hieraus zu profitiren, als was ich einige Minuten darauf selbst gefunden. Die Natur der Sache, die oftmalige Erfahrung und das Zunehmen meiner Geschäfte hat mich endlich auch in diesem Theil kondescendenter gegen meine Brüder gemacht, daß ich ihrem Zeugniß von solchen Personen, mit denen ich mir viel Zeit verdorben hatte, a priori mehr Glauben gegeben."

In Herrnhut fand er die Sachen nur um so schwieriger, als er auch mit dem Pastor Rothe über die geistliche Leitung der Irrenden nicht einverstanden war. Sein erstes Geschäft wurde daher, sich mit diesem würdigen Manne, den er sonst achtete und ehrte, so zu setzen, daß jeder, das gleiche

Gute bezweckend, nach eignem Sinn ungehindert thätig sein könnte. Sie trafen ein brüderliches Uebereinkommen, die Rechte des Kirchenpatrons und des Pfarramts jedem nach seiner Stellung unbeschränkt über das Ganze vorzubehalten, aber die eigentliche Seelsorge unter sich so zu theilen, daß Rothe in Bertholdsdorf, der Graf selbst aber, als unordinirter Katechet Rothe's in Herrnhut nach eigner Art seinen Weg ginge. Den Gemeindegliedern wurde dieses Abkommen nebst den Gründen dazu aufrichtig bekannt gemacht, und niemand war dawider. Um durch nichts Fremdartiges gestört zu werden, übergab Zinzendorf seine ökonomischen Angelegenheiten nun völlig seiner Gattin und seinem Freunde Friedrich von Watteville, die ihn gleichwohl auch in der Seelenpflege noch treulich unterstützten, und begann mit innigem Eifer getrost seine geistlichen Arbeiten. Seine Persönlichkeit wirkte ungemein; mit feurigem Zuspruch, mit heißen Thränen und liebevoller Belehrung, die er bald öffentlich, bald vertraulich spendete, brachte er es dahin, daß die Absonderung vom Gottesdienst und Abendmahl der evangelischen Kirche wieder aufhörte. In dem Raume der wiedergewonnenen Ausübung konnte die eigentliche Lehre der Brüder, in welcher allerdings noch die gründliche Festigkeit mangelte, und der Graf selbst nicht sowohl ein Wissender, als ein begeisterter Anstreber war, sich allmählich zurechtstellen; er vermied in diesem Betreff allzubestimmte Einzelheiten, und suchte, auch wenn er oft kühne und bedenkliche Bilder und Ausdrücke wagte, immer wieder in die gemeinsame Mitte christlicher Vorstellungen einzulenken, in welcher alle besonderen Glaubensformen sich vereinigen könnten. Allein die Mähren, auf welche Zinzendorf am meisten Rücksicht nahm, bewiesen sich, wenn nicht von dieser, doch von einer anderen Seite schwierig, und verlangten schlechterdings die althergebrachte gesellschaftliche Verfassung ihrer Kirche, wollten auf keinen Theil derselben verzichten, und erklärten rund heraus, daß sie lieber aufbrechen und eine andere Zuflucht suchen würden. Hiedurch gedrängt, und nachdem er dem Grund und Sinne der Sache genauer nachgeforscht, und dieselbe durchaus evangelisch und heilsam gefunden, auch sie mit gewichtigen Theologen über-

legt und deren Billigung vernommen hatte, beschloß er, diese theuererkauften Seelen, nachdem sie einmal in seine Aufsicht gekommen, dem Heilande unter jeder Form zu bewahren, und ging an's Werk, den Brüdern, als einer freien christlichen Sozietät, die nach den Rechten der evangelischen Kirche ihre besondern Einrichtungen haben und behalten durfte, ein Hersteller und Ordner ihrer alten Satzungen zu werden.

Sein von Liebe und Geduld geführter Eifer, der jeden Einfluß obrigkeitlicher Gewalt und sonst weltlicher Ueberlegenheit in solchen Dingen abwies, bewirkte durch bloß freundliche Besprechungen, daß am 12. Mai 1727 auf den alten Grundlagen neue Gemeindeordnungen verfaßt, und als Statuten von sämmtlichen Brüdern und Schwestern, durch freiwillige Zustimmung, genehmigt und unterschrieben wurden; dies geschah unter freudigem Gebet und wirksamer Heiligung, welche von diesem Tage an segenreich über Herrnhut in besondern Erregungen fortwaltete. Sogleich wurde zur Wahl der Gemeindebeamten geschritten, zwölf Aelteste, nicht nach dem wirklichen Alter so heißend, sondern nach dem Ansehen und Vertrauen, das sie begleitete, wurden zu Wächtern der Verfassung erwählt, Zinzendorf zum wichtigen Amt des allgemeinen Vorstehers und Friedrich von Watteville zu seinem Gehülfen ernannt. Die Leitung der Angelegenheiten noch bündiger zusammenzuhalten, ohne sie doch zu sehr einzuziehen, kamen die Aeltesten mit dem Grafen überein, aus ihrer Mitte durch das Loos vier Brüder zu bestimmen, welchen mit dem Vorsteher alles Gemeinbeste wahrzunehmen zunächst obläge. Die Berathungen dieser Behörde erhielten den Namen der Aeltesten-Konferenzen, und wurden die Stätte der wirksamsten Thätigkeit. Wo der schlichte Sinn der Frömmigkeit und das Maß der vorhandenen Einsichten keine sichre Entscheidung gab, da wurde das Loos angewandt, dessen Ausspruch dann als der des Heilandes selbst gelten mußte. Diese Zuziehung des Looses, welche bei der Brüdergemeinde in sehr ausgedehnten Gebrauch kam, hat vielen Tadel gefunden; allein bei genauer Betrachtung muß man bekennen, daß dem dunklen Gebiet, welches einen Theil des Zusammenhangs menschlicher Dinge unerforschlich verhüllt, und mit

welchem zuletzt jeder auf eine andere Weise sich abzufinden sucht, durch das gewählte Mittel und dessen bescheidene, wirklich nur zur ergänzenden Aushülfe, und meistens gern auf bloßes Verneinen und Unterlassen gestellte Anwendung, sein Recht auf eine Art geschah, welche der Frömmigkeit noch am wenigsten Eintrag that, und auch dem nachgehenden Verstande durch den praktischen Erfolg sich als wunderbar ersprießlich bewährte. Für die Glaubenslehre und den öffentlichen Gottesdienst war durch die bestehende Kirche hinreichend gesorgt, für den Unterricht der Jugend durch die mit jener verbundenen Schulen; die adelige Schule wurde aufgehoben, und an deren Statt eine allgemeine Knabenanstalt, so wie auch, unter weiblicher Aufsicht, eine allgemeine Mädchenanstalt eingerichtet. Für den inneren Gang der Gemeinde und die besondere Seelenpflege wurden aber noch andere eindringliche Förderungsmittel vielfach angeordnet.

Alles war in Herrnhut und Bertholdsdorf voll Eifer und brünstiger Bewegung; der Geist des religiösen Schaffens war über die Leute gekommen, und rasch entwickelten sich aus dem gemeinsam erwärmten Betriebe die Formen und Richtungen, welche dem neuen Verein die Grundlage seiner fortdauernden Eigenthümlichkeit werden sollten. Zinzendorf's feuriger Sinn gab zu dem meisten die erste, die stärkste Anregung. An einem Tage, da Rothe, Schwedler und Andere in Herrnhut und Bertholdsdorf an verschiedenen Orten vor einer großen Volksmenge zugleich predigten, entstand durch die an diesem Tage vorgeschriebene Betrachtung des Besuchs der Maria bei der Elisabeth die Vorstellung solcher Besuche der Kinder Gottes, und es wurden die sogenannten Banden oder Gesellschaften gestiftet, zu welchen je zwei, drei oder mehrere fromme Seelen, unter denen Jesus ist, nach Neigung und Angemessenheit der Umstände, sich frei vereinigen, über ihren ganzen Herzenszustand kindlich mit einander sich besprechen und nichts vor einander verbergen. Zinzendorf hatte alsbald die ganze Gemeinde, mit strenger Scheidung der beiden Geschlechter, in solche Banden eingetheilt, und sah diese noch spät für einen Hauptbetrieb des Fortgangs der herrnhutischen Dinge an. Die Banden wechselten ihre Glieder

nach Erforderniß, oft ungern den Führern hierin folgend, aber mit dem großen Nutzen, daß die Gemeinde dadurch in die vielfachste innere Bekanntschaft mit sich selbst gerieth. Eine der wichtigsten Einrichtungen aber waren die Chöre, in welche die ganze Gemeinde nach Geschlecht und Alter abgetheilt wurde. Jeder Chor bekam seine Arbeiter und Gehülfen, seine eignen Erbauungen, Lieder, Festtage. Insonderheit erhielten die Schwesterchöre in der Folge die größte Ausbildung. Einfache Kleidung war allen gemein, aller Modeputz wurde verbannt, mit ihm sogar Sonnenschirme und Fächer; ein geringer Hut, gewöhnlicher aber eine schlichte Haube von weißer Leinwand ohne Spitzen, mit einer Schleife von seidnem Bande zugebunden, diente zur Kopfbedeckung. Die Farbe der Bandschleife sollte die Chorangehörigen auch für den äußern Anblick unterscheiden; die Wittwen erhielten weißes, die verehlichten Frauen blaues, die Jungfrauen rosenrothes, die kleinen Mädchen dunkelrothes Band. Für die Brüder fanden keine solche Abzeichen Statt, doch gingen auch sie alle sehr einfach, gewöhnlich braun oder grau gekleidet. Eine Trauertracht gab es für beide Geschlechter nicht, da der Tod, oder das aus der Zeit gehen, wie man in Herrnhut das Sterben lieber nennen wollte, für die Frommen nicht als ein Anlaß zum Leid angesehen wurde. Andere Vereine bildeten sich, die in Gebet und frommen Uebungen die Nächte durchwachten, oder auch die schon früher gewöhnlichen Nachtwachen der Reihe nach besorgten. Hieran schloß sich eine andere Einrichtung, das Stundengebet, da vierundzwanzig Brüder und Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur anderen in unaufhörlichem Gebet zu verharren, indem jeder dieser Stundenbeter eine der vierundzwanzig Stunden auf sich nahm und in seiner Einsamkeit dem Gebet oblag, so daß Tag und Nacht, dem biblischen Ausdrucke nach, kein Schweigen vor dem Herrn sein durfte. Die ursprünglichen Theilnehmer verdoppelten und verdreifachten sich später, jedoch blieb jeder für sich, und nur die gleiche Stunde machte die Gemeinschaft. Sonstige Bet- und Erbauungsstunden wurden reichlich angeordnet; auch besondere Singestunden, für welche der Sekretair Tobias Friedrich ein

trefflicher Lehrer wurde. Zinzendorf war von allem diesen die Seele; seine längeren und kürzeren Anreden, die sein Eifer auch bei kirchlichen Handlungen Rothe's, bei Kindtaufen, Trauungen und Begräbnissen, selten unterließ, strömten aus erregter Brust; der geistlichen Lieder war er so lebendig erfüllt, daß er, nach vorhandenem Anlaß, die entsprechenden Verse aus vielen verschiedenen Liedern zu neuem Zusammenhang, weglassend und hinzudichtend, zu einer Art von Liederpredigt anreihte; ebenso begabt war er als Vorleser, er mochte ein Kapitel aus der Bibel oder Briefe und andere Aufsätze vortragen, immer war es mit besonderer Kraft, karaktervoller Deutlichkeit und lieblichem Eindruck. Um aus solchen gemeinsamen Beschäftigungen nicht um leiblicher Nahrung willen in zu weite Entfernung sich zerstreuen zu müssen, genoß man an Ort und Stelle das kärglich Mitgebrachte, oder das aus der gräflichen Küche zur Nothdurft Dargebotene, woraus nach dem Vorbilde der ersten christlichen Kirche bald Liebesmahle oder Agapen entstanden, welche die Gemeinde bald vereint, bald in mehrere Abtheilungen gesondert, feierte.

Alle diese Anstalten, die neben dem öffentlichen Gottesdienste zur Erbauung und Förderung der Seelen wirkten, hießen im Allgemeinen schlechtweg Gelegenheiten, denn auch eine eigne Sprachweise begann in der neuen Gemeinde schon sich auszubilden. Für die Leitung des äußeren Lebenswandels wurde nicht minder gesorgt. Wiewohl Zinzendorf als Gutsherr obrigkeitliche Gewalt hatte, und überdies die Leute großentheils von ihm ihren Unterhalt bezogen, so wollte er doch beides nur im äußersten Falle roher Vergehen gelten lassen, und die nöthige Aufsicht und Ordnung, deren Mangel auch erweckten Leuten, nach seiner Meinung, nur Schaden bringen würde, durch eine zweckmäßige Gemeindezucht bewirken. Einige Brüder wurden zu einem Friedensgericht verordnet, dem die Schlichtung aller Irrungen und Zwistigkeiten, die sich einem ernstlichen Rechtsgang entziehen ließen, aufgetragen war. Andere erhielten die Aufsicht über die Gewerbsachen, und trugen Sorge, daß jeder sowohl die nöthige Arbeit erhielte, als auch gute um billigen Preis lieferte.

Für die Armen wurden Almosenpfleger, für die Kranken Krankenpfleger bestellt. Besondre Gehülfen in der Lehre übten, wo es noth that, den Beruf begabten Zuspruchs. Vor allen wichtig war das Amt der Aufseher, welche auf alles noch so Geringfügige, woraus Schaden entstehen konnte, Acht hatten, und das bemerkte Rügenswerthe wieder eigends bestellten Ermahnern mittheilten, oder auch ihren Antrag, nach Umständen, sogleich an die Aeltesten oder gar an die Obrigkeit richteten. Zu diesen bedenklichen Aemtern nur verständige, wohlgeprüfte, freundliche Personen zu ernennen, war Zinzendorf's angelegentliche Sorge, denn er fühlte wohl, daß dergleichen Anstalten ohne den rechten Geist und die wahre Liebe das gehässigste Joch und ganz das Gegentheil ihrer Bestimmung sein würden. Aber hierin zeigte sich grade sein ächter frommer Sinn und seine praktische Menschenkunde, daß jeder Abweg vermieden, und jedes noch so gefahrvolle oder sonderbare Betreiben unaufhörlich zu dem schönen Ziele wahrhaft christlicher Vervollkommnung gelenkt wurde. Um die Reinheit der Sitten zu erhalten, sah er sorgfältig auf Absonderung der Geschlechter. Die Schwestern wurden in den verschiedenen Arbeiten von Schwestern beaufsichtet, und diese von den Gemeindeältesten, mittelst besonders geprüfter und von der ganzen Gemeinde als tüchtig anerkannter Brüder, geleitet. Zinzendorf selbst war hiemit beauftragt worden, sowohl seines reinen Eifers und seiner wirksamen Gaben wegen, als auch um seines Standes willen, der eine zu große Annäherung schon durch die äußere Ehrerbietung, die doch nicht ganz außer Acht bleiben konnte, verbot. In geistlichen Dingen ließ er große Freiheit walten, und glaubte gegen Meinungen, die nicht den Grund seiner Sache betrafen, auch nicht streng sein zu dürfen. Allen Ernst aber wandte er an, sobald eine Störung dieses Grundes zu befürchten schien.

Mit besonderer Liebe nahm Zinzendorf sich auch der Kinder an, unter welchen durch sein eindringliches Reden bald eine allgemeine Erweckung entstand. Die Kleinen fühlten, gleich den Erwachsenen, tiefe Reue und Schmerz über ihr sündiges Wesen, und seufzten und schrieen zum Heiland

um Erbarmung. Sie gingen öfters in dieser Stimmung, um allein zu sein, nach dem Hutberge, fielen dort auf die Kniee, weinten um Gnade, und beteten zum Heilande. Der Graf stand dann wohl von fern beobachtend, bis alles vorüber war, und begleitete zuweilen die Rückkehrenden, mit ihnen singend, nach Hause. In den sogenannten Kinderstunden und Kindergesellschaften wurde der Heiland als ein Kind vorgestellt, seine Kindschaft gepriesen und besungen, und sein spielender Umgang und seine vertrauliche Liebe innigst erfleht. So wurden die Kinder frühzeitig in das mythische Gebiet der Religion eingeleitet, und ihre Einbildungskraft mit religiösen Vorstellungen erfüllt. Aus seiner eignen Kindheit brachte der Graf dergleichen reichlich mit, und seine Vorliebe für tändelnde Spielereien ging auf seine Genossen und Nachfolger über. Es wird erzählt, in dieser Erweckungszeit habe ein so gewaltiger Geist unter den Kindern geweht, daß es an Worten, ihn auszudrücken, fehle. „Eines Tages, — so steht berichtet, — kam ein kleines Kind von drei Jahren zum Grafen in die Stube, fiel auf die Kniee nieder und betete: Ach, mein Jesu! nimm doch hin, was mir drücket Geist und Sinn, daß ich dich zu jeder Frist sehe, wie du selber bist; nebst vielen dahin gehörigen, herzbrechenden Worten, zu großer Erbauung des Grafen.“ Die große Gefahr, solche Vorgänge auch nur zuzulassen, geschweige denn sie zu wecken und zu hegen, leuchtet jedem ein, der näher beobachtet hat, wie Nachahmungstrieb in den Kindern jeden Schein ergreift, und diesen, oft ohne die geringste Spur der Sache selbst, täuschend verarbeitet. Hier aber ist wieder die ächte Frömmigkeit in Zinzendorf anzupreisen, deren Fülle auch die Leistungen der Verstandesklugheit ersetzte, und jedem eröffneten Treiben wirklichen Gehalt gab, oder wenn dieser auszugehen drohte, auch schon wieder in andere Richtung übergegangen war. Die gewagtesten Wege, die bedenklichsten Gestaltungen, welchen sein und der Seinigen oft schwärmerischer Eifer sich wohl überließ, haben in dem innersten Kern seines Wesens stets einen Gegenhalt gehabt, welcher trügerischen Mißbräuchen, ärgerlichen Enttäuschungen und Beschämungen meist glücklich trotz bot. Wenn auch der Hang zum Kindlichen

oft nur Kindisches hervorzubringen schien, so war doch der Sinn, welchen Zinzendorf im Ganzen befolgte, ernst und angemessen; folgende Worte über die Kinderzucht lassen auch den klugen Anordner in dieser Hinsicht neuerdings erkennen: „Die Kinderzucht, — sagt er, — ist eine heilige, priesterliche Methode, die Seelen, von ihrer Wiege an, nichts anders wissen zu lassen, als daß sie für Jesu da sind, und daß ihre ganze Glückseligkeit darin bestehet, wenn sie ihn kennen, ihn haben, ihm dienen, mit ihm umgehen, und ihr größtes Unglück ist, auf einigerlei Art von ihm getrennt zu sein, daher der Kinder größte Strafe sein muß, nicht mitbeten, nicht mitsingen, nicht in die Versammlung gehen, nicht lernen dürfen, nach Gelegenheit der Umstände *nicht* gestraft werden; eine Fühlung im Gemüthe haben, daß man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im äußern Menschen, daß mans übel habe." Ein richtiges Gefühl hielt ihn auch ab, sich mit fremden Kindern einzulassen, sondern er begnügte sich, diejenigen anzuregen, die schon durch ihre Aeltern in dem Sinn der Gemeinde waren. Ein Liederbuch für Kinder, das er in dieser Zeit zusammenwählte und drucken ließ, wurde mehrmals aufgelegt.

Zu den Anordnungen, welche in Herrnhut entstanden waren, kamen nach und nach mehrere. Am Schlusse der abendlichen Singestunden, welche jeden Tag Statt fanden, pflegte Zinzendorf noch über einen Bibelspruch oder Liedervers eine kurze Rede zu halten, und gab dann den Zuhörern solchen Spruch oder Vers als eine Loosung für den folgenden Tag mit nach Hause. Dies wurde bald zur stehenden Gewohnheit; jeder Tag sollte eine bestimmte, ihn gleichsam beherrschende Loosung haben, und es wurde bald zum angelegentlichen Geschäft, welchem sich Zinzendorf mit Vorliebe widmete, diese Loosungen für jedes Jahr vollständig auszuwählen und der Gemeinde zu übergeben. Dank- und Festtage, später Bet- und Gemeindetage genannt, wurden nach besonderen Anlässen gehalten, im Zuschnitt anderen Erbauungen ziemlich gleich, nur daß noch Berichte über den Zustand des Reichs Gottes und Anträge zur Förderung desselben mitgetheilt wurden, woraus sich die Neigung und Aussicht zu

Botschaften in ferne Länder unter den Brüdern entwickelte. Die gewöhnlichen Frühversammlungen der Gemeinde wurden im Sommer schon um vier und im Winter um fünf Uhr gehalten, wodurch Zinzendorf, der oft bis tief in die Nacht arbeitete, an ihrem regelmäßigen Besuch gehindert war; um aber auch in dieser Gattung nichts zu versäumen, richtete er sich in seiner Wohnung mit seinen Hausgenossen eine um etwas spätere Andachtsstunde ein. Wie viele Stunden des Tages auch schon auf solche Art in Anspruch genommen waren, so wußte der Graf doch die Werke seines frommen Eifers noch immer zu vervielfachen. Er gab einer Anzahl junger Männer, die sich zu besondrer Lebensweise vereinigt hatten, eigentlichen Schulunterricht, hielt Reden an die ledigen Mannspersonen, an die Jungfrauen, an die neuangehenden Ehelente, und ertheilte jeden besonders die Lehren, die ihnen gemäß waren. Einigen auserlesenen Brüdern und Schwestern las und erklärte er Tauler's Mark der Seele, worin er doch, bei allen Schönheiten und Tiefen dieses Schriftstellers, zu wenig von Christus geredet fand, und nur deßhalb die Sache wieder aufgab. Seine rastlosen Bemühungen wirkten so fruchtbar, und stellten der Gemeinde zu Herrnhut ein so eindringliches Beispiel auf, daß endlich Rothe, der bisher in vielen Dingen ihr noch abgewendet geblieben war, gerührt und erweicht sich völlig mit ihr vereinigte, und am 12. Mai 1728 die Statuten von Herrnhut auch auf die Gemeinde von Bertholdsdorf ausgedehnt wurden, ein Ereigniß, welches für das Gedeihen der begonnenen Sache als ein unschätzbarer Gewinn erscheinen mußte. Doch in aller Herzensfreude des Grafen über dieses Gedeihen verblieb ihm stets die tiefe Demuth, seinem Werke keinen anderen Bestand zu wünschen, als den es unmittelbar zu verdienen fortführe. Diesen Sinn hatte er auch schon in dem Schluß eines Liedes ausgedrückt, welches der Gemeinde besonders werth geblieben ist; dasselbe hebt an:

„O ihr auserwählten Seelen
In dem Pella Herrenhut!"

Der Schluß aber, von dem Heiland fortredend, lautet:

„Herrnhut soll nicht länger stehen
Als die Werke seiner Hand
Ungehindert drinnen gehen,
Und die Liebe sei sein Band,
Bis wir fertig
Und gewärtig,
Als ein gutes Salz der Erden
Nützlich ausgestreut zu werden."

Zinzendorf's ausgebreitete Verbindungen, die theils sein frommer Eifer ihm gab, theils sein Stand ihm aufdrängte, ließen ihn auch jetzt, da sein Wirkungskreis sich nach seiner Neigung um ihn gegründet zu haben schien, nicht lange darin abgeschlossen. Hätte er bei seiner Gemeinde zu ruhen vermocht, so wäre dieselbe wahrscheinlich in der Stille mit seinem Leben dahingegangen und erloschen, und schwerlich zu der Kraft gelangt, als eine große religiöse Stiftung selbstständig fortzudauern. Erst aus vielfältigen Verwickelungen und Drangsalen ging diese Kraft und Gestaltung hervor; die merkwürdigen Wege, welche die Sache durchwandeln mußte, waren fast ganz durch Zinzendorf's Karakter bedingt, der die Frömmigkeit nicht in sich ruhen ließ, sondern sie stets in zahlreichen Beziehungen auf den Schauplatz der thätigen Welt hinausführte, und diese wiederum eben so eifrig zur Frömmigkeit zurückleitete. Inmitten aller Arbeiten, die zu Herrnhut im Gange waren, machte er kleine Reisen, nach Schlesien, nach Dresden, und als einer schriftlichen Einladung des Erbprinzen zu Sachsen-Saalfeld das befragte Loos zustimmte, über Jena und Rudolstadt nach Saalfeld, von da nach Baireuth und Koburg, und wieder über Saalfeld und Ebersdorf nach Herrnhut zurück. Ueberall hatte er an den verschiedenen Höfen die günstigste Ansprache, hielt Erbauungsreden, zum Theil auf den Wunsch ihm beifälliger Geistlichen, vergnügte die Gesellschaft mit Liedern, oder las Predigten vor, oder gab auch selber in schriftlichen Aufsätzen gute Lehren und Rath. Oefters aber gerieth er auch mit Andersdenkenden, mit Gelehrten und Sektenleuten, in streitende Erörterung, die ihn mancherlei Verlegenheiten aussetzte. Diese

Wanderlust theilten seine frommen Freunde, und es entstand die Gewohnheit der Botschaften, da einer, zwei oder mehrere Brüder sich in Folge inneren Antriebs auf den Weg machten, um etwas, wie sie es nannten, für den Heiland auszurichten. Solche Boten gingen schon nach dem Voigtlande, nach Schlesien, Böhmen und Mähren, Ungarn und nach Dänemark ab; nach letzterem Lande die Brüder Johann und David Nitschmann, die für den Prinzen Karl, Bruder des Königs Friedrichs des Vierten, eine von Zinzendorf herausgegebene kurze Brüderhistorie und andere Nachrichten von Herrnhut mitnahmen. Nach England gingen drei Brüder, um dortige Glaubensgenossen zu besuchen, welche mit denen in der Lausitz nähere Verbindung angeknüpft hatten. An den Professor Buddeus zu Jena wurde eine Botschaft mit der Bitte gesandt, er möchte doch des Amos Comenius Geschichte der böhmischen Brüder, wie früher lateinisch, jetzt der neuen Gemeinde zu Liebe in deutscher Sprache herausgeben. Nach einiger Zeit, durch Briefe dringend eingeladen, reiste Zinzendorf selbst nach Jena, und nahm sogar zu längerem Aufenthalte Gattin und Kinder mit. Hier fanden sich an hundert erweckte Studenten, mehrere Magister und selbst Professoren, welche ganz in Zinzendorf's Sinn eingingen, und seinen Andachten beiwohnten, die er in einem dazu gemietheten Gartenhause hielt; sie wünschten auch durch sein Zuthun die schon unter ihnen bestehende fromme Thätigkeit zu einer festen Einrichtung zu ordnen. In dieser Zahl befand sich damals Spangenberg, der später ein wichtiger Gehülfe und Nachfolger des Grafen wie auch dessen Lebensbeschreiber wurde. Unter Zinzendorf's Anleitung wurde wirklich die Gründung eines Vereins zur praktischen Ausübung des Predigtamts beschlossen, und Buddeus sollte Vorsteher davon werden. Allein die Sache fand Widerspruch, Buddeus mußte zurücktreten und Zinzendorf erfuhr mancherlei Anfeindung. Da zu seinen Erbauungsstunden immer mehr Leute zudrangen, so ermahnte ihn der ihm sonst überaus freundliche Herzog von Eisenach als Landesherr gleichwohl, die Zahl dieser Besucher zu mindern und allzugroßes Aufsehen zu vermeiden. Daß die übrigen Studenten, welche sich in eifrige

Anhänger Halles und Wittenbergs theilten, und ihre rohe Gelehrtenmeinung mit rohen Sitten verbanden, ihn persönlich unbeleidigt ließen, dankte er anfangs vielleicht nur seinem Stande. Doch nöthigte er selbst diese durch sein Benehmen und seine Reden zur Ehrerbietung und wirkte manches Gute unter ihnen. In gleichem Ansehen erschien er hierauf in Weimar, wohin der Herzog Ernst August ihn eingeladen hatte, der ihn sogar über Regierungssachen zu Rathe zog, sodann in Gera, wo er mit dem Kronprinzen von Dänemark und dessen Gemahlin zusammentraf, und sich mit ihnen von geistlichen Dingen unterhielt, ferner in Hirschberg, in Koburg, wo er überall mit Erweckten, sowohl höheren als niederen Standes, traulichen Verkehr hatte. In Halle, wo er in Lange's, des berühmten Pietisten, Hause wohnte, fanden sich wieder über hundert Studenten zu ihm, welche von den jenaischen Betreibungen schon wußten, und gleichfalls von ihm eine Veranstaltung begehrten, in welcher sie vereint ihrem frommen Zwecke nachstreben könnten. Dies mußte er zwar ablehnen, da die Schwierigkeiten, die sich in Jena gezeigt, auch hier vorauszusehen waren; allein im Uebrigen wirkte er ganz nach gewohnter Weise; hielt Vorträge und religiöse Unterredungen mit Leuten aller Art, sprach unverhohlen seinen ganzen Sinn aus, und machte allerdings auch mancherlei Einrichtungen, um die erweckten Seelen fester mit einander zu verbinden. Von Halle reiste er über Merseburg nach Pölzig, wo er den Grafen von Henkel besuchte und auch den Grafen von Reuß antraf, und dann über Dresden nach Herrnhut zurück.

Dieser Reise verknüpften sich nach zweien Seiten folgenreiche Beziehungen; daheim hatte des Grafen Abwesenheit neuen Störungen Raum gegeben, draußen sein Hervortreten bedenklichen Widerspruch aufgeregt. Schon in Jena hatte er von den neuen, in Herrnhut ausgebrochenen Widrigkeiten Nachricht empfangen. Kaum war sein zusammenhaltender und stets anfeuernder Eifer dort eine Weile vermißt, als einige Mitglieder der Gemeinde sich in der vereinzelten und noch wenig befestigten Stellung derselben unheimlich fühlen mochten, und es gerathener fanden, der Lutherischen Kirche in

That und Namen anzugehören. Der Pastor Rothe, in seiner Art immer nur schwierig mit dem Grafen einverstanden, pflichtete diesen gern bei, und Christian David wurde gleichfalls gewonnen. Viele Verfolgungen und Schwierigkeiten, die man befürchten mußte, schienen abgewendet, allgemeine Liebe und Eintracht dagegen hergestellt, wenn man den Namen der böhmisch-mährischen Brüder aufgäbe, und fortan nur Lutherisch hieße. Der Graf hätte dies früher selbst gewünscht, damals aber waren die Anhänger der alten Brüderkirche entgegen; jetzt, nachdem eine Menge heilsamer Einrichtungen auf diese gegründet und alles in gedeihlichem Gange war, drohte ein solcher Vorschlag das Ganze wieder umzustürzen, und in Zwiespalt aufzulösen, denn es waren auch viele Gemeindeglieder entschieden dieser Wendung entgegen, und es stand zu besorgen, sie würden, wenn sie nicht als mährische Brüder in der Lutherischen Kirche sein könnten, sich lieber ganz von dieser lossagen. Gleich von Jena her sandte der Graf in Verein mit den Brüdern, die grade um ihn waren, eine Protestation gegen das neue Beginnen nach Herrnhut, und ließ auch den Eifer der jenaischen Magister und Studenten gern gewähren, die ein herzliches Mahnungsschreiben in seinem Sinn an die Gemeinde richteten, und dieselbe aufforderten, um weltlicher Rücksichten willen nichts von dem zu verläugnen, was ihnen geistlich theuer sei. Die Hauptsache blieb jedoch bis zu seiner Rückkunft verschoben, und er bedurfte mehrerer Tage stiller Beobachtung, um den Zustand in allen Verzweigungen genau zu durchschauen. Dann aber schritt er, zwar mit liebreicher Schonung, doch mit allem Ernst, zu durchgreifenden Maßregeln. Christian David wurde seines Aeltestenamts entlassen, nachher auch die übrigen Aeltesten verändert, die Statuten von Herrnhut am 6. November 1728 in neue Form gefaßt, und das Verhältniß der Einwohner fester bestimmt. Diese neuen Statuten enthielten als ersten Artikel: „In Herrnhut soll nie vergessen werden, daß es auf den lebendigen Gott erbauet, und ein Werk seiner allmächtigen Hand; auch eigentlich kein neuer Ort, sondern nur eine für Brüder, und um der Brüder willen, errichtete Anstalt ist"; ferner hieß es: „In allem,

was unter uns einzurichten ist, soll Liebe und Einfalt gesucht werden"; sie sprachen zugleich die bürgerliche Wohlthat aus, daß Herrnhut zu ewigen Zeiten von aller Dienstbarkeit und Leibeigenschaft frei und auch keiner nachkommenden Herrschaft jemals wieder dazu verpflichtet sein solle; die Schlichtung von Streitigkeiten durch ein Gemeindegericht wurde angeordnet, Regeln über den Erwerb des Lebensunterhalts gegeben, die Liturgie von Bertholdsdorf zwar anerkannt, doch mit Vorbehalt aller Gewissensfreiheit und innerlichen Verbindung, die den mährischen Brüdern eigen sei; ferner wurde die Trennung der Schwestern von den Brüdern streng festgesetzt, und keine Zusammenkunft ohne Licht mehr gestattet, nicht sowohl, weil man wirklich Unordnung davon befürchtete, als weil die Gegner daran ein Aergerniß nahmen. Weil diese Statuten mehr bürgerlicher als kirchlicher Art waren, und absichtlich den Schein eines neuen Religionsbekenntnisses vermeiden wollten, so nannte man sie auch nur herrschaftliche Gebote und Verbote. Sie wurden nach vielfältigen rührenden Reden und Erbauungen in neuerweckter Liebe mit allgemeinem Beifall angenommen; die Störer bezeigten innige Reue; mit den neuen Gehülfen aber verband sich Zinzendorf nach geschehener Arbeit in eignen Spätversammlungen nur um so fester, und bei frommen Liebesmahlen erneuten sie ihre Treue zum Heiland innig durch Handschlag und Bruderkuß. Ohne allen Zwang, durch mildes Anregen des unerloschenen frommen Sinnes, und durch das Beispiel eines unherrschsüchtigen, aber vertrauenvollen reinen Eifers, wurde diese Zurückführung bewirkt, und unter dem hinreißenden Einflusse der religiösen Fülle und des persönlichen Ansehens des Grafen aller Zwist bald vergessen.

Nur um so eifriger bearbeitete er darauf das Innere der Gemeinde. Die Erbauungen, Andachten, Herzvertraulichkeiten, wurden in allen Gestalten fortgesetzt. Außer der Bibelerklärung und bestimmten Lehrvorträgen, die er an die Gemeinde hielt, gab ihm noch jeder besondre Vorfall Anlaß zu Reden, Gesängen und Gebeten. Die vorhandenen Gebräuche vermehrte er durch Einführung des Fußwaschens, welches nach seiner Meinung als eine von Jesus geübte und empfohlene

Handlung bisher mit größtem Unrecht versäumt worden sei. Die Bettage wurden regelmäßig auf vierwöchentliche Fristen festgesetzt, die Loosungen ebenfalls bestimmter angeordnet, und nicht mehr nach Gutdünken jedem Tage besonders gewählt, sondern schon am Vorabend aus den sämmtlichen für das Jahr gewählten durch das Loos gezogen, und sogleich in der Gemeinde von Haus zu Haus durch besuchende Brüder herumgetragen, die hierauf von jedem Hause, wie sie es getroffen und was sie bemerkt, einen treuen Bericht an die Aeltesten zurückbrachten. Damit die Betgesellschaften bei ihren einzelnen Fürbitten die Gegenstände derselben sichrer anreihten, entwarf er ein Gedenkbüchlein, welches sie in genauer Folge herzählte, als zuerst die verschiedenen Religionen und Verfassungen, dann die Diener Jesu, insbesondre die Märtyrer, Evangelisten, Propheten, Priester, ferner die verschiedenen Stände und Lebensformen, endlich alle bekannten Personen, deren Wesen oder Verhältniß eine religiöse Beziehung darbot, und deren Namen, in alphabetisches Verzeichniß geordnet, mit tiefem Nachdenken und herzlichem Seufzen und Segenswunsch dem erinnerungsvollen Hersagen empfohlen wurden. Diese Art von Litaneien, zuweilen auch statistisch nach Ländern und Orten eingerichtet, erhielten ein großes Ansehn, und bewährten eine zusammenhaltende Beschäftigung, die jeder nach seinem Sinne feiner und gröber nehmen konnte; doch wurden sie auch ein Gegenstand heftigen Tadels von Seiten der Gegner, welche darin dieselbe müssige Aeußerlichkeit finden wollten, die man den katholischen Litaneien vorzuwerfen pflegte. Eine neue Form religiöser Zuchtordnung entstand von ungefähr in der Gemeinde, als diese durch eingeschlichene Ränke abermaligen Zerrüttungen ausgesetzt worden. Ein fremder Edelmann hatte in Herrnhut günstige Aufnahme gefunden, mißbrauchte aber seinen Vortheil, machte sich einen Anhang, und stiftete Sonderung und Gehässigkeit; seine Parthei klagte über die Gemeinde, verlästerte die Beamten derselben, und feindete besonders den Grafen an; ja man ging so weit, dessen Umgang mit den Schwestern, der sich doch bei erfolgter Untersuchung durchaus rein und heilig erwies, zu verdächtigen. Da alles Dulden und Bitten, welches

nicht gespart wurde, bei diesen Leuten nichts fruchtete, sondern die Verführung stets um sich griff, so glaubte Zinzendorf endlich auch mit Ernst gegen sie auftreten zu müssen. Er sprach in einer Versammlung der Gemeinde klar und offen die Ueberzeugung aus, daß alle solche ungehorsame, boshafte und verführerische Menschen unter dem Bann und Fluch Gottes stünden, worauf er mit der Gemeinde auf die Kniee fiel, und voll Eifer zugleich und Mitleid über diese Bannbeladenen zu Gott betete. Wiewohl nun eine solche Erklärung kein weiteres Verfahren nach sich zog, so hatte sie doch die erwünschte Wirkung, daß die Reuigen leichter zurückkehrten, die Verstockten aber, obgleich durch keinen Zwang genöthigt, allmählich davongingen.

Zinzendorf, durchdrungen von der Einsicht, daß alles Angeordnete nur tauge, so lange der Geist darin walte, und daß dieser in jeder beharrenden Form leicht eine Stockung finde, sorgte unaufhörlich, durch immer neue Anregung sein Werk in steter Frische zu erhalten. Hiezu dünkte ihm ein Personenwechsel in den Gemeindeämtern höchst ersprießlich. Einige früherhin eifrige Beamte waren lau geworden, andere Gemeindeglieder dagegen hatten sich mit neuem Eifer hervorgethan. Zu solchem Zweck nun legte er selbst im Anfang des Jahres 1730 sein Vorsteheramt nieder, worin er jedoch fürerst auch nicht ersetzt wurde. Seinem Beispiele folgten die bisherigen Aeltesten, und eine neue Wahl fand Statt. Martin Linner, ein junger Bäckergesell, durch Rednergabe und zuverlässigen Sinn ausgezeichnet, wurde zum Aeltesten der Gemeinde, Anna Nitschmannin, eine erweckte, stille Jungfrau, die sich vom Wollspinnen nährte, zur Aeltestin der Schwestern erwählt. Eine Anzahl besonders wachsamer und thätiger Brüder und Schwestern übernahmen es, mit Zustimmung der Gemeinde, diesen Aeltesten in allen Beziehungen mit besonderer Treue und Eifer beizustehen, und wurden deßhalb Helfer und Helferinnen in's Ganze genannt; nach Gelegenheit sollten sie auch als Syndiker der Gemeinde dieselbe nach außen vertreten; sie bildeten diesergestalt eine freie Behörde, in welcher Aufsicht, Rath und Ausübung vereinigt waren, und in ihr fand auch Zinzendorf seine erneute Wirk-

samkeit. Wie früher mehrere ledige Brüder, so traten jetzt auch achtzehn ledige Schwestern, unter denen die Aelteste Anna Nitschmannin, in einen engeren Bund zu streng-jungfräulichem, von allen Lockungen der Sinne abgezogenen Wandel; sie versprachen einander mit Herz und Hand, sich dem Bräutigam ihrer Seelen unbedingt zu ergeben, und nicht anders zu heirathen, als im Sinne des Heilandes, nach seinem durch den Ausspruch der Gemeinde und innere Ueberlegung erkennbaren Willen, und mit völliger Ausschließung aller persönlichen Antriebe. Zur bestimmteren Festhaltung der religiösen Grundlagen in Herrnhut, und um auswärtigen Andichtungen ein beglaubigtes Zeugniß entgegenstellen zu können, veranlaßte Zinzendorf, daß über einige wesentliche Punkte die Erklärung der Brüder durch einen Kaiserlichen Notarius aufgenommen wurde; er selbst, als Ortsobrigkeit, und Rothe, als Pastor, unterschrieben dieses urkundliche Zeugniß, worin es unter anderen hieß, daß sie keine offenbare Gemeinde Gottes erkennten, als wo das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird, und die Glieder derselben auch heilig als Kinder Gottes darnach leben, daß sie von niemand getrennt sein wollten, der, wenn er auch die Schrift hie und da, durch Verleitung Anderer oder eignen Unverstand, irrig auslegt, wahrhaft und herzlich an den Heiland glaubt, daß der Mangel an Zucht bei erweckten Seelen ein Hauptmangel sei, und sie dieselbe unter sich nicht fahren lassen wollten, daher etwanige Unordnung nur den Einzelnen, die sie begingen, nicht aber der ganzen Gemeinde zur Last zu schreiben sei, ferner, daß sie in ununterbrochenem Zusammenhange mit der evangelisch-Lutherischen Kirche geblieben, und zwar den Namen der Brüder und Schwestern als einfältig und schriftmäßig nicht wegwerfen, aber keineswegs den Zusatz böhmisch und mährisch als einen sektirischen Trennungsnamen führen und eben so wenig Hussiten als Lutheraner heißen wollten, endlich, daß sie ihr Leben nicht lieber haben wollten, als eine der göttlichen Wahrheiten, denn auch in der Meinung, etwas Gutes zu stiften, eine Wahrheit verläugnen, sei Unrecht und Sünde. Diesem letzteren Satze fügte Zinzendorf einsichtig hinzu, doch sei nicht nöthig, die Gotteswahrheiten

alle, zu jeder Zeit, an allen Orten und jedermann zu bezeugen; denn das Heilige, meinte er, solle weder dem stumpfsinnigen Thoren hingeworfen, noch dem schnöden Spiel absichtlicher Lästerung preisgegeben werden. Ihn darf hiebei die Art, wie Christus selber den Pharisäern und Schriftgelehrten geantwortet hat, vollkommen rechtfertigen; allein die richtige Klugheit, die er ausdrückt, und vielleicht doch klüger verschwiegen hätte, wurde ihm von Gegnern nur allzuoft als eine schlechte Weltrücksicht ausgelegt, die sich auch in den höchsten Dingen handeln und absinden lasse. Da auch die Zahl der Bewohner von Herrnhut noch immer zunahm, und manche fremde Familie daselbst einzog, deren Gesinnung und Wandel nicht die gehörige Sicherheit bot, so ließ der Graf, der nie gern als Obrigkeit in der Gemeinde auftreten mochte, sich einen Revers von allen Ansässigen oder Zuziehenden geben, daß sie sich entweder der Laster, die Gott und Menschen zuwider sind, enthalten, oder Herrnhut räumen und ihren Grundbesitz an die Gemeinde käuflich überlassen wollten.

War auf diese Weise Herrnhut in seinen geistigen wie in seinen bürgerlichen Grundzügen neu geordnet und gestärkt, so zogen sich dagegen von außen immer drohender dunkle Wolken um den Grafen her. Ihm war im Gebiete des christlichen Glaubens keine besondre Lehrform eine Schranke der Bruderliebe noch der Erbauung, im Herzen fand er alle Unterschiede aufgehoben. Die Schriften der Katholiken, welche dieser Liebe huldigten, hatten für seinen Sinn denselben Werth, wie die gleichartigen der Protestanten. In dieser Hinsicht mußten besonders die schönen Lieder des Johann Scheffler, die unter dem Titel heilige Seelenlust des Johannes Angelus Silesius um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Breslau erschienen waren, ihm besonders wohlgefallen; der Verfasser war aus der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten, und Priester und Eiferer in derselben geworden, aber dies hinderte nicht, daß auch die protestantischen Gesangbücher viele seiner Lieder beibehielten. Zinzendorf's unermüdete Thätigkeit fand sich angeregt, durch eine Sammlung solcher Lieder auch für Katholiken etwas zu leisten, und auch sie, unbeschadet ihres römischen Zusammen-

hangs, in seinen Andachtsgang einzuleiten. Er schritt nach seiner Weise ungesäumt zur That, und gab gleich im Jahre 1727 ein christkatholisches Singe- und Betbüchlein heraus, das er dem Fürsten von Fürstenberg, Kaiserlichen Prinzipalkommissarius bei der Reichsversammlung, zueignete. Das Buch erhielt bei Katholiken guten Beifall, und wirkte hin und wieder nach Wunsch; indeß wurden manche Protestanten darüber stutzig, fürchteten bei dem Grafen Hinneigung zur katholischen Kirche, oder doch unsichres, bodenloses Irrschweifen, und fingen an, ihre Zweifel und Wehrufe darüber höchst nachtheilig auszusprechen. Hiezu gab Zinzendorf noch stärker Anlaß, als er im folgenden Jahre mit dem Gedanken umging, ein solches katholisches Liederbuch mit Genehmigung des Pabstes herauszugeben, und dadurch in der katholischen Kirche zu allgemeinem Gebrauch zu empfehlen. Der damalige Pabst, Benedikt der Dreizehnte aus dem Hause Orsini, genoß den Ruf eines verständigen, duldsamen Mannes; mehrere vornehme Katholiken, worunter einige Bischöfe, die mit Zinzendorf in Verkehr standen, hatten längst gewünscht, ihn mit diesem Pabst in nähere Beziehung zu bringen. Die Sache ließ günstigen Erfolg hoffen, und Zinzendorf entwarf seinem Zwecke gemäß ein Schreiben an den Pabst, das nur wegen Bedenklichkeiten über die Titulaturen unbefördert blieb. Den Entwurf jedoch fand ein Fremder, der in Großhennersdorf die Freifrau von Gersdorf besuchte, als ein Lesezeichen in einem Buche des Grafen, nahm ihn mit, und theilte denselben nachher, als einen Beweis heimlich katholischer Denkart des Grafen, in mehreren Kreisen mit. So wirkte schon jetzt ein tiefes Mißtrauen im Stillen feindseligst, das später offen ausbrach, und viele Jahre hindurch fortdauerte. In späterer Zeit, als Zinzendorf erfuhr, man zeige von ihm ein solches Schreiben, läugnete er an den Pabst je geschrieben zu haben, und forderte von dem Professor Walch in Jena, der das Blatt besaß, mit Eifer dessen Auslieferung. Dieser aber gab nur eine Abschrift, die dem Grafen zwar genugsam sein früheres Vorhaben in's Gedächtniß rief, aber nicht gleicherweise seinen heftigen Eifer mäßigte, so daß Walch nun zu seiner Rechtfertigung alles drucken ließ. Zinzendorf berief

sich darauf, daß die Absendung des Schreibens unterblieben, und behauptete noch, daß auch diese ihm nicht zum Vorwurf gereichen würde, denn auch ein ehrlicher Evangelischer habe den Pabst immer als einen hohen Fürsten anzusehen, und ihn, so lange derselbe den gekreuzigten Christus anbete, nicht für den Antichrist zu halten, sondern für das rechtmäßige Oberhaupt derjenigen Kirche, die sich zu der tridentinischen Kirchenversammlung bekenne. Diese, auch schon früher häufig geäußerten Gesinnungen schufen dem Grafen vielfachen Argwohn und üble Feindschaft unter seinen eignen Glaubensgenossen, welche, wiewohl mindre Strenge, doch größere Eifersucht, als die Katholiken, gegen die zu anderer Gemeinschaft Hingewandten zu nähren pflegen, und die Verdächtigungen und Gehässigkeiten, welche aus diesem Anschein flossen, gaben ihm viele bittre Kämpfe.

Von einer anderen Seite sollte ihm eine noch üblere Stimmung, die er sich bereitet hatte, kund werden. Er war bisher, und besonders auf seiner letzten Reise, häufig in Religionsgespräche mit frommen Gottesgelehrten eingegangen, und hatte deren Beifall bei seinen meist schwunguollen, aber auch ungenauen und gewagten Aeußerungen oft vermißt; die Rechtgläubigkeit seiner Meinung, und die Sicherheit seiner Bahn wurde großen Zweifeln und Bedenklichkeiten bloßgestellt; die Quelle vieler Beschuldigungen und Verdammungsurtheile war eröffnet, und die Anklagen des Indifferentismus, der Heterodoxie, der Schwärmerei und Willkür verfolgten ihn seitdem ohne Aufhören. Aber auch mit seinen frühesten Freunden, in deren Mitte er gegen die Angriffe der schulgerechten Schriftgelehrten eine Zuflucht hätte finden sollen, mußte er unglücklicherweise nun zerfallen. In Halle, wo seine Aeußerungen so zutraulich als freimüthig seinen ganzen Seelenzustand aussprachen, erkannten die Frommen aus Spener's und Francke's Schule mit Erschrecken, daß sie ihn für keinen der Ihrigen halten durften, denn er gestand offen, daß er den Bußkampf, ohne welchen kein Heil sein sollte, auf die von ihnen geschilderte Art nicht erfahren habe. Dieser finstre Zustand, daß die Seele unter der Last ihrer Sünden in Angst und Noth verzagen müsse, wie ein Misse-

thäter, der zum Gericht geführt wird, galt den Pietisten als unerläßliche Bedingung der wahren Bekehrung, ohne diesen Durchbruch sollte man kein Kind Gottes sein können. Zinzendorf aber meinte, der heilige Geist bringe die Seele, die sich ihm überlasse, ganz gewiß dazu, daß sie ihr sündlich Elend an sich selbst erkenne; dies könne auch bei Leuten, die noch gern etwas beibehalten möchten, zu einem Kampfe werden, dem beschriebenen ähnlich; aber bei den einfältigen Seelen, die es kindlich angriffen, würde es zu einer großen Seligkeit, wenn sie sich gleich darein ergäben, in den Spiegel hineinzusehen, der ihnen vorgehalten werde. Späterhin hat er sich über diesen Gegenstand so erklärt: „Der sogenannte Bußkampf kann nichts anders sein, als eine geistliche Konvulsion, die manchmal aus dem Kontraste des agirenden Verderbens und des Gesundwerdenwollens des Patienten, oder aber aus der Repräsentation der gesetzlichen Pflichten und der Zähigkeit der denenselben widerstreitenden Neigung entstehet. Da läugne ich nun keineswegs die Existenz sowohl des einen als des andern Bußkampfs, aber wie es einestheils unstreitig besser ist, die Zähne brechen durch, wenn's auch vermittelst des Stäupchens geschähe, als daß das Kind über dem Zahnen durch die Inaktion der Natur krepire, anderntheils kein Medikus in der Welt noch so methodisch gewesen ist, den Kindern zu verbieten, daß sie außer der Ordnung des Stäupchens zahnen, so wäre es wohl beklagenswürdig, wenn die Theologi so unbarmherzig sein, und die Seelen, die ohne dergleichen geistliche Konvulsionen aus dem Geiste geboren und dem Hirten in seine Arme geliefert worden wären, dem Wolfe zusprechen wollten, weil sich Mutter und Kind nicht nach ihrem tropo paedagogias gerichtet. Ich weiß also, daß die geistliche Zeugung nicht ohne Empfindlichkeit geschehen: daß ich aber den gradum der Schmerzen determiniren, oder den Bußkampf, wie er von den geistlichen Hebammen getrieben wird, und eher ein tausend Abortus, als eine wohlgestalte Geburt herausbringt, rekommandiren sollte, dazu würde mich kaum die augsburgische Konfession persuadiren können, wenn sie es sagte, vielweniger aber werde ich's den Theologis glauben, da sie es nicht sagt. Ich halte also alle Ge-

burtsarbeit, dazu man die Seelen anstrenget, nicht nur zur Geburt aus dem Geiste unnöthig, sondern auch schädlich. Giebt es ein dergleichen schmerzhaftes Gebären, nach der verschiedenen Eigenart des Subjekts, von selbst, so wird es auch selbst bis zur Ausgeburt sonteniren, und Menschen könnten dabei auf's höchste nichts thun, als dergleichen Motus möglichst moderiren." An einem anderen Orte sagt er: „Die Leute wollen, daß eine Seele, die zum erstenmal um den Heiland weinet, noch etliche Wochen, Monate oder Jahre aufgehalten werde, den und jenen Prozeß durchpassiren, darnach absolvirt werde, und dann in einer Ordnung, die wieder ihre Aphorismen hat, ein Heiliges werden muß. In meiner Idee ist das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilands um Gnade weint; — das ist ein solcher geheimnißvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren. — Alle die scholastischen Geschwätze haben diese Ideen in meinem Herzen nicht ausgelöscht." Solche Ansichten gaben hinlänglichen Grund, ihm die Kindschaft Gottes abzusprechen; er mache den Leuten, hieß es, das Christenthum allzuleicht, und sie dadurch des wahren Heils, das nur durch Anstrengung errungen werde, verlustig. Auch mißfiel seine wenige Abgeschlossenheit, sein thätiges und freudiges Weltwirken, das seiner Frömmigkeit unaufhörlich zur Seite blieb. Die Pietisten verwarfen ihn bald völlig, und einige Gottesgelehrte aus ihrer Mitte erhoben ihm heftige Streitigkeiten, worin diese Gegenstände, zum Theil öffentlich, mit Bitterkeit durchgefochten wurden. Zinzendorf sah nun mit Schaudern in diese Finsterniß hinab, und trat bald als entschiedener Widersacher derselben auf. Er warf den Pietisten, außer der Uebertreibung des Bußkampfs, ihren unnatürlichen Zwang zum Gebet und Bibellesen, ihre thörichtängstliche Enthaltung von den sogenannten Mitteldingen, und ihr zur Unwissenheit und Heuchelei führendes Formenthum vor, ja er dichtete in der Aufregung, die sein Gemüth durch den weiteren häßlichen Verlauf dieser Sachen erfuhr, folgende denkwürdige Liederzeilen:

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden,
Und ist mir ärgerlich;
Die miserabeln Christen,
Die kein Mensch Pietisten
Betitelt, als sie selber sich."

Solcher Zornausdruck ist auch den frömmsten Gemüthern eigen, und bei Zinzendorf um so weniger zu verwundern, als es für ihn selbst hier in der heiligsten Sache die bitterste Enttäuschung galt. Daß ihn aber auch wahrhaft gottesfürchtige Leute verkannten und verurtheilten, das gereichte ihm zu tiefem Leid, welches er mit gedrücktem Herzen trug.

Doch kam einer der heftigsten Angriffe, die er um diese Zeit erfuhr, nicht von dieser protestantischen Seite her. Ein Jesuit in Schlesien, Pater Regent, der daselbst als Missionar die Schwenkfelder zu bekehren suchte, voll Verdruß, daß ihm seine Bemühungen durch Zinzendorf's Einfluß, wie er glaubte, bei diesen Leuten mißlangen, gab eine Druckschrift heraus, welche den Titel führte: „Nachricht von einer in der Oberlausitz und Schlesien einreißenden neuen Sekte." Der Graf selbst antwortete gar nicht darauf, allein Schwedler, Schäfer und Rothe, welche gleichfalls namentlich angegriffen waren, führten ihre und Herrnhuts Vertheidigung, doch ohne namentlich des Grafen, der es nicht wollte, zu erwähnen. Inzwischen machte jene Streitschrift, an die sich andere knüpften, hin und wieder nachtheiligen Eindruck, und konnte besonders wegen einiger politischen Hindeutungen, welche tückisch darein verflochten waren, schlimme Folgen haben. Zinzendorf wußte diesen dadurch zu begegnen, daß er sogleich an die oberste Behörde ging, wohin dem Manne seines Standes jeder Weg offen stand. Er ließ durch seinen Agenten in Wien dem Kaiserlichen Beichtvater, Pater Tönnemann, dem sein Amt weitgreifenden Einfluß gab, das Verhältniß vorstellen, und dieser umsichtige Mann erklärte sich so billig und ordnete alles zu solchem Glimpf, daß von dieser Seite kein Nachtheil erfolgte. Schon früher hatte Zinzendorf bei dem Kaiserlichen Beichtvater sich für einige protestantische Prediger verwendet, die in Schlesien wegen ihres hervortretenden frommen Eifers

als Pietisten verschrieen und als angebliche Neuerer verfolgt wurden; unter ihnen befand sich der Pastor Steinmetz in Teschen, welchen der Graf persönlich kannte. Auch an den Kaiser selbst hatte er schon deßhalb ein Schreiben gerichtet, das aber, weil die Sache schon zu weit war, nicht abgegeben wurde. Tönnemann seinerseits konnte nicht mehr hindern, daß Steinmetz sein Amt verlor, indeß versprach er dem Grafen in freundlicher Antwort, daß er alles beitragen wolle, um das gute Vernehmen zwischen Katholiken und Protestanten aufrecht zu erhalten. In der That bewirkte er, als Zinzendorf's dringende Empfehlung späterhin bei dem Markgrafen von Baireuth eine Superintendentenstelle in Neustadt an der Aisch für Steinmetz eröffnete, diesem die zur Annahme derselben nöthige Kaiserliche Vergünstigung. Nach einigen Jahren wurde Steinmetz von dem Könige von Preußen zum Abt nach Kloster Bergen berufen, wo sein redliches Wirken höchst fruchtreich und nach Verdienst berühmt geworden. Zinzendorf's vornehme Fürsprache wurde gleicherweise einem anderen Geistlichen ersprießlich, der in Preußen im Gefängniß lag. Ein Prediger Tuchtfeld, aus dem Kreise der Pietisten zu Halle ausgehend, tadelte die gesammte Kircheneinrichtung, wollte die Lehrvorträge weder den Geistlichen vorbehalten, noch auf die Kanzeln beschränkt wissen, widersprach den hallischen Gottesgelehrten in der Kirche öffentlich, und predigte selber umherziehend auf Marktplätzen, Kirchhöfen, im Walde und auf offnem Feld; wegen der Unordnungen, die daraus entstanden, war er zuletzt in Berlin verhaftet worden. Zinzendorf, der doch Gutes in dem Manne sah, richtete eine Fürbitte geradezu an den König, und Friedrich Wilhelm der Erste gewährte sie in Gnaden, Tuchtfeld wurde aus seinem harten Gefängnisse zuerst in ein milderes gebracht, und bald völlig freigelassen. Günstig für Zinzendorf war in Berlin der Oberhofprediger Jablonski gestimmt, welcher großes Vertrauen beim Könige genoß; er war ein Enkel des berühmten Brüderbischofs Amos Comenius, und führte selbst das Bischofsamt über die Brüder in Polen. Mit ihm hatte sich Zinzendorf in Briefwechsel gesetzt, ihm Nachricht von seinen Unternehmungen gegeben, und Rath von

ihm begehrt. Derselbe antwortete, es käme ihm vor, als sähe er die uralte apostolische Lebensart der ersten Christen wieder neu aufleben, und das in der That erscheinen, was man bisher etwa nur, gleich der Platonischen Republik, als einen frommen Wunsch habe ansehen wollen. Der Beifall und die Freude, welche Jablonski dem Grafen bezeigte, waren für diesen eine große Stärkung, und gaben seiner Sache auch in weltlicher Beziehung hinwieder ein bedeutendes Gewicht.

Abermalige Ausflüge nach Ebersdorf, Saalfeld und Jena waren theils Folge der schon geknüpften Verbindungen, theils Anlaß zu neuen. Niemand wußte, so wie der Graf, seine Beschäftigungen und Thätigkeiten zu vervielfachen, immer neue Gegenstände zu den vorhandenen so förderlich zu gesellen, und alles, Neues wie Altes, so gemeinsam zu erwärmen und zu nähren. Seine Reisen erhielten ein neues Ziel durch wiederholte Einladung von Seiten des Grafen von Wittgenstein-Berleburg, der durch seinen Oberhofmeister von Kalkreuth über Herrnhut, wo derselbe zum Besuch gewesen, viel Gutes gehört hatte. Zinzendorf traf im Laufe des Septembers 1730 zu Berleburg und Schwarzenau ein, wo er viele, jedoch durch Meinungen von einander getrennte Fromme fand, die er zu vereinigen suchte. Ein Kanzleirath Dippel, bekannt als Schriftsteller, der die Religionswahrheiten mit den Waffen, welche man sonst gegen sie anzuwenden pflegt, mit Spott und Laune vertheidigte, gewann anfangs den Beifall des Grafen, der von einer Schrift desselben sagte; sie sei fere divina, und jener schien auch seinerseits in den Geist Herrnhuts einzugehen. Als jedoch der Helfer Martin Dober nach Berleburg kam, und näher in Dippel eindrang, entdeckte sich bald, daß dieser in einer Hauptsache, in der Lehre vom Verdienste Christi, sehr abweichende Meinungen hatte, und da er nach mancherlei Rührungen sich doch wieder verstockte, so brach Zinzendorf zuletzt völlig mit ihm. Im übrigen hatte des Grafen Bemühen guten Fortgang; Bekehrte und Unbekehrte, unter diesen auch Juden und Jüdinnen, ließen sich von ihm erweichen, versprachen ihre Herzen dem Heilande, und schlossen sowohl in Berleburg als in Schwarzenau, mit

Zuthun des Grafen von Wittgenstein und einiger erweckten Pfarrer, eine Verbindung der Seelen, die durch eigne Statuten befestigt wurde. Im Ysenburgischen gab es Gemeinden sogenannter Inspirirten, welche Zinzendorf'en einluden, auf seiner Rückreise sie zu besuchen. Ein Sattler in Büdingen, Namens Friedrich Rock, war durch seine Inspirationen oder göttliche Aussprachen, wie man es nannte, in diesen Gemeinden besonders ausgezeichnet; sein Handwerk vermochte den Trieb zu geistlichen Dingen, von denen er auch, da sein Vater und Großvater Prediger gewesen, einige Ueberlieferungen hatte, nicht zu hemmen. Seine ächte Frömmigkeit, sein gesetztes und bescheidenes Wesen, ohne Härte, ohne Rechthaberei, und dabei seine große Erfahrung in Gemeindesachen und Seelenführungen, machten den angenehmsten Eindruck auf den Grafen, der sich in große Vertraulichkeit mit ihm einließ, und gleich Anderen von ihm du genannt sein wollte, wie er überhaupt sich nicht gern gnädiger Herr nennen hörte; Rock und seine Anhänger wollten gern ein näheres Verhältniß mit Herrnhut knüpfen, und der Geist gebot es ihnen durch eine Inspiration, welche Rock in Gegenwart seiner Freunde und Zinzendorf's hatte; der ruhige, verständige Mann erfuhr plötzlich eine allgemeine Erschütterung, seine Augen blickten verzerrt, und alsbald gerieth sein Kopf in die heftigste Bewegung, indem derselbe mit außerordentlicher Geschwindigkeit rechts und links sich nach dem Rücken hindrehte; die kurzen Redensarten, die er in diesem Zustande weissagend hören ließ, galten als das lebendige Wort Gottes selbst, und wurden sorgfältig aufgefaßt, bewahrt und angewandt. Dieser Anblick war Zinzendorf'en erschrecklich; derselbe Mann, der in seinem gewöhnlichen Wesen ihm als ein wahres Kind Gottes ungemein lieb und vertraut war, erregte seinen ganzen Widerwillen, sobald er auf solche Art weissagte. Daraus entstand in des Grafen Gemüth ein feindlicher Zwiespalt, der sich nicht ausgleichen ließ. Die Verbindung mit Herrnhut unterblieb, doch bestand noch längere Zeit ein naher Verkehr, und Zinzendorf bekannte später, daß er Rock'en einige Jahre lang geehrt, geliebt und bewundert habe, ja daß, nach gänzlicher Entzweiung, die zuletzt durch Rock's unbedingte,

vom Geist in ihm ausgesprochene grobe Verwerfung der Taufe und des Abendmahls zum Ausbruch gekommen, er dennoch nicht aufgehört habe, den Mann zu bewundern. Wir aber müssen Zinzendorf's tiefen und feinen Sinn anerkennen, der in allen Gestaltungen der Frömmigkeit das zum Grunde liegende Wahre und Gute liebevoll umfaßte, und um deßwillen auch manches Abweichende nachsichtig walten ließ, bei allem Hange jedoch, der auch ihn dem Abentheuerlichen und Ausschweifenden mit Wärme zuwandte, und oft geraume Zeit in dessen bedenklichsten Einflüssen hielt, niemals in ihnen befangen wurde, sondern über jeden Abweg immer nur wieder zu dem wahren Ziel gelangte. Die Art, wie er sich der verirrten Seelen, welche einseitigen, doch ihrem Ursprunge nach nicht falschen Religionstrieben gefolgt waren, liebreich und herablassend annahm, fiel aber um so mehr auf, als in jener Zeit die protestantischen Geistlichen gewöhnlich sehr streng und hart in ihren Zurechtweisungen zu sein pflegten, und es konnte nicht fehlen, daß ihm seine Hinneigung zu dergleichen Menschen, wie Rock, und sein herzliches Benehmen mit ihnen, von allen Seiten sehr übel gedeutet wurde, und zu vielen mehr oder minder öffentlichen Beschuldigungen Anlaß gab. Gegen die der Werkheiligkeit, als wolle er die Seligkeit, anstatt durch das Verdienst des Heilandes, durch sein eignes erwerben, vertheidigte ihn der Helfer Martin Dober in einem nachher gedruckten Schreiben, worin er versicherte, der Graf achte alle Vorzüge eines unsträflichen Wandels, alle Einsicht und Gelehrsamkeit, gegen die überschwängliche Erkenntniß Jesu Christi für nichts.

Die Rückreise machte er größtentheils zu Fuß, indem er den Wagen leer nachfahren ließ. Unterwegs, in Ebersdorf und anderen Orten, wo er verweilte, und oft nur mit Mühe sich losreißen konnte, wirkte er nach gewohnter Weise im Dienste des Heilandes, besprach sich mit Frommen, erweckte und bestärkte gute Gesinnungen, und kam so, ohne seine Thätigkeit unterbrochen zu haben, am 15. Oktober 1730 wieder in Herrnhut an. Hier war alles in gewohntem Gange. Die Andachten und Erbauungsweisen wurden noch vermehrt durch tägliche Unterredungen, die er, sowohl in seinem Hause

als in der Gemeinde, für alle Bedenken, Zweifel, und was sonst Herz und Sinn drücken möchte, eröffnete, und wobei jeder sagen durfte, oder auch gefragt wurde, wie es mit seinem Herzen sei, und ob er gegen einen Bruder etwas habe, oder in einer Sache Erläuterung wünsche. Ueber die Schriften der Frau von Guion, die hin und wieder Eingang gefunden hatten, hielt er kurze Vorträge, Viertelstunden genannt, welche jenen Mystizismus mehr zu beseitigen, als zu fördern geeignet waren. Es wurde festgesetzt, jeden Monat gemeinschaftlich das Abendmahl zu nehmen. Der Einrichtung der Chöre, welche zu besondern Erbauungen vereinigt waren, schlossen sich noch eigne Chorliebesmahle an, bei welchen Person für Person nach ihrem Seelenzustande gefragt, und demselben gemäß einer bestimmten Klasse des Chors zugetheilt wurde. Ferner wurde eine sonntägliche Versammlung der unmündigen Kinder veranstaltet, die sich schon auf dem Arm der Wärterinnen gewöhnen sollten, den Gesang und das Gebet anzuhören; auch diese Kinder mußten dem Grafen einzeln vorgezeigt, und ihm über sie Bericht gegeben werden. In den vielfachsten Gliederungen so getrennt und vereint, überall bewacht und geleitet, immer beschäftigt und angeregt, war die Gemeinde sich selber das Werkzeug ihrer thätigsten Förderung. Aber Zinzendorf und seine persönliche Leitung waren überall in dieser Ordnung noch besonders gegenwärtig. In der Gemeindezucht übte er große Strenge, hauptsächlich gegen diejenigen Brüder und Schwestern, die irgend ein Amt hatten, oder ihm vorzüglich lieb waren; doch war neben seiner Strenge die liebreichste Milde stets bereit, den Sünder zu trösten, mit ihm zu weinen, ihm neue Hoffnung einzuflößen; auch beurtheilte er grobe äußerliche Vergehen, und solche, die im Gemüthe wurzeln, sehr verschieden, und ahndete z. B. Geschlechtssünden weniger scharf, als Hochmuth, Gehässigkeit, oder Neid, gegen die er, nach Spangenberg's Ausdruck, wie ein Löwe losfuhr. Eben so eifrig nahm er sich der Kranken an, deren Genesung ihm von der Seele her um so sicherer anfangen zu müssen schien, als er überzeugt war, daß alle Krankheiten, einige durch geringere Uebel abgerechnet, gegen welche durch Pflege und Schonung eben so viel und mehr,

als durch Arzneimittel, ausgerichtet würde, ihre besondre Absicht hätten, und der Heiland sie als Botschaften sende, deren Sinn man zu erforschen und zu beachten habe; sobald man aber diese Ursache mit Innigkeit erkenne, und nicht etwa ein Abruf aus der Zeit damit gemeint sei, so dürfe man auch zu genesen hoffen. Manche Wunderkuren, die sich in Herrnhut um diese Zeit ereigneten, daß Kranke durch ein Glaubenswort, oder durch das Gebet eines Anderen, von gefährlichen Schäden oder schweren Krankheiten auf der Stelle befreit wurden, konnte und durfte Zinzendorf nicht in Zweifel stellen, ihm selbst war ein solches Gebet für Martin Dober, der beinah schon im Verscheiden lag, einst wunderbar erhört worden; er läugnete diese Kraft des Glaubens nicht, sondern freute sich vielmehr ihrer Aeußerung. Inzwischen hielt seine ächte Frömmigkeit, die stets auf ihren innersten Kern zurückging, und aus höherem Stoffe auch die geringeren Werke der Klugheit leistete, ihn von den gefährlichen Lockungen des Wahns und der Einbildung, die in solcher Richtung liegen, treulich bewahrt. Er meinte, von dergleichen Ereignissen dürfe man nicht viel reden; auch seien die Wunder nicht um der Gläubigen willen, sondern wegen der Ungläubigen; wer die Gabe des Wunderglaubens habe, sei darum kein besseres Kind Gottes, sondern vielleicht gar schlechter, als Andere, die solche Gabe nicht besäßen, noch selbst erstrebten. In diesem sichern, wohlzeitigen Einlenken und Innehalten, bei so kühnem und leichtbeweglichem Vorschreiten finden wir Zinzendorf's hohen Werth ächt bethätigt, und die Reinheit seiner Antriebe schön verbürgt.

Merkwürdig aber ist es, daß grade jetzt, da Herrnhut in Einigkeit zu gedeihen schien, und im Innern keinen Widerspruch kund gab, Zinzendorf selbst das Eigenbestehen seines ganzen Werks durch Aufwerfung der bedenklichsten Frage gefährdete, die er kurz vorher mit allem Ernst und Eifer glücklich beseitigt hatte. Die Sache verhielt sich folgendergestalt. Der Ruf des neuen Gemeindewesens und der segenreichen Frömmigkeit in Herrnhut zog eine Menge von Besuchen dahin; Vornehme und Geringe wollten an den Gnadenwirkungen Theil haben, Andere wenigstens die Anstalten kennen

lernen, Manchen war es auch nur um Befriedigung der Neugier zu thun. Da ergab sich denn, daß die Urtheile nicht nur vieler weltlichgesinnten Leute, sondern auch mancher durch ihre Gesinnungen und Einsichten wie durch ihren Wandel ehrwürdiger Personen, welche der Graf als ächte Kinder Gottes erkennen mußte, für Herrnhut sehr ungünstig ausfielen, und besonders die Verfassung und Zucht der Brüderkirche, im Gegensatze der Lutherischen, hart getadelt wurden. Man sah darin ein unsichres, schwankendes Beginnen, das einen Boden erst erwerben wolle, der schon längst allgemein und fest vorhanden sei, und grade durch solche Unternehmung nur geschmälert werde. Dergleichen Mißvergnügen von bedeutenden Stimmen ausgesprochen, und oft mit wohlmeinender Warnung begleitet, wirkte nun auf den Grafen ein, er gab sich allerlei Zweifeln hin, und entschloß sich bald, den Aeltesten und Helfern die Sache vorzutragen. Mit ihrer Zustimmung brachte er am 7. Januar 1731 in einem Gemeinderath die Frage vor, ob man nicht, um alles Aufsehen, Anstoß und Hinderniß der Vereinigung mit anderen Kindern Gottes in der Lutherischen Kirche zu heben, sich dadurch allgemeiner zu machen, und mehr Nutzen zu schaffen, die Brüderverfassung fahren lassen, und sich lediglich ohne Unterscheidung unter die Lutherische Verfassung begeben sollte? Er bemerkte, daß jetzt nicht, wie früher, Besorgniß wegen Verfolgungen und andere Weltrücksicht, sondern nur das Beste der Gottessache selbst den Vorschlag begründe. Allein dieser, ehmals in der Gemeinde selbst so eifrig betrieben, fand nunmehr in ihr den stärksten Widerspruch. Die allermeisten Stimmen waren für die Beibehaltung einer dreihundertjährigen, trotz grausamer Verfolgungen segenreich bestandenen Ordnung, die in der protestantischen Kirche als ein wahres Kleinod zu betrachten sei, welches sie den Nachkommen treu überliefern müßten; ihre Einrichtungen seien dem Worte Gottes gemäß, so lange sie dies wären, dürften sie nicht verlassen werden, und böten grade sie jedem frommen Verlangen die offene Vereinigungsstätte dar, die man ihnen jetzt anmuthe anderswo zu suchen. Zinzendorf beharrte indeß noch bei seinem Vorschlag, und suchte denselben mit manchen Gründen zu unterstützen. Da

man aber auf diesem Wege zu keinem Ergebniß gelangen konnte, so vereinigte man sich dahin, mit kindlicher Hingebung in den Willen des Heilands, das Loos entscheiden zu lassen. Zwei Stellen aus der Bibel wurden demnach als Loose aufgesetzt; die eine, aus der ersten Epistel an die Korinther genommen, hieß: „Denen, die ohne Gesetz sind, werdet ohne Gesetz, so ihr doch nicht ohne Gesetz seid vor Gott, sondern seid in dem Gesetz Christi, daß ihr die, die ohne Gesetz sind, gewinnet;“ die andere Stelle war aus der zweiten Epistel an die Thessalonicher: „Stehet nun, lieben Brüder! und haltet ob den Satzungen, die ihr gelehret seid.“ Man hielt inniges Gebet, um des Heilands Entscheidung zu erflehen, und Zinzendorf's noch nicht vierjähriger Sohn zog hierauf das Loos; es erschien das letztere, wodurch, nach der Abrede, die Brüderverfassung bestätigt wurde. Diese Entscheidung schlug jeden Zweifel nieder, der Bund wurde nun um so kräftiger aufgerichtet, und Zinzendorf hielt in diesem Sinn eine feurige Rede, die mit der für den folgenden Tag bestimmten Loosung aus dem sechsundvierzigsten Psalme schloß: „Jerusalem, Jerusalem wird dennoch bleiben.“ Hiemit war der Zerstörungskeim, der sich über Herrnhut aus dessen eignem Innern entfalten konnte, auf dem höchsten Punkte, den er zu erreichen vermochte, für immer ausgelöscht. Daß der Stifter selbst zur Vernichtung seines Werkes rieth, war eine Gefahr und Prüfung, die bestanden zu haben ihm selber vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß war. Wie sonderbar und auffallend auch Zinzendorf hiebei erscheinen mag, der sein früher mit beharrlichem Muthe gegen inneren Feind vertheidigtes Unternehmen jetzt, da es keinen solchen Feind mehr hegt, selber angreift, und endlich das Ganze auf die Spitze eines unzuberechnenden Zufalls setzt, so können wir doch sein Verfahren nicht grade aus Schwäche und Wankelmuth herleiten, einem solchen Vorwurfe, sofern er Wesentliches berühren sollte, widerspricht sein ganzes Leben; aber keine Gestaltung, wie beseelt und wie lieb und theuer sie auch erscheinen mochte, konnte ihn ganz beruhigen, das Leben der Frömmigkeit hielt sich ihm, wie jedes andre Leben, nur in täglich von Grund auf erneuter Frag- und Kampfstellung

frisch, höchste Ruhe und Sicherheit war ihm nur in dem Heiland; durch das Loos aber diesem die Entscheidung anheimgeben, hieß in seinem Sinne nicht den Zufall, sondern die höchste Einsicht fragen.

Von Zinzendorf's persönlichem Benehmen sind hier noch einige Züge anzuführen. Seine Geduld und Milde in allem Widerwärtigen, das nur den Menschen, nicht eine höhere Angelegenheit betraf, war musterhaft. Der Magistrat einer benachbarten Stadt ließ die Brüder, welche sein Gebiet zu geistlichem Besuch oder auch selbst in bürgerlichem Geschäft betraten, in's Gefängniß werfen und sonst hart behandeln; auch die erweckten Frommen, welche in jenem Gebiete wohnten, hatten viel Ungemach zu dulden, und wurden gestraft, wenn sie ihre gemeinsamen Erbauungen hielten. Zinzendorf hätte durch sein weltliches Ansehen diese Behandlung leicht abwehren können, allein er mahnte zur Geduld, und schloß vielmehr in der Gemeinde Gebet nebst den gefangenen Brüdern auch jenen Magistrat liebevoll ein, gegen welchen klagbar zu werden er den Gekränkten auch dann noch abrieth, als nach längerer Zeit eine landesherrliche Untersuchung, wegen anderer Beschwerden eingeleitet, auch diesen das günstigste Gehör versprach. Dieses edle Beispiel christlicher Vergebung verfehlte seine Wirkung nicht, die Gegner schämten sich, und die Verfolgten blieben lange Zeit unangefochten. Auch in der persönlichsten Berührung behauptete er diesen Sinn. So berichtet er, in seinem Tagebuch aus dieser Zeit, ein ihm sonst werther, aber damals mißtrauisch und feindlich gestimmter Mann habe ihm einen ganzen Tag hindurch unter dem Namen von Fragen und Bedenklichkeiten die allerhärtesten und unglaublichsten Injurien gesagt, der Herr Jesus aber Gnade gegeben, daß sie durch Geduld und Gelassenheit alle prompt gehoben worden. Zweien auswärtigen Männern, die über das Verhältniß des Grafen zu den Schwesterchören grobe Verläumdungen in die Welt gesandt hatten, darauf ihr Unrecht einsahen, und in großer Gewissensangst ihre bittre Reue in Herrnhut kund gaben, bezeigte er, was sie selber nie hoffen zu dürfen meinten, seine herzliche Vergebung und Liebe, und wandte alles an, sie in ihrem untröstlichen Leide

zu beruhigen. Von seiner Gewalt über die Menschen und seiner lebendigen Beziehung mit ihnen können folgende Beispiele Zeugniß geben. Ein Bruder aus Mähren, der in Herrnhut anfangs in vieler Gnade gelebt, aber durch Unfrieden in düstre Verstockung gerathen war, beschloß den Ort zu verlassen und nach Mähren zurückzukehren. In der Nacht aber, die er zur heimlichen Ausführung seines Vorhabens ausersehen, wurde er dem Grafen, dem er schon dreiviertel Jahre schweigend im Sinne gelegen, durch wunderbaren Zug der Einbildung besonders gegenwärtig, dieser suchte ihn trotz der nächtlichen Weile sogleich auf, und als er bei ihm eintrat, wollte derselbe eben hinausgehen, um nie wiederzukehren. Betroffen durch Zinzendorf's unerwarteten Anblick, konnte er der liebreichen Frage, wie es ihm gehe? nur antworten: „Nicht gut." Der Graf erwiederte: „Das höre ich nicht gern:" und erweichte bald durch sein herzliches Weiterreden ihn zu vielen Thränen. Tages darauf kam der Mann von selbst, beichtete seinen ganzen Zustand wie auch sein gehegtes Vorhaben, ergab sich dem Grafen mit neuem Vertrauen, folgte demselben zu der nächsten Abendmahlsfeier nach Bertholdsdorf, und blieb seitdem zufrieden und fröhlich bis an seinen Tod im Schooße der Gemeinde. Eben so bewog Zinzendorf einen seiner Schutzunterthanen, der gegen die Kindertaufe eifernd sein Kind nicht wollte taufen lassen, und deßhalb von Pastor Rothe bei der Obrigkeit verklagt wurde, durch freundlichen Unterricht und herzlichen Zuspruch, daß er sich willig in den Kirchengebrauch fügte, welchen der Graf sich nicht berechtigt hielt, jemanden gegen seine Erkenntniß aufzudringen. Ein andresmal versetzte er eine Frau, welche krank und aufgeregt in religiösem Triebe nach Herrnhut gekommen war, aber mehr Aufhebens mit ihren Klagen als Fortschritte im Heil machte, und einen anderen Seelenzustand vorgab, als sie wirklich hatte, durch eine starke Rede von der Heuchelei und ihrer Abscheulichkeit in solche Erschütterung, daß sie ohnmächtig aus dem Saale getragen werden mußte, und ihre bisherige Betrügerei darauf reuig eingestand. Zinzendorf hielt dafür, daß ein Mensch, der sich dem Heilande noch nicht ergeben, und dies nur aufrichtig bekenne, dem-

selben schon mehr gehöre, als ein anderer, der sich zum Beten und Weinen anstelle, und seinen wahren Zustand darüber verläugne.

Schon längst fühlte Zinzendorf in seiner gewählten Lebensbahn einen Mangel, dem er ernstlich abzuhelfen beabsichtigte. Es war dies die Nichtübereinstimmung seines äußeren weltlichen Standes mit seinem inneren geistlichen Beruf; um letzteren ganz zu erfüllen, mußte er wirklich ein Geistlicher werden, und förmlich diesem Stande angehören, erst dann konnte er festen Schrittes auf nicht mehr schwankendem Boden auftreten, und Freunden und Gegnern eine genügende Haltung bieten. Den Studien nach durfte er längst als ein Gottesgelehrter gelten, seine Thätigkeit umfaßte nicht minder das ganze Gebiet eines Predigers und Seelsorgers, es kam also nur wirklich auf Aneignung der äußeren Form und der damit verbundenen Berechtigungen an. Seinen ererbten Standesvorzug und angesehenen Rang achtete Zinzendorf persönlich für nichts, und er war stets bereit, sie gegen äußerlich geringere, ihm aber dem Wesen nach erhabnere Verhältnisse auszutauschen. Auch konnte ihm hiebei das Beispiel des Fürsten Georg von Anhalt, der zur Zeit Luther's regierender Fürst und zugleich ordinirter evangelischer Prediger war, herrlich vorleuchten. Allein er glaubte in dieser Beziehung den Vorurtheilen Anderer vielfache Rücksicht schuldig zu sein, und wollte unnöthiges Aufsehen, oder gar Zwiespalt und Aergerniß möglichst meiden. Hier kam es nun darauf an, einen schicklichen Uebergang, eine Art Mittelstufe, zu gewinnen. Zuerst mußte er sein Verhältniß im sächsischen Staatsdienste, das nur noch locker bestand, völlig auflösen, und dazu schien die Annahme anderer Dienstverhältnisse, die ihn auf anderer Seite doch nicht bänden, ein schicklicher Schritt, für welchen der Hof von Kopenhagen der günstigste Ort dünkte. Der Kronprinz von Dänemark hatte als König Christian der Sechste den dänischen Thron jüngst bestiegen, und der gottselige Sinn des frommen Fürsten bewährte sich in jeder Art; dem ganzen dänischen Hause war Zinzendorf innig befreundet, und es fügte sich ihm der Anlaß leicht, zur bevorstehenden Krönung des Königs nach

Dänemark zu reisen. Er wünschte jedoch hiebei nicht ohne Wissen und Gutfinden der Gemeinde zu verfahren, trug ihr daher sein Vorhaben im Allgemeinen vor, und erhielt ihre Zustimmung durch hundertachtunddreißig bejahende gegen vier verneinende und fünfzehn unentschiedene Mitglieder; er glaubte überdies von dem Heilande selbst die Billigung der Reise zu vernehmen. So trat er denn mit Zuversicht, wiewohl mit wehmüthigen Thränen wegen der Trennung von der lieben Gemeinde, am 25. April 1731 in Begleitung einiger Brüder seine Wanderung an. Die Reise ging ziemlich rasch, doch fand sich noch immer Gelegenheit, hin und wieder Fromme zu besuchen und Erbauungen zu halten. In Kopenhagen war ihm die beste Aufnahme bereitet, die Mutter der Königin, Markgräfin Sophia Christiana von Brandenburg-Kulmbach, und viele andere Personen am Hof und in hohen Staatsämtern, waren schon aus früherer Zeit ihm befreundet, andere wurden es gern bei so günstigen Umständen; denn auch diese wirkten ein, und ihm entging nicht, daß die fromme Sinnesart des Königs, welche die Frommen gern hervorhob, zur Frömmigkeit auch die hartherzigen Leute heranzog, und selbst die ganz herzlosen, welche eben so jeder anderen Weise des Fürsten gehuldigt hätten. Indeß befanden sich in der dortigen vornehmen Welt, und in der Königlichen Familie selbst, manche wahrhaft Erweckte, mit welchen Zinzendorf des liebreichsten Umganges genoß. Der König zeichnete ihn sehr aus, und da er an ihm vorzügliche Gaben bemerkte und allgemein rühmen hörte, seinen Verstand, sein Betragen, seine Geschicklichkeit, und dabei große Gradheit und Offenheit, so ließ er ihn unter der Hand befragen, ob er eine Stelle im Staatsministerium annehmen würde. Zinzendorf aber verbat eine so hohe Würde durchaus, und machte andere Vorschläge zu seiner Anstellung, die jedoch so bescheiden waren, daß man an ihrem Ernste zweifeln wollte, denn ihm war nur daran gelegen, ein Amt zu erlangen, das ihn dem Dienste des Heilands nicht entzöge, und ihn auch nicht nothwendig in Dänemark festhielte. Die Sache kam nicht zu Stande, indem einflußreiche Personen, und unter ihnen solche, die ihn öffentlich am stärksten lobten, heimlich ihm entgegen wirkten,

und sein Bleiben in Dänemark nicht wünschten. Der König lud ihn nach Friedrichsburg ein, um der Krönungsfeierlichkeit beizuwohnen, und verlieh ihm bei dieser Gelegenheit den Orden von Danebrog. Der Graf, von dieser Absicht im Voraus benachrichtigt, sah in dieser weltlichen Ehre nur ein Hinderniß für den Dienst des Heilands, brachte die ganze Nacht vorher in Gebet und Thränen schlaflos zu, und war schon entschlossen den Orden nicht anzunehmen, was ihm jedoch die Markgräfin von Kulmbach, die ihn zu sich rufen ließ, mit Erfolg ausredete; eben so nachher, als er sich wegen dieses Schmuckes sehr unglücklich fühlte, und den Orden zurückgeben wollte, vermochten ernstliche Zureden doch, daß er ihn einstweilen noch behielt. Der König zog ihn über manche Angelegenheiten zu Rath, und der Kronprinz, in der Folge als König Friedrich der Fünfte der Freund Bernstorff's und der Beschützer Klopstock's, damals aber noch in zartem Alter, hörte wohlgefällig seine Reden von dem Heilande. Ungeachtet des großen Wirkungskreises, den er hier offen fand, mußte er sich zuletzt gestehen, daß auch ein frommer Hof, weil er doch immer ein Hof bleibe, ihn schwerlich befriedigen könne. Er schrieb hierüber an seine Gemahlin: „Wenn das Gute bei Hofe gefördert werden muß, so kann ich's nicht unternehmen. Denn es geht so viel edle Zeit oft auf die geringste Kleinigkeit, daß man bei Gott nicht verantworten kann, seine Stunden und Tage so sehr zu mißbrauchen;

„Mein Beruf heißt: Jesu nach,
Durch die Schmach;
Durch's Gedräng von auß- und innen;
Das Geraume zu gewinnen,
Dessen Pforten Jesus brach."

Mehr als Gunst und Ehre beschäftigte ihn hier die Bekehrung der armen Heiden in Grönland und im dänischen Westindien, wozu die Anstalten theils schon bestanden, theils noch zu treffen waren. Die heldenmüthige, mit unendlichen Drangsalen verbundene, und bei aller anscheinenden Erfolglosigkeit beharrlich fortgesetzte Unternehmung des dänischen Predigers Hans Egede und dessen Sohnes Paul, das Christen-

thum unter den Grönländern zu verbreiten, regte seinen ganzen Eifer an, und er beschloß, Paul Egede's jetzt eben bedrohtes Werk thätig zu unterstützen. Am 1. Juli reiste der Graf von Kopenhagen wieder ab, hatte auf beiden Belten während der Ueberfahrt heftigen Sturm zu bestehen, wobei die Loosung des Tages und ein gottergebenes Lied ihm freudigen Muth erhielten, sah in Schleswig nochmals die Königliche Familie, von welcher er in herzlicher Liebe und in dankbarer Ergebenheit Abschied nahm, und setzte darauf seinen Weg über Rendsburg und Hamburg fort. In Statthagen besuchte er die verwittwete Gräfin Sophie zur Lippe, Stiefmutter des nachher berühmt gewordenen Grafen Wilhelm zur Lippe, in Wolfenbüttel die verwittwete Herzogin, in Wernigerode die dortige gräfliche Familie; überall war er bestens aufgenommen, und hielt Betstunden und erbauliche Unterredungen. In Halle, wo ihn auch Baumgarten besuchte, führte er ein wichtiges fünfstündiges Gespräch mit dem Professor Francke, dem Sohne, errichtete, wie er sich ausdrückt, mit ihm ein Bündniß, Christi Reich auf den Grund der Einfalt mit aller Treue auszubreiten, und hielt nun die Scheidewand zwischen Halle und Herrnhut für weggenommen. Die Folge jedoch zeigte darin keinen Bestand, indem Francke späterhin mehrmals dem Grafen erklärte, wie er außer der allgemeinen Liebe mit ihm zu konnektiren nicht gemeint sei, worauf indeß Zinzendorf, von wärmerer Liebe beseelt, edel erwiederte, ihm solle deßungeachtet Francke's Andenken noch werther sein, als es die generale Christenpflicht erfordern möchte. Am 21. Juli früh um 2 Uhr traf er in Herrnhut ein, wo er die ledigen Brüder zu seiner Freude noch im Gebet beisammen fand.

Die Reise, wiewohl in der Folge durch vielfache Beziehungen fruchtbar, war für jetzt ganz gegen die Absicht ausgefallen; anstatt minder drückende Verhältnisse vermittelst des frommen Hofes zu gewinnen, sah er durch denselben die vorige Last nur mit neuem Ehrenglanze vermehrt, welcher nicht wenige Mißreden und Verläumdungen auch bei sonst wohlmeinenden verursachte, und ihm selbst manche Bekümmerniß gab. Um so freudiger fand er sich wieder in dem ge-

liebten Herrnhut, wo seine Thätigkeit alsbald vielfach in Anspruch genommen wurde. Das Gedeihen des Orts war sichtbar, der Versammlungssaal auf das Doppelte erweitert, fünf neue Häuser im Bau; sein eignes Hauswesen war durch die Sorge der Gräfin, ungeachtet Mißwachs und die Unterkunft neuer Ankömmlinge manche Bedrängniß verursachten, in gutem Stande; vierundsiebzig neue Auswanderer waren nämlich während seiner Abwesenheit aus Mähren eingetroffen, und hatten Obdach und Nahrung empfangen. Der Graf lud diese Leute bald nach seiner Ankunft alle zu sich zum Essen, und behandelte sie sehr liebevoll. Sie machten ihm jedoch große Sorge wegen des Lärms, der sich stets erneute, als würden diese Auswanderungen von ihm angestiftet; ein Ermahnungsschreiben, welches deßfalls an ihn aus Dresden erging, beantwortete er bündig, indem er den Ungrund jenes Vorgebens darlegte; jeder Einzelne jener Ankömmlinge war genau verhört und untersucht; nur dem reinen Verlangen, den evangelischen Glauben zu bekennen, die Aufnahme gewährt; das Zurücklassen zeitlichen Guts fast immer als Beweis gefordert worden. Da man nichtsdestoweniger fortfuhr, in Schlesien durch allerlei Druckschriften solche Beschuldigungen auszubreiten, so wandte er sich abermals nach Wien an den Pater Tönnemann, welcher freilich genugsam wissen konnte, daß sie falsch seien, und daher gern einwirkte, dergleichen Verläumdung fernerhin abzustellen. Eine Sendung, welche die Gemeinde von Zauchtenthal in Mähren eigends abordnete, um zwei ihrer ausgewanderten Mitglieder in Anspruch zu nehmen, erhielt in Betreff einiger Schuldforderungen Befriedigung, wurde aber in Absicht der Personen selbst, deren Rückkehr sie verlangte, verneinend abgefertigt, da diese Leute in Mähren als Evangelische nicht leben dürften, katholisch zu werden aber gegen ihr Gewissen fänden. Dagegen waren Brüder aus eignem Antriebe nach Mähren zurückgegangen, um ihre Angehörigen zu besuchen, und geriethen daselbst in mancherlei Gefahr. Einer derselben, in Gesellschaft einiger Auswanderer unschuldig verhaftet, entzog sich dem Gewahrsam, und als er dies bereuend sich wieder stellen wollte, fand er keine Wache mehr an dem Orte, wo er sie verlassen.

Ein Anderer wurde aus dem Gefängniß fortgeschickt mit einem unbegehrten offnen Briefe des unwahren Inhalts, daß er seinen Irrthümern entsagt habe. Beide kamen so nach Herrnhut zurück, wo aber die Umstände, welche sie erzählten, eine eigne Untersuchung veranlaßten. Sie mußten sich reinigen, der erstere durch die einstimmigen Zeugnisse seiner in Herrnhut nach und nach anlangenden damaligen Gefährten; der andere wurde sogar zur Rückkehr bewogen, um die Behörde aufmerksam zu machen, jener offne Brief enthalte Falsches, dem er seine Freiheit nicht verdanken wolle; zum Glück für ihn mochte die Behörde, über den neuen Fall verdrießlich, von solchen Weitläuftigkeiten nichts hören, hieß ihn kurzweg sich fortpacken, und gab ihm noch auf seine Bitte nur die Bescheinigung, daß er dort gewesen.

Diese fast ängstliche Strenge des Grafen und der Gemeinde war durch besondre Umstände, die sich in der Nähe gestalteten, nur zu sehr gerechtfertigt. Seine geliebte Tante, Henriette von Gersdorf, hatte schon geraume Zeit seinen Anstalten und Einrichtungen keinen Beifall bezeugen können, und wie gering der Unterschied ihrer beiderseitigen Sinnesart auch sein mochte, so war er doch vermögend, einander so werthe Personen ganz zu trennen. Im Wesentlichen jedoch mit dem Grafen von gleichem Triebe geleitet und in ähnliche Verhältnisse gestellt, hatte die Freiin von Gersdorf, als damalige Gutsherrschaft von Großhennersdorf, daselbst einigen böhmischen Familien, die um des Glaubens willen schon vor Jahren nach der Lausitz gezogen waren, eine Zuflucht gewährt, und ihnen einen Lutherischen Geistlichen Johann Liberda aus Schlesien berufen, der durch seine Predigten eine große Erweckung ringsumher bewirkte, so daß aus der Lausitz und aus Böhmen selbst eine große Zahl neuer Ansiedler nach Großhennersdorf kamen, und für die Böhmen ein eigner Ort gebaut wurde, den man schon als ein Gegen-Herrnhut bezeichnete; wie Zinzendorf mit den Mähren, so wolle seine Tante, hieß es, mit den Böhmen ihren Eifer zeigen. Der lebhafte Religionsverkehr, welcher sich hier auf der Gränze zwischen Sachsen und Böhmen entwickelte, die Ausbreitung

protestantischer Einflüsse in letzterem Lande, und das Hinüberziehen so mancher Aufgeregten in ersteres, veranlaßte Beschwerden des Kaiserlichen Gesandten am sächsischen Hofe. Hier war man bereit, jede Befriedigung zu gewähren, und da man von solch dunklen Vorgängen nur unsichre Kunde hatte, aber durch Zinzendorf's Namen und Rang doch längst auf Herrnhut höchst aufmerksam geworden war, so glaubte man den Grund jener Beschwerde nur dort voraussetzen zu müssen. Das Staatsministerium zu Dresden verordnete daher, da der harte Antrag, daß alle Auswanderer aus den Kaiserlichen Landen ohne alle Rücksicht und Unterschied dahin zurückgeliefert werden sollten, schon bei ihm nicht durchging, eine landesherrliche Kommission, welche den ganzen Zustand von Herrnhut in Lehre und Leben, besonders aber auch die gegen Zinzendorf persönlich vorgebrachten Klagen zu untersuchen den Auftrag hatte. Der Amtshauptmann von Gersdorf zu Görlitz war zu Führung dieser Kommission ernannt, und verfügte sich im Januar 1732 nach Herrnhut. Viele Fremde aus nächster und selbst entfernterer Umgegend strömten herbei, um die erwartete Aufhebung von Herrnhut mit anzusehen. Hier zeigte sich nun Zinzendorf in der ganzen Stärke seiner Gesinnung. Wegen der Beschuldigung, Unterthanen des Kaisers aus dessen Erblanden herausgelockt zu haben, war die Rechtfertigung leicht; es ergab sich klar, daß diese Leute insgesammt von selbst, und nur um des Glaubens willen, mit Aufgebung ihrer Habe, das Land verlassen hatten, wo man sie zum katholischen Glauben hatte nöthigen wollen, und daß es ein schrecklicher Gewissenszwang wäre, ihnen die Rückkehr dorthin aufzuerlegen. Bedenklicher mußte die Prüfung der Lehre und Zucht der Brüder werden, denn hier war zufälligen Eindrücken und argen Mißdeutungen ein weites Feld eröffnet. Anstatt nun das, was übler Auslegung fähig war, zu mildern und zu verhüllen, verordnete der Graf, daß alles in gewohnter Weise ohne Zurückhaltung vor sich ginge; die Kommission sah das Wesen von Herrnhut in allen seinen Zweigen ganz unverstellt, und erhielt alle Aufschlüsse und Erläuterungen, die sie begehrte, mit gewissenhafter Genauigkeit, ja eher in zu starken als in zu schwachen Ausdrücken,

damit keine Beschönigung aus kleinmüthiger Menschenfurcht dabei Statt fände. Nachdem die Kommission, theils in Beisein Zinzendorf's, theils ohne dasselbe, allen Arten von Versammlungen beigewohnt, jedes Mitglied der Gemeinde und auch den Grafen einzeln befragt, von allen vorgelegten Schriften genügende Einsicht genommen, und so binnen vier Tagen ihre Arbeit vollendet hatte, brachte sie das Ergebniß ihres Geschäfts nach Dresden. Zinzendorf schrieb bei diesem Anlaß auch selbst an den König, wie auch an das Staatsministerium, stellte das Wesen seiner Sache bündig dar, zeigte die Uebereinstimmung Herrnhuts mit der Lutherischen Kirche und das Unverfängliche der Brüderverfassung, erbot sich aber dennoch, gleich der ganzen Gemeinde, im Fall die Obrigkeit das Verbleiben oder den Anwachs der mährischen Leute bedenklich fände, auf den ersten Wink mit ihnen das Land zu räumen, und zwar so still und ruhig, daß für die sächsische Regierung jeder Verfolgungsanschein dabei vermieden bliebe. Der günstige Bericht der Kommission brachte in Dresden die Widersacher für den Augenblick zum Schweigen, aber ausdrücklich gutheißen wollte man die Sache auch nicht; und so unterblieb jede Entscheidung und Antwort ganz. Nur eine allgemeine Bekanntmachung erfolgte, daß künftig keine neue Auswanderer aus den österreichischen Erblanden in Sachsen dürften aufgenommen werden, welches indeß Zinzendorf schon früher, in Betracht der vielfachen daraus erfolgten Ungelegenheiten und des traurigen Schicksals einiger in harte Gefangenschaft gerathenen und zweier darin verstorbenen Brüder, für seine Güter völlig eingestellt hatte.

Bereits vor diesen Verhandlungen hatte Zinzendorf, der nach seinem in Kopenhagen nicht gelungenen Versuch es aufgab, einen neuen Umweg zu finden, die nun auch von seiner Mutter nicht mehr mißbilligte Bitte um Entlassung aus dem sächsischen Staatsdienste gradezu dem Könige eingereicht. Sie wurde ihm jetzt in Gnaden gewährt, und am 8. März 1732 legte er zu Dresden seine Stelle als Regierungsrath vor dem versammelten Kollegium förmlich nieder, wobei er eine Rede hielt, und seine gottesfürchtigen Gesinnungen und das Wesen der Gemeinde zu Herrnhut, der

fortan seine Thätigkeit ganz gehören sollte, offen darlegte. Die Förderung der Seelen blieb in der That sein hauptsächliches Geschäft, bei dem ihn weder die Arbeiten nach außen, zu denen das Verhältniß der Gemeinde selbst Anlaß gab, noch die sonstigen Aemter und Pflichten, die ihm oblagen, zerstreuen konnten. Die Helfer der Gemeinde versammelten sich täglich bei ihm, um nach jedesmaliger Kenntniß den Gang jeder einzelnen Seele näher zu besprechen, das Zweckmäßige zu berathen, das Merkwürdige kurz aufzuzeichnen. Ein anderes Geschäft machte er sich mit den kleinen Knaben, die er insgesammt mit ihren Lehrstunden und Arbeiten auf sein Vorzimmer versetzte, wo er sie denn jeden Augenblick besuchen, unterrichten, und nach ihren Umständen einzeln befragen konnte; dies war jedoch nicht von Dauer, da ihm das Maß einer richtigen Behandlung dieser Kinder, deren gewöhnliche Unarten ihn gleich zu sehr betrübten, nicht zu Gebote stand. Desto glücklicher war sein Sinn und Takt bei dem bedenklichen Besuche, welchen erst Rock und dann Tuchtfeld in Herrnhut machten; sie konnten durch ihre Sonderbarkeiten viel Verwirrung anstiften, und doch wollte er sie nicht grade mißbilligen. Indem er ihnen nun ohne Mißtrauen freie Bahn ließ, aber einfach und würdig ihnen gegenüberstand, nahmen auch jene mehr Haltung an, und sprachen sich in ihren Vorträgen nur allgemein erbaulich aus; ein paar Inspirationen, welche Rock in Herrnhut hatte, gingen ohne Aufsehen vorüber, obwohl eine derselben hart auf Rothe zu deuten war, der in seine Predigten stets gern etwas Anzügliches gegen den Grafen und die Gemeinde einmischte; man suchte das Gute heraus, und ließ das Seltsame unbeachtet. So verzog sich der Besuch ohne merklichen Eindruck, und die befürchtete Störung unterblieb. Die Gemeinde, mit Rothe nicht ganz zufrieden, und von Bertholdsdorf im Winter durch schlechte Wege oft abgeschnitten, wünschte jetzt auch einen eignen Prediger. Der Graf hatte schon den Magister Steinhofer von Tübingen berufen, aber die von Dresden eingeholte Erlaubniß bedingte, daß der Prediger für Herrnhut dort nur als der Substitut Rothe's auftreten dürfe, wahrscheinlich um desto sichrer zu sein, daß alles im Luthe-

rischen Geleise bliebe; weil aber Nothe gar keinen Substituten wollte, so konnte die Sache nicht zu Stande kommen. Für Herrnhut eröffnete sich dagegen auf einer anderen Seite ein unabsehbares Gebiet eigner Wirksamkeit durch den inzwischen bei vier jungen rüstigen Brüdern gereiften Entschluß, als Boten des Heilands zu den Negersklaven in Westindien und zu den Grönländern zu gehen. Des Grafen Erzählungen, nach seiner Rückkehr aus Dänemark, von dem unglückseligen Zustande jener Halbwilden, und darauf der Besuch eines in Kopenhagen getauften Mohren in Herrnhut, der seiner Brüder Elend mit heißem Antheil schilderte, waren die erste Anregung jenes Vorhabens geworden, das ohne wechselseitige Besprechung gleichzeitig in den Gemüthern entstanden war. Die Sache wurde mit großer Ueberlegung berathen, ihre Wichtigkeit im ganzen Umfange eingesehen. Zinzendorf wollte keinen im Glauben noch Unbefestigten, keinen seines Berufes noch irgend Unsichern, zu solcher Heidenbotschaft entlassen, geschweige denn jemanden dazu bereden; die geringste Reue, das leiseste Wanken, sollte den schon verkündigten Vorsatz aufheben. Allein jene Brüder bestanden fest auf ihrem Sinn, und nach gehöriger Prüfung traten Leonhard Dober und David Nitschmann im August 1732 die Reise nach der westindischen Insel Sankt-Thomas an, denen im Anfange des folgenden Jahres Christian David und zwei Gebrüder Stach nach Grönland in gleichem Berufe nachfolgten. Dies war der Beginn des in der Folge so ausgebreiteten und segenreichen Missionswesens der Brüdergemeinde. Den Bruder Leonhard Dober hatte der Graf, um ihn näher kennen zu lernen und zu prüfen, vorher auf eine Reise mitgenommen, die er im Frühjahr in Thüringen und Franken gemacht. In Neustadt an der Aisch besuchte er den Superintendenten Steinmetz, der schon den Ruf als Abt nach Kloster Bergen erhalten hatte, und traf daselbst auch den Professor Reuß von Tübingen, der auf Zinzendorf's Empfehlung von dem Könige von Dänemark zum Hofprediger nach Kopenhagen berufen war. In Jena, Saalfeld, Baireuth, Nürnberg, und zuletzt in Ebersdorf, hielt er gewohnten Verkehr mit Freunden und Frommen jedes Standes. Begleitet von Professor

Reuß und den Brüdern, welche die Wanderung mit gemacht, war er am 20. Mai 1732 in Herrnhut zurück.

Im Laufe des erwähnten Sommers ereignete sich eine neue Verwickelung, die für Zinzendorf und seine Anstalten gefährlich wurde. Die in Großhennersdorf aufgenommenen Böhmen geriethen mit der Freiin von Gersdorf in Streit, sie widersetzten sich den Verordnungen, nach welchen sie nicht mehr über die Gränze gehen, keine großen Versammlungen halten, keine Auslegungen der Bibel machen sollten, noch weniger wollten sie der Gutsherrschaft unter solchen Umständen den Eid der Unterthänigkeit schwören, was jene verlangte, weil sie dieselben nur als ihre Unterthanen behalten und vertreten konnte. Einige der Widerspenstigen, welche im Gegentheil ein besonderes Gemeindewesen mit eigner Kirche, Predigern, Gerichts- und Verwaltungsfreiheiten zu sein begehrten, wurden in Verhaft genommen, andere aus dem Orte verwiesen. Darüber zogen die Böhmen haufenweise von Großhennersdorf ab, und nahmen ihre Zuflucht gleich nach Herrnhut, wo sie alle Häuser füllten, und zum Theil auf der Straße lagerten. Alle Rücksichten der Weltklugheit geboten dem Grafen, diese Leute nicht aufzunehmen; aber sie waren in tiefster Armuth, führten viele Schwerkranke mit sich, und konnten überdies ihre Noth in fremdartiger Sprache kaum verständlich machen; dies genügte dem ächten Christen, sie wenigstens unterzubringen, ihnen leiblich und geistlich nach Kräften beizustehen. Als jedoch die Freiin von Gersdorf ihr Recht an diese Leute nicht aufgeben wollte, mußte Zinzendorf, der ihrethalben an seine Tante geschrieben hatte, ihnen die Rückkehr anrathen, wenigstens ferneren Aufenthalt in Herrnhut versagen. Sie wollten aber ein anderes Unterkommen suchen, und hofften solches in Berlin zu finden, wohin sie ihren Prediger Liberda mit acht Männern als Bittende an den König Friedrich Wilhelm den Ersten sandten. Günstige Aussicht als schon ertheilte Bewilligung deutend, riefen die Harrenden indeß aus Böhmen andere Schaaren herbei, und machten sich in getheilten Zügen auf den Weg; aber an der brandenburgischen Gränze wurden sie vorläufig noch zurückgewiesen, in Sachsen durften sie auch nicht bleiben, und so

irrten sie armselig in jener Gegend umher, manche wurden verhaftet, viele kamen in der Wintersnoth um, andere schlichen einzeln in das innere Land zurück, die meisten aber gelangten dennoch unvermerkt nach Berlin, wo der König sich ihrer annahm, ihnen auf der Wilhelmsstraße Wohnungen einrichten und in der Folge eine Kirche bauen ließ; sie hielten sich fernerhin, obgleich sie früher sich zu den Brüdern geneigt hatten, zum Lutherischen und theils auch zum reformirten Glauben; die eigentliche böhmische Brüdergemeinde in Berlin und Rüdersdorf entstand erst späterhin aus anderen Ansiedlern. Wiewohl nun jene Bewegungen mit Herrnhut keinen eigentlichen Zusammenhang hatten, so verursachten sie doch, wie die gleichzeitige Auswanderung der um des Glaubens willen verfolgten Salzburger, welche in Preußen Aufnahme fanden, die nachtheiligsten Rückblicke auf jenen Ort, und man wollte in Zinzendorf einen Haupturheber und Beförderer aller solcher Störungen sehen; viele Personen urtheilten falsch aus Unkunde, andere benutzten wissentlich den Anschein, um gegen den Grafen, dessen Frömmigkeit und Tugend ihnen zum Aergerniß war, scharfe Maßregeln hervorzurufen. Sie erfolgten auch in der That. Bald nach der Rückkehr von einer zweiten Reise, die er in diesem Jahre nach Ebersdorf, um daselbst in der Gemeinde der Erweckten einige ausgebrochene Störungen zu schlichten, und gelegentlich auch wieder nach Jena und Halle gemacht, erhielt er einen Königlichen Befehl, seine Güter zu verkaufen. Dahin hatten seine Freunde die Sache gemildert, denn es war im Betrieb gewesen, ihn als einen gefährlichen Mann festzunehmen, und auf den Königsstein zu setzen; jener Befehl, hieß es, sei eine Andeutung für ihn, außer Landes zu gehen, er möchte nicht säumen, den Wink zu befolgen, denn einmal in Verhaft dürfte er lange darin bleiben müssen. Das Beispiel Liberda's, der in das Zuchthaus nach Waldheim abgeführt worden war, durfte mit Recht schrecken, wenn auch sonst wohl ein vornehmer Graf nicht leicht zu fürchten hatte, mit einem armen wandernden Prediger in gleichem Falle, der gleichen Behandlung ausgesetzt zu werden. Zinzendorf wußte, daß die wiederholten, dringenden Warnungen nicht ohne Grund waren, allein er

hatte seinerseits nicht minder Grund, ihrer dennoch nicht zu achten. Er gab seine Sache in den Willen des Heilands, worauf er in seinem Innern die Ueberzeugung empfing, er müsse standhaft ausharren, und nun aller Menschenfurcht so fern blieb, daß er sogar seine Briefe und Schriften ungesichtet jeder Beschlagnahme bloßgestellt ließ, obgleich darin vieles für Uebelwollende höchst Mißdeutbare vorkommen mußte, und seine Freunde dieses Benehmen ganz unverantwortlich fanden.

Den Befehl wegen des Verkaufs der Güter hatte er wunderbar genug aus freiem Antriebe bereits erfüllt, und den längst gehegten Vorsatz, um auch von dieser Seite kein weltliches Amt mehr zu haben, sein ganzes Besitzthum auf seine Gemahlin übergehen zu lassen, kürzlich ausgeführt. Die Sache war in Gestalt eines Verkaufs geschehen, und der Gemeinde bekannt gemacht worden. Es kam nun also nur noch darauf an, die gerichtliche Uebergabe zu vollziehen, und der höheren Behörde das Geschehene anzuzeigen, welche mit diesem denn auch, in Erwartung, daß er selbst außer Landes gehen werde, sich begnügen ließ. Nachdem es unzweifelhaft geworden, daß jener Befehl durchaus in diesem Sinne gemeint sei, machte der Graf nun auch wirklich Anstalt, seine Verweisung anzutreten. Die Heimath war ihm überaus lieb und angenehm, aber um des Heilands willen sie zu verlassen, und ein Weltbürger zu werden, der überall ein Fremdling und überall zu Hause ist, konnte ihm nicht allzu schwer dünken; selbst den Verlust seines Vermögens würde er leicht verschmerzt haben. Seine Gesinnung in diesem Betreff hatte er schon vorahndend so ausgedrückt: „Meine Absicht geht auf gar nichts anders in der Welt, als auf das Wohlsein der Seelen, und auf die Beförderung einer solchen Herrlichkeit, die mit den Hoheiten dieser Welt nichts zu thun hat. Und da ich von langer Zeit her ein armer Diener meines anbetungswürdigen Heilands bin, und nichts anders wünsche noch verlange, als daß auch sogar mein Name bei der Welt ins Vergessen kommen möchte, und ich meine Gedanken und Verstand auf nichts anders gerichtet habe, als wie ich es dahin bringen möge, daß das Leben Jesu Christi in der

Seele dieses und jenes armen Bauersmannes herrschen möge, so übergebe ich mich seinen Händen, und überlasse es ihm, wie er es mit alle demjenigen, was er mir anvertrauet hat, machen will. Sollten wir um ehrlicher Ursachen willen um all unser Hab' und Gut kommen, weil wir nämlich einige hundert Seelen von ihrem Elend befreit haben, so würde solches mir und meiner Frau sehr erfreulich sein."

Wie weit die Gegner ihre Maßregeln gegen Herrnhut selbst treiben würden, war nicht abzusehen; indeß war der Graf und die Gemeinde schon darauf gefaßt, in fremden Ländern eine neue Wohnstatt aufzusuchen. Mittlerweile ging alles in gewohnter Weise seinen Gang; die nach Grönland bestimmten Heidenboten machten sich auf den Weg; dem Grafen wurde aufs neue, da er schon fortzureisen dachte, das von ihm früher niedergelegte Amt eines Vorstehers der Gemeinde übertragen, damit ein desto festeres Band auch mit dem Abwesenden geknüpft bliebe, und am 26. Januar 1733 zog er selber, nicht ohne inneren Kampf, in sein erstes Exil, begleitet von den Brüdern Martin Dober, Johann Nitschmann und Matthäus Mickisch. Er wandte sich zunächst nach Ebersdorf, wo ungeachtet seines Kummers er dennoch nicht ohne Nutzen war. Hier traf ihn alsbald die Nachricht von dem in Warschau am 1. Februar erfolgten Tode des Königs, und diese Veränderung konnte auch auf seine Sache günstig einwirken, allein er mochte dies weder betreiben noch dableibend abwarten, sondern verfolgte nun lieber das inzwischen gereifte Vorhaben einer Reise nach Tübingen, zu welcher ihn Zwecke von größter Wichtigkeit bestimmten. Der zum Prediger nach Herrnhut berufene Magister Steinhofer war in Tübingen Repetent bei der theologischen Fakultät, und hatte derselben, um bei seinem neuen Berufe ganz sicher zu gehen, die Frage zur Entscheidung vorgelegt: Ob die mährische Brüdergemeinde in Herrnhut, nach vorausgesetzter Uebereinstimmung mit der evangelischen Lehre, bei ihren seit dreihundert Jahren her gehabten Einrichtungen und bekannten Kirchenzucht verbleiben, und dennoch ihre Konnexion mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle? Die Entscheidung dieser Frage durch eine angesehene theologische Be-

hörde war um so wichtiger, als schon immer grade dieserhalb der größte Zwiespalt in den Meinungen bestand, und innerhalb wie außerhalb der Gemeinde ihr der Vorwurf gemacht wurde, daß sie nicht das reine Lutherthum sei, auf welches sie zurückzuführen man bald der Obrigkeit, bald dem Grafen selbst zur Gewissenssache machen wollte. Letzterem war daher gleichfalls angelegen, über diesen Punkt völlig klar zu werden, und einen Ausspruch zu gewinnen, auf den man sich fernerhin stützen könnte. Um der theologischen Fakultät nun, außer den schriftlichen Zeugnissen, die ihr in reicher Fülle zugefertigt wurden, noch fernere Rechenschaft mündlich ertheilen zu können, reiste Zinzendorf in Begleitung Martin Dober's selbst nach Tübingen. Unterwegs fehlte es nicht an erbaulichem Verkehr, noch an Gelegenheiten zu Andachten und Vorträgen. Am 4. März trafen sie in Tübingen ein, wo beide in des Professors Pregizer Haus eine freundliche Aufnahme fanden.

Hier schien aber ein neues Uebel ihn ernstlich stören zu wollen; seine Gesundheit war niemals sehr fest, er that nichts sie zu schonen, und wenig sie wiederherzustellen; fast das ganze erste Jahr seines Aufenthalts in Herrnhut hatte er, wohl durch die Feuchtigkeit seiner noch frischen Wohnung, an heftigen Zahnschmerzen gelitten, so daß er einigemal Gott um Linderung und nicht vergeblich angefleht; später warf sich das Uebel ihm auf die Augen, welche durch die schlaflosen Nächte, in denen er meist gearbeitet, noch besonders angegriffen wurden; sein Eifer ließ ihn die rechte Besserung nicht abwarten; trat sie endlich ein, so wollte er das Versäumte schnell nachholen, und wurde auf's neue krank; so kam er in keine rechte Ordnung, und machte dann auch wieder darüber sich Vorwürfe. Jetzt, im unglücklichsten Zeitpunkt, befiel ihn ein schmerzhaftes Fieber, und er mußte daniederliegen. Doch für seinen Zweck fand sich unvermuthet dabei dennoch ein guter Fortgang; die Professoren kamen vor sein Bette, und die ganze Sache von Herrnhut wurde hier freundlich durchgesprochen; dann kamen auch Fromme jedes Standes, seine erbaulichen Reden zu hören; eine Anzahl Separatisten vergossen an seinem Lager viele Thränen. Kaum etwas ge-

nesen, redete er in den Versammlungen der Erweckten, machte Besuche in der Umgegend, und fand überall eifrige Zuhörer, denen er sich mittheilen konnte; bei solcher Gelegenheit gefragt, wie man die Gemeinschaft der erweckten Seelen zu Stande bringe, gab er den kurzen Ausspruch, es sei schwer zu sagen und leicht zu thun, und erklärte es dahin, man brauche nur für diesen Zweck eben so viel Aufmerksamkeit und Eifer zu bezeigen, als die Weltkinder für ihre Zwecke. Ueberall in Würtemberg, wurde er hoch geehrt, die angesehensten Geistlichen, unter diesen der Kanzler Pfaff, und der gelehrte, mit Deutung der Offenbarung Sankt-Johannis beschäftigte Probst Bengel, ferner ein Magister Oettinger, der eine Art hellere und sanftere Pietisten, als die hallischen, stiftete, bezeigten ihm ihren Beifall, ihre Zuneigung. Die theologische Fakultät setzte inzwischen die Prüfung des ihr vorgelegten Gegenstandes lebhaft fort, und gab endlich durch ein in aller Form ausgefertigtes Bedenken die einmüthige Bejahung der aufgestellten Frage. Mit diesem wichtigen Zeugnisse versehen, reiste Zinzendorf in hoher Befriedigung von Tübingen wieder ab, und zunächst nach Ebersdorf. Sein Verhältniß in Sachsen hatte sich in sofern geändert, daß die neue Regierung sogleich milderen Sinn zeigte, und er daher ohne Bedenken schon im Anfange des Mai nach Herrnhut zurückkehren konnte, wo fernerhin sich in Ruhe aufzuhalten ihm bald förmlich wieder erlaubt wurde; er dankte dem Kurfürsten hiefür mit Innigkeit, und sagte in seinem Schreiben, da er sich so gar nicht im Stande sehe, zu Seiner Königlichen Hoheit Dienst etwas beizutragen, so wünsche er sich von Gott die Weisheit, auch nicht die geringste Gelegenheit zu Höchstdero Mißfallen oder auch nur mindesten Behelligung zu geben. Der Verkauf seiner Güter war genehmigt, und das Dableiben der mährischen Auswanderer erlaubt worden, nur für die noch in Bertholdsdorf wohnenden Schwenkfelder fand nicht gleiche Billigkeit Statt, sie sollten das Land verlassen, welches sie denn auch, da sich ihnen, nach vieler vergeblichen Bemühung Zinzendorf's, eine Zuflucht in Pensylvanien eröffnete, ohne Schwierigkeit ausführten. Drei Brüder aus Herrnhut wurden ihnen nachgesandt, um die geknüpfte

Beziehung nicht ganz aufzugeben, sondern wo möglich eindringlicher zu machen, was jedoch nicht gelang, indem die Schwenkfelder in ihrer Trennung blieben.

Indem vermehrte sich unter allem Wechsel die Wirksamkeit von Herrnhut sowohl in den Verhältnissen nach außen, als auch im Innern. Hunderte von erweckten Wenden strömten aus der Umgegend zum Besuch herbei, und erbauten sich in den neuen Glaubenstrieben, nicht ohne Eifersucht ihrer Geistlichen, die gern deßhalb neue Unzufriedenheit gegen den Grafen in Dresden angeregt hätten. Zu den vertriebenen Salzburgern gingen einige Brüder als Boten, um sie zu höherer Frömmigkeit zu wecken, und eine ihnen heilsame Annäherung zu versuchen. Mit zahlreichen Gemeinden und Gesellschaften von Erweckten wurde eine herzliche und einwirkende Verbindung unterhalten, und der Kreis dieses Verkehrs hatte sich durch die Reise nach Schwaben nur erweitert. Wieviel es auch schon umfaßte, immer hatte der Graf ein frisches Herz und volle Thätigkeit für jedes neue Verhältniß, das sich ihm darbot, und niemals mochte er einen Gegenstand wegen andrer, ihn schon erfüllender, ablehnen. Nur mit den eigentlichen Pietisten wollte es durchaus nicht gelingen in gutem Zusammenhange zu stehen. Von Herrnhut war Spangenberg nach Halle berufen worden; jetzt bewirkten die dortigen Theologen seine Vertreibung, und er kehrte nach Herrnhut zurück; Zinzendorf wurde beschuldigt, die Mißhelligkeit veranlaßt zu haben, und es entstand eine heftige Anfeindung; er selbst erließ darüber harte Briefe, besonders auch an den Abt Steinmetz, und sprach unverhohlen seinen Unwillen aus; doch kam es wenig zum öffentlichen Streit, indem Zinzendorf und sein Freund durch eine von Seiten der Gemeinde erlassene Erklärung sich ein edles Schweigen auferlegten. Spangenberg wurde darauf zum Adjunktus des Grafen und zum Helfer in der Gemeinde gewählt, und blieb fortan ganz in dieser Richtung thätig. Mit unverdrossenem Eifer betrieb Zinzendorf die verschiedenen, zunächst auf das Seelenheil gehenden Arbeiten in der Gemeinde. Die eingeführten Anstalten und Gelegenheiten ließen das religiöse Leben nicht erkalten, und neue Wärme trat noch immer hinzu. Sonn-

tags früh pflegte er die ihm vertrautesten Brüder und Schwestern in zwei neben einander liegenden Zimmern zu versammeln, und in der Thüre stehend, nach beiden Seiten zugleich seinen Vortrag zu richten, wie grade die Tagesumstände ihn eingaben; oft auch lag man auf Knieen und Angesicht betend und weinend in der Stille, oder sang einen Liedervers. Die Anziehung dieser herrnhutischen Erbauungsweise war sehr groß. Einst an einem Bettage geschah es, daß ein Abtrünniger, der von Herrnhut nach Großhennersdorf gezogen war, und sehr viel Böses gegen den Grafen und die Gemeinde verübt hatte, krank und elend voll Reue sich in die versammelte Gemeinde tragen ließ, seine Sünde bekannte, und um Wiederaufnahme bat, die ihm durch die Fürbitte des Grafen, der ihn gerührt umarmte und küßte, unter vielen beiderseitigen Thränen auch gewährt wurde.

Unter den kleinen Kindern, den Jungfrauen, den Wittwen, den ledigen Brüdern, und so fast in allen Chören, war der Graf geschäftig, die Liebe des Heilands recht zu gründen und zu erhalten; doch zeigte er nicht für jede dieser Abtheilungen gleiches Geschick, seine zu große Strenge verschüchterte und verstockte die Kinder, und als er dies verbessern wollte, übertrieb es seine Nachsicht wieder; auch die Entwickelung und den Beruf der Jünglinge beurtheilte er oft voreilig, und traute ihnen mehr zu, als sie leisten konnten; im Allgemeinen und Ganzen aber zeigte er große Menschenkunde, die er auch im Einzelnen sehr vermehrte, indem er gern eines jeden innere Zustände vernahm, und auch ganze Abtheilungen der Reihe nach abhörte, was auch öfters der Gemeinde insgesammt widerfuhr. Nicht minder legte er der Gemeinde auch seinen eignen Zustand dar, rügte seine Fehler, und strafte sich wohl gar, Anderen zum Beispiel, durch Ausschließung vom heiligen Abendmahl. In besondre Verlegenheit brachte ihn ein Gesuch aus Kopenhagen; der Oberkammerherr von Pleß, ökonomische Zwecke mit religiösen vereinigend, wünschte für die Zuckerplantagen, die er auf der westindischen Insel Santa-Cruz anlegen wollte, eine Anzahl Brüder zu Aufsehern, wobei denn zugleich das Christenthum unter den arbeitenden Negersklaven befördert werden konnte. Die Beschäftigung mit

Dingen weltlichen Vortheils, sofern sie über persönlichen Arbeitserwerb hinausging, war dem Grafen bedenklich, doch weil die Sache in der Gemeinde Beifall erhielt und Hoffnungen weckte, so wollte er sie nicht gradezu hindern. Nach vielen Unterredungen und Prüfungen, in welchen er die zur Reise erbötigen Brüder, nach vergeblichem Abrathen, sorgfältig ermahnt und unterwiesen hatte, wurden vierzehn Brüder, worunter vier verheirathete, die ihre Frauen mitnahmen, nach Kopenhagen abgefertigt, um von da ihrer weiteren Bestimmung zu folgen. Dieser Missionssache, das Ungewisse der landesherrlichen Aufenthaltserlaubniß für die ursprünglichen Ausländer, und der noch immer unruhige Zweifel über das Verschmelzen mährischer Kirchenzucht mit Lutherischem Glaubensbekenntniß, vereinigte sich in dem praktischen Sinn des Grafen zu einem Gesammtanlaß, eine wichtige Anordnung zu treffen, welche in allen erwähnten Beziehungen überaus zweckmäßig erschien. Er schied nämlich die Bewohner von Herrnhut in zwei Haupttheile; zu dem einen gehörten hauptsächlich die Eingeborenen und Lutheraner, sämmtlich zum Bleiben mehr geneigt und berechtigt, und auf ein stilles Leben in Fleiß und Gottseligkeit angewiesen; der andere begriff die Eingewanderten aus Mähren und andere Fremdlinge, schon durch ihr bisheriges Geschick zu einem Zeugenvolke geweiht, und daher zum Pilgern und Dienstberufe des Heilandes vorzugsweise ausersehen. Jeder Theil bekam seine besondern Versammlungen, Helfer und Arbeiter; doch in anderen Beziehungen galt wieder mannigfache Gemeinschaft, so daß überall Zusammengehöriges, aber nirgends Getrenntes war.

In diese Zeit, gegen Pfingsten 1734, fällt der Besuch, welchen der später berühmt gewordene Freidenker Johann Christian Edelmann in Herrhut abstattete. Er war damals Hofmeister in Dresden, als aufgeweckter und in theologischen Sachen eifriger Kopf dem Grafen bekannt geworden, und kam auf dessen Einladung und Kosten. Anfangs gefiel er sehr, nahm feurigen Antheil an allem was er sah und hörte, fand aber bald auch vieles was ihm bedenklich schien, und faßte gegen Zinzendorf's Aufrichtigkeit arge Zweifel. Daß dieser unter den Brüdern immer der Graf blieb, gräflich speiste

und bedient wurde, und in allen Fällen seinen Willen geltend machte, war ihm höchst anstößig, auch fand er dessen geistige Leitung nicht gründlich genug, sondern tändelnd und launenhaft; manche Einrichtungen wurden ihm nicht ganz bekannt. Da sich für Edelmann, der sich hier einem Arzt anschließen und die Heilkunde studiren wollte, kein gehöriges Unterkommen fand, er die Mittel sich selber zu erhalten nicht besaß, und Zinzendorf solche nicht anbot, so zerschlug sich die beabsichtigte Verbindung schon aus diesen Gründen, und Edelmann kehrte nach Dresden zurück. Ungeachtet der nicht günstigen Eindrücke, die er in Herrnhut empfangen hatte, behielt er doch noch einen starken Zug dorthin, und er bekannte, daß er leicht in die völlige Knechtschaft des Grafen hätte gerathen können. Nachdem er aber mit den Orthodoxen und Pietisten gebrochen, ja der ganzen christlichen Kirche abgesagt hatte, mußten ihm die Herrnhuter durchaus verwerflich dünken, und er richtete in seinem Buche Christus und Belial die heftigsten Angriffe gegen sie. Zinzendorf hingegen bedauerte in der Folge, daß er dem begabten Manne nicht habe damals helfen und ihn in Herrnhut behalten können, denn er meinte, die schlimmen Abwege, auf die jener sich selbst überlassen später gekommen sei, würde er dann vielleicht glücklich vermieden haben.

Jetzt wollte Zinzendorf auch sein langgenährtes Vorhaben, in den geistlichen Stand zu treten, endlich ausführen. Er trug die Sache zuerst den Aeltesten und Helfern der Gemeinde vor, wo sie aber nur Zweifel und Einwendungen fand; noch stärker rieth ihm seine Gemahlin ab, deren Zustimmung er bei einem solchen Schritte nicht entbehren mochte. Doch alle Gegengründe wichen zuletzt vor dem göttlichen Ruf, den er bekannte, das Evangelium zu predigen, und zwar in der Kirche und von der Kanzel herab, als welche Orte die Verkündigung gesegneter machten. Zuletzt wurde dem Heilande die Entscheidung überlassen, und das Loos entschied bejahend. Als man noch die Ausführung überlegte, kam ein Schreiben aus Stralsund von einem dortigen Kaufmann Richter, der für seine Kinder einen Hauslehrer von Herrnhut wünschte. Sogleich war Zinzendorf entschlossen, und nahm für sich

selbst diesen Ruf an, der ihm den nächsten Weg zum Predigtamte zu eröffnen schien; er ließ nur in Kürze antworten, es werde der Berufene kommen, und trat dann, mit Zustimmung der Gemeinde, am 17. März 1734 seine Wanderung wirklich an. Anfangs reiste er mit eignen Pferden, dann mit dem Postwagen. Unterwegs mußte er über den Grafen von Zinzendorf viel Arges anhören, und durfte doch kaum etwas entgegnen, wenn er sich nicht verrathen wollte. Nach zwölftägiger Reise traf er in Stralsund ein, ging unter dem Namen Ludwig von Freideck — von einem seiner Titel entlehnt — zuerst zu dem Superintendenten Langemack, dem er als ein fremder Kandidat sein Vorhaben wegen des Predigtamtes eröffnete, und dann zu dem Kaufmann in's Haus, wo er sich sogleich in sein angenommenes Verhältniß schickte, und den Kindern, schlechtweg als Herr Ludwig, Unterricht ertheilte. Es währte nicht lange, so übertrug der Superintendent, welcher durch Krankheit verhindert war, dem vermeinten Kandidaten eine Predigt, und Zinzendorf hielt auf diese Weise am 11. April seine erste öffentliche Kanzelrede. Seine Stimmung dabei war, wie er selbst schrieb: „Armuth und Ohnmacht bis zum Versinken, und sodann ein so herzlicher Beweis der Gnade, mit solchen zur Sache dienlichen Ausdrücken als noch niemals;" auch gefiel seine Predigt sehr. In weiteren Gesprächen mit Langemack ergab sich, daß dieser grade eine Schrift zur Widerlegung Zinzendorf's und der Herrnhuter ausarbeitete, die er jedoch nur durch die Schriften ihrer Gegner kannte; der Graf gab ihm die nöthigen Aufschlüsse, theilte ihm die eignen Schriften mit, und konnte alsbald ohne Bedenken sich selbst und seine Absichten völlig zu erkennen geben. Er fand die beste Aufnahme, und alles wurde nun rasch in's Werk gesetzt. Langemack unterwarf mit Zuziehung des Doctor Sibeth, eines nicht minder angesehenen Gottesgelehrten, den Grafen einem mehrtägigen strengen theologischen Examen, prüfte dessen Schriften und Meinungen, letztere nach zum Theil neuen und für diesen Zweck eigends und ausführlich verfaßten Darlegungen, wozu auch noch vier Predigten kamen, welche der Graf im Laufe dieser Verhandlung hielt, und ertheilte demselben hierauf ein

von Sibeth mitunterschriebenes ausführliches Zeugniß der Rechtgläubigkeit. Hiebei war auf manche paradoxe Aeußerungen, auf die ehemalige Billigung verdächtiger Lieder, welche man ihm zum Vorwurf machen wollte, so wie auf seine besondern Meinungen vom Ehestande, vom Fußwaschen, vom Vaterunser, welches Gebet er als ein bei bestimmtem Anlaß bestimmten Personen empfohlenes nicht allgemein und täglich gebraucht wissen wollte, und anderem dergleichen, Rücksicht genommen, und alles dies als Dinge bezeichnet, welche der Hauptsache, daß er reinen evangelischen Sinnes und Glaubens sei, keinen Abbruch thäten.

Mit diesem Zeugnisse begab sich Zinzendorf, nachdem er noch zwei durchreisende Brüder, die nach Lappland als Heidenboten gingen, zu Schiff gebracht, und zuletzt auch seinem Hausherrn, zu dessen großer Verwunderung, den ganzen Zusammenhang entdeckt hatte, freudig auf die Heimreise, und traf den 8. Mai glücklich in Herrnhut ein. Hier schrieb er an den Superintendenten Löscher nach Dresden, und theilte demselben das Geschehene mit; dieser antwortete bedenklich, worauf aber Zinzendorf in ferneren Briefen seine Sache genauer darlegte, und unter anderen sagte: „Was mein Talent betrifft, so ist mein Sinn von Jugend auf darauf gerichtet, Seelen zu Jesu zu bereden, und ich kann mich unter die Prophetenknaben zählen.“ Auch von Kopenhagen, wohin er sein Vorhaben gemeldet, erhielt er keine beifällige Antwort; allein ihn konnte nichts irre machen. Seine nächste Sorge war, wo möglich auf solche Weise in den geistlichen Stand öffentlich einzutreten, daß die Vorurtheile der Welt nicht zu hart angestoßen würden, wobei auch der dänische Orden, welchen er noch trug, — den Degen hatte er in Stralsund für immer abgelegt, — besonders zu beachten war. Hiezu schien eine Gelegenheit in Würtemberg sich darzubieten, wo es protestantische Prälaten gab. Er sandte daher den Bruder Spangenberg nach Stuttgart, mit dem Gesuch an den Herzog von Würtemberg, derselbe möchte ihn zum Prälaten des verfallenen Klosters Sankt-Georgen ernennen, welches er alsdann auf eigne Kosten herstellen und zu einem theologischen Seminarium einrichten wollte. Der von der protestan-

tischen Kirche zur katholischen übergetretene Herzog Karl Alexander ging jedoch auf die Sache nicht ein, weil er ein zu großes Aufsehen und selbst ein Mißtrauen der katholischen Geistlichkeit, als wende er sich wieder den Evangelischen zu, befürchtete. Inzwischen hatte Spangenberg mit dem Kanzler Pfaff in Tübingen nähere Verhandlung angeknüpft, und ihn schriftlich gefragt, ob es denn dem Grafen mit einigem Schein der Billigkeit zu verdenken wäre, wenn er ganz einfach den Stand eines Geistlichen annähme? Der Kanzler gab hierüber ein umständliches Gutachten im Namen der theologischen Fakultät, worin es unter anderen hieß, wenn es in der römischen Kirche nicht lächerlich sei, daß auch große Fürsten geistliche Aemter bekleideten und predigten, so würden ja die Evangelischen nur wunderlich sein, dies einem gottseligen Grafen zu verargen, der noch dazu hier in ganz anderen und rechtschaffenen Gründen stehe, und, während jene Hoheit und Interesse suchten, die Hoheit seines Standes um Jesu willen hiedurch lauterlich verläugne. Spangenberg meldete vor seiner Abreise nach Georgien, wohin er eine Brüderkolonie begleitete, diese günstigen Umstände dem Grafen. Dieser, der schon dem würtembergischen Kirchendirektorium nach Stuttgart geschrieben hatte, daß er im Namen Gottes den Entschluß gefaßt, mit Ergreifung des geistlichen Standes, nach dem apostolischen Exempel 1. Kor. 16. sich selbst zum Dienst zu verordnen, reiste darauf selbst nach Tübingen, übergab der theologischen Fakultät eine lateinisch geschriebene Erklärung seines Berufs und Wandels, und wurde darauf am 19. Dezember durch ein Programm der Fakultät, welche sich auf ihre eignen früheren Untersuchungen und auf das Zeugniß von Stralsund hiebei stützte, förmlich in den geistlichen Stand aufgenommen. Gleich an demselben Tage predigte er in Tübingen zweimal öffentlich.

Nach seiner Rückkunft in Herrnhut, die am Neujahrstage 1735 erfolgte, trat er in seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder ein. Er führte mit nachdrücklicher Ermahnung den Bruder Leonhard Dober, welcher dazu aus Westindien zurückberufen worden, an die Stelle des verstorbenen Martin Linner in das Aeltestenamt ein, dessen ausgedehnte Wirksam-

keit alle Brüder, wo sie auch immer sein mochten, ja die nachherigen Bischöfe selbst, umfaßte, und versprach, gleich allen Anderen, ihm Ehrerbietung und Gehorsam. Mit Dober war auch ein junger Neger, der nachher feierlich getauft wurde, und auch der Zimmermann David Nitschmann der Aeltere, aus Westindien gekommen. Uebrigens waren die Nachrichten von den ausgesandten Heidenboten nicht erfreulich; von den nach Santa-Cruz gegangenen Brüdern und Schwestern waren schon über die Hälfte gestorben, was einen übeln Eindruck machte, und gegen den Grafen, der doch selbst das Unternehmen wenig gebilligt hatte, viele Mißurtheile veranlaßte. Aber noch andere Schwierigkeiten, an welche man bisher nicht gedacht, stellten sich dem Bekehrungswerk entgegen. Die ausgesandten Boten waren meist unstudirte Handwerker, ohne geistliche Weihe, gleichwohl geriethen sie sofort in den Fall, die Taufe zu verrichten und das Abendmahl auszutheilen, zu welchen Handlungen, wenn auch nicht die Gemeinde, doch gewiß jede sonstige geistliche und weltliche Behörde ihnen alle Befugniß absprechen durfte. Zinzendorf überlegte mit seinen Vertrauten, wie hier zu helfen sei, und da man nicht hoffen konnte, daß irgend ein Lutherisches Konsistorium solche Brüder zu Geistlichen würde ordiniren wollen, so beschloß man, hiezu in eigner Mitte eine Behörde aufzustellen. Die alten mährischen Brüder hatten Bischöfe, welche durch Händeauflegen die geistliche Weihe ertheilen konnten, es kam nur darauf an, auch in Herrnhut für die auswärtigen Brüdergemeinden einen Bischof einzusetzen. Nachdem das Vorhaben durch das Loos die Bestätigung des Heilands erlangt, schrieb Zinzendorf nach Berlin an den Oberhofprediger Jablonski, als damaligen ältesten Bischof der Brüderkirche, trug ihm die Sache vor, und empfahl ihm zugleich den vorerwähnten David Nitschmann, für welchen sich die Ueberlegungen und Prüfungen entschieden hatten. Der alte Jablonski war hocherfreut über diesen Antrag, zog seinen Kollegen zu Lissa in Großpolen, den Bischof Sitkovius, hinzu, und nachdem er den Kandidaten näher kennen gelernt und geprüft, ertheilte er demselben feierlich die Weihe zum Bischof und alle Vollmachten, welche mit diesem Amte verbunden sind. Ein großes

Hinderniß war auf diese Weise für das auswärtige Wirken hinweggeräumt, aber eine andere Verlegenheit stellte sich dafür sogleich in der Heimath ein. Es entstand nämlich die Frage, wiefern die Gemeinde von Herrnhut, nachdem sie einen Bischof in ihrer Mitte habe, noch in Verbindung mit der Gemeinde und Kirche von Bertholdsdorf bleiben könne? Die Abtrennung von dieser wurde zugleich eine Aufhebung der Gemeinschaft mit der Lutherischen Kirche, und dies wäre in allem Betracht unersetzlicher Schaden gewesen; daher die Gegner um so mehr eine nothwendige Folgerung daraus machten, und die Sache ein bedenkliches Ansehen erhielt. Zinzendorf erklärte zwar ausdrücklich, daß der Prediger in Bertholdsdorf nach wie vor auch für Herrnhut gelte, und widerlegte auch schriftlich manche Beschuldigungen, welche öffentlich gegen ihn vorgebracht waren. Indeß hatten doch ungünstige Eindrücke auch bei sonst Befreundeten Raum gewonnen, und dies besonders in Kopenhagen, wo die Verhältnisse ihm so wichtig dünkten, daß er deßhalb selbst dahin zu reisen beschloß.

Von David Nitschmann begleitet kam er am 8. Mai 1735 dort an. Seine Gegenwart hielt seine Feinde im Dunkeln, die Beschuldigungen verschwanden, und der Hof, zuvorkommend und freundlich wie sonst, ließ deßhalb den Vorschlag, welchen er selbst dem Grafen gemacht hatte, das Mißtrauen einiger Theologen durch ein Kolloquium zu beseitigen, wieder fallen. Unbefriedigt durch diese Wendung reiste Zinzendorf nach acht Tagen von Kopenhagen wieder ab, nahm den Rückweg durch Schweden über Malmoe und Ystadt, wo er sich einschiffte, und kam ohne weiteres Begebniß schon am 28. Mai wieder in Herrnhut an. Da er in Malmoe einige Besuche gemacht und empfangen, und in Ystadt mehrere Tage auf guten Wind gewartet hatte, so war über ihn nach Stockholm berichtet und dort der Irrthum veranlaßt worden, er scheine in Schweden einen längeren Aufenthalt zu beabsichtigen, worauf der Befehl erging, es solle ihm dies, der schon von Kopenhagen wegen seiner Irrthümer weggewiesen worden, nicht verstattet werden. Als er hievon in Herrnhut Nachricht empfing, glaubte er so viele falsche Angaben nicht unberichtigt lassen zu dürfen, und verfaßte daher

ein ausführliches Schreiben an den König von Schweden, worin er die Uebereinstimmung der Brüder mit der augsburgischen Konfession gründlich erörterte, und sich und die Seinigen gegen die mannigfachsten Anklagen vertheidigte; dieses Schreiben ließ er später drucken, und auch anderen Königen und Fürsten zufertigen, so wie in Regensburg an sämmtliche Reichstagsgesandte austheilen. An den König von Preußen sandte er dasselbe unter dem 14. Februar mit folgendem Begleitungsbriefe, den wir zum erstenmale dem Druck hier zu übergeben begünstigt sind: „Allerdurchlauchtigster großmächtigster König, allergnädigster König und Herr! Das glückselige Loos meines Lebens, unter lauter Bauern und Exulanten zu wohnen, hat mich wohl gegen die Hohen dieser Erde ziemlich fremde gemacht, und wenn ich zugleich die Seligkeit genösse, in meiner lieben Stille gelassen zu werden, so wollte ich mich gern damit begnügen, jedem Gesalbten des Herrn den Segen des Herrn zu wünschen, und meinem theuersten Landesherrn überdies mit zärtlichster Unterthanstreue zu den Füßen zu liegen, ohne ein oder andere unter den Majestäten mit meinem geringen Namen und Zeilen zu behelligen. Allein, allergnädigster König und Herr, da ich wahrnehme, daß sich viel Menschen bemühen, mir Glimpf und Namen zu brechen, und dadurch nicht sowohl mich, als meine liebe mährische Brüdergemeinde zu ruiniren, so finde ich mich im Gewissen verbunden, ein unterthänigstes Gegenwort zu sprechen, wo es zuweilen erforderlich sein will. Die Gelegenheit dieser beiliegenden Schrift war, daß, nachdem man Ihro Majestät den König von Dänemark zu bereden gesucht, ich sei irrig und verführisch, und werde deßhalb aus den sächsischen Landen geschaffet werden, welches ohne allen Grund war, und damit einige Motus in Kopenhagen erreget, so hatte man kurz darauf den König in Schweden, oder den Senat oder auch was ein Kollegium daselbst, das nomine regis schreibet, abermals damit geblendet, als ob ich Ketzerei halber aus den dänischen Landen vertrieben worden. Hierauf resolvirte man daselbst etwas hurtig, mir dergleichen consilium abeundi aus Schweden zu geben, und die supposita aus Sachsen und Dänemark waren irrig. Weil ich nun fast

besorgen muß, man werde auch Ew. Majestät nach und nach solche Insinuation von mir und meiner Gemeinde zu machen suchen, welche mein etwa vor Standespersonen, die in weltlichen officiis bereits gesessen, nicht allzu gewöhnliches Amt eines evangelischen Predigers schmälern können, so habe diese einfältige und wahrhaftige Schutzschrift auch zu Ew. Majestät Füßen niederlegen und allerunterthänigst bitten wollen, wenn etwa von mir etwas zu wissen wäre (denn außerdem wollen Ew. Majestät sich mit Lesung dieser Blätter nicht beschweren,) solche des Ansehens zu würdigen. Ich bin nun 24 Jahr und drüber darinnen begriffen, zu thun was ich heute thue, nämlich meinen theuren Heiland, den ich liebe als mein Leben, jederman süß zu machen, daraus ist noch nirgends keine Unordnung entstanden, obgleich bis in dieses mein 35stes Jahr gar sehr viel Verfolgung erfahren, wofür ich den Herrn preise, und gegen keinen Menschen etwas habe; o daß sie alle selig würden! Ich deprecire mit tiefstem Respekt meine genommene Freiheit, und werde mit der größten Submission verbleiben lebenslang Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst gehorsamster Diener Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf." Seine Thätigkeit in der Gemeinde, sein Antheil an den Erbauungen, seine Beseelung und Vermannigfaltigung derselben, blieben sich stets gleich. Auch als Schriftsteller wirkte er unabläßig; seine Gedichte, seine kleineren Aufsätze, kamen theils einzeln, theils gesammelt heraus; es erschien ein Gesangbuch für die Gemeinde von Herrnhut, von welchem in der Folge noch die Rede sein wird; es wurden Versuche gemacht, die Bibel zu erklären, auch wohl in einzelnen Stücken neu zu übersetzen, was jedoch, wegen des Vorzugs, welchen nach Aller Geständniß die Arbeit Luther's immer behauptete, bald wieder aufgegeben blieb. Aber auch im Innern des Herzens und Geistes war seine Regsamkeit in dieser Zeit zu neuen Stufen emporgestiegen. Durch mancherlei Erörterungen und hauptsächlich durch Dippel's heftigen Widerspruch, war ihm schon früher die Lehre von der Versöhnung besonders wichtig geworden; er fand in dem sogenannten Lösegelde, welches Christus für uns gezahlt, den ausschließlichen Quell alles Heils in Zeit und Ewigkeit, und bildete aus dieser Ueberzeugung eine

neue Grundlage und einen neuen Aufschwung der in Herrnhut gepflogenen Gottseligkeit. „Christi Verdienst, Lösegeld, und Genugthuung durch sein eigen Blut, — sagte er, — ist mein einiger Weg zum Himmel.“ Die Gnade im Blute des Heilands, seine Wunden und Male, wurden seitdem immer heißer angeschaut und mächtiger gepriesen, und die vervielfachten Bilder vom Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und dessen Blut alle Sünden abwäscht, gewannen vor allen anderen Vorstellungen ein solches Uebergewicht in Zinzendorf's Reden und Schriften, und von daher in dem ganzen Umfange der Brüdergemeinde, daß die spielenden Ausdrücke einer besonderen Andacht zum Lamme, bald ein unterscheidendes Kennzeichen des Herrnhuterthums für Gegner und Angehörige wurden, und seitdem stets geblieben sind.

Die Nähe konnte seinen Wirkungseifer nie ganz befriedigen, und leicht fand sich ein Beweggrund zu neuer Wanderung. Im Spätherbste des Jahres 1735 trat er mit Genehmigung der Gemeinde eine Reise an, welche ihn bis Konstanz und Zürich führte. Gleich im Anfange derselben ereignete sich ihm ein wunderbarer Vorgang. Er war in der Gegend von Bautzen bei einem Grafen von Gersdorf eingekehrt, und hatte mit diesem bis gegen Mitternacht erbauliche Gespräche geführt; man wies ihm sein Schlafzimmer an, ein ängstliches Gefühl aber drängte ihn zur Abreise; ungewiß was er thun sollte, fragte er den Heiland, und da er in seinem Innern dessen Zustimmung erfahren, ließ er ungesäumt anspannen, nahm Abschied von seinem erstaunten Wirthe, und fuhr in dunkler Nacht davon. Gleich nachher schlug die Zimmerdecke auf das Bett nieder, in welchem er hatte schlafen sollen, und jener Ahndung dankte er das Leben. Von Freiberg sandte er einen Bruder, der ihn bis dahin begleitet hatte, nach Herrnhut zurück, und reiste fortan zu Fuß und ganz allein weiter, um sich den vertraulichen Unterhaltungen, die er mit dem Heilande so laut und eifrig führte, als wäre derselbe leibhaftig sein Gefährte, desto freier hinzugeben. So wanderte er denn einher, edlen, raschen Ganges, erhobenen Hauptes, voll Gedanken und Empfindungen, mit allem anderen mehr, als mit dem Wege, der Zeit und den

Umständen beschäftigt, auf diese Weise freilich kein guter Fußreisender; nur in der größten Nähe scharfsehend, erkannte er, wenn er sie überhaupt bemerkte, die Gegenstände zu spät, oft erst, wenn er sich schon gestoßen oder in Ungelegenheit verwickelt hatte; auch verfehlte er häufig die rechte Straße, oder blieb bis tief in die Nacht unterwegs, wenn er sich den Tag über zufällig mit Leuten aufgehalten, die seinen Antheil weckten. Wer ihn um Hülfe ansprach, dem gab er nach dessen Bedürfen, ohne sein eignes im Geringsten zu beachten; auch kannte er die verschiedenen Münzsorten nicht, welche damals in Deutschland häufiger als jetzt wechselten. Oft war er ganz entblößt, und fand nicht sogleich die nöthige Aushülfe; einst bot er ganz ermattet für etwas Brot und Wasser ein paar Pfennige, die ihm geblieben, und wurde mit Spott abgewiesen. Die neuen Erfahrungen dieser Reise mehrten allerdings seine Welt- und Menschenkenntniß, ohne doch seinen Eifer zu schwächen. In Konstanz fertigte er die Gemeindeloosungen für das folgende Jahr, und sang auf der Stätte, wo Johann Huß und Hieronymus von Prag einst, nach dem Spruche der Kirchenversammlung, den Feuertod gelitten, ein Lied zu Ehren dieser Glaubenshelden. In Zürich, und auf der Rückreise in Nürnberg scheint er dem Heilande Seelen zu gewinnen mit Erfolg beschäftigt gewesen zu sein. Nachdem er noch in Ebersdorf einige Zeit verweilt, wo die kleine Gemeinde der Erweckten, deren jetzt auch der als Hofprediger dorthin berufene Magister Steinhofer sich annahm, immer gern seine Einwirkung empfing, kam er zum Jahresschluß nach Herrnhut zurück, wo er am letzten Dezember die Nachtwache hielt, und bis zum folgenden Morgen um vier Uhr im Gebet zubrachte. Er lag hierauf mehrere Tage krank darnieder, vermuthlich in Folge der ungewohnten Beschwerden einer Reise in so ungesunder Jahreszeit; allein dies konnte seine Thätigkeit immer wenig hemmen. In dem Gefühl der Demuth und Entsagung, das ihn beseelte, that er jetzt einen Schritt, welchen, nach der letzten lauen Aufnahme in Kopenhagen, eben so sein Stolz hätte begründen können. Gleich am 1. Januar 1736 schrieb er an den König von Dänemark, um entweder dessen Einwilligung in

seinen geistlichen Stand, oder die Erlaubniß zur Rücksendung des dänischen Ordens zu erbitten; als letzteres genehmigt wurde, sandte er den Orden zurück, doch aus einem Schicklichkeitsgefühl, welches ihn auch die weltlichen Dinge nach angenommenem Werthe behandeln ließ, nicht an den Ceremonienmeister, wie ihm angedeutet worden, sondern an den König selbst, aus dessen Hand er ihn vormals empfangen hatte. In dieser Zeit dauerten seine Konferenzen mit Brüdern und Schwestern über das Wohl der Gemeinde oft von früh Morgens bis spät in die Nacht; der Zustand jeder Seele in Herrnhut wurde besprochen, die Mittel zur Förderung für jede besonders überlegt; man prüfte die mannigfachen Behandlungsweisen, Anstalten und Verbindungen, bei welcher Gelegenheit Zinzendorf die Art und die Schriften Luther's nachdrücklich empfahl; man stellte einige Mißbräuche ab, und neue Verpflichtungen zum Guten wurden wechselseitig ausgesprochen.

Mittlerweile reifte bei dem Grafen ein neuer Reiseplan, zu welchem Spangenberg's Thätigkeit die erste Anregung gegeben. Dieser hatte in Amsterdam, als er nach Amerika reiste, für die Handlungssozietät von Surinam, um ihr die künftig etwa dorthin reisenden Brüder zu empfehlen, eine kurze Nachricht von ihnen aufgesetzt, und dem Zwecke gemäß in's Holländische übertragen lassen. Der Uebersetzer, Isaak Lelong, für die Sache eingenommen, und zugleich auf Erwerb bedacht, vereinigte mit diesem Aufsatz noch andere Nachrichten und Urkunden, und gab alles zusammen in holländischer Sprache unter dem Titel heraus: „Gottes Wunder mit seiner Kirche." Das Buch machte großes Aufsehen, und hatte zu Folge, daß viele gottselige Personen in Holland, angesehene Prediger, hohe Staatsbeamte und selbst die verwittwete Fürstin von Oranien, an den Grafen schrieben, und mit ihm in Verbindung zu stehen begehrten. Das Buch war ihm nicht lieb, weil er in den damaligen Umständen für Herrnhut die ärgste Lästerung für weniger schädlich hielt, als solch öffentlichen Lobpreis. Doch kam gegen seinen Wunsch auch ein zweiter Theil heraus, und den neugeweckten Lebensverhältnissen selbst konnte Zinzendorf nur Sorgfalt und Eifer

widmen. Wiederholte, dringende Einladungen bestimmten ihn zur Reise nach Holland, und schon am 15. Februar, nachdem er zuletzt noch alles reiflich geordnet, und bis tief in die Nacht über sechzig Personen einzeln gesprochen hatte, trat er seinen Weg an. Diesmal reiste er nicht allein, seine Gemahlin und seine älteste Tochter Benigna begleiteten ihn, und eine Anzahl von Brüdern und Schwestern vermehrten die Gesellschaft. In Hof, zwischen Meißen und Leipzig, besuchte er seinen älteren Bruder, der zwar auch ein frommer Mann, aber ihm an Eifer und Betriebsamkeit nicht ähnlich war. In Jena verweilte er drei Tage, und erbaute die dortigen Frommen, die er auch der Reihe nach einzeln sprach, durch Reden und Lieder. Nach fortgesetzter beschwerlichen Winterreise traf er endlich am 4. März in Amsterdam ein, wo er gleich im Hineinfahren auf der Straße eine Frau laut singen hörte:

„Sing, bet, und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei Dir werden neu!"

welchen Spruch er als glücklichstes verheißendes Zeichen mit Rührung und Dank aufnahm.

In Amsterdam erhielt er gleich zahlreichen Besuch von vornehmen und geringen Leuten, schon irgendwie ihm bekannten oder Bekanntschaft wünschenden. Eine geräumige Wohnung wurde von ihm und den Seinigen ganz erfüllt. Seine Hausgenossenschaft, schon durch so viele Begleiter aus Herrnhut beträchtlich, vermehrte sich noch durch besuchende Brüder aus England und Holstein. Die Gräfin führte mit treuer Sorgfalt selbst die Wirthschaft; Dienende unterschieden sich als solche kaum, manche waren nur aufgenommen, damit ihnen geholfen würde, andere beeiferten sich zu jeder Leistung auch unverpflichtet; an jedem geistlichen und leiblichen Wohl hatten Alle nach ihrem Bedürfnisse Theil. Der Graf beobachtete genau dieselbe Hausordnung, wie in Herrnhut. Morgens um 8 Uhr hielt er eine Rede über die Loosung des Tages; in der Abenddämmerung wurde gesungen; um elf Uhr zur Nacht eine kurze Erbauung zum Tagesschlusse gehal-

ten, welche die Abendviertelstunde hieß; außer diesen regelmäßigen Versammlungen fanden noch besondere nach gelegentlichen Anlässen Statt; an Bettagen, Gedächtnißtagen, ganz wie daheim. Fremde, die grade zum Besuch da waren, wenn Singe- oder Betstunden eintraten, mochten denselben wohl aus Andacht beiwohnen; bald aber kamen, theils aus Herzenstrieb und theils auch wohl aus Neugierde, absichtliche Besuche, um den Grafen predigen zu hören, und in kurzem so viele, daß der Raum zu enge wurde, es mußten die Frauen und die Männer abgesondert auf verschiedene Stunden angewiesen werden. Doch hiebei entstand Irrung und ein Gedräng und Auflauf vor dem Hause, so daß der Graf vor die Thüre heraustreten und durch eine Anrede die Menge beschwichtigen mußte, welche sich denn auch bald verlief. Um jedoch ferneren Auftritten dieser Art auszuweichen, stellte er die Versammlungen lieber ganz ein, und hielt nur hin und wieder noch einzelne Vorträge außerhalb des Hauses vor ausgewählten Zuhörern. Die Wirkung seiner Predigten und Unterredungen war außerordentlich. Außer den Reformirten, die sich näher mit ihm einließen, und deren ächte Frömmigkeit und mildes Benehmen ihn hier besonders ansprach, empfanden seine Anziehung wie immer auch die verschiedenen Sekten und Sonderlinge im Glauben; eine religiöse Kraft war hier fast immer mit Gewißheit vorauszusetzen, es galt nur die erstarrten Formen, in welchen sie befangen lag, wieder einzuschmelzen, und hiezu war die eindringliche Herzenswärme des Grafen überaus geeignet. In Holland hatte er es besonders mit Sozinianern und Mennoniten zu thun, deren viele durch ihn aufrichtige Bekenner des Heilands wurden. Ein gelehrter Sozinianer, Samuel Crellius, wurde von den liebreichen Unterredungen so hingerissen, daß er mit den Seinigen nach Herrnhut ziehen wollte; zwar änderte er seine Richtung wieder, kam aber zehn Jahre später nochmals zu dem theuren Gotteslamme, wie er es nannte, zurück, und starb mit der ausgesprochenen Zuversicht, in dessen Wunden sein Heil zu finden.

Der Umgang jedoch mit so vielerlei Personen verschiedenen Glaubens wurde ein Grund neuer Mißurtheile über Zinzendorf; man legte ihm Meinungen bei, die er bestritt oder nur

anhörte, man beschuldigte ihn der Hinneigung, wo eine zu ihm Statt fand, ja man wollte in seinem religiösen Treiben ein politisches zu Gunsten des Hauses Oranien sehen. Eine von ihm in Druck gegebene Erklärung über seinen Umgang und sein Wirken in Amsterdam konnte dergleichen Mißreden nur theilweise hemmen. Für die Sache der Brüder zeigte sich indeß thätige Förderung. Die Schwierigkeiten, welche der Zulassung der Brüdermissionen in den holländischen Kolonieen entgegenstanden, wurden durch den Eifer des Grafen, der mit den Direktoren der ostindischen und der surinamischen Handelsgesellschaft, so wie mit den wichtigsten Mitgliedern der Verwaltungsbehörden und des Seewesens klug und eindringlich zu reden wußte, wo nicht ganz gehoben doch sehr vermindert. Die verwittwete Fürstin von Oranien wünschte aber auch eine Niederlassung der Brüder in Holland selbst, wo ein solcher Zwischenort für den Verkehr der Missionen mit Herrnhut ein großer Vortheil sein mußte. Ein Prediger van Alphen und ein reicher Kaufmann Benning unterstützten den Vorschlag bei Zinzendorf, und boten ihre hülfreiche Vermittelung; demnach wurde in der Herrschaft Yfselstein, welche der Fürstin gehörte, ein Stück Land angekauft, auf welchem späterhin der Ort Heerendyk emporstieg. Der Graf aber dachte hierauf an die Heimreise, und traf wegen seiner immer noch zahlreicher gewordenen Hausgenossenschaft verschiedene Anordnung; ein Theil blieb in Holland wegen der beschlossenen Ansiedlung in Yfselstein, ein anderer Theil schlug den nächsten Weg nach Herrnhut ein, ein dritter Theil blieb mit ihm und seiner Gemahlin, die zum Besuche der Fürstin nach Leuwarden abreiste, wohin er selbst über Gröningen nachfolgte. Gespräch über Seelenzustände, Erbauungen, Abrede wegen Heerendyk, für welches der Graf alle Geldbeiträge verbat, indem die Brüder sich schon durchbringen würden, erfüllten hier mehrere Tage in gewohnter Weise. Endlich am 16. April brach die Gesellschaft von Leuwarden auf, verließ unter Seegenswünschen Holland, und verfolgte ihren Weg zur Heimath.

In Kassel fand Zinzendorf Briefe aus Herrnhut mit der Nachricht, daß ihm durch eine Königliche Verfügung jeder

fernere Aufenthalt in Sachsen untersagt worden. Er trug diesen unerwarteten Schlag standhaft, und in tröstlicher Unterredung mit dem Heiland setzte er die Reise fürerst nach Ebersdorf fort. Unterwegs kam David Nitschmann, der von Herrnhut ihm entgegengeschickt war und das Königliche Reskript überbrachte; er meldete, daß eine zweite Kommission in Herrnhut erwartet werde, deren Zweck, wie man fürchte, die gänzliche Zerstörung der Gemeinde sei. Als Grund wurden die alten Klagen über die Aufnahme fremder Unterthanen und einige Störungen angegeben, die sich in der Lausitz durch die Versammlungen der Erweckten hin und wieder ereignet, und den Gegnern Zinzendorf's am Hofe gut gedient hatten. In Ebersdorf angelangt, dachte der Graf daran, wie und wo er die Brüder und Schwestern, wenn sie vertrieben würden, unterbringen könnte, so daß auch fernerhin gründlich für ihre Seelenpflege dabei gesorgt wäre. Da er selbst nicht mehr durfte, so ließ er seine Gemahlin nach Herrnhut reisen, um dort alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, die besonders in wirthschaftlicher Hinsicht manche Schwierigkeit hatten. Die seitherigen großen Ausgaben für die beträchtlichen Bauten und für die Aufnahme so vieler Hülflosen waren nicht aus dem Vermögen des Grafen allein bestritten, sondern zum Theil durch aufgenommene Gelder gedeckt worden. Glücklicherweise hatte der obengenannte Benning den Grafen vermocht, diese Gelder, deren Kündigung zu befürchten und deren Zinsen hoch waren, durch ein neues in Holland zu mäßigen Zinsen bewirktes Anlehen abzutragen. Allein, ungeachtet dieser, wie durch höhere Fügung, im voraus gewonnenen Hülfe, standen die Sachen noch sehr besorglich, und es bedurfte genauer Einrichtung, um für alle möglichen Fälle bereit zu sein; Zinzendorf wollte daher auch nicht, daß ihm von seiner Gemahlin Geld geschickt würde, er meinte nebst seinen Mitpilgern schon anderweitig fortzukommen, die regelmäßigen Einkünfte sollten, nach Abzug des an Zinsen Abzutragenden und für die Hauswirthschaft Unentbehrlichen, ganz für die Sache des Heilands verwandt werden. Die Gräfin war kaum angekommen, als auch die Königliche Kommission in Herrnhut eintraf, zu welcher diesmal auch der Superin-

tendent Löscher gehörte; sie untersuchte den ganzen Zustand genau, erhielt alle verlangte Auskunft, und zeigte ihrerseits redlichen und milden Sinn; sie entfernte sich wieder, indem sie bekannte, nur günstige Eindrücke empfangen zu haben. Inzwischen setzte Zinzendorf als Verbannter nun um so mehr sein schon vorher übliches Wanderleben fort; seine Umgebung war der Art nach stets dieselbe, wenn auch in den Personen häufig wechselnd, da bald einige verschickt wurden, bald andere sich anschlossen; jeder diente nach seiner Fähigkeit der Gemeindesache oder dem Hauswesen, und fiel diesem nur zur Last insofern es die Noth erforderte; die Versammlungen zum Gebet, zum Singen und anderer Erbauung fanden einen Tag wie den anderen Statt; die Sonn- und Festtage wurden in herkömmlicher Weise begangen. Von Ebersdorf reiste der Graf über Ulstedt nach Frankfurt am Main, wo er am 26. Mai ankam, und sogleich vielen Besuch hatte. Man machte ihm und seiner Pilgergemeinde, wie sein Gefolge genannt wurde, allerlei Vorschläge, der Freiherr von Schrautenbach bot ihm sein Schloß in Lindheim an, aber ihn lockte von allen diesen Anträgen keiner, außer dem kaum annehmbaren, auf der Ronneburg zu wohnen, einem alten halbverfallenen Schlosse der Grafen von Ysenburg-Wächtersbach, wo eine Menge armer und ganz vernachlässigter Leute lebten, unter welchen er Seelen für den Heiland zu gewinnen hoffte.

Unterdessen war die Gräfin mit den Kindern, mit Friedrich von Watteville, Christian David, Leonhard Dober und anderer Begleitung von Herrnhut, wo sie alles nach den Umständen geordnet hatte, glücklich eingetroffen; man fand die Ronneburg ganz unbewohnbar, der Graf aber war dieser Meinung nicht, sondern miethete von dem Amtmanne die leeren Zimmer, zog am 13. Juni hinauf, und begann seine Predigten und Erbauungen für die armen Leute; die Kinder ließ er zu seinen Kindern zum Essen einladen, sorgte für den nöthigen Unterricht, und suchte sie durch Austheilung von Brot und Kleidung vom Betteln abzuhalten. Da man davon sprach, seine Versammlungen zu verbieten, so gerieth er in Eifer, und meinte, er würde sich die Arbeit an den Seelen

nicht wehren lassen, sondern über dieser seiner Passion alles dran wagen. Ueberhaupt konnte man bemerken, daß sein Treiben im Ganzen unruhiger und leidenschaftlicher wurde, sein Zorn leichter und ungemessener ausbrach, und sein durch Erfolge und Widerstand aufgereiztes Gefühl ihn bisweilen an die Klippe geistlicher Machteinbildung warf. Doch bevor noch eine Störung wirklich versucht wurde, verließ er die Ronneburg wieder, und trat am 27. Juli eine Reise nach Liefland an, wohin die dortigen Frommen, besonders eine aus Sachsen gebürtige Generalin von Hallart, ihn eingeladen hatten. In Magdeburg besuchte er den Abt Steinmetz, in Berlin seine Mutter und seinen Stiefvater, den Feldmarschall von Natzmer, mit welchen er das herzlichste Vernehmen fand. Ueber Königsberg kam er den 8. September nach Riga, nachdem er die letzten sechzig Meilen größtentheils zu Fuß, in steter Unterhaltung mit dem Heilande, zurückgelegt, im Wagen aber, so oft er eingestiegen, auch den Fuhrmann oder etwa einen Reisegefährten mit Bekehrungseifer heimgesucht. In Riga und Reval, wohin er weiterreiste, fand er vielen Anhang unter Weltlichen und Geistlichen, predigte mit großem Zulauf, beförderte die damals angefangene Uebersetzung der Bibel in's Esthnische und Lettische, und gab zu anderen frommen Werken Rath und Hülfe. Man wünschte ihn dort zu behalten, allein er konnte sich auf etwas Festes nicht einlassen. Briefe seiner Gemahlin meldeten ihm den Tod eines Söhnchens, und manche Bedrängnisse, welche sie inzwischen auf der Ronneburg erfahren. Er trat darauf die Rückreise an.

In Memel schrieb er am 15. Oktober an den König von Preußen, dem er einiges die Salzburger Betreffende herzlich vortrug. Der Brief ist merkwürdig, und da besondere Gunst hiezu uns in Stand setzt, so verfehlen wir nicht, den noch ungedruckten hier zum erstenmal mitzutheilen. Er lautet wie folgt: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Die besondere Liebe, die ich zu Exulanten trage, bewegt mich, Ew. Königlichen Majestät dieses Blatt zu Füßen zu legen, und Selbter allerdemüthigst anheim zu stellen, ob Sie geruhen möchten, bei Dero Salzburgischem Pflanzgarten in Litthauen mich zu einem unwürdigen aber treuen Handlanger mit aufzunehmen, und

mir zu vergönnen, bei Erhaltung des großen Zwecks mit diesen Dero Pflegekindern, ein weniges zu befördern. Die Weitläuftigkeit meiner äußerlichen Umstände gestattet mir zwar nicht, mich der Sache ganz aufzuopfern, oder allenthalben in Person zu sein. Ich hoffe aber doch durch Gottes Gnade Mittel zu finden, hierunter nicht ohne Nutzen zu arbeiten, wenn Ew. Majestät sich meine allerunterthänigste Dienste dabei nicht mißfallen lassen, und der Fortgang des guten Zwecks soll meine Belohnung sein. Zweierlei bitte von Ew. Majestät mir allerunterthänigst zu Gnaden aus. Eines ist, meine allerunvorgreiflichsten Vorstellungen, sowohl im Ganzen, als bei dessen künftigen Theilen, nur unter Wenigen zu erhalten, damit ich nicht vor der Zeit hinderlichen Vorurtheilen ausgesetzt werde, und daß ich insbesondere die Nachrede vermeide, ob wollte ich die Gemeinde zu Herrnhut dahin überführen, welches um so viel weniger nöthig, aber auch bei allen sich vorzustellenden Möglichkeiten einigergestalt vermuthlich ist, als Ew. Königlichen Majestät ich zuverlässigst bezeugen kann, daß diese Gemeinde, und ich, von der Person des Königs von Polen Majestät, darunter wir wohnen, bis anhero und noch täglich, Gerechtigkeit, Geneigtheit, und ich darf wohl sagen, viel Tragsamkeit und Geduld zu erfahren haben, welches ich gegen das gemeine Gerücht darzuthun im Stande bin. Das andere ist, daß Ew. Königliche Majestät die Sache selbst, Dero von Gott verliehenen hohen Begabniß nach, weislichst beurtheilen, und wenn sich dahero in Dero Gemüth keine Abneigung finden sollte, mich vorher allenthalben, durch getreue und tüchtige Männer, in genaue und ernstliche Prüfung nehmen zu lassen, wie weit meine Person und Vorschläge hierunter annehmlich sein könnten. Und da es dann von meiner wenigen Person ziemlich verschiedliche Meinungen giebt, sich diesfalls in eine solche Gewißheit setzen wollten, nach welcher Ew. Majestät keinen Zweifel übrig behalten, daß mein Gemüth aufrichtig, mein Zweck gerade, mein Vermögen von der göttlichen Güte unterstützet, und die von mir zu erwartenden Fehler, theils in Gnaden zu übersehen, theils ohne Weitläuftigkeit zu verbessern sein werden. Ich verharre in tiefster Demuth und

Ehrerbietung Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst allergehorsamster Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Selbstkonzipirt. Auf der Rückreise aus Liefland am 15. Oktober 1736." In Königsberg hielt er eine geistliche Versammlung und schrieb an den König von Polen einen demüthigen Brief, worin er um Untersuchung seiner Sache bat, in Stolpe predigte er; am 25. Oktober traf er in Berlin ein.

Hier empfing er sogleich ein Handschreiben des Königs, und Jablonski hatte schon den Auftrag, ihn nach Wusterhausen einzuladen, wo der König ihn sprechen wollte. Friedrich Wilhelm der Erste vereinigte strenggläubige Frömmigkeit mit gradsinnigem Verstand, gleich abhold den Schwärmern wie den Freigeistern; schon seit zehn Jahren hörte er von dem Grafen Zinzendorf, dem Stiefsohne seines Feldmarschalls, die wunderlichsten Dinge, und nach allem war das Vortheilhafteste, was er von ihm urtheilen konnte, derselbe müßte ein lustiger oder melankolischer Fanatikus sein, ein halb ridikküler, halb gefährlicher Mensch, wie Zinzendorf selbst es ausdrückt, der sich auch mit einer Verweisung aus den preußischen Landen nah genug bedroht glaubte. Gleich nach den ersten Worten jedoch sah der König, daß der Graf der Mann nicht sei, als den man ihn geschildert hatte, sondern durchaus verständig, weltkundig, und dabei höchst unbefangen und aufrichtig. Er ließ sich daher in gründliche Besprechung mit ihm ein, und sah ihn drei Tage hinter einander mit steigender Theilnahme, so daß er am dritten Tage vor dem ganzen Hof in derben Ausdrücken bekannte, er sei wegen des Grafen belogen und betrogen, es habe weder der Ketzerei noch der Staatsverwirrung halber mit ihm Noth, seine ganze Sünde sei, daß er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Dienste des Evangeliums ganz widmete. Von einer dieser Unterredungen, welche auf dem Schloßhofe zu Wusterhausen vor vielen Personen geschah, berichtet Zinzendorf selbst: „Ihro Majestät fragten mich, nach einem generalen gnädigen Empfang und realen Spezialfragen, dabei Sie mit meiner Antwort zufrieden schienen, endlich ganz gerade: Warum ich gleichwohl so traduzirt würde, wenn ich

doch so dächte, wie Sie es jetzt vernähmen? Ich antwortete, davon wüßte ich etliche Ursachen, und Gott möchten noch mehrere bekannt sein. Die erste sei meine ungewöhnliche Lebensart, darinnen viel, dem Ansehn nach, Kontradiktorisches sei. Die andere mein esprit critique, der mir in meinen jüngern Jahren sehr zugesetzt, davon die Nachwehen sich nun zeigten; denn nachdem ich meine Inspektion über andere Leute einige Jahre aufgegeben, so machten sich nun andere Leute mit mir mehr zu thun, als sie nöthig hätten. Die dritte, meine Kondeszendenz und Freundschaft mit jedermann, und sonderlich gegen solche Personen, die entweder nur mit den gewöhnlichen Argumenten und Behandlungen nicht zu bedeutend, aber sonst wohl docil wären, oder auch solche, die in der That irrig wären, und deßwegen von denen, die die Wahrheit hätten, oder vorgäben, meines Erachtens nicht menschlich genug traktirt würden. Dieser Kondeszendenz mißbrauchten sich meine Gegner, mich mit dergleichen Personen zu konfundiren." Der König fand diese Angaben einleuchtend, und sagte später öffentlich, der Teufel aus der Hölle könne nicht ärger lügen, als die Gegner Zinzendorf's gelogen hätten. Zinzendorf benutzte die gute Stimmung des Königs, und legte demselben einen bestimmteren Plan wegen der Salzburger Sache vor. Seine eingereichte Schrift ist ein sprechendes Zeugniß seiner meisterlichen Staatsklugheit, so gut erwogen in der Sache und so genau berechnet für den König, daß der feinste Diplomat sie nicht gehaltvoller und schicklicher abzufassen vermocht hätte. Wir theilen dieselbe hier mit, um so mehr, als sie bisher noch nicht gedruckt worden. „Nähere Erläuterungen des allerunterthänigsten Vorschlages zu einer salzburgischen Anstalt. I. Diese wichtige Absicht muß Zeit haben, und darum muß sie, bis zu ihrer Vollständigkeit, nur denen bekannt werden, ohne welche sie nicht auszuführen, inzwischen aber in großer Stille, Niedrigkeit und Treue besorgt werden. II. Ein Privatus, der etwa in Litthauen oder Preußen eine mit dem salzburgischen Etablissement verwandte Kommission hätte, welches aber nur zu Bedeckung und Konnektirung des Kaufs diente, und weiter keine Verantwortung nach sich ziehen müßte, erhan-

delte in Litthauen einen bequemen und anmuthigen Platz, legte daselbst einen Meierhof an, zu welchem geschickte Salzburger als Arbeiter angenommen würden. III. Nach und nach bauete sich daselbst ein Flecken an, wozu man (unter allergnädigster Konnivenz) unter der Hand gottesfürchtige und behülfliche Salzburger aussuchete, die entweder noch nicht, oder nicht genugsam etablirt, oder durch die Ihrigen, und sonst, füglich zu remplaciren wären, und das könnte allenfalls, wenn es ein wenig eklatter würde, gelegentlich einmal durch einige nicht eben importante Begnadigungen in Bewegung gebracht werden. IV. Die ersten Jahre müßte man ungestört bleiben, und von dem Entrepreneur nicht begehret werden viel aufzuweisen, ja es wäre am besten, daß, dem Ansehen nach, überhaupt wenig Reflexion auf dieses Tentamen gemacht, und wenn man es entweder ridikule, oder bedenklich, oder unmöglich beschreiben hörte, nicht viel sonderliches darauf geantwortet würde. V. An eine Pfarrthei wird nicht ehe gedacht, vielweniger an einen Kirchenbau, bis sich der Haufe zum Bleiben eingerichtet, mithin würde das Werk durch einen, und nach und nach mehr Katecheten, bei Großen und Kleinen versehen, inzwischen ließe man jedem die Freiheit, sich an den nächsten, oder bisher gewohnten Ort zur Kommunion zu halten, mit Vorbehalt der Parochie, im Fall einer eignen Gemeinde, Waisenanstalt oder dergleichen Emergentien. VI. Das wäre so der Weg, unter göttlichem Gedeihen, einen Ort mit solchen Salzburgern zu besetzen, die in Verfolg der Zeit, nach Geist- und Leiblichem, Andern zum Exempel, denen Protestanten zur Erbauung, und vielleicht gar der Anlaß zu einem mehreren Commercio in Litthauen werden könnte. VII. Und gleich wie diese heilsame Anstalt von Gott durch Ihro Majestät Hand gemacht würde, also richtete man die Auslage nicht größer ein, als der Ertrag davon natürlicherweise folgen müßte, und die sämmtliche Nutzung würde in Ihro Majestät Kasse geliefert, weil der Privatus nur zu der anfangs nöthigen Verbergung der führenden Absicht, sich in diesen Handel einlässet, wäre es aber Ihro Majestät gefällig, das Werk dem Entrepreneur auf sein Risiko zu geben, und also nur die landesherrlichen Gefälle

daraus zu erheben, so müßte dießfalls eine eigentlichere Abrede genommen werden, weil Ihro Majestät allerunterthänigster Diener, wenn er mit einem Handel der Nahrung zu Werke gehen muß, sich nicht gern über sein Ziel waget."

Der König ging zwar auf diese Vorschläge nicht weiter ein, doch versicherte er den Grafen wiederholt seiner Liebe, völligen Vertrauens, und daß er nichts mehr wider ihn glauben, sondern ihm dienen wolle, wo er wisse und könne. Hiezu war sogleich Gelegenheit. Die Verhältnisse der Brüdergemeinde, in Deutschland sowohl als im Auslande, machten es wünschenswerth, daß der Graf die bischöfliche Würde annähme, wobei ihm vor allem daran gelegen war, diesen Schritt nur in ausgesprochener und durch gehöriges Ansehen vertretener Uebereinstimmung mit der Lutherischen Kirche zu thun. Dies war nur in Berlin möglich, und der König bot gern dazu die Hand. Er schrieb unter dem 28. Oktober an seinen Hofprediger Jablonski: „Würdiger, lieber Getreuer! Da ich nunmehr den Grafen Zinzendorf selbst gesehen und gesprochen habe, und gefunden, daß er ein ehrlicher und vernünftiger Mann ist, dessen Absichten bloß dahin gehen, ein wahres, rechtschaffenes Christenthum und die heilsame Lehre des Wortes Gottes zu befördern, so will ich, daß, wenn Ihr denselben in Berlin sprechen werdet, Ihr diejenigen Punkte, so er zu proponiren hat, mit ihm erwägen, und mir hiernächst Euren unterthänigsten Bericht davon erstatten sollet, nach Maßgabe des heute deßhalb an Euch bereits ergangenen Schreibens. Ich bin Euer wohlaffektionirter König Fr. W." Der König befahl hierauf den beiden berlinischen Pröbsten Reinbeck und Roloff, dem Gesuche des Grafen zufolge, dessen Rechtgläubigkeit und Religionsmeinungen überhaupt einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Diese würdigen Männer, streng in ihrem Amte, jedoch vorurtheilsfrei in ächt christlicher Gesinnung, und mit Jablonski im Wesentlichen gleichgestimmt, gingen sogleich an's Werk, und Zinzendorf lieferte ihnen dazu seinen ganzen Vorrath von Schriften und Urkunden.

Indessen genügte ihm für jetzt, die weitaussehende Sache gehörig eingeleitet zu wissen, und nachdem der König ihm

noch ein kräftiges Empfehlungsschreiben an den Grafen von Degenfeld, seinen Gesandten beim oberrheinischen Kreise mitgegeben, eilte er am 2. November nach der Wetterau zu den Seinigen. In Gelnhausen erfuhr er, daß die Gräfin auf Betrieb übelgesinnter Gegner doch genöthigt worden, die Ronneburg zu verlassen, und sich nach Frankfurt begeben habe, wo sie mit ihrer Begleitung, die damals aus ungefähr dreißig Personen bestand, die gewohnte Lebensart fortführe. Der Graf wünschte nach seiner dortigen Ankunft die Versammlungen, an welchen nach wie vor eine große Zahl Besuchender Theil nahmen, auf seine Hausgenossen einzuschränken; allein von Seiten der Behörden selbst machte man ihm bemerklich, die Leute würden sich dennoch hinzudrängen, und daraus könnten leicht Unruhen und Auflauf entstehen. Die Stadtobrigkeit war ihm nicht abgeneigt, und behandelte ihn mit aller Auszeichnung, wozu die preußische Empfehlung sehr beitrug, eben so bezeigten sich auch die meisten Prediger sehr freundschaftlich. In seinen Reden verkündigte er nun vor allem die in dem Blute des Lammes Gottes gegründete Gnade, der man auch nicht einen Funken eignes Gute beimischen dürfe, denn der ehrlichste und frömmste Bürger in Frankfurt werde nicht anders selig, als der Straßenräuber, den man auf das Rad lege. An der Wärme seines Herzens schmolz die Härte dreier Separatisten, die seinen Vorträgen besonders fleißig zuhörten. Sie bekamen, wie Spangenberg sagt, in das Wort der Versöhnung eine herzgefühlige Einsicht, und verließen ihren bisherigen Gang. Dies wollte jedoch Andreas Groß, ein unter den Separatisten in höchstem Ansehen stehender Mann, der schon vorher dem Grafen trotzig und spöttisch entgegengetreten war, auf alle Weise hindern, und Zinzendorf, der früher, ganz gegen seine Art, erklärt hatte, er wolle sich mit diesem Manne, der ihm durchaus zuwider war, gar nicht einlassen, gerieth in die äußerste Entrüstung; sein Schmerz, die dem Heilande gewonnenen Seelen zu verlieren, ließ ihn jede Wehr gerechtfertigt finden, und er ging so weit, den Mann wissen zu lassen, daß, wenn er das Unglück habe sollte, eine jener Seelen von ihrer Gnade wieder abzubringen, er gewiß noch das Jahr ein Mann des

Todes sei. Diese Drohung hemmte den Mann wirklich, allein er wurde nur um so mehr ein Feind des Grafen, und häufte harte Beschuldigungen gegen ihn.

Man fand in der That jenes Wort Zinzendorf's, der sich darin als mit göttlicher Strafgewalt begabt vorstellte, höchst vermessen, und warf ihm fanatischen Eifer und Bosheit vor. Er blieb indeß dabei, und erklärte in einer besondern Schrift an Herrn Andreas Groß nochmals: er sei in der Aufnahme neuer Glaubensfremde nicht nur sehr gleichgültig, sondern sogar sehr furchtsam und bedenklich; auch sei es ihm ganz unmöglich, jemanden zu hassen, der ihn hasse oder bestreite; „Wenn ich hingegen sehe, — fährt er fort, — daß Seelen, die in der wahrhaftigen Gnade oder auf dem Wege dazu sind, von Andern geärgert oder verführt werden, so ergrimme ich im Geist, und ich stehe auf den Fall keinem Menschen für das, was ich seinethalben mit dem Heiland rede; es kann auch sein, daß ich ihn ausgerottet wünsche; aber ich warne, und ehe ich zum Heiland gehe, so bekenne ich meinen Vorsatz Allen, die es angeht, ganz aufrichtig, damit sie sich besinnen und wissen können, daß ich nicht spiele. Ich würde mir eine vergebliche Mühe geben, wenn ich mich in der Sache frömmer beschreiben wollte, als ich bin; denn meine Praxis ist am Tage, und ich habe sie im geringsten nicht willens zu ändern." Später führt er an einem anderen Orte, damit die göttlichen Strafgerichte niemanden ungewarnt treffen, folgende Beispiele, wie es den Frevlern ergangen, zur Warnung an: „Eine Person ist rasend worden, und wenigstens neun Jahr blieben, zwei andere haben, ohne daß man sie angeredet oder genannt, zu der Zeit, da man in genere von demjenigen Bann geredet, womit sie, ohne unsere Reflexion darauf, behaftet gewesen, sich darüber so alteriret, daß sie vor der Gemeinde für todt hingefallen, und heraus haben müssen getragen werden. Ein anderer hat gesagt, er wolle es glauben, daß ihn die Gemeinde in Zucht nehmen könne, wenn er verkrumme, das ist mit einem landkündigen Schreckexempel geschehen, und bis zu Todesnöthen gegangen, bis endlich, da er sich, von allen Aerzten verlassen, in den letzten Zügen auf einem Wagen nach Herrnhut führen und

in die Gemeinde tragen ließ, die Wunderkur in der Gemeindeversammlung mit seiner öffentlichen Absolution zugleich erfolgte. Sie ist von vierhundert Menschen zugleich gesehen, und von ihm selbst nicht nur nicht geläugnet, sondern überall, und nur zuviel, ausgebreitet worden. Den fünften hat einige Minuten darauf, daß er mit Verächtlichkeit und Inadvertenz aus der Aeltesten-Konferenz gegangen, nachdem er durch all ihr Bitten und Flehen nicht zu erweichen gewesen, sondern sich auf ein göttlich decisum berufen, der Donner auf der Stelle todt geschlagen." Man erstaunt mit Recht, denselben Zinzendorf, den man bisher gesehen, hier eine solche Sprache führen zu hören, welche eher die eines schlimmen Höflings scheinen könnte, der sich rühmt, über seines Herrn Gunst oder Zorn nach Gefallen zu verfügen, als die einem frommen Gottesfreunde geziemende. Auch ist diese unter seinen wenigen Abirrungen von seinem rechten Weg und Benehmen gewiß die stärkste, und wir dürfen ihn nach solchen unbewachten Augenblicken nicht beurtheilen. Dieser ihn bisweilen anwandelnde geistliche Hochmuth, als stünden ihm oder der Gemeinde Zeichen und Wunder zu Gebot, ist ihm von den Gegnern mit aller Härte genug vorgeworfen worden. Seine eigentlichen Grundsätze für den Verkehr mit Widersachern hat er sonst bestimmter so dargelegt: „Entweder der Gegner will alleine reden, so läßt man ihn; oder er will Antwort haben, so giebt man sie; oder er erklärt sich besser, als ers meint, so läßt mans dabei; oder er erklärt sich schlechter, als er gleichwohl denkt, so führt man sein Wort; oder er ist irre, so weiset man ihn gerne zurechte; oder er ist böse, so begütigt man ihn; oder er ist beleidiget, so giebt man ihm gute Worte; oder er will herauslocken, so schweigt man; oder er ist bitter, so erträgt man ihn; ist er indifferent, so schont man seiner; ist sein Wort gefährlich, so entdeckt man es; ist es reißend, so schlägt man drauf, daß es liegen bleibt; ist er begierig, so ist man offen; ist er bescheiden, so beugt man sich unter ihn; hat er Recht, so läßt man ihm mit Dankbarkeit Recht; wo er nur lästert, das überschlägt man; wo er Grund fordert, da giebt man ihm; wo er an dem Grunde schüttelt, da zeigt sich Felsengrund. Ueberhaupt

ist man so kurz und klar, so rund und so verständlich, als möglich ist; in Nebensachen zugebend, in Hauptsachen unbeweglich; bei allen Gelegenheiten muß herzliche und Menschenliebe, oder brüderlicher Respekt gezeigt werden, so viel man davon gegen den Gegner im Gemüth haben kann; sonderlich in allen den Umständen, da das Gegentheil Statt haben könnte, muß solches aus allen Zeilen deutlich hervorleuchten." Und ferner giebt er in Ansehung der Sache des Herrn noch folgende besondere Vorschrift: „Gegen die Mitknechte soll man treuherzig und ernstlich sein, gegen alle fremde Knechte bescheiden und nachbarlich, gegen die Miethlinge unpartheiisch, gegen die reißende Wölfe attent und kurz resolvirt. Dein Auge soll ihrer nicht schonen, man soll sie aber weder im Walde aufsuchen, noch in der Grube todtschlagen, darein sie gefallen sind." Ueber Wundergaben, Gebeterhörungen und dergleichen, erklärt er sich häufig dahin, daß er sie zwar nicht läugnet, aber davon kein Aufheben gemacht, noch diese Richtung mit Absicht befördert wissen will. Uebrigens bekannte er frei, daß er keinen Beruf habe, in den Religionen zu stören, und Leute aus der einen in die andere überzuholen; er trage vielmehr die Lehre des Evangeliums gerne so vor, daß er Seelen für den Heiland werben möge, und die armen Sünder, sie mögen Lutherisch, reformirt, katholisch oder gar Heiden sein, dem zu Füßen fallen, der sie alle erlöset habe. In dieser Hinsicht war seine Arbeit in Frankfurt, jenen herben Vorgang abgerechnet, von großem Segen.

Um alles in bester Gemeinschaft und Einheit zusammen zu halten, dünkte ihm zweckmäßig, eine Synode für die Brüder auszuschreiben. Sie fand vom 6. bis zum 9. Dezember in Marienborn Statt, wo von Herrnhut die Aeltesten der Gemeinde und auch aus anderen Gegenden die für das Ganze der Brüdersache thätigsten Mitarbeiter eintrafen, und vieles Förderliche berathen und abgeredet wurde. Mit den Aeltesten von Herrnhut ging Zinzendorf's Tochter Benigna nebst mehreren Brüdern und Schwestern dorthin zurück; sein Sohn Christian Renatus wurde unter Aufsicht Johann Nitschmann's, der sich zugleich der erweckten Studenten dort annehmen sollte, nach Jena geschickt, wohin auch der junge

von Schrautenbach mitging; der Graf selbst aber und die Gräfin reisten nebst der Gemeindeältestin Anna Nitschmann, dem Freiherrn von Watteville und anderem Gefolge, nach Holland, um von da nach England überzuschiffen.

In Amsterdam, obgleich nur auf der Durchreise, hielt er sogleich Erbauungsstunden, und wagte außer seinen deutschen Vorträgen auch deren in holländischer Sprache nicht ohne Glück. In Begleitung des Predigers van Alphen machte er Abstecher nach Utrecht und nach Yfselstein, wo die Brüder sich bereits anbauten; den Freiherrn von Watteville sandte er nach Lenwarden zur Fürstin von Oranien, und machte auch die Bekanntschaft des französischen Gesandten Marquis von Fenelon; mit einem Prediger Manger jedoch, den er sonst sehr liebte und hochhielt, gerieth er durch unnöthig gegebenen Anlaß über dogmatische Sätze von der Seligkeit in harte Streitreden, und überließ sich unglaublicher Heftigkeit, über die er sich nachher zwar Vorwürfe machte, aber doch bald wieder tröstete. Am 20. Januar 1737 kam er, nach einer dreitägigen stürmischen Ueberfahrt von Helvoetsluys nach Harwich, in London an, wo bald auch die Gräfin, welche mit ihrem Gefolge den Weg über Calais genommen hatte, glücklich eintraf. Sein Absehen war hier hauptsächlich auf die Missionsanstalten und auf das Verhältniß gerichtet, welches die englische Kirche seinem mährischen Bischofsamte würde zugestehen wollen. Die zu London bestehende Gesellschaft zur Bekehrung der Negersklaven in den britischen Pflanzungen richtete eine Anfrage, mit Zinzendorf's Beirath, an den Erzbischof von Canterbury, Johann Potter, wiefern die mährische Kirche mit der englischen übereinstimmte, oder ihr widerspräche? Der Erzbischof, ein gelehrter und liebreicher Mann, schon mit der Sache bekannt, und durch des Grafen persönliche Besuche noch näher unterrichtet, gab die befriedigende Auskunft, die mährische Kirche sei bischöflich orthodox und apostolisch und behaupte in ihren Lehren nichts, was mit den neun und dreißig Artikeln der englischen streite, daher den Brüdern der Zugang zu den Heiden nicht zu verwehren sei. Mit dieser Aeußerung einstweilen begnügt, dachte Zinzendorf nun wieder abzureisen, und die in Berlin seiner war-

tenden Angelegenheiten, die er mit Fleiß so lange hingehalten, wieder aufzunehmen. Inzwischen hatte er auch in England seine Erbauungen nicht verabsäumt, und näheren Verkehr mit Quäkern und Methodisten angeknüpft. Mit den letzteren war anfangs große Freundlichkeit; die Führer derselben, die beiden Wesley, John und Charles, und Georg Whitefield, hoben aber nachher alle Gemeinschaft wieder auf, und wurden zuletzt öffentliche Widersacher. Auch der Orden vom Senfkorn, an welchem Zinzendorf in seiner Jugend zu Halle Theil gehabt, kam hier in neue Anregung, und es wurden mehrere Personen aufgenommen; von den bei dieser Gelegenheit nur für die Mitglieder gedruckten Statuten verirrte sich ein Blatt in fremde Hände, und dadurch wurde das Ganze bald bekannt, da denn die ärgerliche Mißdeutung, dieser Orden sei ein herrnhutischer, ausdrücklich zurückzuweisen war.

Nachdem der Graf unter solchen Geschäften bis zum 6. März in England geblieben, reiste er über Holland, wo er sich wieder vierzehn Tage aufhielt, nach Frankfurt am Main zurück, wo er am 26. März eintraf. Die dort zurückgebliebene Abtheilung seiner Pilgerfamilie hatte die bis dahin mit Eifer fortgesetzten Versammlungen nur eben am Tage vorher auf obrigkeitlichen Befehl eingestellt. Er ließ es dabei bewenden, da er ohnehin diesmal nicht dableiben wollte, richtete aber doch ein Abschiedsschreiben an den Rath der Stadt, und sagte diesem und der Geistlichkeit darin seine Meinung ziemlich hochfahrend und anmaßlich, wie denn überhaupt in diesem Zeitraum eine solche Stimmung in ihm mehr als sonst vorherrschte, und ihn auf Abwege und in Gefahren brachte. Auch ließ der Rath das Schreiben nicht unbeantwortet, und der Graf mußte nochmals die Feder nehmen und sich vertheidigen.

Die Hauptsache blieb indeß der in Berlin zu erreichende Zweck, und Zinzendorf eilte, dort noch vor Ostern einzutreffen. An den König von Preußen hatte er mehrmals geschrieben; mit welcher Sorgfalt und Zartheit er diesen Fürsten zu behandeln wußte, zeigt unter anderen die Nachschrift eines Briefes, welche wegen der zu befolgenden Einrichtung des Schreibens

überhaupt so anfragt: „Auch allergnädigster König und Herr, wollte mich allerunterthänigst um gnädigsten Verhaltungsbefehl angemeldet haben, ob Ew. Königlichen Majestät meine Schreiben zu lang, nach dem angewohnten Kanzleistilo zu weitläuftig, und überhaupt, da Ew. Königlichen Majestät der arbeitsamste, aber auch mit Arbeit überladenste Monarch in Europa sind, ob Ihro Majestät lieber auf einmal viel, oder vielmals wenig schreiben solle. Ew. Majestät allergnädigste Ordre gemessenst zu befolgen wird mir so viel leichter werden, da ich mir eine Freude daraus mache." Der König gab zwar hierauf, so wie auch auf andere Zuschriften, keine Antwort, allein Zinzendorf kannte die Gesinnungen desselben zu gut, um nicht auf sie ferner zu bauen. Er zeigte dem Könige seine bevorstehende Ankunft durch folgendes Schreiben an: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Wenn man sonst von Potentaten keine Antwort bekommt, so pfleget es von geringem Effekt zu sein, und man hat es nicht anders vermuthet. Wenn man aber von Ew. Königlichen Majestät ein oder mehrmalen keine Befehlschreiben auf allerunterthänigste Vorträge erhält, so macht es Nachdenken, denn die Data von Ew. Majestät Antworten verwöhnen, und man weiß, daß Sie sichs weder an Zeit fehlen lassen, noch an Resolution. Ich habe aus Ew. Majestät bisherigem Stillschweigen dreierlei schließen können, entweder daß Ihro mein allzuvieles Suchen und Projektiren nicht anständig sei, oder daß Ew. Majestät die gnädigste Opinion von mir geändert, oder daß Ihnen nicht gefällig gewesen, daß ich mein positives Versprechen, im Januario wiederzukommen, nicht gehalten. Es kann alles dreies beisammen sein, und ich habe auch Ursache gehabt zu hoffen, daß keines von allen sei, das erste fiel mir weg, als ich mich besann, daß ich alles in Ew. Majestät gnädigsten Willen gestellet, das andre, als ich Dero Königliches Wort bedachte: daß Sie ungefraget nichts gegen mich aufkommen lassen wollten, das dritte, da ich nicht zweifelte, daß Ew. Majestät die wundervolle Begebenheit wissen, daß der Windsturm von England her auf die holländische Küsten zu anderthalb Monate angehalten, und der König erst 8 Tage nach mir hingegangen. Ich habe also den Schluß gemacht:

Ew. Majestät lassen es bei dem Vorigen bewenden, und erwarteten meine Zurückkunft; und in dieser Hinsicht berichte Ew. Majestät allerunterthänigst, daß, nachdem ich durch eine besondere Gnade des Herrn (denn in dem Moment meines Anlandens in Holland drehete sich der Wind und ward Ost) noch bei rechter Zeit übergekommen, ich Holland und Frankfurt und die Wetterau, aller meiner Verrichtungen daselbst ungeachtet, nur gestreifet, und mit Ueberlassung meines hiesigen Negotii an meine Frau in procinctu stehe, direkte nach Berlin zu gehen, wovon auch bereits die Herrn Pröbste benachrichtiget. Ich werde, Ew. Majestät Intention nach, daselbst so inkognito sein als möglich, damit das Geschäft in äußerster Stille möge vollzogen werden, wozu Ew. Majestät gnädig kondescendiret, und woraus ich eine wahre Realität hoffe; ich werde auch zu dem Ende bei meinen Aeltern nicht logiren, sondern in der Nähe der Pröbste ein Quartier miethen, und Ew. Majestät den Moment meiner Ankunft allerunterthänigst Anzeige davon thun. Inzwischen beharre ich mit aller profundester Ehrerbietung Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster-treugehorsamster Zinzendorf. Lindheim in der Wetterau den 16. April 1737."

In Berlin angelangt, nahm er seine Wohnung an der Petrikirche, und seine Prüfung durch die Pröbste Roloff und Reinbeck, welche seither unausgesetzt mit der Sache beschäftigt gewesen, fand nun ohne Verzug Statt. Sie bezeugten, daß seine Lehre keine andere sei, als die in der evangelischen Kirche geführt werde; auch gegen seine Ordinirung überhaupt schien kein Einwand zu sein, nur die Ordinirung durch Jablonski zum mährischen Bischof, woran ihm doch in seinen Verhältnissen und bei seinen Absichten alles gelegen sein mußte, durfte noch in Frage zu stellen bleiben. Der König aber, bewogen durch Zinzendorf's Beharren und Jablonski's Zeugniß von der Unschuld der Sache, hob alle Bedenklichkeit, und erlaubte, daß die Ordination, jedoch in der Stille vollzogen würde. Sie erfolgte am 20. Mai in Jablonski's Wohnung durch ihn und David Nitschmann, mit schriftlicher Einstimmung des Bischofs Sitkovius in Großpolen. Dem Könige zeigte er das Geschehene am Tage darauf durch ein

ehrerbietiges Schreiben an, worin es heißt: „Ich wünsche mir so viel Treue und Weisheit, als ich Einsicht in meine Glückseligkeit habe. So wird meine Gemeinde keinen Schaden, und das Wort des Herrn, das ich gern umsonst predige, Dienst davon haben. Ich aber werde lebenslang daran denken, was ich in dieser wichtigen Sache, darinnen mich so Wenige gefasset, und niemand unterstützet, von dem Könige in Preußen erlangt habe. Ew. Majestät haben nicht Zeit, viel Wünsche und Danksagungen zu lesen, und ich habe die Gabe nicht, sie in die gehörige Schranken zu fassen; ich will aber mit einer tiefen Submission lebenslang verbleiben, in meinem Theil, durch Gottes Gnade, Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst gehorsamster Zinzendorf." Der König sandte ihm hierauf ein Glückwünschungsschreiben und später trafen ähnliche auch von Sitkovins und dem Erzbischofe von Canterbury ein. Die Sache machte großes Aufsehen, und die Gunst, in welcher Zinzendorf beim Könige stand, gab zu allerlei Gerüchten Anlaß. Man fürchtete schon, er möchte die allgemeine Aufsicht über die Kirchensachen im preußischen Staat erhalten, und einen fortgesetzten, für viele Personen unerwünschten Einfluß üben. Er aber dachte nur an seine Rückkehr nach Herrnhut, wozu sich die Aussicht neuerdings eröffnete. Sein Stiefvater, der Feldmarschall von Natzmer, hatte seinethalb an den König von Polen geschrieben, und erlangte wirklich, daß Zinzendorf nach Sachsen zurückkehren durfte. Die Gräfin eilte von Berlin nach Herrnhut voraus, und kam den 24. Mai dort an. Der Graf selbst aber folgte am 30. Juni.

Nach einiger Zeit erschien auch der Königliche Ausspruch in Folge der zuletzt in Herrnhut gewesenen Kommission, welcher dahin lautete, daß die Gemeinde, so lange sie bei der Lehre der ungeänderten augsburgischen Konfession beharre, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Zucht gelassen werden solle. Die Arbeiten in der Gemeinde wurden nun wieder mit erhöhtem Eifer und Muth von ihm in Gang gesetzt, alle Einrichtungen untersucht, geläutert, ergänzt, alle verschiedenen Chöre einzeln gemustert, an besonderen Bettagen durch Anreden und Lieder erbaut. Die Wunden des Heilands, die

Opferung des Lammes, waren seine Lieblingsgegenstände; die ledigen Schwestern ermahnte er, so lange zu Jesu Füßen zu weinen, bis sie in seinem Blute Gnade und ein von Liebe zu ihm brennendes Herz erhielten, und viele empfanden bald die segenreiche Wirkung seines Rathes. Neue Aeltesten wurden für die Gemeinde zu Herrnhut eingesetzt, weil die bisherigen, welche den Grafen begleitet hatten, auch ferner bei der Pilgergemeinde verbleiben sollten. Inmitten dieser Arbeiten störte den Grafen die Zumuthung, welche von Dresden her an ihn gemacht wurde, einen Revers wegen seines künftigen Benehmens zu unterschreiben; der Eingang beschuldigte ihn mancher Dinge, zu denen sich zu bekennen eine Unwahrheit gewesen wäre, die ihm sein Gewissen nicht erlaubte; er verweigerte daher seine Unterschrift, und bat um Aenderung der Ausdrücke oder um neue Untersuchung, und wollte, im schlimmsten Falle, lieber auf's neue Herrnhut verlassen, und nach einigen fruchtlosen Verhandlungen blieb in der That kein anderer Ausweg. Seine Anstalten waren bald gemacht, er ging nochmals alle Einrichtungen der Gemeinde durch, und gab Vorschriften und Anleitung für die Führung der verschiedenen Aemter. Den Pastor Rothe zu Bertholdsdorf, der sich nicht abhalten lassen wollte, einem anderweitigen Rufe zu folgen, ersetzte er durch einen frommen Prediger aus der Nachbarschaft. Einem Obersten, welchen der König von Preußen, der zu allen Geschäften gern seine Offiziere brauchte und fähig hielt, nach Herrnhut gesandt hatte, um den Ort in der Stille zu beobachten, gab er Gelegenheit, von allen Sachen unverstellten und genauen Bericht abzustatten. Zuletzt überlegte er noch vor der ganzen Gemeinde an einem besondern Bettage die seit zehn Jahren ihr widerfahrenen Gnadenwunder, ließ vierzig Brüder und Schwestern konfirmiren oder zu Akoluthen aufnehmen, fertigte mehrere Brüder zu Botschaften ab, und stärkte sie durch Anreden und Gebet zu ihrem seligen Beruf. Am Tage vor seiner Abreise gab er noch den Brüdern und Schwestern, die ihn zu sprechen wünschten, oder denen er etwas sagen wollte, der Reihe nach besonders Gehör, welches von früh 5 Uhr bis nachts um 11 dauerte, und trat dann am 4. Dezember,

nach einem nochmaligen Vortrag an die Gemeinde, mit ansehnlicher Pilgerbegleitung wieder sein Exil an. Die nunmehr beginnende Anwesenheit dauerte zehn Jahre. „In der Zeit, — sagt Zinzendorf, — ist Herrnhut als eine Hütte Gottes bei den Menschen gestanden, und niemand hat einen Nagel verrückt."

Er reiste zuerst nach der Wetterau, besuchte die Ronneburg, den Freiherrn von Schrautenbach in Lindheim, und seine Freunde in Frankfurt am Main. Zwei Monate vorher war in den dortigen gelehrten Zeitungen ein Aufsatz erschienen, der einige Fragen an den Grafen enthielt, über die Absonderung der Herrnhuter von der Lutherischen Kirche, die Hausversammlungen, den Ehestand, die Lieder und anderes dergleichen, woran bisher das meiste Aufsehen und Aergerniß haftete. Der Graf beantwortete jetzt diese Fragen, die er so gründlich als bescheiden vorgetragen fand; ihr Verfasser nahm hinwieder die Beantwortung sehr artig auf, äußerte jedoch noch einige Bedenken; dieser war Herr von Loen, ein wackrer Geschäftsmann, freidenkend, weltkundig, und von damals bemerkenswerthem schriftstellerischem Talent, wegen welcher Eigenschaften ihn Friedrich der Große späterhin als Kammerpräsidenten nach Lingen berief. Als ein Zeugniß, wie ein solcher Mann zu der Zeit, da schon die gehässigsten Verläumdungen und rohesten Mißhandlungen gegen den Grafen allgemein in Umlauf waren, über ihn urtheilte, schalten wir billig die Schilderung hier ein, welche er eben damals von ihm entwarf: „Alles ist voller Affekten, — so hebt er an, — wenn man von dem Grafen von Zinzendorf spricht; und es scheinet fast, als ob man keine Freiheit hätte, eine Wahrheit zu prüfen, sobald sich der Eifer der Religion darunter mischet. Einige machen diesen Grafen zu einem Erzbetrüger und zu einem andern Mahomet; Andere betrachten ihn im Gegentheil als einen von Gott gesandten neuen Apostel und als einen Heiligen. Ich halte beide Meinungen für übertrieben. Der Graf scheinet mir weder ein Betrüger noch ein Apostel zu sein. Gleichwohl aber find' ich in seinem Karakter und in seinen Unternehmungen etwas, das zu beiderlei Urtheil Anlaß geben kann. Der Graf von Zinzendorf

hat nicht allein viel Witz, sondern auch eine starke Einbildungskraft, welche aber, wenn sie außerordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu denken verlieret, sich selbst übersteiget, und nicht selten neben ausschweifet. Man darf nur seine Gedichte und Lieder lesen, so wird man von diesem Karakter seines Verstandes gar bald überzeugt werden. Man findet darinnen solche Stellen, die, so zu reden, aus den ersten Quellen des Parnassus scheinen geflossen zu sein. Andere hingegen sind überaus trüb und sumpfig. — Hätte der Graf nichts Außerordentliches und nichts ungleich Scharfsinniges, so würden seine Einsichten klar und lauter sein; man würde sie leicht fassen und verstehen können, und man würde in seiner Art zu denken diejenige Ordnung finden, die man darinnen vermisset. Was die äußerliche Gestalt des Grafens anlangt, so hat derselbe ein gutes Ansehen. Er ist wohlgewachsen, und hat eine feine Bildung. Seine Augen sind weder zu finster, noch zu lebhaft. Er hat eine frische Farbe, fleischichte Theile, und alle Anzeichen eines sanguinischen Temperaments. Er siehet einem ehrlichen Manne und nicht einem Betrüger ähnlich; seine Manieren sind edel und seiner Geburt gemäß; man sieht, daß er unter hohen Standespersonen ist erzogen worden, daß er die große Welt gesehen, und daß er sowohl mit Majestäten, als mit seinen Brüdern, die meistens geringe Handwerksleute sind, umzugehen weiß. Er beobachtet überhaupt einen üblichen Wohlstand. Man sieht aber, daß er denselben alsdann hintenansetzet, wenn er glaubet, daß sich solcher mit derjenigen Person nicht reime, die er in der Welt vorstellen will. Hier ereignet sich öfters eine Gegeneinanderstoßung der Hoheit und der Niedrigkeit, wobei der Graf stark in's Gedränge kommt. Er ist von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzet auf seinen hohen Stand, wenn man sein Lehramt angreifet, und sucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieses zu erheben. Er schreibt sehr demüthig, wenn man aber seine Schriften angreifet, so antwortet er hochmüthig. Er lässet sich nicht gern etwas sagen oder einreden. Dieses ist ein kleiner Fehler, der öfters die größten ver-

ursachet. Er trinket meistens Wasser, er isset gewöhnlich stark; zuweilen aber entziehet er sich auch die Nahrung, und beobachtet weder in der Zeit, noch in den Speisen selbst, eine solche Ordnung, wie es die Unterhaltung seiner Gesundheit erfordert. Er will in allen Stücken seinen Leib gewöhnen, daß ihn weder eine weichliche noch rauhe Lebensart in seinen Unternehmungen hindern möchte. Sehet hier den Grafen von Zinzendorf, wie ich Gelegenheit gehabt habe, ihn selbst kennen zu lernen! Was seine neue Verfassungen in dem Religionswesen betrifft, so muß ich bekennen, daß es mir zu schwer vorkommt, darüber ein Urtheil zu fällen; es ist zu viel Gutes, um alles zu schelten; es ist zu viel Zweideutiges, um alles zu loben; es ist zu viel Seltsames, um nicht einigem Verdacht Raum zu lassen. Ich bin versichert, daß dieser Graf an und für sich selbst keinen vorgefaßten Anschlag habe, die Welt unter dem Schein der Heiligkeit zu betrügen. Allein man hört von ihm gleichwohl so viel Besonderes, daß es eben so schwer fällt, diejenigen, die ihn dessen beschuldigen, für Lügner, als ihn selbst für einen vorsätzlichen Betrüger zu halten. Hätte ihn nichts als der bloße Ehrgeiz geplaget, wo hätte er ihn besser vergnügen können, als an einem großen Hof, wo ihn seine Geburt, sein Verstand und seine Wissenschaft zu den ersten Staatsämtern würden erhoben haben, und wo er allenfalls genug von sich in der Welt hätte können reden machen! Es muß also, nach aller Wahrscheinlichkeit, etwas von Religion und von Frömmigkeit in seinen Bewegungen mit unterlaufen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im Geistlichen der Hochmuth ja so viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im Weltlichen findet. Wie sollte der Graf, ja nicht allein er, sondern sein ganzer Anhang, darunter sich so viele ehrliche Leute befinden, mit einander dahin sich verstanden haben, zum Hohn des Allmächtigen und zur Verlästerung unsers Erlösers, eine solche Maskerade in der Welt zu spielen? Nein, dieses kann ich nicht glauben. Man kann so leicht aus guten Absichten irren, als aus bösen die Wahrheit sagen. Es ist bei diesen Leuten ein sich selbst schmeichelnder Wahn, welcher sich der

Sinnen und Einbildungskräfte um so vielmehr bemeistert, weil sie wissen, daß sie keinen andern als einen guten Endzweck haben. Wie man nun von einer Sache immer weiter und weiter geführet wird, je mehr sie gewisse Fortgänge begleiten, so geht es auch mit dem herrnhutischen Wesen. — Der erleuchtetste unter den Aposteln sagt zwar von sich selbst, daß er über dem Rühmen von Christo wäre zum Thoren worden. Aber dieses war nur allein in Ansehung der Ungläubigen, welche das Evangelium für eine Thorheit hielten; — wenn hingegen der Graf von Zinzendorf von sich selbsten sagt, er habe den Heiland mit zu Hülfe genommen, wenn er eine künstliche Lektion bei dem Tanzmeister hätte machen sollen, so kann es derselbe der vernünftigen Welt mitnichten verdenken, daß sie über diese und dergleichen Ausdrücke die Richtigkeit seiner Denkensart in Zweifel ziehet, und dieses besonders an ihm auszusetzen findet, daß hin und wieder er das Lächerliche mit demjenigen, was heilig und anbetungswürdig ist, vermenget. Es ist mir dieses an dem Herrn Grafen um so viel unbegreiflicher, weil ich sonst in seinem äußerlichen Umgang und Wesen nicht das mindeste Gaukelhaftes oder Zweideutiges entdeckt habe. Es ist also vermuthlich nichts anderes, als die außerordentliche Lebhaftigkeit eines Geistes, der sich stets in sich selbst beschäftiget, und eine Menge außerordentlicher Bilder zeuget. — An Scharfsinnigkeit, Einsicht und guten Einfällen fehlet es dem Grafen gar nicht; ja man kann von ihm mit Grund und Wahrheit sagen, daß er ehender zu viel, als zu wenig Witz habe. Man muß insonderheit dessen artige Schreibart in französischer Sprache bewundern. Ich habe Briefe von ihm gelesen, die ein so feiner Witz, eine so zärtliche Wendungskunst und eine solche Stärke in den Ausdrücken belebet, daß man solche den geschicktesten Skribenten dieses Volks zuschreiben sollte. Von seinen Gedichten und Liedern ist schon oben Meldung geschehen. Wenn er die heilige Schrift erkläret oder von geistlichen Dingen spricht, so braucht er öfters solche Redensarten, die ganz außerordentlich sind, und sehr von der Eigenschaft der heiligen Sprache abgehen; wenn er von der Liebe des Heilandes redet, so treibt er nicht

selten die Einbildungskraft so weit, daß er dazu die schlüpfrigsten Vorstellungen der fleischlichen Liebe entlehnet. — Ich glaube, daß der Graf diese Sachen in dem besten Sinn von der Welt mag geschrieben haben. Ich selbst bin auch nicht in Abrede, daß sie in einem reinen geläuterten Verstand von der Braut Christi wohl also mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Mystik hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleischlichen Liebe sind voller Unreinigkeit und Befleckung: sie erwecken solche Begriffe und Vorstellungen, die sich zu einer reinen Andacht gar nicht schicken; ja sie machen selbst die Unschuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apostel, kein Heiliger bedienet sich solcher Ausdrücke, die man in den herrnhutischen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bei der Sprache des Evangelii? Ich weiß zwar wohl, daß sich zuweilen die Propheten, und insonderheit der Verfasser des hohen Liedes, dergleichen Ausdrücke und Redensarten bedienet haben; allein die Zeiten haben einen großen Unterschied in der Lebensart und in der Sprachweise der Menschen gemacht. — Die Gelegenheit zu der neuen herrnhutischen Sekte waren einige mährische Familien, die sich auf der Herrschaft des Grafen von Zinzendorf in der Lausitz niederließen, und den Ort Herrnhut erbaueten. — Leute von verschiedenen Sekten und Meinungen schlugen sich zu ihnen; sie errichteten unter dem Schutz und unter dem Ansehen des Grafen eine neue Art der geistlichen Brüderschaft, und machten allerhand gute Anstalten, das Leben, die Aufführung und die Sitten ihrer Mitglieder zu formiren, ja sie trieben ihren Eifer zur Ausbreitung des Christenthums bis in die entferntesten Weltgegenden; — ich verwundere mich nicht, daß diese Leute so große Dinge unternehmen; ich verwundere mich aber, daß sie von Statten gehen, und daß binnen einer Zeit von fünfzehn Jahren die halbe Welt von diesen Dingen ist angefüllet worden. Die allenthalben täglich mehr überhandnehmenden Mißbräuche, welche ein närrischer Hochmuth und eine zaumlose Ueppigkeit emportreiben, und die besten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen gleichfalls, sowohl als der Trieb zur Frömmigkeit, die Ursache sein, daß sich so

viele Leute zu den Herrnhutern gesellen, darunter insonderheit einige reiche Engländer, Holländer und Schweizer sich befinden, welche durch große Geldsummen den Grafen von Zinzendorf in den Stand setzen, ganze Herrschaften hin und wieder anzukaufen und ganze Länder zu bevölkern. Wenn ich alle diese Dinge an und für sich selbst, als ein Mensch, der unpartheiisch die Wahrheit liebet, und ohne einige mir wohlbekannte Vorurtheile zu prüfen, vor mich nehme, so kann ich unmöglich in meinem Herzen den Verdacht rechtfertigen, daß die so übel beschriecenen Herrnhuter ein so böses und abscheuliches Volk sein sollen, als sie insgemein beschrieben werden. Ich finde nicht, daß die Wahrheit der Religion dadurch etwas gewinnet, wenn man in dem Eifer gegen Irrende sich selbst aus der Freiheit setzet, ein gründliches Urtheil zu fällen. Daß es aber unter ihnen viele Schwärmer, Fantasten, Müssiggänger und dergleichen gebe, solches ist nicht zu läugnen; man müßte denn die allerunverwerflichsten Zeugnisse einiger unserer größten Theologen einer Unrichtigkeit beschuldigen wollen, welches ich mir nicht in den Sinn kommen lasse. Wo sind aber Gemeinden, da nicht Böse und Gute unter einander sind? Ich muß hier der Wahrheit Zeugniß geben, diejenigen, die ich von ihnen gekannt habe, waren meistens artige, wohlgezogene, und in den göttlichen Wegen wohlerfahrene Leute: insonderheit die mährischen Leute selbst, die, wenn ich sie schelten wollte, bewundern müßte." So weit der genannte Schriftsteller.

Unsere Erzählung, wie das eben Gelesene bezeugt, schreitet schon inmitten der Zeiten, welche für Zinzendorf's Leben und Wirken als die heißesten gelten können. Seine Unternehmungen waren im höchsten Aufschwung und sahen weithin neue Grundlagen ihrer gedeihlichsten Niederlassungen verbreitet. Ein religiöses Treiben, welches aus der Stille, in der es aufgewachsen, nun durch Verkündigung in Hauptstädten, durch Aufstellung ungewöhnlicher kirchlichen Würden, durch Gründung neuer Ortschaften in verschiedenen Ländern, und

durch Missionen in fremden Welttheilen, auf den großen Schauplatz der Oeffentlichkeit hervorgetreten war, mußte jedes Geschick erfahren, welches der Tagesantheil einer aufgeregten großen und kleinen Welt immer seinen Gegenständen mitbringt. Während Beifall und Nachfolge sich vielfältig und bedeutend zeigten, wurden zugleich Haß und Verwerfung laut, und von allen Seiten stürmten ergrimmte Feinde gegen Zinzendorf persönlich, wie gegen die Brüdergemeinde, gewaltsam an. Besonders machten es sich die Geistlichen zur Pflicht, die Lehre und den Wandel der neuen Sekte scharf zu prüfen, und sie als verkehrt und gottlos darzustellen. Angesehene Prediger und berühmte Gottesgelehrte führten diesen Kampf mit aller Leidenschaft, und mit allen Vortheilen ihrer persönlichen Stellung. Aus dem Leben und den Aeußerungen des unaufhörlich thätigen, nicht selten über unsichern Boden hineilenden Grafen und seiner Anhänger, einiger tausend in ihrem Eifer nichts weniger als vorsichtigen, und durch Bildung selten unterstützten Leute, war leicht so viel Gift abzusondern, als nöthig schien, um das ganze Wesen, weil es dergleichen enthalte, für verdammenswürdig zu erklären. Frühere Vertraute, welche sich dann zurückzogen, abtrünnige, wohl gar ausgestoßene Brüder, welche sich an der Gemeinde durch Verrath rächten, vermehrten die Zahl der Feinde, und man glaubte ihnen um so lieber, da sie das Ansehen hatten, mit völliger Sachkenntniß zu urtheilen. Dieser Haß, diese Verläumdungen und Lästerungen, und der fortgesetzte Kampf, zu welchem sie nöthigten, erstreckten sich über Zinzendorf's nächstfolgende Jahre mit gesteigerter Wuth und Gefahr. Mancher Schlag mußte tief treffen, manche Wunde schwer heilen, und oft für den Grafen und seine Mitarbeiter sich die Aussicht völlig trüben; allein ihr Muth erlag nicht, selber das, was in ihnen Irriges und Schwächeres war, ging durch den Kampf allmählich in Trümmer, und ihr Besseres fand nur um so festeren Bestand. Was in Betreff der Religionswissenschaft ihnen als Irrlehre, als falsche Auslegung der heiligen Schrift, oder als Widerspruch gegen dieselbe, vorgeworfen wurde, überlassen wir billig Anderen zu erörtern, welche dieses Gebiet zu betreten näheren Beruf haben. Uns

darf in solcher Hinsicht genügen, daß Zinzendorf von dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse in der Lehre nicht abweichen wollte, und ihm das Zeugniß der Uebereinstimmung mit demselben von theologischen Behörden und einzelnen Gottesgelehrten seiner Zeit wirklich gegeben wurde.

Dagegen dürfen wir Anlaß nehmen, hier einige Besonderheiten, die sich in seinen praktischen Einrichtungen darstellen, und von jeher am meisten die Angriffe und das Gespött der Gegner erduldet haben, näher einzusehen. Der Gebrauch des Looses, besonders auch bei Ehestiftungen, wo dasselbe jedoch nicht sowohl Verbindungen angab, als vielmehr schon anderweitig vorgeschlagene nur bestätigte oder verwarf, wurde vielfältig gemißbilligt; man sah darin einen Frevel gegen die Vernunft, und vielmehr eine Abgötterei für den Zufall, als eine Verehrung des Heilands; ja man scheute sich nicht zu behaupten, der Graf lenke das Loos betrügerisch nach schon vorgefaßter Absicht. Eben so wurde das Zusammenwohnen lediger Personen in Brüder- und Schwesternhäusern, in deren eigenthümlicher Lebensordnung doch niemand zu verbleiben gezwungen war, als eine Anstalt, welche zum katholischen Klosterwesen hinneige, hart getadelt. Allein dies und anderes der Art erregte nur eine untergeordnete Aufmerksamkeit in Vergleich mit dem allgemeinen und schreienden Aergerniß, welches die herrnhutischen Ehesachen anrichten mußten. Eine noch in keiner Gesetzgebung oder Sittenordnung völlig gelöste Schwierigkeit ist die Behandlung des Geschlechtlichen im Menschen. Hier verflechten sich in der That so mannigfache Verhältnisse, Bedingungen und Folgen, daß es unmöglich scheint, für alle den einen, nach jeder Seite zugleich wirkenden und ausreichenden, festen Bestimmungsgrund zu finden. Den mächtigsten und unabweislichsten Trieb, worin sich Höchstes und Niedrigstes verbindet, zu unterdrücken, ist eben so unthunlich, als ihn freizulassen, und hinwieder thun Maß und Schranken jeder Art unzulänglich und widerspruchig fast nur das eine mit dem anderen. Frühere Zeiten hatten, in unbedingter sittlicher Forderung, alles versucht, den Störungen, welche von daher dem gesellschaftlichen Zustande kamen, mit äußerster Strenge zu begegnen; gegen die Mitte des achtzehnten

Jahrhunderts wurde in dieser Beziehung, weil man mehr die Natur betrachtete, Milde und Nachsicht herrschend, und in der That pflegt noch bis spät herab nichts milder beurtheilt, leichter verziehen, mehr dem persönlichen Gutdünken anheimgestellt zu werden, als die Behandlung dieser Verhältnisse. Auf solche Weise die Sache zu nehmen, war nun Zinzendorf gar nicht geneigt, seine ganze Richtung stand in diesem Betreff mit der ihn umgebenden Welt im stärksten Widerspruch. Die Sitten, welche er in Paris, am Hofe zu Dresden und anderen Orten, nah genug gesehen und beseufzt, mußten ihn abstoßen. Aber auch die finstern Ergebnisse der äußerlichen Gesetzesstrenge, die bei den Pietisten oder bei klösterlichen Entsagungsgelübden Statt fanden, konnten sein heitres, liebevolles Gemüth nicht anziehen. Seine Vorstellungen gingen vielmehr einen eignen Gang, der nicht sowohl die Unterdrückung der Sinnlichkeit, als ihre Erhebung und Heiligung bezweckte, und dadurch ihren störenden Bestandtheil beseitigen wollte. Wir vereinigen hier einige Stellen, in welchen er selbst seine Meinung über diese zarten Gegenstände unumwunden genug ausspricht. Von der Sinnlichkeit im Allgemeinen sprechend läßt er sich also vernehmen: „Das ist eine wichtige Materie von dem nöthigen Gefühl, das einem jeden körperlichen Wesen eigen. Ich habe oft observirt, wenn man sich stößt am Fuß, und man fühlt nicht drauf, so kriegt man keinen blauen Flecken; bloß darum, weil das Gemüth nicht entrirt. Wenn man's aber berührt, so wird's oft schlecht. Es ist ein großer Unterschied unter dem Gefühl, das per se ist, und dem Gefühl, das in die Gedanken geführt wird. Das Gefühl, das Grundgefühl bei einer Sache, kann kein Mensch evitiren: aber er kann schon den zweiten Gedanken und alle darauf folgenden vermeiden. Es sind gewisse einander ganz ähnliche Gefühle in der Natur z. B. das Jucken, wenn eine Wunde heilt, ist accurat so als das, was man sonst Wohlthun nennt; und wenn das Gefühl wieder in Exceß geht, so wird ein Wehthun daraus. Denn Wohl- und Wehthun kann sich in einem Moment zusammenfinden. Was ist der Wollust näher als der Kitzel? und derselbe kann sich doch in eine hölliſche Pein

verwandeln, die den Tod nach sich ziehet. Also ist das, was man Lust nennt, eine bloße Wirkung des menschlichen Gemüths; und es giebt keine Lust, die in einer bloßen unreflektirten Sensation bestünde. So ist's auch mit der Augenlust. Ich kann eine Schönheit sehen, davon hab' ich keinen Schaden. Ich kann dazu denken: das ist eine Schönheit; aber es fehlt noch ein Gedanke, ehe es Schaden thun kann, und ehe ich aus der angelischen Idee herauskomme. Ich kann noch eine angelische Reflexion dazu haben, ehe es zur andern Reflexion kommt. Und was muß da decidiren? Nichts als das Herz. Wenn das Herz einmal dahinein geschickt ist, wo es ewig wünscht zu sein, und wenn alles, was das Herz denkt, aus der Quelle kommt: so ist man mit der Lust auf ewig getrennt, und sie hat Abschied genommen. Was hernach die Empfindung ist, die allen Wesen eigen ist, nach der verschiedenen Modifikation, die zu diversen Sachen gehört: da ist die Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit mehr im natürlichen Temperament und Komposition der äußeren Theile zu suchen, als im Gemüth. Ein ganz unbekehrter Mensch kann unempfindlich sein, und ein edles Gemüth kann eine geplagte Hütte haben; und je edler es ist, je mehr es drüber sorgt, je mehr sich's drüber grämt, je geplagter wird's; und nichts ist nnnützer und alberner, als die Remeduren, die man durch vertrauliche Gespräche, Gemüthsunterhandlungen, oder gar Diät u. s. w. schaffen will. Denn je weniger die Sachen in Gedanken, geschweige in Worte kommen, je sorgfältiger man sich selber alle Gedanken drüber erspart, je besser ist's. Aber ich glaube freilich, daß Eheleute darin einen Vorzug haben vor ledigen Leuten. Denn die ledigen Leute, die keinen sakramentlichen Gebrauch und befohlne Anwendung einer gewissen Fakultät haben können, die doch in ihnen liegt, können auch das exercitium apathias nicht so haben und erlangen, als durch Zeit und Jahre: da hingegen ein junger Ehemann in den Zwanzigen zu einer Apathie kommen kann ungesucht, durch den bloßen realen, modesten andächtigen Gebrauch aller ihm gegebenen Werkzeuge. Das ist die einige Differenz, worin die treuen ledigen Geschwister uns allezeit respektabel bleiben, wo wir Eheleute

in merito zurückbleiben, und die Segel vor ihnen streichen müssen." Die wahre Bedeutung der christlichen Ehe selbst, deren höchste Art, daß die Frau den geistlichen Beruf des Mannes ganz mitübernimmt, und Heimath, Wohlstand, ja selbst die eignen Kinder zu verlassen, und ihn um des Heilands willen in jede Noth und Ferne zu begleiten stets fertig ist, er zum Unterschiede einer gewöhnlichen, ordentlichen, eine Streiterehe nannte, erklärt er folgendergestalt: „Ich bin dazu berufen, daß ich meiner Schwester soll anstatt des Heilands, ihr Priester sein, eine kleine Hauskirche mit ihr konstituiren, die entweder so bleiben, oder nach des Heilands Willen zu einer größern Synagoge werden soll, und die, wenn ich einmal tractu temporis zwanzigtausend Kinder habe, von Rechts wegen eine aparte Synagoge und Gesellschaft unter dem großen Haufen muß abgeben können, die bloß um's Heilands willen da, um's Heilands willen erzeugt sein, und die, in alle die Branchen ausgetheilt, noch immer wissen kann, was ihr Urvater gewollt, da er das erste Kind gezeugt hat. Das heißt eine Familie Gottes in die Welt pflanzen, die, wenn sie sich auf viele tausend Menschen erstreckt, doch noch immer dieselbe erste Familie ist. — Wenn ein Mensch denkt, und keinen andern Zweck hat, so ist's keine Kunst, daß er den Ehestand heilig führt. Was man in der Welt von Stillung der Lüste spricht, kommt da nicht in Komputation. Man hat darum nicht geheirathet; die Kohabitation selbst ist nur ein Specialkasus, nur eine der zwanzig andern Schuldigkeiten, die in der Ehe vorkommen. Sie ist im Namen Jesu vorzunehmen, und zu erwarten, ob sie der Heiland segnen will zu einer Gottesfamilie auf Erden, oder ob er zwei selige und unter sich selbst vergnügte Herzen singulatim erhalten will. Denn ein Ehestand ohne Kinder ist in sich selbst eben so groß und wichtig, als mit Kindern. — — Das Kinderzeugen ist unter die Dinge rangirt, die man nun eben um's Heilands willen auf sich nimmt. Wer hat denn gesagt, daß die Sache die geringste Konnexion mit dem fleischlichen Plaisir hat? Das ist eine Phantasie, die hat entweder der Satan in die menschliche Idee gezaubert, oder auch der kondescendente Schöpfer darum zugelassen, weil sonst niemand

heirathen würde, als seine wenigen Leute auf Erden. Wenn man des Heilands ist, so fallen auch die Schuppen von den Augen weg: man sieht was anders, es ist das nicht, was man sich vorstellt. — Der Ehrengedanke Ebr. 13, 4. hat sollen in unsere Geschwister hineinkommen, daran ist zwölf Jahre gearbeitet worden, und das ist geschehen: das ist ein universeller Gedanke worden: und wer von unsern Geschwistern, die in der Gemeinde heirathen, anders dächte, der käme sich selbst wie ein Spektakel vor, wie ein Barbar unter den Andern." An solchen Vorstellungen, denen man das Geistreiche nicht absprechen wird, brauchte man noch eben nicht Anstoß zu nehmen; allein die strenge Folgerichtigkeit, mit welcher Zinzendorf sie unmittelbar auf die Wirklichkeit des Lebens auch im Einzelnen anwenden wollte, mußte die gewaltigsten Aergernisse hervorrufen. Er konnte hiebei die Klippe nicht vermeiden, an welche, bei sorgfältiger Auseinandersetzung ähnlicher Bezüge, der spanische Jesuit Sanchez, in seinem fast nur dieserhalb noch berühmten Werke von der Ehe, stoßen mußte, die Klippe nämlich, mit diesen Gegenständen sich zu genau zu beschäftigen, ihre Arten zu untersuchen, sie nach ihren Zweckmäßigkeiten abzuwägen, auszusondern, und nicht nur im Allgemeinen ein Kundiger zu sein, sondern auch im Besondern der einzelnen Verhältnisse sich als Dritter in die vertraulichsten Geheimnisse einzudrängen. Hiebei mußte natürlich jede Zurückhaltung weichen; die Benennung der menschlichen Glieder und der verschiedenen Handlungen, welche hier in Betracht kommen, geschah, gleich diesen Handlungen selbst, ohne Scham und Scheu; Zinzendorf bekannte frei, daß er die Glieder zur Unterscheidung des Geschlechts für die ehrwürdigsten am ganzen Leibe achte, weil sie sein Herr und Gott theils bewohnet, theils selbst getragen habe; ja die Scham wurde ausdrücklich verdammt, als vom Satan in eine heilige Handlung hinein gehext und gezaubert, welche, da sie in ihrem höchsten Augenblicke nur die Vereinigung Christi mit seiner Kirche bedeute, — ersterer durch den Mann, gleichsam den Vice-Christ, letztere durch die Frau, deren eigentlicher Mann immer nur Christus bleibe, vorgestellt, — für diejenigen, welche diesen Sinn und dieses Bewußtsein

dabei hegen, so wenig mit der sinnlichen Wollust gemein habe, als der Genuß des heiligen Abendmahls mit der Begierde eines Weintrinkers! Auch bis dahin läßt sich das Erhabene und Reine in der Betrachtungsweise Zinzendorf's nicht verkennen, wiewohl auch das Bedenkliche nicht, sie auf jeden vorkommenden Fall ausdrücklich anzuwenden. Jemehr er diese Dinge überdachte, um so mehr fiel ihm ihre Wichtigkeit auf, und glaubte er sie dem Zufall und der Willkür auch im Kleinsten entreißen zu müssen. Daher wurden Anstalten aller Art getroffen, vorbereitender Unterricht ertheilt, jedwedes Benehmen und Unterlassen genau vorgeschrieben. Bald kam von diesen Sachen einige Kenntniß in's Publikum; man erzählte von dem blauen Kabinet, in welchem die Neuvermählten ihre Viertelstunden halten mußten, und welches, außer einem Tische mit brennendem Lichte und einem Bänkchen oder Hutsche, kein anderes Geräth mehr hatte, von der festgesetzten, ohne vorgängiges Gespräch und Liebkosen zu haltenden Vereinigung, von der Liederbegleitung, welche dazu im Nebenzimmer von Brüdern und Schwestern gemacht wurde, von den ausforschenden Fragen und Verhören, welche sodann folgten, und von anderen solchen Gebräuchen und Umständen, deren auffallende Eigenart bald dem zürnenden Unwillen, bald dem schnödesten Hohne zum Gegenstande dienen mußte. Dergleichen Heimlichkeiten, welche im persönlichen innigsten Vertrauen zwischen Zweien vorgehen, in irgend allgemeine Beziehung bringen, Erfahrungen daraus aufstellen und Grundsätze herleiten wollen, ist schon der ärztlichen Naturforschung ein bedenkliches Vorhaben, dem Sittengesetzgeber das allerbedenklichste. Um wie viel schlimmer stellt sich nun die Sache, wenn gar die öffentliche Verhandlung hinzukommt, welche bei diesen Gegenständen schon das Gewöhnliche zum Aergerniß macht, hier aber das Ungewöhnlichste mit schonungsloser Rohheit zu mißhandeln bekam! Ganz abzuläugnen waren die Sachen nicht; mochte vieles übertrieben, anderes mißverstanden, allem das ursprünglich Zarte und Geistige genommen sein, so blieb doch die Hauptsache wahr. Wir sehen dies aus Zinzendorf's eignen Worten, selbst indem er durchaus glaubhaft seine Bescheidenheit in dieser stets mißlichen Beschäftigung versichert, läßt er uns

erkennen, daß, auch indem er sich zurückzuhalten wähnt, schon einiger Fürwitz ihn allzuweit geführt habe. Er sagt in einer Stelle ganz aufrichtig: „Es ist eigentlich nichts gefährlich, als der erste Eingang in die Ehe. Ich frage nichts darnach, wenn einem die Geschwister in ihrem ganzen Leben nichts mehr von ihren Umständen sagen; wenn ich nur um den Eingang weiß. Was sie darnach machen, überlasse ich ihnen. Wenn sie mich nicht brauchen, so brauche ich sie auch nicht. Die Kuriosität, zu wissen was sie machen, reizt mich nicht. Die ersten Anfänge haben was Schweres und oft Intrikates. Im ersten Anfang sind sie Schüler, und je weiter sie in den ledigen Chören in der Gnade wachsen, und je mehr sie von allen fleischlichen Ideen abkommen, je unbesonnener und kindischer werden die Geschwister in der Materie, so, daß die Welt nicht konzipiren kann, was junge Eheleute in der Gemeinde vor Kinder sind: sie dächte, man hätte sie zum Narren, wenn man's ihr sagte. Unterdessen können wir's nicht ändern: wenn's gleich in der ganzen Welt anders ist, ja wider alle Welterfahrung zu streiten scheint." — In diesem Sinne schrieb er in seinem Bericht an die englische Kirche: „There are some oddities in our way, in our constitution." Wenn es wahr ist, was dem Grafen nachgesagt wird, daß er in Herrnhut nachts Umgänge gehalten, die schlafenden Eheleute — da keine Thüre verschlossen sein durfte — unvermuthet besucht, sie befragt, geprüft, und nach Befund gescholten habe, so muß man freilich diese Oddität, wie er auch im Deutschen zu sagen pflegte, reichlich zugestanden sein lassen.

Im nächsten Zusammenhange mit diesen Ehesachen stand das Liederwesen der Herrnhuter; war bei jenen im Praktischen allerdings Geheimniß und Zurückhaltung beabsichtigt und eine Zeitlang wenigstens gegen die Welt bewahrt, so kamen sie dennoch durch die Gesangbücher der Gemeinde, in der hier unbewachten Anwendung der außerordentlichsten Ausdrücke und wunderbarsten Bilder, unvermeidlich zur größten Oeffentlichkeit. Der dichterische Sinn des Grafen hatte sich von jeher mit großer Vorliebe den Liedern zugewendet, welche in dem protestantischen Gottesdienste schon seit Luther eine

so bedeutende Stelle haben. Durch Auswahl und Zusammenstellung aus dem ungeheuern Vorrath ein neues Gesangbuch für die Gemeinde anzufertigen, stellte sich von selbst ihrem Stifter zur Aufgabe. Zinzendorf's eigner Versuch war jedoch, wie wir gesehen, zuerst auf ein Unternehmen gerichtet, welches den katholischen Frommen dienen sollte. Später gab im Jahre 1731 der Gerichtshalter Marche, der in Görlitz einen Buchhandel anlegte, eine Sammlung alter und neuer Lieder heraus, welche der Graf ausgesucht und durch Weglassungen und Zusätze möglichst nach seinem Sinn eingerichtet hatte. Seine Absicht aber war, dadurch einige Liederbücher zu verdrängen, welche vieles Gefährliche und Verwerfliche enthielten, aber bei Separatisten und Sektirern beliebt waren; um diesen den Tausch annehmlich zu machen, durfte nicht alles Anstößige oder Bedenkliche sogleich weggeräumt werden, es schien genug, fürerst das Schlimmste fortgeschafft und das weniger Schlimme unter vieles Bessere gestellt zu haben. Die vielen Einwendungen, welche gegen dieses freilich nicht ohne Mißgriffe gebliebene Verfahren laut wurden, und die starken Vorwürfe und argen Verdächtigungen, die sich deßhalb erhoben, bewirkten doch, daß man dieses Gesangbuch bald wieder fallen ließ. Inzwischen mehrte sich in der Gemeinde die Lust und Uebung des Gesanges; die Gabe des Grafen, Lieder aus dem Herzen zu singen, wirkte als Beispiel fruchtbar, und es fehlte nicht an Männern, Frauen, ja selbst Kindern, welche ihre frommen Empfindungen oder Einfälle in bekannten Liederweisen gut oder übel auszudrücken suchten. Unter den Händen oft gänzlich unterrichts- und bildungsloser Leute mußte des Rohen und Abgeschmackten auf diese Art mehr entstehen, als des Edlen und Würdigen, und Gunst und Lust der Menge haftete, nach mannigfachen besondern Einwirkungen und Nebenumständen der Entstehung, oft vorzugsweise an dem Werthlosen oder Abentheuerlichen. Zinzendorf selbst hatte bei seiner leichten Dichtungsgabe den unlautersten Geschmack, ihm stand die Wohlmeinung des Inhalts, oder auch nur der Absicht, für alles Ungefüge der Bilder und der Sprache reichlich ein, und er selbst bestärkte nur die schlechte Richtung durch seinen Beifall wie durch sein Vorbild. Ein

zweites, im Jahre 1735 für die Gemeinde zu Herrnhut erschienenes Gesangbuch enthielt, mit vielem älteren und neueren Guten auch vieles Geringe und Anstößige, besonders in den Anhängen, welche größtentheils das eigne Erzeugniß des Grafen und seiner herrnhutischen Dichtungsverwandten lieferten. Außer den in dem Gesangbuch enthaltenen war aber noch eine große Menge anderer Lieder im Schwange, deren Bekanntwerden nicht verhindert blieb. Da fanden sich denn hohle, zum völligen Ueberdruß wiederkehrende Formenspiele, angehäufter Wortschwall, und verrenkte Sprachwendungen aller Art, um die Verliebtheit in den Heiland, den Lobpreis des Lammes und andere solche Vorstellungen auszudrücken. Besonders gaben die Wunden des Heilands einen unerschöpflichen Stoff der überschwänglichsten Besingung. Wir dürfen manches der Zeit nach Spätere gleich in denselben Zusammenhang mitfassen, und daher eben hier auch der sogenannten Wundenlitanei erwähnen, welche mit angereihten Fürbitten abwechselnd diese Wunden als würdige, liebste, kräftige, geheime, klare, funkelnde, hohle, saftige, nahe, niedliche, warme, weiche, heiße, ewige anrief, und mit noch anderen solchen Bezeichnungen, welche kaum etwas wahrhaft Unterscheidbares lieferten. Zu diesem Wechsel der Beiwörter giebt die Vervielfachung des Hauptworts in nachstehender Strophe das Gegenstück:

„Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden-Wunden-Wundenfluth,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden!
Eur Wunden-Wunden-Wundengut,
Macht Wunden-Wunden-Wundenmuth,
Und Wunden, Herzenswunden.
Wunden! Wunden! Geißelwunden!
Dornenwunden! Nägelschrunden!
Speerschlitz! Grüß euch Gott, ihr Wunden!“

Vor den anderen erhielt hauptsächlich die Seitenwunde, welche der Speer gerissen hatte, den Preis der Andacht und Zuneigung in vervielfachten Ausdrücken der verliebtesten Entzückung; das Seitenhöhlchen, wie sie es nannten, wurde die Zuflucht der Sünder, die warme Lagerstätte, worin die Kinder

Gottes, nach ihrem Behagen, in die Länge oder Quere sich ausstrecken, worin sie spielen, ein Mund, welchen sie küssen, und tausend anderes solcher Art. Man würde nicht glauben wie weit dieses kindische Getändel sich verirren konnte, wenn wir nicht eine Probe davon in folgender Liedweise zu geben hätten, welche jedweden Gegenstand, der sich von ungefähr dem Blicke darbot, sogleich zu ihrer unendlichen Fortsetzung verbrauchen mochte; so hieß es denn wohl beliebig:

„Seitenhöhlchen küßt das Döschen,
Döschen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt das Uhrchen,
Uhrchen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt das Händchen,
Händchen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt die Schwester,
Schwester küßt das Seitenhöhlchen.
Küsse, küsse, küsse, küsse, küsse, küsse!"

Einzelne mißgeartete Ausdrücke wurden in diesen Wahnspielereien zur allgemeinen Gunst erhoben und überall angewandt. Da sich in Wunden leicht Würmer erzeugen, so war auch ein Wundenwürmelein in dem Seitenhöhlchen bald gefunden, und die Blutwürmeleinsmäßigkeit davon als ein ungeheures Abstraktum. Die Verschränkung und Ausdehnung der Bilder gränzte nicht selten an das Auffallendste, was in dieser Art die morgenländische Dichtkunst hat. Den meisten Lärm und Spott hat aber das Wort Kreuzluftvögelein aufgeregt, welches Zinzendorf in einem Liede auf den Geburtstag seines Sohnes Christian Renatus zuerst in den Versen gebraucht hatte:

„Ein Kreuzluftvögelein,
Kränkelnd vor Liebespein
Nach Jesu Seitenschrein,"

und das nebst den ähnlich gebildeten Kreuzluftbienelein, Kreuzluftkerzelein, Kreuzluftwägelein, Kreuzluftmägdelein, in unzähligen Wendungen immerfort wieder vorkam. Zinzendorf bemühte sich zwar, in dem bald allgemein verrufenen Wort

einen leiblichen Sinn nachzuweisen; die Ausdünstung des Leichnams am Kreuze, sagt er, ist die Kreuzesluft, sie zieht die Seelen herbei, welchen solcher Geruch angenehm ist und ihre Speise verkündigt, wie ja auch die Vögel ihre Nahrung wittern; allein der Ausdruck blieb verschrieen, und man hat lange Zeit alles Abentheuerliche der Herrnhuter nur kurzweg ihre Kreuzluftvögelein genannt. Wenn nun gar die eigenthümlichen Liebesvorstellungen und Eheheimlichkeiten in solchen Liedern durchschimmerten, so war freilich das Aergerniß höher nicht zu treiben. Die Trunkenheit in folgenden Strophen konnte nur allzuthöricht dünken:

„Ach wir zwei Seelchen
Du Seitenhöhlchen,
Und ich, sind nur Ein Herz,
Das sing ich ohne Scherz,
In Ewigkeit;
Mein Herzempfinden
Läßt sich entzünden,
So oft er immer will,
Und ich halt' ihm nur still,
In Ewigkeit.

Ach welche Blicke
Ich dir itzt schicke!
Ich bin Ein Geist mit dir,
Und du Ein Leib mit mir,
Und Eine Seel.
Du Seitenkringel,
Du tolles Dingel,
Ich freß und sauf mich voll,
Und bin vor Liebe toll,
Und außer mir!"

Aber das grobe Essen und die verdächtige Imagination in einem anderen Lied übersteigen alle Schicklichkeit:

„Wenn ich ihn essen kann,
So ist's mir am gesündsten,
Und wenn mein lieber Mann,
Sein Oel läßt in mich dünsten;

Weil aber diese Gnad
In einem Sakrament,
Das man nicht immer hat,
Dem Leib wird zugewendt,

So muß ich mir nun schon,
Beim Wachen und beim Schlafen,
Imagination
Für meine Seele schaffen."

Und die Anspielungen in dem folgenden verrathen in jedem Falle schon zu viel.

„Höhlchen, du charmirst mich so,
Das macht mich von Herzen froh,
Springerhaftig, lustig, fröhlich,
Und so über alles selig:
Klopfet, klopfet in die Händ!
Klopfet, klopfet in die Händ!

Und was er im Kabinet,
Oder in dem Ehebett,
Will mit seinem Bräutel machen,
Das sind gar geheime Sachen,
Die unter vier Aeugelein,
Müssen bleiben ganz allein."

Welch ein Aufsehen dergleichen Lieder machen mußten, welches nachtheilige Licht sie auf den Grafen und die Gemeinde zurückwarfen, läßt sich genugsam fassen, wenn man bedenkt, wie verständig und keusch im Ganzen die protestantische Kirche ihre Ausdrucksweise gehalten hat. Auch in der Litteratur waren damals noch keine Versuche gemacht, das Gemeine erhaben vorzutragen. Das große Aergerniß und die schreienden Vorwürfe, welche sich diesem Liederwesen verknüpften, und selbst von sonstigen Freunden durch entschiedene Mißbilligung verstärkt wurden, hatten zwar zur Folge, daß die anstößigsten Lieder späterhin wegblieben, und die Gemeinde überhaupt in diesen Empfindungsweisen sich einer ernsteren Richtung befliß. Doch war in der Zeit, wo wir jetzt auf unserem Gange weilen, die Sache noch erst recht im Steigen; ja grade solche Lieder und Ausdrücke, in welchen die höchste

Uebertreibung herrschte, wurden als die köstlichsten geachtet. Wir aber wollen nicht ungerecht sein, und neben dem Widerwärtigen und Verwerflichen, von dem wir Proben gegeben haben, auch das Liebliche und Zarte, das auf solchem Wege sich entwickeln kann, bereitwillig anerkennen; der Fehler liegt hier zumeist nur darin, daß der Reiz des Kindlichen und Spielhaften, welcher fast nur dem persönlich Eigensten und Flüchtigsten des lebendigen Augenblickes gehört, nun in einer stehenden Form allgemeiner Empfindung festgehalten werden sollte, ohne daß wahrer Dichtergeist und ächte Künstlergaben, welche allein das Augenblickliche zum Dauernden erheben können, dabei mitwirkten.

Nachdem Zinzendorf während seines diesmal nur ganz kurzen Aufenthalts in der Wetterau den Ankauf eines Stückes Land bei Büdingen, zum Behuf einer herrnhutischen Niederlassung, mit den Grafen von Ysenburg-Büdingen richtig gemacht, und einige Brüder nach England, wo sie zu weiterer Verschickung gefordert worden, abgefertigt hatte, verließ er jene Gegend, und reiste über Jena nach Berlin, welches für sein Wirken jetzt als der günstigste Ort sich darbot. Unterwegs ging ihm das Reisegeld aus; in Halle, wo er um ein Darlehn ansprach, wollte man ihm nichts geben, und er mußte daher zu Fuß und ohne Geld fortwandern. In Radegast erbarmte sich seiner ein guter Bauersmann, fuhr ihn bis Koswig, und lieh ihm das nöthige Geld zur Weiterreise mit der Post. Von Berlin, wo der Graf am 25. Dezember 1737 anlangte, sandte er sogleich das empfangene Geld mit einem herzlichen Danksagungsschreiben an den guten Bauer, seinen lieben und werthen Freund, wie er ihn nannte, und grüßte ihn freundlich von der Gräfin. Diese war mit ihrer Begleitung schon früher angekommen, auch der junge Graf Christian Renatus traf von Jena mit seinem Pilgeranhang ein, und so füllte die zahlreiche Genossenschaft ein geräumiges Haus, welches Zinzendorf in der Leipziger Straße (das Haus Numero 15) gemiethet hatte, und nun mit allen Seinigen bezog. Seine Mutter aber schien über sein weiteres Beginnen nicht ohne Verlegenheit, das unvermeidliche Aufsehen war ihr in solcher Nähe nicht angenehm; mit seinem

persönlichen Benehmen gegen sie war sie übrigens sehr zufrieden, und hatte auch an seinen Kindern große Freude. Der König indeß bezeigte dem Grafen schriftlich seine Wohlgeneigtheit, versicherte ihn seines Schutzes und gab ihm die Erlaubniß, bei vorkommenden Anlässen sich unmittelbar an Seine Majestät zu wenden, welches der Oberst von Thümen ihm nachher auch noch mündlich zu bestellen hatte. Seine Hausandachten nahmen alsbald ihren gewohnten Gang, täglich waren Stunden zum Beten, Singen und Lesen festgesetzt; doch gestattete er den Zutritt aus Vorsicht noch keinem Fremden. Aufgefordert, das Evangelium öffentlich zu verkündigen, fragte er deßhalb bei dem Könige an, und als dieser ihm allen Segen dazu wünschte, so eröffnete er die Erbauungsreden in seinem Hause, da die Prediger ihm ihre Kanzeln einzuräumen wenig geneigt schienen, nun auch für fremden Besuch. Da zeigte sich denn in der großen Hauptstadt, die schon damals für alles Geistige sehr empfänglich war, eine außerordentliche Regung. Sein Zimmer wurde bald zu klein, das hinzugenommene Vorzimmer half nicht lange aus, man mußte auf dem großen Boden unter dem Dache den nöthigen Raum suchen, wo viele hundert Menschen den Vortrag stehend anhörten, denn zum Sitzen war auch hier noch nicht Platz genug. Außer den geringen Leuten drängten sich auch die Vornehmen herbei, so daß die Straße weithin von Kutschen erfüllt war; alle Zuhörer aber standen gemischt, wie der Zufall es wollte, Dienstmägde und Damen vom Hofe, Staatsbeamte und Handwerker, Kriegsleute jedes Grades. Endlich mußte Zinzendorf noch die Männer und Frauen trennen, und beiden besonders predigen, für jene am Sonntag und Mittwoch, für diese am Montag und Donnerstag, und auch jetzt, bei verdoppeltem Raum, war gleiche Fülle. Der Eindruck dieser Predigten, welche vom 1. Januar 1738 bis zum 27. April regelmäßig fortgesetzt wurden, war ungemein groß, das feurige Ergriffensein des Redners theilte sich den Zuhörern mit, häufige Thränen wurden vergossen, und das Begeisterte des Vortrags führte über manches Auffallende des Inhalts leicht hinweg; im Ganzen wurde darin die ächtevangelische Lehre und eine innigfromme Gesinnung von den

Hörern stets anerkannt. Allein in weiterer Mittheilung, durch Erzählen, Nachschreiben und sogar Drucken, erfuhren diese Reden, wie es zu geschehen pflegt, vielfache Entstellung; Wesentliches blieb weg, Abentheuerliches kam hinzu, und die ärgsten Mißdeutungen wurden gemacht und ausgebreitet. Da war es sehr erwünscht, daß ein geliebter Jünger des Grafen, ein mit dessen Sohne von Jena gekommener Student, Johannes Langguth, die Reden unter dem Vortrage selbst aus Liebeseifer nachgeschrieben hatte, zwar nicht eben wörtlich, denn oft hinderten ihn die Thränen an Führung des Griffels, aber doch dem Sinne nach getreu genug, um ein wahres Bild des Inhalts wiederzugeben. Diese Handschrift konnte dazu dienen, die falschen Mittheilungen zu berichtigen; sie wurde daher nachdem auch Jablonski sie gutgeheißen, in Druck gegeben; die Königin von Preußen bewilligte sogar, daß die an die Frauen gehaltenen Reden ihr zugeeignet wurden. Sie entgingen zwar auch in dieser Gestalt dem Mißverstande nicht, noch den bösartigen Angriffen und Verläumdungen, welche sich je länger je mehr gegen Zinzendorf häuften, allein es durfte ihm doch nicht mehr so leicht gradezu Fremdes angedichtet werden, und seine Erläuterungen hatten einen festen Buchstaben, an welchem sie sich anhalten konnten. Der König selbst war veranlaßt, über manche Vorstellungsweisen und Ausdrücke, die man ihm hinterbracht hatte, den Grafen zu befragen, zeigte sich aber durch dessen Antworten bald befriedigt. Ueber das Liederwesen gab Zinzendorf dem Könige in einer eignen Schrift umständlich Auskunft, und sagte darin unter anderen: „Es ist zu wissen, daß in unserer Gemeinde keine Lieder ganz gesungen werden: der Kantor nimmt die Materie der Reden, die eben gehalten worden, und setzet unterm Singen aus zwanzig, dreißig Liedern ganze und halbe Verse zusammen, welche die Materie ordentlich und deutlich vortragen, und darinnen ist Kantor, Organist, Lehrer und Zuhörer so geübt, daß keines innehalten, keines ein Buch aufschlagen darf; welches sich ungesehen nicht demonstriren läßt. Mein Sohn von zehn Jahren kann, wenn er in den Hausstingstunden spielet, aus einer Melodie unvermerkt in die andere fallen, daß niemand weiß, ob die ganze Singstunde

expreß so komponirt ist, denn es wird nicht innegehalten, und ein jedwedes Kind singt mit, ohne in ein Buch zu sehen, denn sie können die Lieder auswendig; wie das zugehet, weiß ich selbst nicht, weil kein Kind zum Auswendiglernen angehalten wird. In den öffentlichen Betstunden aber lasse ich zuerst ein gewöhnlich Lied vorsagen, nach der Rede aber, wenn ich keines im Gesangbuch finde, das ich gerne gesungen hätte, und die Materie meiner Rede theils dem Auditorio nochmals einschärfen, theils dem Heilande gebetsweis vortragen kann, so mache ich im Vorsagen ein neu Lied, von dem ich vorher nicht gewußt habe, und das so bald wieder vergessen ist, als es seinen Zweck erreichet; das Auditorium wird dessen nicht inne, und ich führe es nur erläuterungsweise an, wie wir unsere Sache zu traktiren pflegen." Nicht günstig war im Ganzen das Urtheil der Geistlichen über das neue religiöse Treiben, auch die näheren Freunde, welche der Graf unter ihnen hatte, konnten sich nicht immer in seinen Sinn finden. Unter diesen Umständen und bei den Rücksichten, welche überhaupt das berlinische Verhältniß ihm auferlegte, lehnte er das Begehren vieler Frommen, in Berlin eine Gemeinde von Brüdern mit herrnhutischer Verfassung zu stiften, anfangs beharrlich ab, und gewährte nur zuletzt, als auch ein Prediger ihn deßhalb angegangen war, die Errichtung einer Brüderschaft erweckter Männer, ohne für die Frauen eine gleiche Anordnung treffen zu wollen. Er selbst bekannte übrigens, in seinem Leben sei es ihm so wohl nicht gegangen, wie diesmal in Berlin.

Inzwischen war seine Weigerung, den ihm vorgelegten Revers zu unterschreiben, in Dresden übel empfunden worden, und er empfing von der sächsischen Behörde die Anzeige, daß er auf immer das Land zu meiden habe. Da nun seine Hoffnung, durch Verwendung von Berlin her die freie Rückkehr nach Herrnhut zu erlangen, völlig fehlgeschlagen war, so reifte um so schneller in ihm der Gedanke, welcher schon einige Zeit in ihm keimte, nun auch selbst eine Reise nach Westindien zu machen, um das dortige Bekehrungswerk zu untersuchen und zu befördern. Man hatte ihm vorgeworfen, er schicke die Brüder und Schwestern unbarmherzig in den

gewissen Tod, den ihnen das mörderische Klima bringe; jetzt wollte er zeigen, daß er sich selbst nicht zu schonen meine. So bewegte sich seine Einbildungskraft in stets größeren Kreisen, und ergriff immer auf's neue Weitentlegenes, ohne daß die Fülle des Nahbegonnenen ihn daran hindern konnte. Nachdem er dem Könige noch zuletzt in Potsdam aufgewartet und sich bei ihm beurlaubt hatte, reiste er am 29. April 1738 zuerst nach Kottbus, wohin von Herrnhut die wichtigsten seiner Mitarbeiter gekommen waren, um sich mit ihm über manche die Führung der Gemeinde betreffende Dinge näher zu berathen. Hierauf ging er über Jena, wo sein Sohn inzwischen seine frühere Lebensart wieder angefangen hatte, und über Erfurt und Gotha, wo er die Frommen besuchte, mit Langguth nach der Wetterau, zuerst auf die Ronneburg, wo noch einige Brüder von der früheren Zeit her wohnten, und dann auf das Schloß Marienborn, welches er von dem Grafen Ysenburg-Meerholz miethete, und sogleich für seine Pilgergemeinde einrichtete. Es kamen aus der Umgegend viele Brüder und Fremde herbei, um an seinen Geschäften wie an seinen Erbauungen Theil zu nehmen. Das Zusammenströmen so vielen Eifers wirkte fruchtbar; der Anbau eines neuen Orts bei Büdingen, der den Namen Herrnhaag erhielt, wurde beschlossen, und das erforderliche Geld größtentheils auf Zinzendorf's Bürgschaft angeliehen; man sprach zwar damals schon von einer sogenannten Heilandskasse, in welche die Brüder ihr Geld niederlegen müßten, um die Ausgaben des Gemeinwesens zu decken, allein dies Vorhaben war ohne Grund, die Mitglieder der Brüdergemeinde lebten, je nach ihrem Verhältnisse, von ihrer Arbeit, oder von ihrem Vermögen; wo beides fehlte, hatte die Gemeinde Fürsorge, und in den meisten Fällen Zinzendorf allein; Hülfsgelder wurden von bemittelten Freunden wohl öfters gegeben, aber nie gefordert; der Graf war auch in dieser Beziehung, wie in jeder anderen, das Haupt und die Kraft des Ganzen. Die Kolonie Herrnhaag bestimmte er, nach einem glücklichen, fruchtbaren Gedanken, der ihm aufgegangen war, hauptsächlich für diejenigen Brüder, welche dem Lehrbegriffe der reformirten Kirche zugethan sein wollten, so daß

dieser Ort nach der reformirten Seite die Brüdersache eben so darstellte, wie Herrnhut dies bisher nach der Lutherischen Seite so glücklich geleistet hatte, und demnach die Brüderkirche, außer ihrem eignen Bestande und dem in allen Sekten ihr Anziehbaren, in den beiden protestantischen Hauptkirchen zugleich festen Fuß behauptete. Dieser Gedanke ging aus dem Wesen seiner tiefsten religiösen Ueberzeugung hervor, welche in der Liebeswärme für den Heiland über alle Verschiedenheit der Lehrmeinungen hinausstrebte, ohne diese darum aufheben zu wollen; aber auch zum Behuf weltkluger Förderung konnte der kundigste Geschäfts- und Staatsmann nicht leicht eine wirksamere Anordnung treffen. — Nach mehreren Ausflügen in der Umgegend machte Zinzendorf auch einen nochmaligen Besuch in Jena, und als er zurückkam, fand er seine Gemahlin von einem Sohn, ihrem elften Kinde, entbunden, bei welchem er dann selbst die Taufe verrichtete. Auch taufte er in dieser Zeit ein Mädchen von dreizehn Jahren, die unter den Inspirirten dieser Gnade nicht theilhaftig geworden war; er glaubte aber in Blick und Wesen sowohl des Mädchens selbst, als ihrer anwesenden Eltern, noch etwas Arges zu spüren, und war in seinem Gewissen zweifelhaft, ob er die Handlung verrichten dürfe; da fuhr er plötzlich, ihm selbst und Allen unerwartet, gegen den bösen Geist drohend heraus, dem er im Namen Jesu zu weichen gebot, daß alle Anwesenden schauderten, und die Kraft seiner Worte sich durch die That bewährte, indem die befreiten Herzen nun ungestört sich der heiligen Handlung hingaben. Nicht so glücklich und erfolgreich, wie in seinem unmittelbaren Lebenswirken, trat Zinzendorf auf, wenn sein Geist in das Gebiet der wissenschaftlichen Theologie sich verstieg, und neue Wahrheiten daselbst finden oder feststellen wollte. So war er in dieser Zeit dahin gekommen, dem heiligen Geiste, der ihm in der Dreieinigkeit neben dem Vater und dem Sohne bisher eine minder klare Bedeutung gehabt, eine solche in der Bezeichnung beizulegen, daß derselbe die Mutter der Gläubigen sei, eine Behauptung, welche er auf seine Herzenserfahrung solcher Muttertreue stützte, in aller Weise zu erläutern und zu rechtfertigen suchte, und darüber mit gelehrten Männern

in dogmatische Streitigkeiten gerieth, denen er auf keine Weise gewachsen war, und die ihm und der Gemeinde, welche den Einfall des Grafen nicht aufgeben wollte, den größten Schaden zugefügt haben.

Doch zunächst erfüllte ihn jetzt sein Reisevorhaben, und er traf zu demselben ernstliche Anstalten. Von der Gräfin nahm er in Marienborn zärtlichen Abschied; sie dichtete ein Lied an ihn, er antwortete eben so; beide waren in ihren Herzen nicht versichert, daß sie einander wiedersehen würden, aber in den Willen des Heilands wollten sie sich getrost ergeben. Nach vielen anderweitigen Verabredungen reiste er gegen Ende des Oktobers nach Holland ab. In Amsterdam fand sich unerwartete Verzögerung für das Schiff, welches ihn nach Sankt-Thomas bringen sollte, und die Zwischenzeit wurde durch einen höchst verdrießlichen Streit erfüllt. Der Prediger Manger im Haag und noch andere holländische Prediger hatten einige heftige Aeußerungen Zinzendorf's gegen die Ansicht der Reformirten von der Gnadenwahl auf ihren Synoden zur Sprache gebracht; hierauf und auf mancherlei Lieder und Aufsätze der Brüder gestützt, erließen die Prediger von Amsterdam einen Hirtenbrief, durch welchen die Herrnhuter als abweichend von der Christuslehre dargestellt wurden; die Stadtbehörde von Amsterdam, dem Grafen günstig, wollte diesen Hirtenbrief unterdrücken, vermochte es aber doch nicht, und mußte ihm seinen Lauf lassen. Eine Erklärung der herrnhutischen Brüder in Holland, unter dem Namen Friedrichs von Watteville herausgegeben, und von dem Grafen voreilig gebilligt, machte das Uebel durch eine Ungeschicklichkeit nur ärger, denn anstatt ganz einfach die augsburgische Konfession als ihr Glaubensbekenntniß zu nennen, weigerten sie überhaupt ein solches aufzustellen, und schienen dadurch einzugestehen, jene Konfession sei nicht die ihrige. Diese Händel verfolgten den Grafen mit ihren Schriften und Gegenschriften bis an Bord, und er hatte nur den Trost, daß vier Prediger den Hirtenbrief zu unterschreiben verweigert hatten, unter ihnen Franco Debruin, ein gottseliger Mann, aus dessen Ansichten über die Gnadenwahl Zinzendorf die seinigen zum Theil erst geschöpft hatte, und der auch die

Lehre von der Vorherbestimmung zu des Grafen Freude kürzlich so erklärte: „Jesus muß ein gewisses Erbtheil haben, das ihm der Vater bestimmt hat, und das sind seine Gläubige und Kinder, die ihm nicht aus der Hand gerissen werden können; im Uebrigen wird niemand weggewiesen, wer außerdem durch seine Gnade kommt.“ Die Streitigkeiten hinderten ihn auch nicht, sich eines stillen Glückes im kindlichen Umgange mit dem Heilande zu erfreuen; er schildert dies mit eignen Worten, wie folgt: „Wir haben darüber müssen weinen, wie nahe einem der Heiland sein kann; wie simpel und einfältig es sich mit ihm umgehen läßt; wie man so einen ganzen Tag mit ihm zubringen kann; wie man keinen Gedanken, keine Nothdurft, kein Anliegen hat, das man nicht viel simpler und natureller bei ihm niederlegen kann, als bei seinem allervertrautesten Herzen, da man doch manchmal ein Menagement brauchen muß; aber beim Heiland ist das gar nicht nöthig: sondern wer es dahin gebracht hat, daß er mit Wahrheit sagen kann: «Wenn nur mein Herz Fenster hätte, daß meine Geschwister hineinsehen könnten!» der hat den Trost, daß der Heiland auch hineinsieht, und die allerverborgensten Winkel klar und lichte vor sich hat, und daß nichts drinnen vorgeht, das er nicht weiß.“ Er schrieb auch einen Aufsatz über das Verhältniß von Herrnhut zu Bertholdsdorf, und indem er der Gemeinde empfahl, ihre Verbindung mit der Lutherischen Kirche treu zu bewahren, die sich äußernden Gaben aber, wie den Trieb unter die Heiden zu gehen, die Gabe gesund zu machen, nur in der Stille zu üben, sprach er gegen den einstigen Prediger, der sein Amt je zum Untergang oder zur Plage der Gemeinde mißbrauchen würde, den Fluch und Bann aus, wobei er jedoch den Ausdruck nicht im Sinne einer kirchlichen Macht, sondern nur in dem eines letzten Willens gemeint haben wollte. Auch dichtete er in Amsterdam einige Lieder, die er zum Theil nach seiner Weise aus dem Herzen sang. Endlich ging er am 11. Dezember zu Schiff, allein widrige Winde hielten ihn noch eine Reihe von Tagen im Texel auf, wo er die Loosungen auf das nächste Jahr, und, schon in See, ein großes Schreiben an die Aeltesten und Helfer der Gemeinde ver-

fertigte, welches er sein eventuelles Testament nannte, und worin er die wichtigsten Vorschriften und Rathschläge wiederholt einschärfte. Merkwürdig sind darin unter anderen folgende Worte, welche den praktischen Sinn des Grafen abermals bezeugen können: „Die Aemter in der Gemeinde können auch, nachdem sie sind, von Leuten bekleidet werden, die noch keine Kinder Gottes sind, und also beweisen dieselben und ihre gute Ausrichtung nichts für die Kindschaft Gottes. Es ist ein großer Verstoß, wenn man redliche Leute, die ihr Amt treulich thun, und die zuweilen wie Bezaleel dazu begabet sind, darum nicht achten, sich nicht mit ihnen einlassen, noch mit ihnen an Einem Joche ziehen will, weil sie noch nicht Kinder Gottes sind.“ Erst am 26. Dezember konnte das Schiff seine eigentliche Fahrt beginnen.

Die Seereise geschah, unter begünstigendem Sturmwinde, gefahrvoll, aber rasch und glücklich. Zinzendorf litt gewöhnlich sehr an der Seekrankheit; diesmal, im Drange der vielen Arbeiten, die er sich vorgesetzt, sah er ein längeres Unwohlsein mit Bekümmerniß; er redete daher mit dem Heilande, wie es nicht wohl anginge, daß er krank wäre, und wirklich dauerte die Krankheit nur Einen Tag. In 33 Tagen gelangte das Schiff nach Westindien, und lief am 28. Januar 1739 in Sankt-Eustachius ein. Des Grafen Ziel aber war die dänische Insel Sankt-Thomas, wohin er, wiewohl man ihn dringend von dem Besuch dieses in solcher schlimmsten Jahrszeit ungesundesten Aufenthalts abmahnte, in einem besonders gemietheten Fahrzeuge sogleich überschiffte. Hier traf er alles in traurigem Zustande; die Brüder, welche den Negersklaven das Evangelium verkündigt, lagen seit drei Monaten im Gefängnisse, weil sie einen Eid versagten, der bei einer gerichtlichen Untersuchung von ihnen verlangt wurde, — denn die Lutheraner und Reformirten unter den Herrnhutern ließen sich wohl zum Schwören herbei, die eigentlichen mährischen Brüder aber glaubten ihr Wort durch keinen Eid, sondern nur durch einen Handschlag bekräftigen zu dürfen; — die Neger zeigten zwar guten Willen, aber seufzten unter hartem Druck, den die Pflanzer nur um so stärker ausübten, jemehr sie Neigung zum Glaubensheil bei ihnen wahrnahmen.

Der dänische Gouverneur gab zwar auf das Fürwort eines Mannes wie Zinzendorf, der auch besonders am Hofe zu Kopenhagen so gute Verbindung hatte, die Gefangenen sogleich los, und ließ auch sonst dem Grafen bei seinem Beginnen gern Schutz angedeihen, allein dieser war gegen die allgemeine Stimmung der Weißen nicht wirksam genug. Die Versammlungen, welche Zinzendorf zu halten anfing, und vom Abend — denn während des ganzen Tages durfte die Arbeit der Neger nicht ruhen — bis tief in die Nacht hinein fortzusetzen pflegte, wobei er in kreolischer Mundart zu sprechen bemüht war, fanden den größten Zulauf; die Unglücklichen empfingen voll Begier und Eifer mit sichtbarem Erfolge den Trost und das Heil, die ihnen dargeboten wurden. Allein grade dieses mißfiel den Pflanzern. Sie hatten die Unverschämtheit, bei dem Gouverneur den Grafen zu verklagen, daß er die Neger lehre, bessere Christen zu werden, als ihre Herren seien, ja man verhehlte nicht die unwillige Besorgniß, die Negerinnen würden nach ihrer Bekehrung den sündlichen Lüsten der Weißen weniger dienen wollen. Ein reformirter Prediger klagte seinerseits über die Brüder, sie maßten sich unbefugt des Taufens und anderer geistlichen Handlungen an. Doch bevor diese Beschwerden untersucht und beurtheilt sein konnten, eilte die Leidenschaft ungeduldig zur Selbsthülfe; die aufgebrachten Pflanzer stürmten unvermuthet auf die versammelten Neger ein, trieben sie mit Hauen, Stechen und Schießen aus einander, und wiederholten diese grausame Lust nach Belieben, denn wenige Wütheriche waren genug, viele hundert Neger zu mißhandeln, da diese bei gesetzlicher Strafe gegen keinen Weißen jemals sich wehren durften.

Da der Gouverneur diesen Abscheulichkeiten nicht steuern konnte oder wollte, so sah Zinzendorf kein anderes Mittel, als in Kopenhagen Beschwerde zu führen, und zu diesem Zwecke selber nach Europa zurückzureisen. Er nahm die Klageschriften, welche schon die getauften Neger selbst in kreolischer Sprache an den König von Dänemark gerichtet, in Empfang, ordnete die zurückbleibende Mission, für welche er auch ein Haus und Grundstück ankaufte, nach den Umständen möglichst an, erließ ein Abschiedsschreiben an die

Neger, worin er sie zum Beharren bei dem Heiland ermahnte, und begab sich am 17. Februar unter vielen Thränen auf die Rückreise. Auf den dänischen Inseln Sankt-Jan und Santa-Cruz besuchte er die Gräber der dort im Missionsgeschäft verstorbenen Brüder und Schwestern, und eilte dann nach Sankt-Eustachius, wo er sich auf einem holländischen Schiffe am 28. Februar nach Amsterdam einschiffte. Ein junger Neger, den er losgekauft, und ein Däne, der ihm wegen frommen Berufes lieb war, begleiteten ihn. Ein dritter Gefährte fand sich im letzten Augenblicke noch dazu. Ein portugiesischer Jude Nunnez Dacosta, der bei vielen guten Eigenschaften des Geistes und Gemüths in seinen äußeren Umständen so bedrängt war, daß er die Heimkehr aus Westindien nach Holland nicht bestreiten konnte, bat den Grafen mit Thränen, ihn und seine Frau nach Europa mitzunehmen. Zinzendorf hegte von jeher besondre Vorliebe für die Juden, ging gern mit ihnen um, empfahl sie dem Gebet und freundlichen Wohlwollen der Brüder, und erinnerte stets, daß auch Jesus ein Jude gewesen, ja in einem Liede, welches er dieses nämliche Jahr am Tage des Versöhnungsfestes der Juden aus dem Herzen sang, redet er zu dem Heiland ausdrücklich:

„Wann, großer Jude, wann kommt deine Stunde?
Wann sieht das Volk hinein in deine Wunde! — —
Wenn diese auserwählte Stunde käme,
Und ihre Schuppen von den Augen nähme, — —
So hätten wir die erstgebornen Brüder
In unsers lieben Vaters Hause wieder."

Dem Grafen gefiel Dacosta durch seine geistige Bildung, und zog ihn noch besonders durch den Eifer an, mit dem er auf seinen jüdischen Glauben hielt. Zinzendorf bewilligte ihm nicht nur jene Bitte, sondern überließ sogar sein eignes, neben der allgemeinen Kajüte befindliches Kabinet, mit allen Bequemlichkeiten, dem Ehepaar, indem er sich selbst in einem Verschlage behalf, welchen der Kapitain ihm dann als Nothbehelf machen ließ. Sie hatten viele Gespräche mit einander, und erörterten oft bis tief in die Nacht ihre abweichenden

Religionsmeinungen, ohne Widrigkeit, ohne falschen Eifer, und Dacosta weinte oft gerührt über des Grafen liebevolle Frömmigkeit. Mit der übrigen Schiffsgesellschaft benahm sich Zinzendorf mäßig, hielt jeden Sonntag eine Predigt, mischte sich aber sonst in die tägliche Weise der Leute nicht, und nur als zwei derselben einst die Degen gegen einander zogen, that er ihnen Einhalt, indem er den Erzürnten mit eigner Gefahr die Waffen wegriß. Inzwischen arbeitete er auf dem Schiffe mit ungeheurem Fleiß, er schrieb unablässig, Briefe, Lieder, Reden, auch versuchte er sich abermals in Uebersetzung des neuen Testaments. Die Bewegung des Schiffes war ihm hiebei sehr hinderlich, verwirrte die Schriftzüge, deren mancher, durch unwillkürlichen Stoß, gegen die Absicht ganze Worte und Zeilen wieder ausstrich, und wurde auch seinem Kopfe bei dieser Arbeit sehr anstrengend. Er aß wenig, hatte ein schlechtes Lager, entbehrte meistens der Ruhe, wurde hinfällig, und bekam Schwären und Wunden am Leibe. Dacosta pflegte seiner treulich in diesem Zustande, der doch seinen Geist und seine innere Zufriedenheit nicht schwächen konnte. Nach siebenwöchentlicher Fahrt, an der englischen Küste vorbeischiffend, verließ Zinzendorf seine Gefährten, und segelte auf einem Boote in den Hafen von Dover ein, um zuvörderst seine Freunde in Oxford und London zu besuchen, wo er sich indeß nicht lange aufhielt, sondern alsbald seine Ueberfahrt nach Amsterdam beeilte.

Seine schnelle Rückkunft nach Europa machte einiges Aufsehen, man hatte ihn auf lange Zeit entfernt geglaubt, sogar schon todt gesagt, nun stand er unvermuthet seinen Freunden wie seinen Feinden vor Augen; jetzt wollte man gar unglaublich finden, daß er überhaupt so weit gewesen. In Holland war durch die protestantische Geistlichkeit die Aufregung gegen die Brüder sehr gestiegen, diese aber trugen allen Unglimpf mit großer Geduld. Zinzendorf befestigte in Amsterdam und in Heerendyk gegen diese Widrigkeiten den frommen Sinn der Seinen, trat aber auch öffentlich für sie auf, indem er unter dem 24. Mai eine Erklärung erließ, durch welche er die holländischen Streitschriften, ohne sich besonders auf sie einzulassen, abfertigte. Inzwischen fand er, daß seine Anwesen-

heit in Deutschland dringend nöthig werde, und kam den 1. Juni zu Marienborn an, wo die Gräfin und alle seine Kinder ihn erwarteten; auch sein Sohn Christian Renatus war mit seinen Haus- und Studiengefährten von Jena dort eingetroffen. Der Graf war mit dem viertägigen Fieber behaftet, abgezehrt und wund, allein er achtete alles nicht, hielt sogleich einen außerordentlichen Gemeindetag, und gab erbaulichen Bericht von seiner Reise; auch wurden zwei Brüder, durch Auflegung der Hände, zu Predigern des Evangeliums ordinirt, wobei er gegen Ueberschätzung dieser Weihe warnte, als welche nur eine gute Ordnung sei, aber an sich weder einen Vorzug verleihe noch bedeute; nach diesen und anderen Geschäften, welche die wenigen Tage seines Aufenthalts in Marienborn schnell ausfüllten, begab er sich mit mehreren Brüdern auf die Reise nach Ebersdorf, wohin eine Synode auf den 9. Juni ausgeschrieben war. Die Veranlassung dazu war folgende. Durch seine Reisen und sein Predigen hatte Zinzendorf überall in nahen und fernen Kreisen solche Sinnesart und Neigungen erweckt, wie sie in Herrnhut in freiester Entwickelung vollständig hervorgetreten waren. Die Erweckten, durch den inneren Gehalt noch nicht begnügt, wünschten auch der entsprechenden Form theilhaft zu sein, und an vielen Orten wurden Einrichtungen versucht, welche ganz die herrnhutische Verfassung nachahmten. Aber ohne den Grund und Boten von Herrnhut, unter ganz anderen staatsbürgerlichen Umständen, inmitten Lutherischer oder reformirter Kirchengemeinschaft, welche dadurch Abbruch litt, mußten jene Einrichtungen äußerst mißlich dünken, und konnten Wirrnisse herbeiführen, deren Folgen nicht zu berechnen waren. Zinzendorf befürchtete, an Lutherischen und reformirten Orten entstehende Aftergemeinden, wie er sie nannte, möchten um des unwesentlichen Aeußern willen die ganze Richtung seiner Sache in Gefahr bringen; auch entging seinem Blicke nicht, wie ohne Vergleich vortheilhafter es seinen Brüderanstalten sei, mit der gesammten protestantischen Kirche in Frieden und ihrer allgemeinen Verbindung offen zu stehen, als, in förmlichem Gegensatz, äußere Eroberungen über sie zu machen, die nach Verhältniß doch immer nur geringe sein konnten.

Er wünschte daher durch die Synode zu bewirken, daß dergleichen Gemeinden gemißbilligt, und die Verbindung erweckter Seelen mit der Brüdergemeinde auf eine unverfängliche Weise geordnet würde, so daß sie der Sinnesart nach überall ohne Aufhebung bisheriger Kirchenbande bestehen könnte, der äußeren Verfassung nach aber nur an den Orten, die eigends dazu gegründet worden. Seine Ansicht fand indeß nicht genugsamen Eingang, und der Eifer der Brüder wollte sich einem so sichtbaren Aufschwung ihrer Sache nicht entgegenwenden. Inzwischen mußte eine Fußreise nach Schwaben, wo er überall predigte und sonst in frommer Weise thätig war, dem Grafen neue Befriedigung, aber auch neue Anstrengung geben. Nach Marienborn hierauf zurückgekehrt, verfiel er, der sich von der westindischen Reise noch nicht erholt hatte, in gänzliche Entkräftung. Er selbst glaubte seinen Tod nah, und freute sich darauf, ja er gab den Seinigen elf Ursachen an, aus denen er seine Abrufung jetzt als besonders angemessen erachten wollte. Das Verwechseln der ihm verordneten Arznei mit einer anderen, welches tödtlich werden zu müssen schien, wurde jedoch heilsam, und ein ungeheurer Schweiß brachte ihm Genesung. Hatte er schon inmitten der Krankheit nicht ganz gerastet, so zeigten jetzt Briefe, Lieder, Anordnungen aller Art, ihn bald wieder in voller Thätigkeit. Ein Chorhaus der ledigen Brüder wurde in Herrnhaag erbaut, ebendaselbst ein theologisches Seminarium gegründet; nach der Wallachei, nach Nordamerika, nach Ceylon und nach Algier wurden Glaubensboten ausgesandt, nach letzterem Orte der Bruder Richter, in dessen Hause, als derselbe noch Kaufmann in Stralsund war, einst der Graf als Kandidat gelebt hatte. Auch Druckschriften kamen an den Tag, jedoch theilweise zu großem Verdruß. So hatte man während Zinzendorf's Krankheit seine auf der See gemachten Uebersetzungsproben des neuen Testaments unbedacht zum Druck befördert, ohne nur die mangelhafte Handschrift dieser übereilten, gestörten, und in jeder Hinsicht unreifen Arbeit gehörig durchzusehen; äußerliche Entstellungen aller Art kamen nun zu den Mißgriffen und Eigenheiten des für solche Unternehmung nicht befähigten Verfassers, und das Buch wurde

zum schreienden Aergerniß, und erfuhr allgemein Spott und Tadel. Er sah das Uebel ein, und ließ die Abdrücke möglichst wieder einfordern und vernichten; er beharrte aber doch in dem Unternehmen selbst, und gab einige Jahre später nochmals seinen Uebersetzungsversuch heraus, welcher zwar besser als vorher, aber noch immer nicht nach Wunsch ausfiel.

Um seine Gesundheit zu stärken machte Zinzendorf noch im Dezember dieses Jahres 1739 mit Friedrich von Watteville eine Reise nach der Schweiz, wo ihnen bei Bern begegnete sich zu verirren, und Zinzendorf in der Noth den Heiland um Hülfe anrief; ein Knabe, der aus dem Busch hervorkam, zeigte ihnen darauf den Weg. Sie besuchten in Sankt-Johann Watteville's alten Vater, und sahen in Bern, Basel, Schaffhausen und anderen Orten viele Freunde, solche, die es schon waren, oder es nun wurden. Ein Brief, welchen er auf dieser Reise in Basel geschrieben, enthält Betrachtungen über seinen inneren Lebensgang, die wir, wegen einiger merkwürdigen Bekenntnisse, hier im Auszuge mittheilen. „Ich habe, — sagte er, — lediglich um Jesu willen gehandelt, und keinesweges aus einigen Nebenabsichten. Denn daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs, und meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneca abzugeben. Die Modelle von meinen Aeltern und Groß- und Urältern waren dem gemäß; meine Erziehung auch; und soviel wußte ich, daß bei der Lehre Jesu kein Staat auf dergleichen Etablissements konnte gemacht werden. Aber das habe ich Jesu wissentlich aufgeopfert. Meine Führung ging darum ziemlich langsam und konfus. Weil ich keine Führer hatte, und wir die Schrift heutzutage nicht mehr verstehen, wie sie ist, sondern wie man sie mühsam verstellet und paraphrasirt hat, so führten mich die Exempel der Heiligen, und keine Principia. — Unerachtet ich nun zu verschiedenen Zeiten solche innige Begnadigungen gefühlt, und der Seligkeit so gewiß war als meines Lebens, so gestund ichs doch dem, der mirs negirte, leichtlich zu, daß ich vielleicht noch nicht bekehrt sei. Und da kam ich in ein (nach meiner itzigen Idee) unnöthiges, mir

aber doch sehr wohl bekommenes Ringen und Flehen, und habe die Versiegelung des ewigen Friedens und der Kindschaft seit der Zeit mehrmalen so empfindlich erfahren, daß ich endlich inne gehalten, sie weiter zu begehren, damit sich keine geistliche Eitelkeit drein mengen möge. — Was meinen Generalplan betrifft, so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heiland von Jahr zu Jahr nach, und thue was ich soll, doch gerne. Auf ein oder zwei Jahr habe ich zuweilen einen Spezialplan, weil ich durch die Sache selbst darauf gebracht werde; und was dergleichen Spezialplans betrifft, so habe ich zu einem Plan, die mährische (ohne mich entstandene) Kirche dem Heiland zu konserviren, daß sie bei meinen Lebzeiten, und wo möglich noch lange darnach, kein Wolf zu fassen kriege; einen Plan, so viel heidnische Völker aufzusuchen, als ich kann, und zu sehen, ob sie des für alle Welt vergossenen Blutes können theilhaftig werden; einen Plan, des Heilands Testament (Joh. 17.), soviel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreueten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkommen, wo sie leiblich beisammen sind, nicht in's mährische (da arbeite ich vielmehr dagegen), sondern ins allgemeine Band der Gemeinschaft, dahin endlich secta moravica auch soll, doch erst nach ihrer völligen Abnutzung in dem Theil ihres itzigen Looses; einen Plan, so viel Seelen als ich kann zur Sünderschaft und Gnade zu bringen, darum habe ich die Kanzel lieb, und reisete einer Kanzel zu Gefallen funfzig Meilen; und einen Plan, alle auch nicht beisammen wohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich seit 1717 bis 1739 unverrückt gefolgt, lasse ihn aber itzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern in dem Gegentheil anfange ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung zu merken." Im Anfange des Februars 1740 kam er nach Marienborn zurück.

Zu dieser Zeit erschollen öftere Nachrichten von bedenklichen Krankheitszuständen, in welchen der König von Preußen sich befände. Friedrich Wilhelm der Erste war bei strenger und gewaltsamer Gemüthsart ein rechtschaffner und frommer Herr, und Zinzendorf vor Anderen hatte vielfachen Anlaß gehabt, ihn mit Ueberzeugung dafür anzuerkennen. Gleich-

wohl konnte er einen letzten Zweifel über den Seelenzustand des Königs nicht verbannen, und hiedurch im Innersten bewegt, und seine tiefe Theilnahme für den von ihm wahrhaft geliebten Fürsten in einer so wichtigen Angelegenheit nicht bemeisternd, ergriff er das Mittel, an ihn zu schreiben. Sein Brief, der gleich dem nachfolgenden bisher noch nicht gedruckt war, lautete, wie folgt: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ew. Königliche Majestät geruhen mir dieses unterthänigste Schreiben gnädigst aufzunehmen und meine Bitte zu erhören. Ich bin Ihnen so viel schuldig, denn Sie haben mir viel Treue und Gnade erwiesen, und wenn nichts wäre, als daß sie mich in Berlin hätten so viele Reden halten lassen, die mein lieber Heiland, seitdem sie im Druck sind, in so vielen Ländern und Religionen gebracht hat, daß sich Seelen auf das Wort verlassen und zu seinen Wunden geflohen sind (denn sie sein schon das sechstemal aufgelegt, welches mich sehr erfreuet), so könnte ich Ihnen diese Liebe nicht genug vergelten. Da nun Ew. Majestät oft kränklich ist, kann ich nicht darüber hin kommen, zu Bezeugung meiner innigen Dankbarkeit Ew. Majestät einmal herzlich und aufrichtig zu sagen, wie ich glaubte, daß Ihnen mein gekreuzigter Heiland auch noch alles werden könnte. Ich habe aus Ew. Majestät schönen und erbaulichen Diskursen deutlich gesehen, daß es Ihnen damals nicht bekannt war, und Sie den Weg viel zu schwer machten, wie es denn so schwer gemacht wird, ordinair. Weil aber Ew. Königliche Majestät meinem theuren Erlöser ja so sauer zu stehen gekommen sind, als ich, so denke ich, hat er mich armen Sünder gern angenommen, er nimmt Sie auch gerne an, wenn Ihnen alles daran gelegen ist. Ich agire weder aus Fürwitz, noch wegen Anderer, denn niemand als der Zeiten Ew. Majestät und ich wissen etwas von diesem Briefe; ich wollte auch unterthänigst gebeten haben, ihn sogleich zu kassiren oder zu remittiren, und nur auf den nächsten Fall folgende allergnädigste Resolution drauf zu schreiben, mit der Hand, wenn ich mich in Ihre Seelensache mengen darf, Ja, und wenn Sie es nicht für gut befinden, Nein. Ich werde mich nach einer oder der andern allergnädigsten Erklärung positiv richten, und gleichwie ich hoffe,

Ew. Majestät werden mein redlich Herz fühlen, und diese Proposition, die in der Welt ridikül ist, bei Ihnen selbst behalten, also werde auch ich niemand als den Herrn und Ew. Majestät wissen lassen, was ich hierunter tentirt, und künftig entweder thun oder unterlassen werde. Verharre mit tiefstem, aber einem Respekt, der die redlichste und wahrhafteste Treuherzigkeit nicht hindert, Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst treuergebenster Zinzendorf. Marienborn bei Frankfurt am Main, am 24. Februar 1740." Der König schrieb mit Bleistift eigenhändig auf dies Blatt: „Obligirt vor den guten Rath, so er Mir gebe, Ich stünde mit Gott und Meinem Heiland sehr gut, und unterwürfe solchem Mich und Meine zeitliche und ewige Wohlfahrt, er würde Mich zu Gnaden nehmen. Meine Sünden bereute, und würde suchen solche noch mehr, soviel schwachen Menschen nur möglich ist, abzulegen, und suchen Gott dankbar zu werden. Ein Kopfhänger wäre ich nicht, und würde es auch nicht werden, und glaubte nicht, daß es darin bestehe; Meinen Feinden vergäbe ich von Herzen alles so sie mir gethan." Hiernach wurde die Antwort ausgefertigt, unter welche der König noch eigenhändig schrieb: „Ich erwarte Antwort. Friedrich Wilhelm." Welcherlei Denkungsart man auch über den Gegenstand selbst haben möge, immer wird man bekennen müssen, daß dieser Briefwechsel sowohl dem Könige wie dem Grafen zur hohen Ehre gereicht. Auch wurde er fortgesetzt, und zwar schrieb Zinzendorf wieder an den König so bescheiden als kühn: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ew. Königliche Majestät haben in Dero Allergnädigstem vom 5. d. zwar geruhet mir zu erlauben und anzuordnen, daß Ihnen darauf antworten solle, es wäre auch gar vieles zu antworten, weil mir aber so positiv nicht bewußt ist, wie Ew. Majestät Dero gnädiges Schreiben beantwortet haben wollen, ob Dero vergnügten Zustand durch einige erbauliche Zeilen nur konfirmiren, oder die mir bei Lesung desselben aufgestiegenen dubia einfältig entdecken solle, so gedenke ich mit dem letzten mich nicht zu übereilen, sondern Dero höchsten Verhaltungsbefehl in specie darüber abzuwarten, inzwischen will ich nicht versäumen, täglich mit

meinem einziggeliebten Heiland Ew. Majestät halben zu reden, und ihn kindlich zu bitten, daß wenn Ew. Majestät in dem Zustande sind, darinnen er Sie gerne hat, er Ihnen eine in Zeit und Ewigkeit fortwährende Gnade dazu schenken wolle, so zu bleiben, und wenn er eben das dabei zu erinnern hätte, was mir über Lesung Dero Gnadenzeilen in den Weg gekommen, er Ew. Majestät Herz hinnehmen, und alles das noch drinnen machen wolle, was er nöthig achtet. Dann es wird wenig dazu erfordert, aber das wenige ist desto nöthiger, und weil es viel Millionen Christen nicht finden, so ist das Werk der Seligkeit, ungeachtet es aller Menschen ist, ein Geheimniß und bleibt eins. Ich bin mit einem treuergebenen, demüthigen und tief venerirenden Herzen Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster Diener Zinzendorf. Marienborn, am 15. März 1740." Der König schrieb abermals in der Kürze die Weisung: „Soll seine dubia schreiben, soll sich mir expliciren." Und hienach erging am 22. März wieder die Antwort an Zinzendorf.

Jetzt glaubte sich dieser endlich genugsam berufen und ermächtigt, seine Meinung gradezu herauszusagen, doch immer mit Rücksicht, daß er nur seine Ansicht überhaupt vorzutragen habe, und eine persönliche Mahnung nicht begehrt worden wäre. Er entwarf daher einen Aufsatz von der Bekehrung auf dem Krankenbette, an eine Königliche Person auf ihr ernstes und anhaltendes Begehren geschrieben. Spangenberg theilt diesen Aufsatz ganz mit, und enthält derselbe allerdings so erbauliche als angemessene Betrachtungen; von ihrer Freimüthigkeit gebe folgende Stelle Zeugniß: „Wenn ein Partikulier so was Böses thut, so geht ihn das alles an, was vorherstehet. Ist's ein Regente, so ist's nicht anders; nur daß dergleichen Personen ihre Sünden nie einfach sind, sondern von soviel hundert und tausend Menschen nachgemacht werden, daß ein großer Herr niemals sündiget, ohne sündigen zu machen, und also ein Lehrer der Sünde wird; mithin, wenn er Gnade gekriegt hat, sich nicht nur länger schämet, sondern auch mehr Zeit braucht, alles zu redressiren, was ihm nur offenbar wird. Diese Konsideration macht Leute, die die Macht der Gnade nicht kennen, so schüchtern

und verzagt, daß ich einen Potentaten kenne, der mehr als einmal sagte, es könne kein großer Herr selig werden; und man muß antworten: Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich!" Und weiterhin: „Sobald der arme Sünder, er sei ein Bettler oder Fürst, (denn das ist in der Materie eins) Gnade kriegt und annimmt, so freuet er sich wie ein Kind, und ist im Himmel, und hat das Lamm lieb, als wenn er es da vor sich sähe. In etlichen Tagen schämet er sich, wird seriös, und denkt: Was? ich hätte Gnade, und habe doch (da kommt ein Sündenregister, daß man erschrecken möchte) das, das, das gethan! Antwort: dir sind deine Sünden vergeben: aber ist was, das noch zu ändern ist? vieles nicht, aber doch abzubitten. Ach ja, das geschehe dann; und was ist noch zu ändern? das und das. Da fragt sich's nicht mehr, ob das das Liebste ist, ein Ding, daran den Fürsten vordem niemand erinnern durfte; die Gnade hat das Herz; der Sinn ist weg, der vorher war; die Berge des Eigenwillens sind weggeheißen, die Steine der Hinderniß abgewälzet, es ist alles hin: weg mit dem, weg mit jenem: ich habe den Heiland, ich habe das ewige Leben; da arbeitet sich's fröhlich auf's Gutmachen los. Der Heiland hilft, alle Engel sind parat, eine ganze Monarchie reinigen zu helfen von den Sünden, die der erst begnadigte Sünder verursacht hat, und die keine menschliche Macht heben kann. Der Regent wird ein Prediger des Evangelii durch sein allgegenwärtiges Exempel, in seinem Bezirk und umher weit und breit; da ist Freude im Himmel, da wird's schön auf Erden: da erstaunt der Sünder über die Macht der Gnade." Wir finden nicht angegeben, ob König Friedrich Wilhelm, der am 31. Mai 1740 seiner Krankheit erlag, diesen Aufsatz noch empfangen, oder gar eine Antwort darauf erlassen hat; es ist aber bekannt, daß der König in derselben frommen und starken Gesinnung, die er Zeitlebens gehegt, so heldenmüthig als getrost dahingeschieden.

Außer den persönlichen Obsorgen und Arbeiten, welche Zinzendorf in seinem nächsten Kreise Tag für Tag ausübte, und unter keinerlei Umständen ganz aussetzte, nahmen ihn stets wieder außerordentliche und allgemeine Beschäftigungen

in Anspruch. Eine im Juni 1740 in Gotha, nach vorgängig eingeholter Erlaubniß des Herzogs, gehaltene Synode, auf welcher die Missionsreise des Bischofs David Nitschmann und der bisherigen Aeltestin Anna Nitschmannin nach Nordamerika genehmigt wurde, gab dem Grafen Anlaß, eine zweckmäßige Beschränkung seiner vielfachen Wirksamkeit nachzusuchen. Besonders wünschte er, der ihm ausdrücklich auferlegten Leitung der Seelenpflege des weiblichen Geschlechts überhoben zu sein, da die Abreise seiner geliebten und treuen Gehülfin Anna ihn für dieses Amt ganz unzureichend lasse; doch wollte niemand in seine Stelle treten, und er mußte fernerhin, nachdem ihm die Schwester Lawatschin als stellvertretende Aeltestin beigegeben worden, diese Leitung beibehalten. Glücklicher war sein Bemühen in Betreff des Bischofsamtes, dessen Verwaltung er sich, wenigstens auf einige Zeit, entziehen wollte, um durch seinen so vielfach angeschuldigten und verlästerten Namen nicht am Ende der ganzen Brüderkirche, wenn diese keinen anderen Vorsteher hätte, zu schaden; ungeachtet auch hier sein Wunsch den stärksten Widerspruch fand, so bewirkte er doch, daß wirklich ein anderer Bischof, der Bruder Polykarpus Müller, vormals Professor in Leipzig, gewählt wurde. Die vielen Streit- und Schmähschriften, welche gegen die Brüdersache und insonderheit gegen den Grafen herauskamen, und nach jedem neuen, noch so bescheidenen Auftreten desselben sich nur stets mehrten, wie denn sein Lehrbüchlein für die Brüdergemeinden eben große Anfechtung erfuhr, kamen hier ebenfalls zur Sprache. Die Falschheit und Bosheit der meisten Beschuldigungen war offenbar, allein man konnte sich nicht verhehlen, daß auch mancher Anlaß zu Mißverständnissen gegeben war, und es wurde erklärt, daß die Brüderkirche, abgesehen von den zufälligen und persönlichen, wenn auch sonst wohlgemeinten und unschuldigen Aeußerungen ihrer Mitglieder, nur diejenigen Schriften als ihre Lehrsätze enthaltend zu vertreten habe, welche von ihr gemeinschaftlich und mittelst Synoden anerkannt worden. Da man sich eingestand, daß unter den Gegnern auch solche Männer seien, denen man ächte Frömmigkeit, wahren Eifer und Einsicht nicht absprechen könne,

so drang Zinzendorf darauf, daß man zuerst dem eignen Unrechte nachspüre und dasselbe gut mache; dies führte dahin, daß nach Halle an Francke den Sohn und dessen Freunde zwei Brüder, unter welchen der neue Bischof, mit einem Schreiben abgefertigt wurden, um einiges, worin man gegen sie zu weit gegangen zu sein glaubte, ihnen abzubitten; doch fand die Sendung, wie löblich sie gemeint war, dort nicht den gewünschten Eingang. Zinzendorf pflegte überhaupt alle Schriften, die ihn persönlich angriffen, der Gemeinde selbst vorzulesen, und zwar in Gegenwart der Fremden, die etwa zum Besuch da waren; „Mir geschieht dadurch, — sagte er, — ein zwiefacher Dienst, erstlich verliert ein Theil der Gemeinde von Zeit zu Zeit etwas von der inwendigen Hochachtung gegen mich, die ich für überflüssig, schädlich, und in ihren letzten Folgen für antichristlich halte, sie brauchen mich darum doch in der Gabe, die mir der Heiland gegönnet hat; zweitens mache ich die erste Anwendung meiner von der Gemeinde erkannten Gabe damit, ihr, wenn ich diesen oder jenen Fehler wirklich begangen habe, solches zu bedeuten, die Ursachen davon anzuzeigen, und sie aus meinem Exempel zu warnen.“ Die Brüder litten es aber zuletzt nicht mehr, und wollten sein Bild in so schmählicher Entstellung nicht ferner anblicken. Sein Vorsatz, auf keine Streitschrift mehr zu antworten, mußte doch zuweilen höheren Rücksichten weichen, und mehrere seiner Vertheidigungsaufsätze kamen um diese Zeit in Druck.

In Marienborn und Herrnhaag entwickelten sich mittlerweile mancherlei mißliche Umstände. Außer den Schwierigkeiten, mit welchen Herrnhut in seinen Anfängen gerungen hatte, zeigten sich hier andere, welchen schwerer abzuhelfen war. Man befand sich nicht auf eignem Grund und Boden, die obrigkeitlichen und geistlichen Verhältnisse lagen getrennt, und statt einander gegenseitig zu tragen, widerstritten sie einander oft; mit den anders gesinnten Nachbarn gab es bösartige Reibungen; die Bürger von Büdingen waren bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar gegen ihre Landesherrschaft klagbar geworden, wobei die Verhältnisse der Brüdergemeinde stark in Betracht kamen. Zinzendorf wollte hievon

Anlaß nehmen, das Reichskammergericht zu einer gründlichen Untersuchung der ganzen Brüdersache aufzufordern, da er denn nicht zweifelte, zu ihren Gunsten künftig das Ansehen dieses höchsten Gerichtshofes mitwirken zu sehen; allein der Kammerrichter Graf von Virmond bemerkte ihm freundschaftlich, daß der Reichsfiskal sich in diese Religionssache nicht einlassen könne. Ein Hauptübelstand war aber die Beschaffenheit der Gemeinde selbst. Schon diese Gegend, hier am Rhein, in dem belebten, verkehrvollen Lande, wo so viele Gestaltungen des Lebens sich drängen, einheimische und fremde Richtungen sich durchkreuzen, brachte ganz andere Bedingungen mit sich, als die stille Lausitz mit ihren einfacheren, abgeschloßneren Verhältnissen. Die Menge von Theilnehmern und Besuchern, die hier zusammenströmten, hatten mannigfachere Beziehungen der Welt, des Standes, der Bildung, die in der Gemeinde fortwirkten. Vergebens wünschte Zinzendorf den Zulauf abzuwehren, der aus allen Ländern nach Herrnhaag Statt fand, theils zum vorübergehenden, theils zum bleibenden Aufenthalt; vergebens suchte er diese vielartigen Elemente gründlich zu sichten und zu ordnen. Die Einführung von festen Gemeindestatuten, welche in Herrnhut so segensreich geworden, war bisher nicht gelungen, zu viele widerstreitende Triebfedern und unvereinbare Vorstellungen hinderten ein solches Unternehmen. Auch war es ungünstig, daß Zinzendorf in Marienborn wohnte, und kein Haus in Herrnhaag hatte, denn einiger Unterschied zwischen seiner nächsten Umgebung und der großen Gemeinde mußte merklich werden, und die letztere seiner unmittelbaren persönlichen Einwirkung mehr entzogen bleiben. Doch inmitten dieser Zustände, in welchen sein eignes Werk ihm zu entwachsen schien, blieb er getrosten Muthes und Eifers. Um den Besuch der Fremden, der bisher meist lästig und verwirrend gewesen, nutzbar aufzufassen, traf er die Anordnung, daß täglich eine Stunde ihnen besonders gewidmet wurde. Für die Gemeinde kamen wichtige Einrichtungen zu Stande; für die verschiedenen Chöre der Brüder und Schwestern wurden aus ihrer Mitte Vorsteher gewählt, und zu ihren Aemtern eingesegnet; der Graf selbst nahm sich in

dieser Zeit vorzüglich der ledigen Brüder mit Eifer an. Nicht weniger als die einheimischen Angelegenheiten beschäftigten ihn die Missionen zu den Heiden; nach Surinam und nach Grönland, welches ihm besonders wichtig war, fertigte er neue Boten ab. In einem eignen Aufsatz ertheilte er bündige Vorschriften, wie das Bekehrungswerk überhaupt anzufassen und zu führen sei; er verbot gegen andere christliche Missionen streitend oder auch nur wetteifernd aufzutreten, die Heiden von der Zertheilung der Christenheit in verschiedene Partheien unnöthig zu unterrichten, irgendwie der Obrigkeit entgegenzuhandeln, sich mit Geschäften irdischen Gewinnes abzugeben; und bei diesen Regeln leitete ihn wiederum eben so sehr die Klugheit als die Frömmigkeit. Bei allen diesen Arbeiten und Geschäften war Zinzendorf eines innigbewegten Gemüths; er sang bei jedem Anlasse Lieder aus dem Herzen, und deren einmal bis zu sechs in demselben Zuge; seine Stimmung wurde durch eine abermalige Krankheit, von der er nicht zu genesen meinte, nur erhöht. Die Gräfin, die eine Reise nach Herrnhut gemacht hatte, fand ihn aber bei ihrer Rückkunft zu Anfange Novembers wieder in der Besserung. Beinahe den ganzen Dezember bis zum Schlusse des Jahres erfüllten die Berathungen einer Synode, die zu Marienborn gehalten wurde, und größtentheils Glaubenslehren betraf, über die man sich näher zu verständigen und richtiger auszudrücken suchte.

Bei aller fortwährenden Zunahme der Brüdersache, mußten doch die gehäuften Angriffe von außen, welche zum Theil von unläugbar frommen und gelehrten Theologen herrührten, und die Hemmungen im Innern, die sich vielfältig kund gaben, den Grafen zu mancherlei Nachdenken führen. Er war klug genug einzusehen, daß manches hier an einer mangelhaften, unzureichenden Leitung liegen müsse, und blieb auch über bestimmte Mißgriffe und Versehen, die er sich schuld zu geben hatte, nicht in Zweifel; dazu kamen seine öfteren Krankheiten, welche ihn in seiner Ueberzeugung nur bestärkten, daß er besser thäte, sich von der Gemeinde zurückzuziehen. Er machte demnach am 3. Februar 1741 den Brüdern seinen Entschluß bekannt, das Amt eines Gemeindevorstehers, welches

er bisher geführt, niederzulegen, indem er vorstellte, wie seine Person zwar früher der Gemeinde genützt, nunmehr jedoch ihr nur Schaden bringe; er sei ein vom Herrn gelähmtes Mitglied derselben, und wolle fröhlich im Staube sitzen, bis ihm Gott selbst heraushelfe; die Brüder möchten indeß der Arbeiter, die ihnen Gott gegeben habe, insonderheit der Gnade und der Gabe, der Treue und des Glücks seiner Gemahlin sich bedienen; wolle der Heiland ihm neue Gnade schenken, so werde er auch wieder zum Dienste ganz da sein. Jedoch willfahrte man seinem Wunsche keineswegs, und er mußte sein Amt einstweilen noch beibehalten. Während er nun nach gewohnter Weise Reden, Musterungen der Herzen, Predigten und andere erbauliche Uebungen hielt, fühlte sich sein bewegter Sinn aus diesem gewohnten Geleise abermals in die Ferne hingezogen, zu neuen, persönlichen Ausrichtungen, die mehr als feststehendes Geschäftswalten sein Beruf schienen. Dem Gedanken zu einer Reise nach Genf vereinigte sich mancherlei unverwerfliche Zweckmäßigkeit. Sein Sohn Christian Renatus sollte dort weiterstudiren; für die Brüdersache, zu deren Gunsten frühere Aussprüche Calvin's gelten konnten, war vielleicht die Billigung der dortigen Theologen zu gewinnen, und ein neuer kirchlicher und gelehrter Anhalt dieser Art in seinen Vortheilen unberechenbar; auch mußte in der Schweiz überhaupt von der Erscheinung einer Pilgergemeinde, wie er sie mit sich zu führen dachte, manches Ergiebige zu hoffen sein. Nach einigen für die Abwesenheit getroffenen Einrichtungen zu Marienborn und Herrnhaag, und nachdem sich die zum Mitreisen ausgewählten Brüder und Schwestern bei einem Liebesmahl auf Jesu Blut und Tod innig verbunden hatten, begaben sich die Pilger, gegen fünfzig Personen von allen Chören, allmählig auf den Weg; zuerst reiste die Gräfin mit ihrer Tochter und zweien Begleiterinnen, einige Tage später der Graf Christian Renatus mit einer Anzahl Gefährten, nach gleichem Zwischenraum andere Abtheilungen, endlich Zinzendorf selbst von mehreren Brüdern und den zwei Aeltestinnen Lawatschin und Linnerin begleitet, und eine sechste Abtheilung machte den völligen Beschluß. Erst nach fünf Wochen, zu Anfang des März 1741, war

die Gesellschaft wieder vollständig in Genf beisammen, wo mehrere Häuser zu ihrem Unterkommen erforderlich waren. Hier wurde nun sowohl in abgetheilten kleineren Gesellschaften, als auch im Gesammtverein, jede gewohnte Andacht geübt, alle Stunden des Tages, und selbst die der Nacht, hatten in wechselndem Gebet ihre bestimmte Anweisung; die Besuche, welche zu den eigentlichen Hausversammlungen, um Anstoß zu meiden, nur sparsam zugelassen, aber übrigens zahlreich empfangen und erwiedert wurden, gaben dieser Frömmigkeit eine günstige Wirkung auch in größerem Kreise. Zinzendorf ließ sich persönlich angelegen sein, insbesondre die Genfer Professoren und Pastoren mit seiner Sache bekannt zu machen; er fand kluge und wackre Männer, die seine Eröffnungen sehr bescheiden aufnahmen. Ein ausführliches französisches Sendschreiben über den Ursprung, die Geschichte, Zucht und Lehre der Brüder, von ihm an die vénérable compagnie des pasteurs et professeurs de l'église de Genève gerichtet, wurde von dieser durch eigne Abgeordnete beantwortet, welche dem Grafen als dem Bischofe der Brüderkirche für jene Mittheilung eifrigen Dank und viele gute Wünsche zu bezeugen hatten; allein zu weiteren Anknüpfungen wollte es nicht kommen, und zuletzt, als er ein französisches Textbüchlein den beiden Professoren Vernet und Lullin unvermuthet zueignete, konnte deren Höflichkeit nicht alle Befremdung und Widerspruch verbergen. Dem Grafen widerfuhr sonst von Behörden und Bürgern dieser gebildeten Stadt alle Ehre; er blieb in seinem Treiben ungestört, und hielt zuletzt auch einige Vorträge für die dortigen Erweckten in französischer Sprache; den Genfer Theologen übergab er dagegen lateinische Theses, die seinen Sinn von dem Heilande genau darlegen sollten. Seine Thätigkeit war unermüdet, und in seinem Eifer nahm er nichts anderes wahr, als was ihn grade innerlich erfüllte; durch Erweckung solchen Eifers mittelst geistlicher Gespräche führten seine Begleiter einst auf Gebirgswegen ihn sicher an Abgründen vorüber, die ihm, der unsicher zu Fuß und zum Schwindel geneigt war, wenn er sie bemerkt hätte, höchst gefährlich gewesen wären. Da indeß seine eigentlichen Zwecke nicht erreicht wurden, so reiste er nach zehnwöchent-

lichem Aufenthalte mit seiner Pilgergemeinde von Genf wieder ab. Ganz unvermuthet sammelte sich hiebei ein Haufen Uebelgesinnter, deren man bisher ganz unkundig gewesen, und verfolgten die Abreisenden mit Lärm und Hohn, und außerhalb der Stadt sogar mit Steinwürfen, die jedoch glücklicherweise unschädlich blieben.

Im Anfange des Juni war die ganze Pilgergesellschaft nach und nach wieder in Marienborn eingetroffen, und Zinzendorf hielt mit ihr zum Dank für die glückliche Heimkehr ein Liebesmahl. In seiner Seele war aber wieder ein neues Reisevorhaben inzwischen gereift, und er gedachte diesmal nach den englischen Niederlassungen in Nordamerika überzuschiffen. Er machte dazu alsbald nähere Vorkehrungen. Auf einer Synode zu Marienborn legte er sein Bischofsamt nun wirklich nieder, und veranlaßte, daß außer dem schon im vorigen Jahr erwählten Bischof Müller noch ein anderer bestellt wurde; die Wahl fiel auf Johann Nitschmann. Da jedoch für die ausgebreiteten und sich täglich mehrenden Geschäfte noch immer nicht hinlängliche Fürsorge getroffen schien, so wurden noch einige Brüder für den allgemeinen Dienst ernannt, welche mit den Bischöfen vereint unter dem Namen Generalkonferenz alle wichtigen Angelegenheiten zu besorgen hatten. An demselben Tage nahm Zinzendorf einen Herrn von Hermsdorf, der schon achtzehn Jahre sich zu ihm gehalten, in die Gemeinde auf; selbst bei den besten Freunden, wenn er sie nicht reif erkannte, wollte er hierin dem Heilande nicht vorgreifen, und kein Abwarten der rechten Stunde däuchte ihn zu lange. So geduldig er in dieser Beziehung sein konnte, so heiß brannte sein Eifer dagegen in anderer. Seine Arbeiten in der Gemeinde gingen bis zu seiner Abreise in gesteigertem Schwunge, seine Unterredungen der Reihe nach mit jedem Einzelnen durch ganze Chöre, seine Lieder aus dem Herzen, die Loosungen, die Lehrvorträge, alles zeigte von der Unermüdlichkeit seines glühenden Dranges; die letzteren jedoch, welche gedruckt wurden, gaben neuerdings großes Aergerniß, indem sie über die Gottheit Christi sich ohne Maß verstiegen, und so haltungslos und abschweifend ausfielen, daß nichts besseres zu thun blieb, als diese Reden, wie auch

von Seiten der Brüder und des Grafen nachher geschah, ganz preiszugeben. Nach solchen gehäuften Abschiedsarbeiten trat er endlich mit den Seinigen am 7. August die Reise an.

In Utrecht, Amsterdam und Heerendyk verweilte er einige Wochen, richtete an ein paar protestantische Geistliche in Deutschland, welche gegen die Brüder heftig schrieben, noch zuletzt Abmahnungsbriefe, die aber wieder als Bannbriefe verschrieen wurden, und schiffte dann nach London über. Hier wurde in einer Synode mit den Brüdern und Schwestern insonderheit die fernere Bedienung der Gemeinde überlegt, und man gerieth durch den Austausch so vieler Innigkeit und heißen Beeiferung, welche dieser Gegenstand hervorrief, in die erhöhteste Stimmung, die gleich bei dem nächsten Anlasse ihre merkwürdige Wirkung zeigte. Das Aeltestenamt über alle Brüdergemeinden war vor sechs Jahren dem Bruder Dober anvertraut worden, der dasselbe auf vieles Bitten so lange fortgeführt hatte, jetzt aber alles Ernstes niederlegte. Ihn zu ersetzen war schwierig, man sann vergebens umher, den rechten Mann zu finden, und blieb lange Zeit in rathloser Bekümmerniß. Da hieß es, wie Spangenberg erzählt, der selbst mit dabei war: „Wird nicht der Herr unser Heiland so gnädig sein, und dieses Amt selbst übernehmen? Er ist's doch allein, bei dem niemand einen Anstand hat!" Alle Anwesenden stimmten lebhaft ein, sie flehten mit herzinnigem Gebet den Heiland um Entscheidung an, und empfanden alsbald die Versicherung, daß er ihr Aeltester sein wolle; dies war in dem Sinne eines ganz besonderen Bundes gemeint; nicht nur der Hirt und Bischof ihrer Seelen, auch der Anwalt, Rathgeber und Fürsorger all ihrer kleinsten Umstände und Vorgänge sollte er sein, und jenes Amt wirklich dem ganzen Umfange nach durch die That verwalten! Dieser Beschluß wurde am 16. September unter größter Herzensbewegung gefaßt, und der 13. November als der Tag bestimmt, an welchem allen Gemeinden gleichzeitig durch einen Bericht des Grafen das Segensereigniß eröffnet werden sollte. Um die Sache noch fruchtbarer zu machen, beschloß die Synode, bei dieser Gelegenheit allen Abtrünnigen von der Gemeinde, die wohl gar als Feinde und Lästerer derselben

aufgetreten waren, Vergebung und Wiederaufnahme anzubieten, ein Beginnen, welches gewiß löblich gemeint war, aber durch unbedachten Eifer, ohne des Grafen Schuld, die Gestalt eines Ablaßbriefes bekam, woraus denn neue Verunglimpfungen erwuchsen, und der Tadel, welchen die ganze Sache erfahren mußte, sich nur vervielfältigte. Wirklich konnte dieser dem Heiland absonderlich aufgetragene Gemeindedienst einerseits überaus anmaßlich, andrerseits unziemlich spielend erscheinen, und so auch den Frommen wie den Weltgesinnten ein widerlicher Anstoß werden. Zinzendorf aber und die Seinigen waren durch die empfangene Gnade sehr beglückt, doch ohne sich darum erheben zu wollen; im Gegentheil fand er darin nur eine neue Aufforderung zur Demuth, und sagte: „Daß der Heiland unser Aeltestenamt bekommen, ist keine Schönheit von uns, sondern ein Mangel; wir haben niemand unter uns gefunden, der das Amt führen könnte; die geschickt und niedlich genug dazu waren, waren nicht unanstößig genug, und die unanstößig genug waren, die waren zu rauh. Darum waren wir absolut genöthigt, uns des Vortheils zu bedienen, daß der Heiland bei uns ist alle Tage.“ Bemerkenswerth ist auch, daß Zinzendorf in dieser Zeit zwischen den Stimmungen reinsten Frohseins auch denen tiefster Trauer und einsamsten Schmerzes nachhängen konnte. Auf der Synode in London wurde ferner eine wichtige Anordnung verabredet in Betreff der wirthschaftlichen Dinge. Bisher hatte Zinzendorf sein Vermögen und seinen Kredit angewendet, um für die Gemeinden oder Pilgerschaften die nöthigen Mittel aufzubringen, und die Gräfin war eine so treue als geschickte Hausmutter, die mit dem Beistande zweier Brüder besonders für die Pilgergemeinde gute Sorge trug. Jedoch in allen diesen Sachen wurde der Maßstab stets größer und die Geschäfte vielartiger, auch erforderten die Kinderanstalten, Kolonieen und Missionen oft unvorhergesehene Ausgaben. Zinzendorf liebte Geldeinsammlungen nicht, sondern rieth eher anzuleihen, wo die unaufgeforderten Hülfsgaben nicht ausreichten. Dies alles zu ordnen und zu verwalten wurde ein Diakonus, nachher mehrere, ernannt, und so durfte man auch diese Seite der Gemeinde nunmehr wohlbestellt glauben.

Der Graf nahm von seiner Gemahlin, die in England zurückblieb, herzlich Abschied; hingegen machte er seiner sechszehnjährigen Tochter Benigna den Antrag, ihn auf seiner Reise zu begleiten; ein Uebel am Fuß, den ihr die Aerzte deßhalb schon hatten ablösen wollen, hinderte sie nicht, sie willigte mit Zustimmung der Mutter freudig ein, und ihr Muth fand bald einen Lohn schon darin, daß ihr Fuß durch die Seereise unerwartet geheilt wurde. Einige Brüder und Schwestern, die sich der Bedienung der jungen Gräfin widmeten, gingen gleichfalls mit zu Schiff. Zinzendorf aber wollte sich weder auf ein Kriegsschiff begeben, noch unter Bedeckung eines solchen fahren, wiewohl damals bei dem Kriege, welchen Spanien und England gegen einander führten, die feindlichen Kaper sehr umherschwärmten. Einem Gefechte beizuwohnen wäre ihm schrecklicher gewesen, als in Gefangenschaft zu gerathen, und der Vorzug, den er deßhalb einem ganz unbewaffneten Schiffe gab, war auch ganz im Sinne der Quäker und Mennoniten, auf welche er in Amerika hauptsächlich zu wirken, und daher gleich zuerst einen günstigen Eindruck zu machen wünschte. Die Abfahrt geschah am 28. September 1741 von Gravesand bei widrigem Winde, der einige Zeit anhielt. Während der zweimonatlichen Seereise schrieb Zinzendorf wieder fleißigst; unter anderen eine Zuschrift an alle Obrigkeiten, unter welchen Brüder wohnten, mit der dringenden Bitte, die Lehre und den Wandel derselben gründlich zu untersuchen, bevor ein Ausspruch gegen sie gethan würde; ferner Briefe, und besonders Lieder, deren Born ihm jederzeit ergiebig floß. Mit Ende des Novembers kam er in Neuyork wohlbehalten an, und hielt gleich, da mehrere Fromme sich zu ihm einfanden, einige Versammlungen; begab sich aber dann nach Philadelphia, wo er ein Haus miethete, und sich nach seiner Art einrichtete. Dem englischen Gouverneur der Provinz Pennsylvanien meldete er seine Ankunft und sein lediglich auf die Verkündigung des Heilandes gerichtetes Absehen, mit dem Wunsche, daß von Seiten der Obrigkeit ein Beauftragter, der deutsch wüßte, seinen Vorträgen beiwohnte. Zunächst aber bereiste er das Land, um sich von dem Zustande der dort angesiedelten

Deutschen, deren Zahl in Pennsylvanien schon damals über hunderttausend war, mit eignen Augen zu unterrichten. Er fand hier am Flusse Delaware eine Brüderkolonie im Anbau, den alten Vater David Nitschmann, dessen Tochter die Gemeindeälteste Anna, und den Bischof Johann Nitschmann, nebst einigen Brüdern, welche als Boten zu den Indianern zu gehen im Begriff waren; aus diesem Anbau erwuchsen späterhin die blühenden Niederlassungen Nazareth und Bethlehem. Sein Besuch führte ihn über noch andere Orte nach Germantown, und von da nach Philadelphia zurück. Er war hier gleich anfangs unter dem Namen von Thürnstein aufgetreten, um durch seinen Grafentitel keinen Anstoß zu geben, denn die Bewohner jenes Landes waren durch religiöse Denkart wie durch bürgerliche Lage den europäischen Standesunterschieden abhold und fremd; allein da viele Leute, schon aus Widerspruch, sein Inkognito nicht gelten ließen, so glaubte er sich ernstlicher entscheiden und seinen Grafenstand öffentlich niederlegen zu müssen. Er that dies späterhin am 26. Mai als seinem Geburtstage, im Hause des Gouverneurs, vor vielen angesehenen Zeugen, worunter auch Benjamin Franklin, durch eine lateinische Rede, in welcher die Beweggründe seiner Handlung entwickelt wurden, wobei freilich auch der von allen Seiten unhaltbare, damit durch die üble Behandlung, welche er als ein Diener Jesu zu erdulden habe, der Gräflich Zinzendorfischen Familie ferner kein Tort geschähe! Die Rede war gedruckt, er forderte aber alle Abdrücke derselben wieder ein, und hinterlegte sie versiegelt, bis auf die Zeit, da diese Sache auch in Europa würde geordnet sein. Der Name von Thürnstein wurde aber dennoch wenig gebraucht, der Graf hieß den Meisten nur ganz kurz Bruder Ludwig oder Freund Ludwig, wie denn die Anrede Freund in jener Gegend durch die Quäker ohnehin schon ganz gewöhnlich war. Mit diesen Leuten indeß, die er doch vorzüglich im Sinne gehabt, gerieth er fürerst nicht in nähere Berührung, ihr Wesen hatte in sich selbst alle Haltung und Pflege, und bedurfte keiner neuen Aufhülfe. Anders war es mit den Lutheranern; nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten waren diese großentheils ohne Lehrer und

ohne kirchliche Ordnung; sie kamen daher häufig in des Grafen Hausversammlungen, und da ihnen sein Vortrag gefiel, und ächt Lutherisch dünkte, so trugen sie ihm die sonntägliche Predigt in dem Bethause auf, das sie mit den Reformirten gemeinschaftlich besaßen; nach einigem Zögern gab er denen, welche ein herzliches Verlangen darnach und Würdigkeit zeigten, auch das heilige Abendmahl. Er brachte ferner den Entwurf einer Lutherischen Kirchenordnung zu Stande, und bewirkte die Berufung eines Predigers, der das von ihm begonnene Werk fortsetzen sollte, da er selbst an dieser Stelle zu verbleiben nicht beabsichtigen konnte. Auch für die auf dem Lande zerstreuten Lutheraner besorgte er Schullehrer und besuchende Prediger. Dieser gute Fortgang wurde jedoch bald gestört; zuerst äußerlich durch einen gewaltsamen Ueberfall der Reformirten, welche den neuberufenen Lutherischen Prediger unter vielen Mißhandlungen aus der Kirche rissen, und sich den alleinigen Besitz derselben anmaßten, weßhalb Zinzendorf lieber auf eigne Kosten eine neue Lutherische Kirche bauen ließ; sodann von innen her durch einen aus Deutschland gesandten Lutherischen Prediger, der mit dem Grafen nicht einverstanden war, ihm entgegenarbeitete, und bald mit allen denen, welche bisher nicht zum Abendmahl zugelassen worden, den größeren Theil der Gemeinde auf seiner Seite hatte, so daß Zinzendorf, welcher in dem Manne sonst große Gaben und die ächte Lehre erkennen mußte, zu Verhütung weiteren Zwiespaltes sich zurückzog, ohne doch die eingerissene Trennung dadurch ganz aufzuheben.

In Betreff der übrigen Religionspartheien herrschte in Nordamerika die verwirrendste Mannigfaltigkeit; die verschiedenartigsten Sekten lebten in völliger Freiheit neben einander, und fielen in immer größere Trennung und Auflösung. Männer von Einsicht und Frömmigkeit hatten schon mehrmals versucht, eine heilsame Annäherung so vieler vereinsamten Glieder zu bewirken, und auch neuerdings war von Heinrich Antes, einem angesehenen deutschen Reformirten, ein Aufruf an alle Erweckten unter den Landleuten ergangen, über vereinigende Grundsätze und Anstalten in eine Berathung

zusammenzutreten. Zinzendorf wurde zu diesen Konferenzen eingeladen, welche in sieben jedesmal dreitägigen Synoden vom Januar bis in den Juni 1742 meist in Germantown gehalten wurden, und nahm an den Verhandlungen eifrig Antheil. Nachdem er auf der ersten Synode fast wie ein Beklagter sich gegen jede der besonderen Glaubensansichten hatte vertheidigen müssen, kam er schon auf der zweiten in solches Ansehen, daß er einstimmig zum Syndikus für alle folgenden erwählt wurde. Als solcher hatte er doppelte Mühe und Arbeit mit so vielen schwer zu behandelnden Sektengeistern, die hier zusammenkamen; doch brachte er alles auf gute Bahn, und einige Grundsätze zur Anerkennung, auf welchen sich glücklich weiterbauen ließ. So lautete gleich die erste Uebereinkunft: „Alle Arbeiter in allen Partheien, denen es um ihre und der Ihrigen Seligkeit zu thun ist, wollen sich kurz dazu resolviren, dem allgemeinen Heilande zugleich zu huldigen, ihn um Vergebung aller unter ihnen vorgegangenen Dinge anzuflehen, ihre unter sich habende Personalsachen gleich fallen zu lassen, ohne weiter daran zu gedenken; und hierauf, der unterschiedlichen Haushaltungen ungeachtet, sich über einen Hauptgrund zu vereinigen, und auf demselben so zu arbeiten, daß niemand dem andern in seiner Sprache mehr barbarisch vorkäme, der Jesum hätte oder redlich suchte." Ueber paradoxe Reden, die man den Sekten schon einigermaßen gestatten mußte, wurde festgesetzt: „Weil sich der Satan in einen Engel des Lichts verstellet, und die theuersten Wahrheiten mitprediget, um sie zu entkräften und tumm zu machen, wenn er ihren Lauf nicht hemmen kann: so ist des Heilands Methode, die Wahrheit herbe, derbe, ja paradox und so vorzutragen, daß sie so niemand annehmen kann, als der sie wirklich in der Kraft annimmt, unstreitig für Zeugen nöthig und unentbehrlich;" jedoch sollte dabei kein Leichtsinn, noch gelehrte und fürwitzige Kunst, sondern einzig frommer Zweck walten. Dies war ganz im Sinne des Grafen, der schon immer, nicht bloß aus angeborner Geistesart, sondern auch aus Ueberzeugung und Vorsatz, paradoxe Reden geführt, und sich dadurch vielen Vorwürfen bloßgestellt hatte. In dem Gedränge der Meinungen, deren jede immer gern wieder

allein gegolten und auf ihren Weg alle anderen fortgerissen hätte, bedurfte er nicht geringer Gewandtheit, Ausdauer und Sicherheit, um das Rechte, Vereinigende, nicht bei jedem Schritte zu verlieren, und sich selbst als Lutherischer Prediger zugleich und als Diener der mährischen Kirche zu behaupten. Nach Maßgabe jedoch, daß er einige Seelen wirklich zu seiner Sinnesart gewann, fielen andere wieder in die vorigen Wege ab, die Synoden wurden immer kleiner, mit Schmerz sah er die daran geknüpften Hoffnungen nach und nach wieder schwinden, und zuletzt blieb nur ein kleines Häuflein übrig, das zwar auch keine gemeinsame Verfassung nahm, aber in Liebe verbunden bleiben wollte, und sich daher die Gemeinde Gottes im Geist nannte; die Quäker, sogenannten Täufer, Siebentäger, Schwenkfelder und andere Sekten, an die er noch insbesondre geschrieben hatte, waren gar nicht erschienen, und hatten zum Theil schnöde geantwortet.

Von diesen wenig fruchtbaren Bemühungen wandte sich der Graf mit desto besserem Erfolge wieder zu seiner schon bestehenden Brüdersache. Eine Anzahl Brüder und Schwestern, welche bisher in Holstein gelebt, aber nach anfänglicher Begünstigung dort manche Störung erfahren hatten, wegen deren sie ausgewandert, kamen über England im Juni 1742 nach Philadelphia, und wurden in verschiedenen Abtheilungen nach Bethlehem befördert, wo sie mit den schon vorgefundenen Ansiedlern sich zu einer Gemeinde ordneten. Zinzendorf half ihre Einrichtung gründen, und hielt ihnen sowohl, als den aus der Nachbarschaft herbeiströmenden fremden Hörbegierigen erbauliche Vorträge. Hier stimmte er auch, nach gründlicher Ueberlegung der Sache im Gemeinderathe, gern dem einmüthigen Beschlusse bei, den siebenten Tag der Woche als einen Ruhetag zu feiern. Schon längst hatte er diesen Tag, welcher allein der göttlichen Einsetzung des Sabbaths zu entsprechen schien, besonders geehrt, anstrengende Leibes- oder Gemüthsarbeit an demselben gern unterlassend, und lieber andächtige Festlichkeiten in die Stelle gesetzt, Versammlungen zum Gebet oder Liebesmahle der Kinder und Erwachsenen, wobei die Hausdiener ebenfalls mitfeierten, indem nur Thee und Weißbrot gereicht wurde, was leicht bereitet

war. Doch legte er auf diese Feier keineswegs den Werth, welchen die sogenannten Sabbather in England so damit verknüpften, daß sie nun den Sonntag dafür als Werktag behandelten, und darüber in Strafe kamen; im Gegentheil war ihm der Sonntag stets ein heiliger Tag, für den Gottesdienst wie für die bürgerliche Ordnung höchst wichtig, und jetzt in keinem Falle zu beeinträchtigen; nur für den Sabbath, von welchem die Schrift redet, und welches nur der siebente, nicht der erste Tag der Woche sein kann, wollte er ihn nicht halten. Seine Arbeit in Bethlehem war sehr gesegnet, und wurde dankbar von den Brüdern und Schwestern anerkannt. Anna Nitschmann schrieb von dieser Zeit an die Gemeinde in Europa: „Wie schön und lieblich es in Bethlehem aussieht, kann ich euch nicht beschreiben. Es ist mir in meinem ganzen Leben noch nie so wohl, als da, gewesen. Wir waren einen Monat alle beisammen, als die Gemeinde hinzog und eingerichtet wurde. Wir liebten uns wie die Kinder. Das thut das herzliche Gotteslamm, das macht aus seinen Sündern solche selige Gnadenkinder. — Unser gewiß theurer und lieber Bruder Ludwig wird nun jetzt seine Reise zu denen Wilden endigen, und dann noch ein und anderes in Pennsylvanien und den Gemeinden in Ordnung setzen. Pennsylvanien hat zwar sehr lieblos an ihm gehandelt, sonderlich die dasigen Feinde des Kreuzes Jesu und seines seligen Sünderkirchleins; doch haben sie nichts ausgerichtet. Der Herr ist mit uns.“ Die Gemeinde erhielt die besondre Bestimmung, gleich der Pilgergemeinde in Europa, nicht nur für sich des Heils zu pflegen, sondern dasselbe auch für andere wirksam zu machen; daher sie auch eine gemeinschaftliche Haushaltung zu führen, und den Ertrag ihrer Tagesarbeiten, nach Abzug des ihr selbst Unentbehrlichen, zu den Zwecken und Anstalten der Brüder überhaupt, und insonderheit zu den Missionen unter den Indianern, anzuwenden beschloß. Damit solches glückliche Gedeihen nicht ohne Beimischung bliebe, drohte jedoch von ganz unerwarteter Seite plötzlich eine schlimme Störung. Die Indianer sprachen den Grund und Boden, wo die Brüder die Niederlassung Nazareth angelegt, als ihr Eigenthum an, und wollten darauf nicht ver-

zichten. Eine große Verlegenheit entstand hieraus für Zinzendorf; er hätte diesen armen Wilden das Land gern überlassen, oder es ihnen auf's neue abgekauft, allein die Frage knüpfte sich höher an das Recht der englischen Landesherrschaft, und diesem durfte er nichts vergeben; der Gouverneur von Pennsylvanien befahl auch wirklich, die Indianer sollten weggewiesen werden; aber diese blieben darum nicht weniger, und behaupteten ihre Ansprüche. Erst nach gemeinsamer Erörterung der Sache in Philadelphia, und nach Einsicht der ursprünglichen Kaufbriefe der ersten Ankömmlinge, welche den Indianern das Land abgekauft hatten, erkannten diese selbst, daß jener Boden ihnen nicht gehöre, und ließen die Brüder in dessen ungestörtem Besitz; doch sorgte Zinzendorf dafür, daß ihnen gleichwohl nochmals der höchste Preis, den sie selbst gefordert hatten, aber als Geschenk, ausgezahlt wurde.

Er dachte nunmehr auch ernstlich an Ausführung seiner eignen Missionsversuche unter den Indianern. Gegen Ende des Juli begab er sich auf die Wanderung, begleitet von seiner Tochter Benigna und von mehreren Brüdern und Schwestern, welche sein Unternehmen theilen wollten. Der erste Ausflug geschah über die blauen Berge zu den Delawares, einem der Stämme, die von den Irokesen oder dem Bunde der fünf Nationen, wie dieser kriegerische Volksverband hieß, kürzlich unterjocht worden. Man machte mit diesen Leuten, welche des Umgangs mit Europäern schon kundig waren, gute Bekanntschaft, wohnte unter einem Gezelt neben ihren Hütten, und predigte ihnen das Evangelium unter mancherlei Ungemach nach bestem Vermögen; ein Erfolg wollte sich indeß von dieser Bemühung, wobei ein schon bekehrter Indianer nothdürftig als Dolmetscher diente, fürerst nicht zeigen. Auf einer anderen Reise, in der Mitte des August, traf er zu Tulpehokin mit dreien Sachems oder Häuptlingen zusammen, welche grade von Philadelphia, wo sie den Friedensbund der fünf Nationen mit der Regierung von Pennsylvanien erneuert hatten, in ihre Heimath zurückkehrten; diese Gelegenheit ergriff er sogleich, um gute Verbindung anzuknüpfen, und ließ den Männern bedeuten, er habe

weder Land zu kaufen im Sinne, noch Handel zu treiben, aber eine Botschaft Gottes sei ihm an sie und ihre Völker aufgetragen, um ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen, sie möchten erklären, ob sie diese Botschaft gestatten wollten? Der Friedensrichter und Regierungsdolmetscher Weißer, aus Neigung dem Grafen folgend, verständigte die Indianer in ihrer Sprache über den Zweck und die Meinung desselben, und gab ihnen dem Herkommen gemäß zugleich ein Geschenk. Sie besprachen sich unter einander, fanden die Botschaft ehrenwerth, und hießen den Grafen und seine Brüder willkommen, indem sie zugleich das urkundliche Zeichen ihrer zuverlässigen Gesinnung, eine Schnur aufgereihter, nach ihrer Zahl genau bemerkter Korallen, Wampom genannt, darboten. Auf dieser Reise begegnete ihm der seltsame Zufall, daß er an einem Sonntage, den er um der Puritaner willen mit Bedacht durch Rasten feierte, nebst seiner Tochter und einem Gehülfen abends beim Aufschreiben eines Liedes, das er eben auf die Indianer verfertigt hatte, von einem Friedensrichter überrascht wurde, der sie am folgenden Tage durch den Konstable verhaften ließ, und alle drei als Sabbathschänder in Geldstrafe nahm, wogegen alle Einwendung nichts fruchtete. In Chekomeko, jenseits der blauen Berge, wohin er bald mit zunehmendem Gefolge zog, fand er einige schon bekehrte Indianer, für welche er zweckmäßige Einrichtungen anordnete; der neuen Bekehrungen blieben aber wenige, weil er weder die Absicht noch selbst die Geschicklichkeit hatte, eine große Zahl dieser Halbwilden fürerst äußerlich anzuwerben, wobei die innere Neigung nur allzuoft ausblieb, und nach kurzem Versuch die vorige Gewohnheit leicht wieder siegte. Eine andere Reise zu den Indianern an dem Flusse Susquehanna nach Schomokin, Otstonwakin und Wajomik, damalige Wohnorte herumziehender Stämme, hatte gleichfalls wenig Erfolg, dagegen größtes Ungemach, indem die Wildniß der Wälder nicht Bahn noch Zufluchtsorte bot, bald Fluß und Sumpf, bald Baumfälle und Steilhöhen den Schritt hemmten, und bei der schon gras- und laublosen Jahrszeit auch inmitten der Waldung das Futter für die Pferde mangelte. Die Indianer im Allgemeinen bezeigten dem Grafen wohl Achtung

und Aufmerksamkeit, aber doch machten die Schawanos, ein besonders grausamer Stamm, den Anschlag, ihn mit seiner ganzen Begleitung zu ermorden, welches nur eben noch, indem ein unerklärbares Angstgefühl den Dolmetscher, welcher nach anderer Gegend verschickt war, zu beschleunigter Rückkehr trieb, wie durch ein Wunder entdeckt und gehindert wurde. Nach vielen anderen überstandenen Gefahren und Beschwernissen kamen doch Alle am 9. November wieder in Bethlehem glücklich an.

Mit unermüdeter Thätigkeit ging Zinzendorf sogleich wieder an andere Arbeiten, zu welchen Anlaß oder auch nur Raum war. Die Gemeinde in Bethlehem, nach ihrem Bedürfniß im Ganzen, so wie nach dem eines jeden einzelnen Mitglieds, die Missionen der Brüder in Nordamerika und in Westindien, die nicht aufgegebene Einwirkung auf die vielartigen Religionspartheien in Pennsylvanien, die Anlegung von Schulen und Erziehungsanstalten, deren eine für junge Mädchen in Germantown an der Gräfin Benigna selbst eine thätige Gehülfin hatte, ferner die Predigten und Erbauungen, die er seinen lieben Deutschen aller Orten zum Abschied halten wollte, und zum Theil, bei dem Mangel an Kirchen, auch in Scheunen und Häusern zu halten sich bequemte, sodann Aufsätze und Büchlein mancher Art und Sendschreiben, die er drucken ließ, — diese Gegenstände insgesammt zeugten von dem Umfang und der Kraft seines Eifers, der zwar in stetem Wechsel begriffen war, aber überall, wo er, wenn auch nur auf kurze Zeit, einwirkte, die Sachen gefördert ihrem Weitergang überließ. Leider mußte er in aller dieser Thätigkeit auch erfahren, daß die Mischung der sittlichen Stoffe, worin die gesellschaftliche Welt sich gährend fortbewegt, in der neuen Welt nicht anders, als in der alten, beschaffen sei. Das Auffallende der Erscheinung des Grafen war den meisten Leuten schon genug, ihn zu verdammen; den Einen war es anstößig, daß er in leinenen Sommerkleidern, wie ein geringer Mann, zum Theil zu Fuß umherwanderte, den Anderen hingegen, daß sie ihn von den Seinigen gleichwohl als einen vornehmen Mann geehrt und fast immer von zahlreichem Gefolge begleitet sahen. Man spottete seiner in den

öffentlichen Blättern, man verfolgte ihn mit Schimpf und Verläumdung, und sparte auch die schändlichsten Beschuldigungen nicht. Anfangs suchte er solchen Angriffen Einhalt zu thun, und erließ zu diesem Zweck ein paar Briefe, welche Benjamin Franklin in seine Zeitung aufnahm, allein die Bosheit mied den offenen Kampf, und hielt sich in schleichender Tücke schadlos. Manche Prediger, in ihm einen Feind ihrer Zunft sehend, erklärten ihn für den falschen Propheten, für das gräuliche Thier aus der Offenbarung Johannis. Man wollte erfahren haben, er sei wegen Trunkenheit und sonstigen schlechten Lebenswandels in Deutschland ganz verrufen und zum Fortgehen genöthigt gewesen, habe darauf die Tochter eines Schiffslieutenants entführt, die er jetzt für seine Tochter Benigna ausgebe, mit dieser Person lebe er in Unehren, und wäre sie wirklich seine Tochter, so stelle sich die Sache nur um so gräuelhafter; andere Verläumdungen kamen ihm aus Europa nach, er habe es nicht aushalten können, von seiner Geliebten, der ehemaligen Aeltestin Anna Nitschmann, getrennt zu leben, nur ihretwegen sei er nach Amerika gereist, um seinen sündlichen Umgang mit ihr fortzusetzen. Die Tändeleien, welche dem Grafen, wie mit anderen theuren Personen, so auch mit diesem Frauenzimmer gewöhnlich waren, daß er sie seine Nitsch-Annel nannte, und anderes dergleichen, wurden zum Beweise des unrechten Wandels angeführt. Wir gedenken dieser abscheulichen Nachrede mit Bedacht, weil jedes Zeitalter seine höchsten und würdigsten Ehrenmenschen gern vermglimpft, und in dem Spiegel dessen, was schon dagewesen, ihm nicht oft genug vorgehalten werden kann, wie groß und rein doch stets das Edle aus der abfließenden Verläumdung sich wieder emporhebt! Zinzendorf konnte jedoch unter solchen Widrigkeiten in Amerika die Schwingen weniger entfalten, als in Europa, in dessen Bildung, bürgerlicher Einrichtung, und eingeübten Verhältnissen bei allem Wechsel doch immer grade ihm die größten Vortheile gesichert blieben. Auch riefen die zahlreichsten Anforderungen ihn lebhaft dorthin zurück. Nachdem er also noch mancherlei für das Gedeihen der Brüder geordnet, in Pennsylvanien guten Samen ausgestreut, und

zuletzt in Philadelphia mit Predigten und Reden Abschied genommen, schiffte er sich am 9. Januar 1743 zu Neuyork mit seiner Tochter, mit Anna Nitschmann, und sonstiger Begleitung ein, und ging nach England unter Segel. Die Seefahrt war glücklich, bis am 14. Februar ein heftiger Sturm das Schiff an die Klippen von Scilly zu werfen drohte; der Kapitain, selbst ein Frommer, und das Schiffsvolk ersahen schon den gewissen Tod, Zinzendorf allein war heitern Sinnes, verkündete Allen sichres Landen, und fügte die bestimmte Vorhersagung hinzu, daß der Sturm nach zwei Stunden vorüber sein würde; man achtete dieser Tröstung wenig, als aber die genannte Zeit um war, ersuchte er den Kapitain, auf dem Verdeck nach dem Wetter zu sehen, und wirklich legte sich der Sturm in den nächsten Minuten. Der Kapitain befragte nachher den Grafen, was es mit seiner Vorhersagung für eine Bewandtniß gehabt, und dieser stand nicht an, im Vertrauen, daß kein Mißbrauch davon gemacht würde, Folgendes ihm darüber zu sagen: „Es sind schon über zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heiland einen herzvertraulichen Umgang habe. Wenn ich nun in gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, daß ich genau untersuche, ob ich daran schuld sei oder nicht. Finde ich nun etwas, damit er nicht zufrieden ist, so falle ich ihm gleich zu Füßen, und bitte um Vergebung. Da vergiebt mir's dann mein guter Heiland, und läßt mich gemeiniglich zugleich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg vorher wissen zu lassen, so bin ich stille, und denke, es ist das Beste für mich, daß es mir unbekannt bleibe. Dasmal aber hat er mich es wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern würde." Wir haben in unserer Erzählung dergleichen Züge nicht ausgelassen; daß sie einer sehr verschiedentlichen Beurtheilung anheimfallen, können wir nicht hindern.

In Dover am 17. Februar gelandet, reiste Zinzendorf sogleich nach London und von da weiter nach Yorkshire, wo Spangenberg unter den zahlreichen Brüdern mit vielem Segen thätig war. An diesem gedeihlichen Fortgang erquickte sich sein Herz, und stärkte sich zu vielem Ungemach und Arbeiten,

die ihm bevorstanden. Ueber Cambridge und Broadoaks, an welchem letztern Orte, den er Lambsinn nannte, die Brüder auf dem gemietheten Schlosse ihre Kinderanstalt hatten, und seine Tochter Benigna kurze Zeit verweilte, kam er am 11. März nach London zurück. Hier hatten die Brüder, weil die obrigkeitliche Erlaubniß für ihre gottesdienstlichen Versammlungen sie unterscheidend benennen mußte, sich als mährische Brüder angegeben; dies widersprach den Hauptgrundsätzen und Absichten, welche Zinzendorf bisher befolgt hatte, gradezu; er meinte in dem von ihm gestifteten Religionswesen nicht ausdrücklich die mährische Kirche zu verstärken, wobei sein Unternehmen einerseits beschränkt und andrerseits mannigfach gefährdet bleiben mußte, sondern wollte die fromme Gemeinschaft, welche sich durch sein Wirken gestaltet hatte, in alle bestehenden christlichen Kirchen hineinbilden oder aus ihnen entwickeln, wodurch sein Werk an jedem Orte seine besondre Sicherheit und mit einem universellen Karakter den weitestausgedehnten Wirkungskreis erhielt; schon von Philadelphia her hatte er gegen jene Benennung Einspruch gethan, jetzt aber, da sonst alles in kräftigem Gedeihen und deßhalb schon weniger auch für ihn biegsam war, sah er die Sache in England kaum zu ändern, und fügte sich schweigend darein. War auf solche Weise die Anbrüderung mit der englischen Kirche versäumt, so wollte er doch wenigstens von den ihr scharf entgegengesetzten Methodisten geschieden bleiben, und wandte die Gefahr einer Vermischung mit ihnen eifrig ab, indem er gegen die beiden Wesley, die Stifter der Methodisten, eine Erklärung ausgab, und an ihren Prediger Whitefield, der sich den Brüdern wiederholt genähert hatte, ein ernstliches Schreiben erließ. In der Gemeinde selbst wirkte er mit belebender Thätigkeit, ließ sich der Reihe nach Person für Person vorstellen, und sprach mit jeder einige Worte, hielt besondre Homilien für die Chöre, engere und allgemeinere Versammlungen, und jeden Tag in der Brüderkirche öffentlich eine deutsche Predigt, von der am folgenden Tage dann auch eine englische Uebersetzung vorgelesen wurde; ja er wagte sogar, um einiger anwesenden Franzosen willen, zum erstenmal französisch zu predigen.

Auch in einer Gesellschaft, welche sich zu dem Zweck, unter den Heiden das Evangelium zu befördern, in London gebildet hatte, und den Missionen der Brüder hülfreich wurde, nahm er öfters berichtend und vorschlagend das Wort. Mit Vornehmen, Gelehrten und Frommen, die sich günstig bezeigten, fand ein freundlicher Umgang Statt, der unter anderen auch die erste Einladung für die Brüder, ihre Sache nach Schottland zu verpflanzen, veranlaßte. Doch konnte er dieses Wirken in England nicht lange fortsetzen, denn dringend rief die Lage der Sachen ihn nach dem Festlande. Auch dort offenbarte sich in dem Brüderwesen ein starker Hang, die Gestalt eines seiner Theile zu der des Ganzen zu machen, und überall sich als zur mährischen Kirche gehörig aufzustellen. In Holland, auf dem Herrnhaag, in Gotha, Berlin, und anderen Orten, war dieser Zug nicht weniger als in England hervorgedrungen. Die Bischöfe und Aeltesten, welche mit Beihülfe einiger anderen Brüder, unter dem Namen der Generalkonferenz, in Zinzendorf's Abwesenheit mit Leitung der Geschäfte beauftragt waren, hatten darin unläugbar sehr viel geleistet, aber sie waren viel weiter gegangen, als sie nach seiner Meinung gehen sollten, sie hatten seinen Sinn wie seine Zustimmung außer Acht gelassen, neue Dinge kräftig unternommen, und indem sie sich mannigfachen Gelingens freuten, nur um so mehr alles verwirrt und gefährdet. Zinzendorf sah die Nothwendigkeit, die Sachen wieder ganz in seine Hand zu nehmen, das Gethane möglichst aufzuheben, und sein leitendes Ansehen gründlich herzustellen. In einer Sache, welche sich vor anderen anfaßlich darzubieten schien, that er dies unverzüglich noch von London aus. Der Graf von Promnitz, ein reicher Standesherr aus Schlesien, hatte das Gut Neudietendorf bei Gotha gekauft, um eine mährische Gemeinde dort aufzunehmen, und die Ansiedelung war bereits angefangen, obgleich die Kirchenverfassung des Landes entgegen war. Hier keine weitere Verwickelung entstehen zu lassen, schrieb Zinzendorf sogleich an den Herzog, tadelte das Unternehmen als unbefugt und voreilig, und erklärte, nicht eine mährische, sondern nur eine Lutherische Brüdergemeinde, nach dem Beispiele von Herrnhut, in Gotha beabsichtigen zu

können, im Fall man hiezu die Hand böte; und an die schon hingezogenen Gemeindeglieder erließ er eine Abberufung, die auch alsobald befolgt wurde. Nicht überall jedoch war es leicht oder überhaupt statthaft, so zurückzuwirken, und Zinzendorf verkannte nicht, welch schwierigen Aufgaben er entgegenging.

Er landete in Rotterdam im Anfang Aprils, und eilte nach dem Haag, wo er seinen Sohn Christian Renatus fand, der ihm ganz verändert und aus früherer Dumpfheit jetzt erst als geistlich erweckt erschien. Auch traf er hier Abraham von Gersdorf als Abgeordneten der Brüderkirche, der ihm wohl sonst lieb, aber dessen Geschäftstrieb bei den Generalstaaten von Holland ihm schon nicht genehm war. In Amsterdam, wo er den 4. April ankam, traf er die Bischöfe und Aeltesten, welche auf die Nachricht seiner Rückkehr sich daselbst eingefunden hatten, und seiner harrten, um ihn zu bewillkommen und ihm von ihrer Verwaltung Bericht zu geben. Er hielt sogleich ausführliche Erörterung mit ihnen, tadelte sie wegen ihrer Unberücksichtigung seines Vorsteheramtes, welches er, zwar wider seine Neigung, aber doch in der That behalten habe, und daher auch zu handhaben verpflichtet sei, fand unbegreiflich, daß sie so viel Wichtiges und Neues angefangen, ohne seinen Rath und seine Billigung zu vernehmen, die sie auch aus Amerika sehr wohl hätten schriftlich einholen können, und machte sie auf so manches Nachtheilige und Bedenkliche aufmerksam, das in dem Gewirkten selbst lag. Zwar gab er billigen Gegengründen seinerseits auch wieder Raum, und ließ sich über einiges beruhigen, aber im Ganzen bestand er auf seinem ausgesprochenen Sinn. Einen befremdlichen Eindruck mußte auch der Graf von Promnitz auf ihn machen, den er in Amsterdam zuerst kennen lernte; dieser war in die Brüdergemeinde erst vor kurzem aufgenommen und sogleich in bedeutenden Geschäften gebraucht worden, denen das persönliche Gewicht einer vornehmen Vertretung wohl zu Statten kommen durfte; Zinzendorf war von jeher, dem Spruche des Apostels gemäß, daß nicht viel Edle, nicht viel Weise berufen sind, mißtrauisch gegen den Eintritt der Vornehmen und Gelehrten in

die Gemeinde, und fand in Betreff solcher besondere Vorsicht und Prüfung nöthig; sein eignes Beispiel hielt er für eine Ausnahme, nach welcher vielleicht kein anderes zu beurtheilen sei; hier sah er nun zum erstenmal in der Gemeinde einen Mann, der ihm durch Geburt, Vermögen und Weltbildung äußerlich etwa gleichzustehen scheinen konnte, der ebenfalls dichtete oder reimte, und dessen frommer Eifer im Glanze solcher Vortheile auch in der Gemeinde leicht Ansehen und Einfluß davon trug, und schon auf Stufen der Wirksamkeit gehoben war, welche, wie die ihm aufgetragenen Geschäfte in Berlin und Gotha, dem Syndikus der Gemeinde oblagen; ohne ihm grade Eifersucht aufzuregen, von welcher Zinzendorf gewiß weit entfernt war, mußte ihm doch solch äußerliches Nachbild seiner selbst höchlich mißfallen, und sein persönliches Gefühl sich mit dem des Rechtes, der Ordnung und des Gemeinwohls verbinden, um alles auf sein natürliches Maß zurückzuführen. Er sprach sich unverhohlen darüber aus, sowohl gegen Promnitz selbst, dessen redliches und frommes Gemüth er liebend anerkannte, als auch gegen die Aeltesten, welchen er die Gefahr jedes unwachsamen Schrittes vorhielt. Das Syndikat der Brüderkirche, welches Amt während seiner Abwesenheit sich in mehrere Hände schwankend vertheilt hatte, nahm er fest und bestimmt als das seine wieder auf. Durch eine französische Denkschrift an die Generalstaaten setzte er, was Gersdorf nicht gehörig gethan, das Verhältniß der mährischen Kirche in das rechte Licht, und die Brüder blieben fortan in Holland unangefochten. Aber sein Wiedereingreifen mußte nun sofort auch in Deutschland wirksam werden, und nach einem Besuch in Heerendyk reiste er am 20. April über Utrecht nach der Wetterau.

Im Herrnhaag war die Gemeinde bei seiner Ankunft grade zum Bettage versammelt, und er hielt sogleich eine Rede an sie, worauf er noch vielerlei von seinen Reisen und Verrichtungen erzählend mittheilte. Am folgenden Sonntage predigte er, hielt jedem Chor eine Homilie, und sprach die ledigen Brüder Mann für Mann, mit den Helfern und Hauptarbeitern aber hatte er ausführliche Unterredungen. Die Chöre besprach er eifrig, und dichtete für sie besondre

Lieder, unter welchen die für das Chechor freilich im Ausdruck nicht die besonnensten waren. Bald war er mit den innersten Zuständen der Gemeinde, wie mit ihren äußeren Verhältnissen, wieder ganz vertraut, und konnte nur um so klarer einsehen, welche bedeutende Ablenkung alles von dem früheren Wege genommen hatte, und wie durch anderes Wirken und Ansehen das seinige zum Theil ersetzt und abgeschlossen war. Seinem Sinne gradezu entgegen war die Gemeinde im Geistlichen und Weltlichen auf einen ganz neuen Fuß gesetzt. Anstatt im Herrnhaag eben so an die reformirte, wie in Herrnhut an die Lutherische Kirche, sich anzuschließen, hatten die Brüder durch einen neuen Vertrag mit dem Landesherrn, dem Grafen von Isenburg-Büdingen, sich ausdrücklich zur mährischen Kirche und unter deren Bischöfen stehend bekannt; andrerseits waren sie auf ein Darlehn eingegangen, welches, unter Vermittelung des schon erwähnten Benning von Amsterdam, theils für den Grafen von Büdingen, theils für den Grafen von Meerholz bewirkt worden war, wogegen ersterer den Ort Leustadt mit Schloß und Kirche, letzterer das Schloß Marienborn auf dreißig Jahre an Benning verpfändet hatte. Zinzendorf mußte im letzten Augenblick, da Benning doch die Geldsumme nicht sogleich aufbringen konnte, hiezu noch mitwirken, obgleich er die Sache, wie sie gestellt war, ganz mißbilligte. Das theologische Seminarium zu Marienborn, welches später nach Lindheim verlegt wurde, fand er ebenfalls in einer Richtung, die ihm äußerst bedenklich schien. Unter der wohlmeinenden Leitung des sehr gelehrten Bischofs Polykarpus Müller war dasselbe tiefer in die Schulweisheit gerathen, als mit der Einfalt und Kindlichkeit, welche die Brüdersache doch bewahren sollte, verträglich dünkte. Doch sah er für den Augenblick ohne große und zweifelhafte Störung allen diesen Dingen keine Abhülfe, sondern wollte erst wieder sein Ansehen und seinen Einfluß im Stillen nach und nach gehörig erstarken lassen. Er hielt sich von allen Geschäftsberathungen einstweilen entfernt, und nahm nur an den Erbauungen und Seelenarbeiten der Gemeinde, an diesen aber sehr innig und lebhaft Theil. Er predigte in der Schloßkirche zu Marienborn und auf der

Nonneburg, die von den Brüdern gemiethet und der Wohnort einer kleinen Gemeinde war, und zeigte sich unermüdet im Dienste des Heilands. Nach Verlauf einiger Wochen traf in Marienborn auch der Theil seiner aus Pennsylvanien mitgekommenen Begleiter ein, der von Holland her auf dem Rhein langsamer nachgereist war, und am Tage nachher kam auch die Gräfin daselbst nach langer Abwesenheit wieder an. Diese Dame hatte es dem Gemahl an Unternehmungseifer und Reisefertigkeit inzwischen muthig nachgethan, war nach Herrnhut und Ebersdorf, wo schon seit einiger Zeit die Gemeinschaft mit Herrnhut stockte, darauf nach Berlin, und endlich sogar nach Kopenhagen und Sankt-Petersburg gereist, um für das Reich des Heilands zu wirken; sie hatte auch die Königin von Dänemark gesprochen, in Rußland aber bei der Kaiserin keinen Zutritt erlangt, sondern durch ihren Aufenthalt in Liefland sich sogar Ungelegenheiten ausgesetzt, indem sie beschuldigt worden war, eine neue Sekte stiften zu wollen, wogegen der Graf, als er die Sache vernahm, nachdrückliche Verantwortungsschreiben, sowohl an russische Staatsbeamte, als an die heilige Synode der russischen Kirche ergehen ließ. Die Gräfin war auf diesen Reisen von ihrer Begleitung Mama genannt worden, und wurde von Einigen fortwährend so genannt; dies brachte den Grafen, für den man schon längst keine ganz angemessene Anrede zu finden wußte, der in Pennsylvanien zwar Freund Ludwig oder Bruder Ludwig, in Deutschland aber meist wieder gnädiger Herr genannt wurde, auf den Gedanken, sich Papa nennen zu lassen. Bald geschah dies allgemein, selbst in Schriften und von Fremden, und wurde dadurch ärgerlich. Der Anklang von Pabst lag fast bedenklich nah, und als ein Bruder ihm vorhielt, Christus habe seinen Jüngern ausdrücklich verboten, jemanden Vater zu heißen auf Erden, wies er zwar jede Mißdeutung, als habe er das Wort in höherem geistlichen Sinne genommen, unwillig von sich ab, suchte aber doch den Gebrauch sofort einzustellen, und mußte in die frühere Verlegenheit ferner sich ergeben.

Durch die Anwesenheit seiner Gemahlin und die wieder zahlreichere Umgebung der Getreuen, die ihn auf der Reise

begleitet hatten, fühlte er sich auf's neue gestärkt und ermuthigt, und konnte, auf dieses Häuflein gestützt, schon kräftiger auftreten. Um das Vertrauen und die Freudigkeit, deren das Bestehen und Handeln inmitten von Widrigkeiten so besonders bedarf, noch mehr zu sichern und zu erhöhen, schloß er mit jenen Brüdern und Schwestern einen engeren Bund, der aber nur auf Einfalt und Innigkeit des Herzens ging; auf diesem reinen Grunde gedieh dann von selbst manch edle Frucht, die für das Ganze zu nutzen war. Die Verbindung dauerte einige Zeit mit großem Nutzen fort, sie wirkte, wie jede kleinere Gesellschaft, nur um so feuriger; nachdem sie jedoch ihren Zweck erfüllt und sich dabei zu größerer Anzahl ausgedehnt hatte, hob Zinzendorf, von sichrem Takt hierin geleitet, sie zu rechter Zeit wieder auf, und vermied so jeden Abweg, der weiterhin daraus entstehen konnte. Diese Getreuen, mit ihm Gewanderten, verblieben indeß vorzugsweise als Glieder der Pilgergemeinde um ihn, die für den Dienst des Heilands jederzeit fertig ihn bald mehr bald minder zahlreich umwallte. Mit neuer Kräftigung wandte er sich nun wieder auf das Allgemeine der Brüdersache, und beschloß ihre wichtigeren Verhältnisse gründlich vorzunehmen. Eine Synode, welche auf seinen Betrieb zum 1. Juli nach Hirschberg im Voigtlande ausgeschrieben wurde, sollte diesem Zweck entsprechen. Der Graf verabschiedete sich mit der Gemeinde zu Herrnhaag in gewohnter Weise, Erbauungen und Geschäfte drängten sich, die Chöre wurden bearbeitet, Brüder und Schwestern zu Aemtern eingesegnet, Lieder gesungen und Reden vorgetragen, endlich das Abendmahl genommen, alles in fortdauerndem Zuge von zwei Uhr nachmittags den Abend und die Nacht hindurch bis um 5 Uhr morgens. Dann reiste er mit großem Gefolge von Brüdern und Schwestern nach Hirschberg ab, wo er am 30. Juni eintraf, und gleich am folgenden Tage die vorbereitenden Konferenzen anfingen.

Um die hier gepflogenen Verhandlungen richtiger einzusehen, bedarf es eines Rückblicks auf einige Umstände damaliger politischer Welt. In Preußen war durch den Tod König Friedrich Wilhelms des Ersten ein völliger Umschwung eingetreten, der Sinn und Geist seines Nachfolgers bewegte Staat und Volk in ganz neuen Richtungen, und besonders zeigten sich für religiöse und kirchliche Angelegenheiten ganz veränderte Aussichten. Man kannte den jungen König als einen Gegner alles dessen, was auf überliefertem Wunderglauben ruhte, aller Schwärmereien und Satzungen, die sich dem Gemeinbegreiflichen nicht anschlossen, oder ihm gar widersprachen; für kirchliches und geistliches Treiben schien da überhaupt nicht viel zu hoffen, ein Mann wie Zinzendorf aber dem lebhaften Jünger und Freunde Voltaire's gar zum Gespött sein zu müssen; die Feinde, welche den Schutz und die Gunst des Grafen bei dem vorigen Könige schon mit tiefem Neid angesehen, triumphirten in ihrer Schadenfreude, daß es mit jener Stütze nun vorbei sei, und manche heftigere Gemüther übersahen um solcher Befriedigung willen gern den Nachtheil, der auch ihnen selbst etwan aus dieser allgemeinen Denkart des Königs erwachsen konnte. Allein diese Sachen stellten sich anders; Friedrich der Große ließ in diesem Gebiete alles frei, beschützte, was bestand, hemmte weder Vor- noch Rückschritt, und sorgte nur dafür, daß nach keiner Seite die ihm heilige Glaubensduldung verletzt würde. Sogar mußten die Sekten und kleineren Religionsgesellschaften, als bisher gedrückte oder doch angefeindete Partheien, gegen die mächtigeren Kirchen eher im Vorzuge stehen, und wirklich zeigte sich bald, daß die Brüdersache bei dem gefürchteten Wechsel fast eben so gut stand, als vorher. In größter Bedeutung aber entwickelte sich dies Verhältniß, als Friedrich der Große gleich in den ersten Jahren durch die Gewalt seiner siegreichen Waffen das Herzogthum Schlesien eroberte, und dieses Land an jener allgemeinen Duldung und Gewissensfreiheit Theil nehmen konnte. Wo bisher die reichsgesetzlich anerkannten Lutherischen und Reformirten in stetem Nachtheil gegen die herrschende katholische Kirche und Regierung gerungen hatten, da fand sich plötzlich jede bisher verfolgte

und auch von jenen angefochtene Glaubensart erleichtert oder befreit, und aller Orten athmeten die langgehemmten Gesinnungen auf. Unverhohlen bekannten jetzt Einzelne und Gemeinden die Eigengestalt ihrer Frömmigkeit, mährische Brüder offenbarten sich zahlreich, eben so unter den Erweckten viele, die sich ihnen zuneigten, auch kamen starke Auswanderungen neuerdings aus Mähren. In Burau bei dem Grafen von Promnitz, in Ober-Peile bei Julius von Seidlitz, in Großkrauscha, in Rösnitz, und anderen Orten Schlesiens, waren Sammelstellen der Brüder, und mit großem Eifer nutzten sie den neuen Zustand, und suchten sich desselben zu versichern. Ihre Abgeordneten fanden in Berlin gutes Gehör, und erlangten nicht nur völlige Religionsfreiheit in allen Königlichen Landen, sondern auch die Gunst, in geistlichen und Kirchensachen keinem Konsistorium, sondern unter dem Schutze des Königs bloß ihren Bischöfen untergeben zu sein. In Berlin, Stettin, und selbst im Fürstenthum Neufchatel zu Montmirail, that sich hierauf die Brüdersache stärker hervor; den stärksten Schwung aber nahm sie in Schlesien. Nicht zufrieden mit der allgemeinen Erlaubniß, forderte man hier meist auch für jeden bestimmten Fall noch gern eine besondere, bei der man sich nur um so fester glaubte, und die mehrentheils ohne Schwierigkeit erfolgte. Demnach erhoben sich, außer den schon genannten, die Brüderorte Gnadenberg, Gnadenfrei und Neusalz, an welchen letztern Ort, weil auf Befehl des Königs auch einer der Bischöfe der Brüder in Schlesien residiren sollte, nachgehends der dazu ersehene Polykarpus Müller hinzog, und einen Theil des theologischen Seminariums und der Erziehungsanstalten aus der Wetterau mitbrachte.

Alles dieses, mit Eifer und Erfolg und in Berlin großentheils unter Mitwirkung des Grafen von Promnitz betrieben, hatte nun wohl einen glänzenden Anschein, aber Zinzendorf sah diesen Gang mit äußerster Mißbilligung, die er auf der Synode jetzt ausführlich entwickelte. Zuerst tadelte er sehr stark, daß alle diese Schritte im Namen der mährischen Kirche und ausdrücklich für diese gethan worden, wodurch die Brüder ihr unstreitiges, und bis dahin behauptetes Gleich-

recht an beide evangelische Religionen, die Lutherische und reformirte, und somit eine ihrer vorzüglichsten Eigenheiten unverwahrt außer Acht gelassen. Ferner hielt er ihnen vor, daß sie ihre schon längst ausgeübten und anerkannten Rechte aus Unkunde und Uebereilung durch Gesuch und Annahme neuer Gewährungen in Frage gestellt und geschmälert hätten, denn die neuen Ausfertigungen, mit denen sie sich so viel wußten, lauteten ja nicht anders, als ob die Brüderkirche in den brandenburgischen Landen erst von jetzt an geduldet werden sollte, da sie dies ja schon über hundert Jahre sei, und zwar so sehr, daß der Königliche Hofprediger und reformirte Theolog Jablonski zugleich Bischof der Brüder habe sein können, und beide ganz abweichende Liturgieen über dreißig Jahre ohne Widerspruch neben einander geführt habe. Dann klagte er sie arger Versäumniß an, nicht auf's neue ausdrücklich ihre Uebereinstimmung mit dem augsburgischen Glaubensbekenntniß erklärt, und nicht, seinem öftern Beispiele nach, auf vorgängige Untersuchung ihrer Kirchensache gedrungen zu haben, ehe sie die Königlichen Gewährungen hingenommen; sollte es nicht ferner ihre Meinung sein, fest an der Lehre des augsburgischen Bekenntnisses, welche keine andere als die der heiligen Schrift sei, zu halten, so müßte er sich dem Dienste der Brüdergemeinden ganz entziehen, läge aber eine Nachlässigkeit zum Grunde, so möchten sie bedenken, welch leichtes und ihnen selbst höchst verderbliches Spiel sie ihren Gegnern bereitet hätten, welche diesen Stand der Sachen schrecklich mißbrauchen könnten, um alles anzugreifen, was die Brüder bisher behauptet, wie denn schon ein Beispiel vorgekommen, daß einem ihrer Prediger, der als Lutherisch vorher keine Schwierigkeiten gefunden, jetzt die Kanzel in Lutherischen Kirchen aus dem Vorwande versagt worden, daß die Brüder nun eine privilegirte besondre Religionsübung hätten; unverantwortlich sei der Leichtsinn, mit dem sie ihr wahres Verhältniß verkannt und preisgegeben, den festen Boden, worauf sie gegründet, ohne Noth verlassen, um sich auf unsichrem und zweifelhaftem zu bewegen, der unter ihnen einzubrechen drohe, und so das Ganze ihrer Sache, unter

scheinbarer Förderung, nur in Verwirrung und Gefahr gebracht hätten.

Die rückhaltlose Strenge, mit welcher Zinzendorf seine volle Meinung unumwunden vortrug, hatte bei aller Eindringlichkeit nichts Verletzendes; so stark er auf die Sache hielt, so gelassen, mild und nachgiebig stellte er alles Persönliche, weder gab er den Anderen unreine Triebfedern schuld, noch konnte man ihm solche beimessen; in Liebe und Vertrauen wurde das Geschehene besprochen, als ein Uebel, das gemeinsam zu tragen und dem gemeinsam auch abzuhelfen sei. Gewiß ist es sehr zu verwundern und ein hohes Zeugniß der Aechtheit im Karakter des Grafen, daß in so großer und langdauernder Krisis, da er so herbe Unzufriedenheit nicht verhehlte, so durchgreifende Rückwirkung verlangte und fast gebot, und durch sein Betragen so leicht den Vorwurf des Ehrgeizes und der Herrschsucht auf sich ziehen konnte, doch nie der liebevolle Brudersinn und die herzliche Innigkeit gestört wurde, auf welche das ganze Verhältniß ursprünglich gegründet war. Auch drang er mit seinen Vorstellungen vollständig durch; man erkannte die Wahrheit derselben nach fruchtlosem Widerstreben endlich an, und mußte wohl einsehen, daß nichts Klügeres zu thun sei, als die ganze Angelegenheit seinen Händen zu übergeben. Er empfing mit vier anderen Brüdern von der Synode eine Vollmacht, alles noch Thunliche in Berlin und in Schlesien nach bester Einsicht anzuordnen und abzumachen.

Von der Synode aus besuchte Zinzendorf seine Schwägerin, die Gräfin Benigna von Reuß in Pottiga, und ging dann nach Ebersdorf, wo er einige öffentliche Reden hielt. Inzwischen war David Nitschmann nach Berlin vorausgegangen, und nachdem er dem vorliegenden Geschäfte den Weg gebahnt, folgte Zinzendorf mit Gattin und Sohn und den drei übrigen Mitbevollmächtigten nach, und kam den 21. Juli daselbst an. Er hatte schon vorläufig an den preußischen Staatsminister von Cocceji, welcher mit der Brüdersache beauftragt war, seinen Wunsch geschrieben, daß bis zum Ausgange der Synode alles ruhen möchte; jetzt richtete er eine ausführliche Denkschrift an den König selbst, worin er das Verhandelte darlegte, mehrere neuerlich erhobene Beschuldigun-

gen abwies, und in Betreff der Uebereinstimmung der Brüder mit dem augsburgischen Bekenntnisse dringend um gründliche Untersuchung bat. Allein man fand diese nicht nöthig, besonders da Zinzendorf persönlich eine Prüfung in Berlin schon bestanden hatte, und nach dem Sinne des Königs wären die Brüder, hätten sie auch von jenem Bekenntnisse ganz abweichend sich erwiesen, nicht weniger alles Schutzes werth und theilhaft geblieben. Die Bemühungen des Grafen, daß die Brüder, anstatt ihren Bischöfen, mit vorbehaltener Verfassung und freier Wahl ihrer Lehrer dem Lutherischen Konsistorium untergeben würden, fanden nicht nur bei der preußischen Staatsbehörde keinen Eingang, sondern auch bei den schlesischen Gottesgelehrten nicht, welche den Brüdern abgeneigt und von deren Uebereinstimmung mit der augsburgischen Lehre nicht überzeugt waren, und daher, schon künftige Feindseligkeiten sinnend, keine nähere Verbindung mit ihnen wollten. Weil auf die Meinung dieser Gottesgelehrten das kurz vorher erschienene Bedenken des hallischen Professors Baumgarten, welcher die Angehörigkeit der Brüder zur evangelischen Kirche gegen den bejahenden Ausspruch der tübingischen Fakultät gradezu verneinte, besonders eingewirkt zu haben schien, so machte Zinzendorf, unermüdlich wie er war, sich gleich daran, jene Schrift zu widerlegen, und gab unter dem Namen Siegfried eine Beleuchtung des Baumgarten'schen Urtheils heraus, welche zwar die Freunde bestärkte, aber die Widersacher nicht herumwandte. Hatte nun in dem Kampfe der beiden wirksam gewordenen Behandlungsarten, — der einen, nach der die Brüdersache als etwas Besondres und Selbstständiges durch neue Rechtsverleihungen Boden und Sicherheit gewinnen wollte; der anderen, wonach sie dem Altbestehenden eingeschoben nur in und mit diesem berechtigt sein sollte, — Zinzendorf auf der Synode auch für die letztere gesiegt, so blieb doch, nachdem die preußische Regierung mit zustimmendem Eifer der Brüder in die erstere so weit eingegangen, das Bemühen einer völligen Umlenkung nun fruchtlos, die Sachen waren schon zu weit gediehen, und man mußte sich der denn doch unläugbaren Vortheile getrösten, welche sich auf dem anderen Wege wirklich ergeben hatten. Zinzendorf aber bestand darum

nicht minder auf seinem erklärten Grundsatz, und that allem dawider Gehenden eifrigst Einhalt; so gelang es ihm noch zuletzt in Berlin, als die preußische Regierung, welche ihrem Geiste nach mehr die allgemeine Glaubensfreiheit, als irgend eine Rechtgläubigkeit, im Sinne hatte, zu Gunsten der Brüder eine Anzeige bei dem evangelischen Körper am Reichstage machen wollte, diesen höchst verfänglichen Schritt durch die Bemerkung, daß die Brüder im römischen Reiche als Mitbekenner des augsburgischen Bekenntnisses schon völlig angenommen, zu hintertreiben, und an dessen Stelle den Vorschlag einzulegen, daß Preußen mit den anderen evangelischen Reichsständen lieber darauf hinwirken möchte, den Schwarm von Lästerschriften zu hemmen, durch welche die Brüder öffentlich verläumdet würden.

Zinzendorf reiste von Berlin am 8. August nach Schlesien ab, um die dortigen neuen Gemeinden einzurichten, für welches Geschäft er von den Brüdern bevollmächtigt und durch ein Königliches Schreiben an die Regierungen zu Breslau und Glogau des Beistandes dieser Behörden versichert war. An der Gränze der Lausitz, auf dem Schlosse des Grafen von Promnitz in Burau, welchen Ort er Gnadeck nannte, nahm er seinen Aufenthalt, hielt Erbauungen und Predigten, arbeitete Schriften und Liturgieen aus, betrieb die ihm obliegenden kirchlichen und weltlichen Geschäfte, und bereiste deßhalb auch die Orte Schlesiens, wo sich Brüder niedergelassen hatten. Die Nähe von Herrnhut gab Gelegenheit, mit dieser geliebten Gemeinde, welche zu besuchen ihm nicht erlaubt war, den lebhaftesten Verkehr anzuknüpfen. Die Brüder und Schwestern kamen, je nachdem er sie bezeichnete, abtheilungsweise nach Burau, wo zu ihrer Aufnahme weder Raum noch Bewirthung fehlte, und nahmen Theil an den frommen Uebungen wie an den gesellschaftlichen Berathungen. Auswanderer aus Mähren kamen an, wurden besprochen, angeleitet und untergebracht; hingegen eine Anzahl Ehepaare, welche nach Nordamerika zu reisen entschlossen waren, nach dieser Bestimmung abgefertigt. Weil sich der Dienst der Brüderkirche durch deren starken Anwachs täglich vermehrte, wurden

Friedrich von Watteville und später Johannes Langguth, von welchem noch ferner die Rede sein wird, zu Bischöfen erwählt. Kaum waren hier die Sachen nur auf leidlichen Fuß gebracht, als Zinzendorf's Gedanken auch schon wieder neue Thätigkeit in der Ferne suchten. Ihn schmerzte, daß seine Gemahlin so ungünstig in Rußland gewirkt hatte, und nach ihrer Abreise nur nachtheilige Eindrücke dort geblieben waren; dies alles wieder auszugleichen fühlte er sich unwiderstehlich angereizt. Eine seinen bisherigen ganz entgegengesetzte Aufgabe war ihm dort gestellt; liefländische Geistliche hatten in die Lutherische Kirche die mährische Kirchenzucht einführen wollen, und ihr gewaltsamer, von den Brüdern unbedacht unterstützter Eifer, der selbst eine Kaiserliche Kommission nöthig gemacht hatte, mußte mißbilligt, das Angefangene rückgängig gemacht werden. Inzwischen konnte dem Grafen bei seinem Vorhaben nicht entgehen, welchen Gefahren er die Brüdersache durch seine neue Entfernung preisgab. Gewarnt durch das, was sich während seiner Abwesenheit im vorigen Jahre zugetragen, nahm er diesmal seine Vorkehrungen nur desto sorgsamer. Schon hatte er ein Schreiben an alle Brüder gerichtet, worin er nachdrücklich darauf drang, daß aller Orten auf die Grundideen gehalten würde, besonders in denjenigen Bezügen des inneren Verkehrs, welche die Leitung des gesellschaftlichen Ganzen betrafen; er verhehlte nicht, daß hievon abhängen würde, ob er der Gemeinde ferner dienen solle. Jetzt erließ er einen neuen Brief, worin er verlangte, seines Vorsteheramtes und aller Verantwortung entbunden, oder durch eine neue Vollmacht in Stand gesetzt zu werden, allem Unzeitigen oder Schädlichen, was in der Gemeinde unternommen werden möchte, mit Nachdruck zu begegnen, und alles dagegen, was er für nützlich und nöthig halten würde, gehörig auszuführen. Sein Ansehen war so vollkommen hergestellt, daß ohne irgend einen Widerspruch, mit größten Lobreden und gänzlichem Vertrauen, ihm sein Vorsteheramt bestätigt, sein Vorwissen und Gutfinden zu allen wichtigen Dingen für unentbehrlich erklärt, und ihm sogar überlassen wurde, seinen Nachfolger in diesem Amte selber zu ernennen. So ausgerüstet und sichergestellt, doch ohne sich noch zu

äußern, wiefern er sich gebunden achten wolle, trat er in Begleitung seines Sohnes und einiger Brüder seine Reise nach Rußland an, und kam den 23. Dezember wohlbehalten nach Riga.

Hier aber, als er bei dem Feldmarschall Grafen Lascy, dem er schon von unterwegs sein Vorhaben schriftlich gemeldet hatte, um Pässe zur Weiterreise nach Sankt-Petersburg anhalten ließ, wurden nicht nur diese verweigert, sondern auch er selbst und seine Begleiter auf die Festung in Verhaft gebracht, wo man sie zwar schonend und freundlich behandelte, doch aber ihre Papiere wegnahm und mit dem Bericht über den ganzen Vorgang zur Untersuchung nach Sankt-Petersburg mitsandte. Zinzendorf schrieb aus diesem Verhaft ausführlich an die russische Kaiserin Elisabeth, indem er seine Absichten darlegte, sein Benehmen rechtfertigte, und um gründliche Untersuchung aller mit ihm zusammengehörigen Verhältnisse bat. Auch an seine Gemahlin durfte er schreiben, und er meldete ihr, daß es ihm wohlginge, daß er auf den Heiland vertraue, und alle beste Hoffnung habe; er sagte am Schlusse: „Ich habe mein Lebtage zu nichts weniger Inklination gehabt, als zu Arresten, da es nun aber dazu kommt, ist mirs recht. Ich kann weiter nichts sagen, als was ich dir schon ehmals gesagt habe: Wenn ich nicht da bin, so sei du ganz da, und thue meine Treue doppelt.“ Die Antwort aus Sankt-Petersburg kam ohne Zögern, man hatte dort weder Sinn noch Zeit, in dergleichen Angelegenheiten untersuchend einzugehen, und nahm den kürzesten und förderlichsten Ausweg, den Grafen des Weges, den er gekommen, ohne weiteres zurückzuschicken. Als ihm dies angezeigt und er bedeutet wurde, daß er nun ohne Säumen abzureisen habe, betrübte ihn sehr, daß keine Untersuchung Statt finden sollte, und er bat um einigen Aufschub, weil er noch eine Aenderung des Befehls von Sankt-Petersburg nachträglich ankommen zu sehen hoffte, allein die Frist wurde nicht bewilligt, und er mußte am 12. Januar 1744 unter militairischer Begleitung, die ihn erst an der preußischen Gränze verließ, die Rückreise antreten. Seine in Rußland gescheiterten Erwartungen suchten sich in Königsberg einigermaßen schadlos zu halten, indem er bei

der theologischen Fakultät daselbst auf Untersuchung seines Grundes und seiner Handlungen antrug; sein eiliges Dringen erlangte auch schnell genug Antwort, allein ablehnende, und selbst sein Begehren, mit einem oder dem anderen Fakultätsmitgliede ein theologisches Gespräch über die Gemeinschaft der seit dem Jahre 1724 neu hervorgetretenen mährischen Brüder mit der Lutherischen Kirche zu halten, fand keinen Eingang, und unverrichteter Dinge setzte er seine Reise nach Berlin fort. Da er jedoch ganz darauf versessen war, diese Gemeinschaft zu erweisen und anerkannt zu sehen, wozu er die Leute, sobald sie sich nur auf die Sache einließen, zwingen zu können meinte, so entwarf er noch späterhin eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung den Gottesgelehrten in Königsberg durch die höchste Behörde in Berlin bestimmt abgefordert werden sollte, worauf aber eben so wenig geachtet worden ist. In Berlin blieb er nicht lange, sondern begab sich nach Burau, wohin von Herrnhut seine Gemahlin und seine älteste Tochter, nebst mehreren Brüdern und Schwestern, zu seinem Empfange gekommen waren. Gleich an demselben Tage traf die Nachricht ein, daß der Graf von Promnitz in Erbach, wo er sich grade aufhielt, nach einem gottseligen Abschied aus der Zeit gegangen sei, wodurch inzwischen den Verhältnissen in Burau keine Veränderung gekommen scheint. Zinzendorf drückte seine Empfindungen bei diesem Todesfall in einer Ode aus, worin er das Thema des mit vornehmem Stande verknüpfbaren frommen Berufs in sehr fließenden Reimzeilen, aber höchst prosaischer Redestellung, seltsam erörternd abhandelt. So heißt es unter anderen, nachdem er sein Mißtrauen gegen die Frömmigkeit der Vornehmen angedeutet:

„Nicht, daß mir die Adelschaft
Dieser Erd' und ihrer Ehre
Gräulich wäre,
Oder ich mich gegen Herrn
Wollte sperrn,
Nein! in Wahrheit, wenn sie wissen,
Wie sich Herren halten müssen,
Hab ich sie von Herzen gern."

Weiterhin wird von dem Abgeschiedenen wohl gesagt:

„O wie drückte ihn sein Stand!
Und er war ihm doch nicht schädlich,
Sondern räthlich.
Seine anvertraute Leut
Zeugen's heut:
Herr zu heißen hoc respectu,
Da man Herr ist cum effectu,
Das ist keine Eitelkeit."

Allein die früheren Bedenklichkeiten, welche anfangs auch gegen Promnitz gehegt waren, werden im Allgemeinen doch festgehalten:

„Aber mit dem Zeugenstab
Nach Regentenstäben greifen,
Arbeit häufen,
Die man nicht bestreiten kann
Ohne Bann,
Das ist weder kompatibel
Mit der Lehre in der Bibel,
Noch mit einem klugen Mann."

Nach einer Besichtigungsreise in Schlesien, und einem zweimaligen kurzen Besuch in Herrnhut und Bertholdsdorf, wohin, bei noch bestehendem, aber von der sächsischen Behörde schon minder streng angesehenem Verbot, ihn das Herz unwiderstehlich gezogen, und nachdem er fruchtlos noch stets dahin gearbeitet, die Brüder mit dem Lutherischen Konsistorium in das gewünschte Verhältniß zu bringen, in diesen Bemühungen aber nur steigende Widerspenstigkeit erfahren, schickte er sich an, diese Gegenden zu verlassen und wieder nach der Wetterau zu ziehen. Er traf den 1. Mai zu Marienborn ein, wohin seine Pilgergemeinde ihm theils vorausgegangen war, theils nachfolgte, und bald auch seine ganze Familie sich versammelt hatte. Die Pfandschaft des Schlosses ließ er, in Folge einer mit Beuning gepflogenen Unterhandlung, auf sich übertragen, und richtete sich daselbst völlig zum Bleiben ein. Hier drängten sich nun wieder die Arbeiten und Geschäfte von allen Seiten. Er übernahm jetzt ausdrücklich den Beruf eines vollmächtigen Dieners der Brüder-

kirche, worüber er sich bis dahin nur bedingt erklärt hatte, und die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten aller Gemeinden, Anstalten und Missionen flossen in seiner Hand zusammen; da hiebei seine innere Beschäftigung mit religiösen Gegenständen, sein Umgang mit dem Heiland, seine Erbauungen und Predigten, seine Sorgsamkeit für den Gang jeder Abtheilung, ja für den Seelenzustand jedes Einzelnen, im Geringsten nicht abnahm, und dazwischen Synoden, Streitigkeiten und andere Vorgänge seine Zeit oft ausschließlich ansprachen, so wurde das Bedürfniß eines vermehrten Beistandes täglich größer, und er suchte diesen ganz natürlich in seinen Nächsten und Vertrautesten. Der Gräfin verblieb die Sorge für das Hauswesen, welches, bei dem fortwährenden Ab- und Zuflusse von Pilgern und Gästen aller Art, einer großen Freiherberge glich. Für die Gemeindesachen wurde der Aeltestin Anna Nitschmann ihre Nichte beigegeben, und beide blieben, als die zuverlässigsten Gehülfinnen für alles die Schwestern Betreffende, fortan stets um den Grafen; sein Sohn Christian Renatus erhielt das Amt eines Mitältesten der ledigen Brüder; seine Tochter Benigna wurde Vorsteherin bei der Gemeinde in Herrnhaag; Langguth, welchen Friedrich von Watteville dem Verhältnisse zu Liebe, das zwischen diesem jungen Mann und der Gräfin Benigna wünschenswerth erschien, förmlich zum Sohn annahm, wurde als nächster Mitarbeiter des Grafen bestellt. Zum Theil mußte auch dieser sein Bischofsamt, ungeachtet er dasselbe längst niedergelegt, wieder für einzelne Thätigkeiten aufnehmen. Da für alle diese Verhältnisse keine Benennung ausschließlich angemessen sein wollte, und doch eine allgemein brauchbare nöthig schien, so fing Zinzendorf in dieser Zeit an, sich den Ordinarius der Brüder zu nennen, eine Bezeichnung, welche mancherlei schicklichen Sinn vereinigte, ohne mit den schon gangbaren bestimmten Bedeutungen völlig zusammen zu fallen. Dieser Name verblieb ihm bis an sein Ende. Um jeden Anstoß, welchen sein Grafenstand noch geben konnte, zu entfernen, ging er mit Ernst darauf aus, ihn, wie früher in Amerika, nun auch in Deutschland abzulegen, und reiste deßhalb nach Wetzlar, um eine Urkunde darüber auszustellen;

allein der Reichskammerrichter Graf von Virmond brachte ihn von dem Vorsatz ab, indem er ihm die wichtigsten Gegengründe und besonders die Verwirrung und die Widersprüche vorhielt, welche sein Beispiel anstiften würde, wenn dasselbe für Andere als Anforderung zur Nachfolge erscheinen sollte, wodurch zahllose Verhältnisse beunruhigt werden müßten.

Eine Hauptsorge blieb nun die Befestigung der sogenannten Tropen oder Richtungen in dem Brüderverein, deren Erhaltung und Ausbildung ihm ungemein am Herzen lag, denn er sah darin eine Bewahrung gegen vieles Uebel und einen sichern Gewinn großer Vortheile. Er fand zwar eine merkliche Verschiedenheit unter den Brüdern, indem die eigentlichen Mähren steif an den Bibelworten festhielten, die Reformirten genau forschten und fast ängstlich im Ausdruck waren, die Lutherischen hingegen eher zu getrost und muthig hervortraten, allein diese Verschiedenheit konnte in der Gemeinde ganz gut erhalten werden, ohne deren Einheit zu gefährden. Diesen Gegenstand vorzüglich bearbeitete er auf einer Synode, die zu Marienborn vom 12. Mai bis 15. Juni gehalten wurde; hier faßte man den Beschluß, daß jedes in die Brüdergemeinde eingetretene Mitglied bei seinem ursprünglichen Glauben treulich bleiben, dieser aber in der Gemeinde seinen eignen Vorsteher oder Bischof haben sollte; die Mähren hatten schon ihre Bischöfe, für die Reformirten wurde jetzt Watteville als solcher eingesetzt, für die Lutherischen wünschte man einen angesehenen Geistlichen in Holstein zu gewinnen, der aber sich mit Alter und Schwachheit entschuldigte. Mit den Lutherischen Geistlichen näher zusammen zu kommen, und sie zu einer gewissen Anerkennung zu zwingen, machte Zinzendorf in seiner unermüdeten Beharrlichkeit auch noch in Erfurt einen Versuch, als er auf einer Reise nach Gotha, wo er mit dem Herzoge wegen der wieder eingeleiteten Niederlassung in Neudietendorf zu sprechen hatte, einige Tage dort sich aufhielt; allein auch hier wich man seinem Andringen aus. Später fand noch eine zweite Synode in diesem Jahre zu Marienborn Statt, auf welcher neben anderen Gegenständen besonders auch die Reinhaltung der Gemeinde besprochen wurde, daß keine Heuchler in ihr entstehen, sondern Seelenführung und

Lebenswandel stets nach der inneren Wahrheit erscheinen möchte.

Jemehr die Brüdersache sich ausbreitete, jemehr stiegen damit auch ihre Anfechtungen, und sie bedurfte eines um so stärkeren Gewichts in ihrem Innern. An manchen Orten wurden obrigkeitliche Verordnungen gegen den Grafen und die Brüder gegeben, andrerseits schrieben angesehene Gottesgelehrte, wie der gelehrte und fromme Probst Bengel, dessen Erklärung der Offenbarung Sankt-Johannis vielen Ruhm hatte, mit großer Wirkung in solchem Sinn. Zu neuen Anfechtungen gab Zinzendorf selbst unaufhörlich den reichsten Anlaß. Während seine einsichtsvolle, verständige und kluge Thätigkeit den gesellschaftlichen Zustand der Brüder, unter Schwierigkeiten aller Art, mit oft scheiterndem und doch im Ganzen fortschreitenden Erfolg, leitend, zurückführend, vordringend, zusammenhaltend, zu behaupten und zu fördern strebte, und man seine gesammte Kraft dahin gespannt glauben konnte, blieb ein Theil immer noch einer inneren Beschäftigung zu Dienst, einem unreifen Erkenntnißgrübeln, einem grillenhaften Phantasieschwunge; diesen im warmen Gefühle seines ächten Eifers allzuleichtsinnig vertrauend, konnte er in der Einsamkeit, die er neben seinem vielen Weltverkehr jetzt häufig suchte, die abentheuerlichsten Vorstellungen ausbecken, wagte die seltsamsten Bilder und bedenklichsten Lehrsätze. Manches von dem, was wir des Zusammenhanges wegen schon früher angedeutet haben, die Wundenlitanei, viele der nicht zu rechtfertigenden Lieder, die willkürlichen Annahmen über die Dreieinigkeit, besonders die Aeußerungen über den heiligen Geist, der durchaus unter den drei Personen als die Mutter sich darstellen sollte, entstand in dieser Zeit, oder wurde doch mehr gestaltet und ruchtbar. Die Brüder, schon ganz wieder in seiner Leitung, folgten ihm nach dieser Seite nur um so leichter, als nicht in ihm allein solch phantastischer Trieb sich regte, und was er vortrug, wurde gern gebilligt und gesteigert. Die Lehre von dem Mutterthum des heiligen Geistes nahm die Synode freundlich an, indem die Herzen in sich unmittelbar von dieser Muttertreue überzeugt wurden. Spangenberg sagt, er könne den Grafen nur bedauern, daß er in seinen

Aeußerungen von der ewigen Gottheit so weit gegangen, mit seinen eignen Grundsätzen, nach welchen die Frömmigkeit mehr mit dem Herzen, als mit dem Erkennen zu thun habe, im Widerspruch, und seinen Kräften und Gaben, welche auf solche tiefeindringende Forschungen nicht gestellt gewesen, noch weniger gemäß. Unglaublich war das Aergerniß, welches die Welt an diesen Bildern und Redensarten nahm, die bald überall bekannt wurden; der Lärm, die Feindschaft und der Spott, welche darüber ausbrachen, verursachten dem Grafen unsägliche Bestürzung und Schmerz; er nahm zwar später den Ausweg, im Allgemeinen alles zurückzunehmen und zu verdammen, was er in solcher Art Anstößiges geäußert, allein im Einzelnen behauptete er gleichwohl die Zulässigkeit mancher solchen Vorstellung, und konnte besonders von der Mutterschaft des heiligen Geistes nie ganz abkommen. Die Seltsamkeit seiner Ausdrücke, die einseitige Uebertreibung in welcher sein Eifer um irgend eines Spruches willen jede andere Wahrheit vergessen konnte, machten seine Vorträge und Lieder, welche in der zu Marienborn angelegten Privatdruckerei zur schnellen Verbreitung unter den Brüdern gedruckt, aber oft noch schneller in den Händen der Fremden und Gegner gesehen wurden, zum fortdauernden Anlaß des Gespöttes und Haders; besonders fiel das zärtliche Tändeln auf, in welchem jeder tüchtige Ernst unterzugehen drohte. Zinzendorf hielt das kindliche, innig vergnügte und gleichsam spielerliche Wesen eines am Heilande hängenden Herzens für eine große Seligkeit, und meinte, jeder Mensch habe sich aus seiner Kindheit etwas zurückzuholen, etwas Spielendes, Herzliches, Grades, und man dürfe sich durch den Mißbrauch, der dabei Statt finden könne, eben so wenig stören lassen kindlich zu sein, als man wegen des Mißbrauchs der Vernunft aufhören dürfe vernünftig zu sein. Allein eben er selbst übte solchen Mißbrauch, und gab auch Anderen den freiesten Anlaß dazu. Personen seiner nächsten Umgebung griffen diese Richtung lebhaft auf, und unterhielten sich in engerem Verein mit Gedichten auf das Leiden und die Wunden des Heilandes; da überbot man sich in sonderbaren und willkürlichen Bildern, und wußte der Thorheit keine Gränze. Es entstand eine neue

theologische Sprache, eine kauderwelsche Wortspielerei, nur den Eingeübten verständlich, aber dem Grafen, welcher der leeren Form leicht aus seinem Innern einen überschwellenden Inhalt lieh, gar genehm und vertraulich, und er ließ sich ganz und gar zu ihr verführen.

Was er und seine Nächsten thaten, das thaten aber auch Andere; die Brüdergemeinde hatte seit einiger Zeit durch fremden Zudrang sich außerordentlich vermehrt, und wenn auch Zinzendorf diesen äußeren Anwachs bedenklich fand und lieber gehemmt hätte, so war doch die Sache bereits geschehen und auch noch immer schwer zu hindern. Unter den neuen Mitgliedern aber fanden sich ungeprüfte, verworrene und doch nicht unbegabte Leute, welche für ihre besondern Unarten, Schwärmereien und Wunderlichkeiten hier freien Raum hatten, und bald auch ältere Mitglieder hineinzogen. Dies geschah um so leichter, als die Gemeinde zu Herrnhaag in einer Art von Ungebundenheit lebte, wozu der Mangel an Gemeindestatuten und die Vernachlässigung der Kirchenzucht nicht wenig beitrug, welche Zinzendorf mit Bedacht, weil die Gegner sie als ein päbstliches und unerträgliches Joch verschrieen, und weil er die vorwaltende Neigung zu ihr dem Lutherischen Tropus hinderlich erachtete, allmählig sehr hatte erschlaffen lassen. Daraus entstand nun ein Gewirr der mannigfachsten Ketzereien und Ausschweifungen in Worten und Benehmen. Vieles Unanständige, was in dieser Art vorging, blieb dem Grafen längere Zeit verborgen, theils weil er ungern persönliche Anklägereien vernahm, theils weil man seinen allzu heftigen, bei wirklichen Fehlern nicht immer Maß haltenden Eifer scheute, oder auch wohl ihn selbst dem Irrwege folgen sah. Endlich aber mußte die Sache doch zum Ausbruch kommen; die Ernstergesinnten hielten ihren Tadel über die unwürdigen Spielereien ihrer Brüder nicht länger zurück, die nächsten Mitarbeiter des Grafen, und nach und nach fast die ganze Gemeinde, theilten sich in zwei Partheien, welche einander mit Leidenschaft befehdeten, und sich wechselseitig verachteten und verdammten. Zinzendorf war sehr erschrocken, als plötzlich dieser Zustand sich vor ihm enthüllte; er sah mit Unwillen, daß der Weg, welchen er gegangen und be-

günstigt, über alle Gränzen hinaus geführt war, und daß er selbst solchen Ausschweifungen unwissend gedient hatte, aber auch mit Mißvergnügen, daß diese Verirrungen auf der Gegenseite mit allzustrenger Härte verurtheilt wurden. Seine Neigung konnte er der mißbrauchten Richtung doch nicht ganz entziehen, am wenigsten vermochte er dasjenige, was er selbst darin gethan, zu verdammen, und so schränkte er das Unwesen zwar möglichst ein, tadelte aber doch am meisten diejenigen, welche darauf ein nach dieser Meinung übergroßes Gewicht legten, und ein so strenges Richtamt ausübten. Diese Partheiung war für den Augenblick nicht völlig zu beruhigen, sondern wogte noch längere Zeit fort, bis nach und nach eine maßhaltende Mitte sich verstärkte, vieles Störende beseitigte, und der Aufregung allmählig Einhalt that.

Während dieser Zerrüttungen setzte Zinzendorf alle sonstigen Arbeiten, die ihm oblagen, gleichmäßig fort, und ließ weder in den gewohnten Erbauungen noch in irgend einer andern Thätigkeit für die Gemeinde nach. An diesem unermüdeten, täglich in ächter Frömmigkeit rein und kräftig erneuten Eifer, an diesem unauslöschlichen Feuer und Triebe des Herzens, hing die Erhaltung des Ganzen, welches bei seinen inneren Schwankungen, Kämpfen und Verwirrungen, und bei den äußeren Verfolgungen und Gefahren, ohne dieses fruchtbringende Walten des Grafen hundertmal auf dem Punkte stehen konnte, auseinander zu fallen oder gesprengt zu werden. Im Jahre 1745 sahen die Hauptorte der Brüder auch durch die großen Welthändel sich bedroht; doch blieb jedes größere Unglück günstig abgewendet. Herrnhut lag mitten im Schauplatze des Krieges, welchen Friedrich der Große abermals gegen Oesterreich und gegen Sachsen zu führen hatte; die Fürsorge des wohlwollenden und siegreichen Königs schützte diesen Ort. Bei Marienborn standen eine Zeitlang die österreichischen und englischen Truppen den französischen schlagfertig gegenüber, allein die Feindseligkeiten verzogen sich, und in allem Wechsel der kriegerischen Bewegungen erhielt die Gemeinde nur friedlichen Besuch, indem Generale und Offiziere sich mit ihr bekannt zu machen wünschten, und dann meistens mit vortheilhaften Eindrücken schieden.

Auf zweien Synoden, welche während dieser Zeit zu Marienborn gehalten wurden, betrieb Zinzendorf wieder vor allem die nähere Gestaltung der Tropen, und suchte der Brüder mehr und mehr dafür zu gewinnen. Er warnte gegen Dünkel und stolze Zuversicht auf die Vorzüge ihrer Gemeindeordnung und Kirchenzucht, hielt ihnen vor, daß nicht Liebhaberei für solche Formen, sondern nur Gnade, welche schon bis dahin sie gebracht habe, sie auch weiter bringen könne, und forderte sie zu Dank und Demuth auf. Zugleich traf er Einrichtungen zur Förderniß der Geschäfte; nach dem Vorbilde der alten Brüderkirche wurden zum Betriebe der äußeren Angelegenheiten, welche für die Bischöfe weniger geeignet schienen, zwei bürgerliche Aelteste nebst zweien Gehülfen ernannt, für geistliche Hülfsbesorgungen mehrere Diakonen und Diakonissen eingesegnet, verschieden von den bisherigen Helfern und Helferinnen, und auch von den schon bestehenden, mit Leitung des Gemeindehaushalts beauftragten Diakonen. Die Weihung, welche einzelne Brüder und Schwestern, nach ihrem Wunsche, zu unbedingtem Dienste des Heilands und der Gemeinde bisher durch eine sogenannte Konfirmation zu empfangen pflegten, erhielt die Benennung der Annahme zur Akoluthie, wie die also Geweihten die der Akoluthen. Die mancherlei Zustände, in welchen die Brüdersache bald hie bald da Nachhülfe nöthig hatte, ließen den Grafen nie lange bei demselben Geschäft gleichmäßig ausdauern, sondern riefen ihn, wozu auch schon Gewohnheit und Neigung einstimmten, immer auf's neue nach den verschiedensten Ländern und Orten ab. So reiste er im Anfange des Jahres 1745 mit seiner Gemahlin nach Holland, wo er sich mit dem reformirten Tropus, für welchen er an Watteville's Stelle irgend einen angesehenen reformirten Prediger zum Vorsteher wünschte, wieder vergebliche Mühe machte, die Brüder in Heerendyk besuchte, deren Verpflanzung nach der bei Utrecht von einem holländischen Brüderfreund angekauften Baronie Zeyst berathen half, und auch für die Missionen thätig war. Zu Ende des Aprils nach Marienborn zurückgekehrt, fand er wegen der Brüdergemeinde in Preußen ernstliche Schwierigkeiten zu verhandeln, wegen deren er im Oktober selbst nach Berlin

reiste. Sein Sohn Christian Renatus und seine Tochter Benigna begleiteten ihn, seine Gemahlin und Watteville aber kamen von Herrnhut, wohin sie schon früher der dortigen Geschäfte wegen gereist waren, gleichzeitig daselbst an, wo die Mutter Zinzendorf's sie alle freundlich aufnahm, und sich herzlich der herangewachsenen Enkel freute, deren frühe geistliche Richtung und Thätigkeit ihr seltsam und wunderbar genug sein mußte. Er speiste bei der Königin Mutter; dem Könige selbst aber persönlich zu nahen, war auch diesmal, wie früher, keine Gelegenheit. Einigen Beschwerden der Brüder wurde durch des Grafen Verwendung abgeholfen, wegen des reformirten Tropus wollte sich aber auch hier noch nichts fügen. Ueber Neusalz, Burau und Neudietendorf, wo überall die gewohnten Beschäftigungen, Ansprachen und Erbauungen vorgingen, kehrte die Pilgerschaft nach Marienborn zurück, wo sogleich wieder eine Synode, hauptsächlich den inneren Gemeindegang betreffend, dann das theologische Seminarium und andere Anstalten und Verhältnisse, neuen Drang der Geschäfte gaben.

Im April 1746 reiste Zinzendorf mit seinem Pilgeranhang wieder nach Holland, um die in ihrer Verpflanzung von Heerendyk nach Zeyst nun wirklich begriffenen, aber auf beiden Orten eben deßhalb getheilt wohnenden Brüder zu besuchen. Er predigte wiederholt in Heerendyk, feierte ein Fest der Aufnahme in die Gemeinde, und reiste darauf über Utrecht nach Amsterdam, wo er sogleich eine große Gefahr zu bestehen und der Vorsehung die glücklichste Rettung zu danken hatte. Spät abends angelangt legte er sich um Mitternacht nieder, und las, wie er pflegte, um sein Gemüth von den gehäuften Eindrücken des Tages zu befreien, wozu weniges ihm schon genügte, vor dem Einschlafen in einem Buche. David Nitschmann, der mit ihm in demselben Zimmer schlief, wachte nach einigen Stunden plötzlich auf, sah den Tisch und das Bett des Grafen in Flammen, ja dessen Schlafkleider schon angebrannt, und konnte das Feuer nur eben noch theils mit den Händen ersticken, theils mit Wasser löschen; er vollbrachte dies so schnell und still, daß Zinzendorf gar nicht aufwachte, sondern ruhig fortschlief, und erst am Morgen hörte und

sah, was geschehen war. In Zeyst wurde eine Synode gehalten, auf welcher der Graf nochmals das augsburgische Bekenntniß eifrig zur Sprache brachte, und die holländischen Brüder dahin zu vermögen suchte, daß sie insgesammt demselben offen beipflichteten, allein vergebens, denn der Lehre jenes Bekenntnisses hielt man sich ohnehin zugethan, mit den Lutherischen Geistlichen aber, aus deren Mitte die heftigste Feindschaft gegen die Brüder überall hervorging, wollte man keine nähere Verbindung knüpfen. Das Vorsteheramt des Lutherischen Tropus übernahm nun, damit dasselbe fürerst nur in sichern Händen wäre, Zinzendorf selbst, indem er seine Eigenschaft als Bischof wieder hervorwandte. Wegen des allgemeinen Haushalts wurde vieles berathen, und der Graf, welcher auch dieser Verwaltung, jedoch nicht mit sonderlichem Geschicke, vorstand, wünschte manches geändert; viele der Ausgaben, welche für das Ganze der Brüdergemeinden geschahen, flossen in den Aufwand ein, welchen er für sich und die Seinigen ganz aus eignen Mitteln machte; er litt auf solche Weise beträchtliche Einbuße, allein man wußte für jetzt noch keine Abhülfe zu treffen. In Zeyst erfolgte auch die eheliche Verbindung der Gräfin Benigna mit Johannes von Watteville, ehemals Langguth genannt; diese Heirath war längst vorbereitet, sie entsprach den Neigungen und Absichten aller Betheiligten, man hoffte segenreiche Wirkungen davon; die Standeserhöhung Langguth's erleichterte die Sache für die weltlichen Meinungen, Zinzendorf aber hatte erklärt, daß es für ihn dergleichen nicht erst bedurft hätte. Nach einigem Aufenthalte in Amsterdam, wo ihn die Missionssachen viel beschäftigten, seine Hausversammlungen aber durch übergroßen Zulauf der Menge gestört wurden, reiste er mit geringer Begleitung, indem ein zahlreiches durch Gegenwind verspätetes Gefolge auf einem eigends gemietheten Schiffe nachkam, von Helvoetsluys nach England ab, und war den 18. Juli in London.

England war noch im Kriege mit Frankreich begriffen, und wegen der noch nicht gedämpften, zu Gunsten des vertriebenen Hauses Stuart gegen das regierende Haus Hannover gemachten Aufstandsversuche in großer innerer Be-

wegung. Die Brüder hatten hin und wieder Verdächtigungen erlitten, welche der Umstand bestärkte, daß ihnen der Eid, welcher gefordert wurde, außer dem König Georg habe niemand ein Recht zur Krone von England, bedenklich war, besonders den Missionaren in Nordamerika, weil ihnen das Leisten dieses Eides bei den dortigen Ansiedlern alles Vertrauen nehmen mußte, indem die Mehrzahl derselben schlechterdings jedes Schwören für Sünde hielt. Zinzendorf suchte durch seine vielfachen Verbindungen dahin zu wirken, daß den Brüdern jener Eid erlassen würde, welches auch in der Folge durch eine Parlamentsakte wirklich geschah. Die beiden Wesley suchten abermals nähere Vereinigung mit den Brüdern, zu denen auch mehrere Methodisten, da Zinzendorf eine Gemeinschaft beider Verfassungen unzulässig fand, völlig übertraten. Eine Synode, auf welcher das Verhältniß der Brüder zur englischen Kirche besprochen wurde, hatte nicht den gewünschten Erfolg; der Erzbischof von Canterbury, Johann Potter, mit welchem Zinzendorf in freundschaftlichem Verkehr geblieben war, zeigte günstige Gesinnungen, allein die Brüder, welche aus der englischen Kirche zur Gemeinde gekommen waren, hatten keine Neigung, sich auch an jene noch anzuschließen. Dagegen lief die erfreuliche Nachricht ein, daß der Oberhofprediger Cochius in Berlin, mit Zustimmung seiner geistlichen und weltlichen Behörde, nun endlich eingewilligt habe, dem reformirten Tropus vorzustehen. Zinzendorf verließ jetzt England wieder, und kam, nach überstandenem Seesturm, den 4. November wieder in Helvoetsluys an, besuchte Heerendyk und Zeyst, wo neuerdings Reden und Berathungen Statt fanden, und ging von da nach der Wetterau zurück. Aber auch hier war diesmal kurze Rast. Seinem Schwager dem Grafen von Reuß, mit dem er in Holland zusammengetroffen, hatte er das Versprechen gegeben, nach Ebersdorf zu kommen, und das vorige Verhältniß mit den dortigen Frommen wieder anzuknüpfen; dies gelang mit Hülfe des Hofpredigers Steinhofer vollkommen, und nach einem kurzen, mit Arbeiten und Andachten erfüllten Aufenthalt, kehrte er sehr befriedigt, im Dezember, abermals nach der Wetterau zurück.

Hier hatte sich indeß für die Verhältnisse, welche mühsam genug ihre Last im Innern trugen, nun auch von außen schwieriges Ungemach entwickelt; und zwar aus dem Gedeihen und Vortheil selbst, in welchem die Sachen erschienen, sollte diese Gegenwirkung hervorgehen. Die Geldmacht, welche bei Stiftung des Herrnhaags thätig gewesen, hatte der Niederlassung falsche Grundlagen zugemischt; anstatt sich im Kreise der reinen Gesinnung abzuschließen, welche hier alleinige Triebfeder bleiben mußte, war man auf einen Boden hinausgeschritten, welcher wenigstens für den anderen Theil die Beziehungen der Herrschaft und des Eigennutzes aufregte. Die großen Geldvorschüsse, welche der Reichthum der holländischen Freunde für die Brüdersache dargeboten, zwischen den Häusern Ysenburg-Büdingen und Ysenburg-Meerholz getheilt, waren zwischen beiden ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht, jedes dankte es den Brüdern übel, daß sie sich auch mit dem anderen eingelassen hatten; für jene Summen waren mit dem Boden zugleich bedeutende Stücke der obrigkeitlichen Gewalt verpfändet, und es machte Verdruß, so wesentliche herrschaftliche Rechte nun von Fremden ausgeübt zu sehen. Die Niederlassungen zu Herrnhaag und Leustadt gediehen zusehends, und dehnten sich mehr und mehr in der Umgegend aus; viele reiche Leute aus Holland, England und der Schweiz wurden angezogen; in den Kinderanstalten allein befanden sich sechshundert Kinder, großentheils von auswärtigen Aeltern; Verkehr und Gewerbe blühten. Besonders glaubte das Haus Büdingen sich unter diesen Umständen verkürzt, die Brüder in zu großem Vortheil, die geschlossenen Uebereinkünfte irrig. Nun fehlte es nicht an Gegnern aller Art, welche das herrnhutische Wesen als abscheulich und gottlos verdammten, und es unverantwortlich finden wollten, daß ein solcher Staat im Staate, wie die Brüder durch Aneignung jener obrigkeitlichen Rechte nun wirklich bilden sollten, geduldet würde. Dies ergriffen die büdingischen Behörden begierig, sie versuchten Beschränkungen jener Rechte, oder bestritten deren Ausübung ganz, machten dagegen neue Forderungen, und es entstand das widerwärtigste Verhältniß, in welchem die Brüder nicht ausharren konnten. Der Kampf

war lebhaft auf beiden Seiten, und man glaubte auf beiden Seiten Recht zu haben. Zinzendorf hatte an jenen Uebereinkünften wenig Theil genommen, vieles darin sogar ganz mißbilligt, allein zur Vermittelung der Streitigkeiten, welche sich daraus erhoben, wollte er seine Hand gern bieten. Auf das Verlangen von Büdingen übernahm er die Vermittelung förmlich, allein verdarb es bald mit beiden Theilen. Sein Anerbieten, Leustadt oder ein anderes reichsfreies Gut, für eine außerordentlich hohe Summe zu kaufen, erregte in Büdingen neuen Argwohn, bei den Brüdern den stärksten Tadel einer unbefugten Freigebigkeit, wobei sie zu Grunde gehen würden. Die Verhandlungen wurden durch sich selbst und durch begleitendes Thatwirken nur stets herber, und zogen sich in die Länge mit düstrer Aussicht; einstweilen wurde die Pfandschaft von der einen Seite nicht mehr gehalten, von der anderen kündigte Beuning seine dargeliehene Summe von 150,000 Gulden dem Hause Büdingen. Mit Anfang des Jahres 1747 gab Zinzendorf seine Wohnung in Marienborn auf, wegen dessen Verpfändung der Graf von Meerholz ihm auch Verdrießlichkeiten machte, und zog nach dem Herrnhaag, wo er sich ein Haus mit einem Gemeindesaal hatte erbauen lassen, dagegen verlegte er die Mädchenanstalt nach Marienborn und das Seminarium nach Lindheim. Seine Arbeit in der Gemeinde war jetzt nur noch unermüdeter, und keine äußerlichen Geschäfte konnten ihn darin stören. Durch Predigten, Anreden, einzelne Besprechungen, wirkte er bald öffentlich, bald vertraulich, mit größtem Zudrang von Brüdern und Fremden. Unter den Fremden, welche nach Herrnhaag kamen, war auch sein alter Freund Nikolaus von Watteville, den er in Paris gekannt, und den er sich herzlich freute wiederzusehen. Sein Schwager Graf von Reuß, jetzt völlig der Brüdergemeinde angehörig, starb während seines erneuten Besuchs in Herrnhaag, und hinterließ einen Sohn, der später mit des Grafen von Promnitz hinterlassener Tochter vermählt wurde, indem der Zweck, diese bedeutenden Namen und Verhältnisse durch ihre Vereinigung den Brüdern nur um so fester zu erhalten, den Absichten der Vorsehung selbst nur gemäß dünken konnte.

Auf einer Synode, die vom 12. Mai bis zum 14. Juni dauerte, wurden an die Stelle des Bischofs Polykarpus Müller, der eben verstorben war, zwei neue gewählt, Johannes von Watteville und Leonhard Dober, überdies dreißig Diakonen und Diakonissen und zweihundert Akoluthen ernannt. Für den Lutherischen Tropus bewies Zinzendorf unausgesetzt den größten Eifer, und bemühte sich wegen öffentlicher Anerkennung des Glaubensbekenntnisses der Brüder als eines mit dem augsburgischen übereinstimmenden abermals fruchtlos bei dem würtembergischen Oberkonsistorium, welches die Entscheidung der Sache höflich ablehnte. Die Partheiung unter den Brüdern dauerte übrigens fort, und es erforderte große Sorgfalt, die streitigen Ansichten, welche zum Vorschein kamen, in kampflosem Gleichgewicht zu halten. Zinzendorf bemühte sich zwar, einige ausschweifende Vorstellungsarten und Ausdrucksweisen zu beschränken, allein hiezu strengere Maßregeln anzuwenden hielt er für unstatthaft, wie er denn in dieser Zeit überhaupt aller Kirchenzucht abhold war, und sich dahin äußerte, der Gemeindegehorsam sei eine Seligkeit, und brauche nicht erst vorgeschrieben zu werden, so lange das Herz des Menschen mit den Grundideen seiner Gemüthsschule harmonisch bleibe, denke es aber anders, so werde alle Art eines geistlichen Zwanges gegen dasselbe nicht eine Gelegenheit zum Besinnen, wie die leibliche Zucht gebe, sondern ein Krankheitsstoff zu Verhärtung und Heuchelei, ja er wünschte sich Glück, daß er durch die Freiheit, die er gestattet, manches an den Tag gebracht, was sich sonst heuchlerisch verborgen haben würde. Und er selbst, jenem einlenkenden Streben zum Trotz, gab fortwährend das Beispiel eines ungebundenen, phantastischen Schwunges, wie denn auch seine Predigten und Reden erfüllt von Bildern und Spielereien blieben, welche seine eifrigsten Anhänger späterhin nur beseufzen konnten.

Inzwischen ergab sich aus eben den Umständen, welche für Zinzendorf in der Wetterau den Gesichtskreis verdüsterten, eine wundervolle Aufhellung derselben in der Lausitz. Er hatte schon immer gesagt, seine Verbannung aus Sachsen würde zehn Jahre dauern, diese waren nun verflossen, allein

es zeigte sich keine Aenderung. Sein großmütterliches Gut Großhennersdorf war ihm zum Kauf angeboten worden, allein er hatte es abgelehnt, weil er noch verbannt war, und nur endlich doch sich bewegen lassen, es für seine Tochter Benigna zu erstehen. Dies wurde in Dresden besprochen, man rühmte den Wohlstand von Herrnhut, den Fleiß und die Ordnung der Brüder, ihre großen Verbindungen in Holland und England wurden nicht vergessen, und die Geldsummen, über welche sie in der Wetterau verfügt hatten, und noch sonst wohl verfügen könnten, entgingen der Aufmerksamkeit nicht. Die Feinde Zinzendorf's waren zum Theil verstorben, die Freunde benutzten die Gelegenheit, und so geschah es, daß unerwartet von hoher Hand die Eröffnung an ihn gelangte, der König erlaube ihm nach Sachsen zurückzukommen. Man war so aufrichtig, ihm hiebei zugleich die Erwartung zu zeigen, daß er bei seinen auswärtigen Freunden ein ansehnliches Darlehn für die sächsische Kammer vermitteln werde, und wirklich säumte Zinzendorf nicht, diesen Beweis seiner treuen Ergebenheit für das Kurhaus zu geben, und bewog den Bruder Beuning, jene dem Hause Büdingen gekündigten 150,000 Gulden der sächsischen Kammer zu versprechen. Die Nachricht hievon machte am Königlichen Hofe den besten Eindruck, und man ließ den Grafen nun sogar wissen, man wünsche mehrere solche Niederlassungen, wie Herrnhut, im Lande zu haben, und biete ihm hiezu, und zugleich zum Unterpfande für jenes Darlehn, die Erbpacht des Kurfürstlichen Schlosses Barby und des Amtes Döben an. Zinzendorf reiste hierauf am 10. September über Neudietendorf nach der Lausitz, und kam in Bertholdsdorf am 16. in derselben Stunde an, in welcher vor sechs Jahren der Heiland als Aeltester der Gemeinde war erkannt worden. Nach kurzem Verweilen in Herrnhut und Großhennersdorf, wo er sich nicht einrichten wollte, bis alles in Dresden völlig in's Reine gebracht wäre, ging er nach Gnadenberg und Gnadenfrei in Schlesien, wo auch seine Gemahlin eintraf, und von hier im Anfang Oktobers nach Leipzig, wo er mit dem Staatsminister Grafen von Hennike nähere Abrede wegen seiner Zurückrufung zu nehmen hatte. Anfangs wollte er

die Gnade, die ihm den Aufenthalt in Sachsen wieder gestattete, nicht eher förmlich ausgesprochen wissen, bis man seine und der Brüder Sache durch die von ihm schon längst begehrte Kommission neuerdings gründlich untersucht hätte; doch das Dekret war schon ausgefertigt, und auf den Rath des Ministers nahm er dasselbe, mit dem Vorbehalt einer künftigen Untersuchung, einstweilen dankbar an. Am 14. Oktober war er wieder in Herrnhut, und setzte hier alsbald seine gewohnte Thätigkeit fort; unter anderen Gegenständen wurde besonders die Diakonie berathen, und der Haushalt der Pilger unter der Benennung des Gemeindehauses festgestellt, wo für die Aufnahme und Beförderung der Diener Jesu bestens gesorgt wurde. Er selbst war abwechselnd in Bertholdsdorf und Großhennersdorf, am meisten doch in Herrnhut. Bei seinen Sabbathsliebesmahlen wurden über zweihundert Personen bewirthet. Am 26. November reiste er wieder nach dem Herrnhaag ab, wo dringende Geschäfte seiner harrten, besuchte auf der Durchreise in Bautzen seine Tante Henriette, von der ihn seither, bei aller ursprünglichen Liebe, einige Mißverständnisse getrennt hatten, in Dresden den Grafen von Hennike, rastete in Neudietendorf, und traf am 7. Dezember auf dem Herrnhaag ein.

Der Frieden war mit dem Hause Büdingen noch nicht hergestellt. Der regierende Graf begünstigte zwar die Brüdersache genug, aber dem Erbgrafen war sie zuwider, und dessen Sinn überwog in mancherlei Einflüssen, die seine Stellung ihm leicht machte. Zinzendorf, der bisher mit einem streitfertigen Beamten zu thun gehabt, bewies die Klugheit, von diesem ab unmittelbar an den Erbgrafen zu gehen, der hiedurch in ein neues Verhältniß gesetzt wenigstens darauf einging, vorläufig die Sachen auf fünf Jahre unverändert, und sich mit einer festgesetzten jährlichen Summe für die herrschaftlichen Einkünfte von Herrnhaag abfinden zu lassen. Dieser Erfolg befriedigte für den Augenblick, und der Graf wandte sich getrost mit neuer Kraft auf die Arbeiten im Innern der Gemeinde, die er mit Predigten, Chorreden und sonstigen Ansprachen, auch das theologische Seminarium mit Vorträgen über das augsburgische Bekenntniß, treu bediente.

Seiner Tochter Benigna und deren Gemahle Johannes von Watteville, welche sich berufen fühlten, nach Amerika zu reisen, gab er, nach ausführlicher Unterredung über die Wirksamkeit, welche jenseits des Weltmeers ihrer wartete, seinen Segen, und das junge Ehepaar reiste nach Holland ab. Er selbst aber hatte sein Hauptanliegen stets im Sinne, die kirchliche und obrigkeitliche Untersuchung und Anerkennung der Brüder als einer dem augsburgischen Bekenntniß angehörigen Religionsgesellschaft. Er war seiner Sache hierin so gewiß, daß er es ordentlich darauf anlegte, wie in neuerer Zeit ein deutscher Philosoph die Leute zum Verstehen seiner Lehre zu zwingen meinte, dieses Eingestehen auch den Widersetzlichsten abzunöthigen; die Schwierigkeit war ihm nur, sie dahin zu bringen, daß sie die Sache wirklich anfaßten. Dies in Dresden durchzusetzen, schien die Gelegenheit jetzt vorhanden, und er reiste daher im März wieder nach Sachsen. Unterwegs in Neudietendorf und besonders in Ebersdorf, und darauf in Herrnhut und Großhennersdorf, wohin auch seine Gemahlin und sein Sohn aus der Wetterau nachkamen, widmete er den Gemeindesachen den größten Eifer, hielt Berathungen, in welchen er die Tropen wieder fleißig erörterte, arbeitete die Tageslosungen aus, und zeigte sich überall wirksam, wo irgend ein frommes Anliegen oder ein Häuflein Erweckter seiner bedürfen konnte. In Dresden hatte er sein Begehren, nachdem er andere Wege vergebens gesucht, unmittelbar bei dem Könige angebracht, und mußte nun den Erfolg abwarten.

Inzwischen veranstaltete er gegen Ende des Juni zu Gnadenberg in Schlesien eine Synode, zu welcher auch der Vorsteher des reformirten Tropus, Oberhofprediger Cochius, aus Berlin sich einfand, ein erstes Beispiel dieser Art, und um so wichtiger, als Cochius ausdrücklich die Erlaubniß des Königs von Preußen empfangen hatte, der Synode, sofern sie in preußischen Landen gehalten würde, in jener Eigenschaft beizuwohnen. Hier war denn hauptsächlich wieder von dem augsburgischen Bekenntnisse die Rede, damit unter den Brüdern selbst keine Zweideutigkeit in diesem Betreff übrig bliebe. Mittlerweile war in Dresden das Darlehn auf

Barby in Richtigkeit gebracht, den mährischen Brüdern daselbst und in ganz Sachsen die nämlichen Vorrechte, die sie bisher in Herrnhut genossen, vorläufig zugesichert, und nach vielen Zweifeln auch die vielgewünschte Untersuchungskommission bewilligt worden. Man hatte dem Grafen bemerkt, daß über Herrnhut schon vor elf Jahren günstig gesprochen worden, und es unthunlich sein würde, das schon Abgemachte wieder in Frage zu stellen, es könne die neue Untersuchung daher, mit Ausschluß jenes Ortes, nur auf die Brüdersache überhaupt gehen; der Graf sah die Richtigkeit und den Vortheil dieser Bemerkung ein, und es wurde angenommen, daß die Untersuchung nur die eigentlich mährische Brüderkirche, nicht aber ihren Lutherischen und reformirten Tropus angehe. Die Kommission traf endlich zu Ende des Juli in Großhennersdorf ein; sie bestand aus sieben Mitgliedern, worunter der Oberkonsistorialpräsident Graf von Holzendorf, der Oberamtshauptmann Graf von Gersdorf, der Landeshauptmann von Löben, und die Professoren der Theologie, Doktor Teller aus Leipzig, und Doktor Weikmann aus Wittenberg, lauter einsichtsvolle und den Brüdern eher günstige als abgeneigte Männer. Elf Abgeordnete der Brüder, von den Bischöfen hiezu beauftragt, traten mit der Kommission sofort in Verhandlung. Hier gab es nun Schriften zu prüfen, Erörterungen anzustellen, Fragen hin und wieder zu wenden, Sätze durchzuführen oder zu erläutern, theils in schriftlicher Form, theils in mündlichem Gespräch.

Zinzendorf hatte anfangs den Verhandlungen persönlich aus Bescheidenheit ausweichen wollen, aber die Kommissarien und die Brüder begehrten seine Mitwirkung einstimmig, und er mußte nun redend und schreibend die Seele des Ganzen sein. Dabei setzte er seine täglichen Hausversammlungen fort, denen wie seinen Predigten die Kommission öfters beiwohnte; ferner dichtete er für den Geburtstag des Königs eine Kantate, welche feierlich aufgeführt wurde, und so versäumte er überhaupt nichts Weltliches noch Geistliches, was die Tage mit sich brachten. Eifersüchtig aber betrieb er vor allem die ersehnte Anerkennung; sie sollte nicht durch Annahme bloßer Erklärungen der Brüder, noch durch still-

schweigende Voraussetzung abseiten der Kommissarien, sie sollte durch deren eindringliche Prüfung und persönliche Ueberzeugung ausdrücklich und bestimmt erfolgen; darauf ging sein ganzes Trachten, dahin glaubte er die Sache zwingen zu müssen. Allein dies wollte sich keineswegs so schnell ergeben, und da einige Gegenstände unvermuthet in hitzige theologische Streitigkeiten führten, in welchen der Graf mit seiner vielgestaltigen Gemüthlichkeit nicht im Vortheil gegen die festgestellte Wissenschaft der Universitätsgelehrten stand, von welchen der eine, Doktor Weikmann, die Brüder nun schlechterdings nicht als augsburgische Bekenntnißverwandte anerkennen, und lieber aus der Kommission ausscheiden wollte, so hätte die Sache gar leicht, ungeachtet der befriedigenden Erklärungen der Brüder, eine sehr widerwärtige Wendung nehmen können, wäre nicht die Kommission im Ganzen so einsichtsvoll-gerecht und billig-wohlgesinnt gewesen, um das Wesentliche unter solchen Zwischenfällen fest im Auge zu behalten. Indeß wurde der heftige Wunsch Zinzendorf's nicht sogleich erfüllt; die Kommissarien hielten sich gegen die Brüder zu keinem Ausspruche verpflichtet, wiewohl sie nicht verhehlten, daß derselbe günstig lauten würde, und die Anerkennung als augsburgischer Bekenntnißverwandten nicht zu bezweifeln stehe. Man konnte demnach die Kommission dennoch als glücklich ausgegangen ansehen, und den vollgültigen Erfolg in der nächsten Zeit erwarten. Nach diesem großen Siege, denn das war es in der That, verweilte Zinzendorf nur noch kurze Zeit in der Lausitz, reiste gegen die Mitte des August nach Ebersdorf, und von da nach dem Herrnhaag, wo er am letzten Tage des Monats ankam, und darauf, in eigends gehaltenen Berathungen, theils von dem Geschehenen Bericht gab, theils neue Geschäfte fleißigst betrieb.

Die Nachrichten aus England lauteten in dieser Zeit wenig tröstlich, die in Deutschland gedruckten Schmähschriften waren seit einiger Zeit in's Englische übersetzt worden, fanden große Verbreitung, und wirkten sehr nachtheilig; auch wurden die Brüder oft mit den Methodisten als ein- und dieselbe Sekte angesehen, daher von der englischen bischöflichen Kirche übel verkannt und angefeindet, und geriethen darüber

in Bedrängnisse, welche besonders für ihre zahlreichen Missionen die schlimmsten Folgen haben konnten. Es erschien dringend nothwendig, daß ihre Sache dort neuerdings kräftig vertreten und geschickt durchgefochten würde; zu einer obrigkeitlichen Anerkennung, wie man ihrer nun in Sachsen schon gewiß sein konnte, mußte es auch in England gebracht werden. Zinzendorf beschloß, die Sache zu versuchen, und ließ sich eine Vollmacht ausfertigen, kraft deren er befugt wurde, alle in Holland, England und anderen Ländern eingeleiteten Unterhandlungen der Brüder nach seiner Einsicht zu führen und abzuschließen, wobei er jedoch nicht umhin konnte, über die Last weltlicher Geschäfte, die auf ihm läge, zu klagen, und besonders den Wunsch zu äußern, der Diakonie, oder der Verwaltung des Haushalts der Brüderkirche, überhoben zu sein; er gab zu erkennen, wie er am liebsten fortan dem Innern der Gemeinde, den Herzen der Brüder und der Seelensache dienen möchte, welches sein eigentlichster Beruf von jeher gewesen sei. Doch war er weit entfernt, sich deßhalb der äußeren Vertretung der Brüder schon wirklich entziehen zu wollen. Er reiste vielmehr im Herbst mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, mit Friedrich von Watteville, dem jungen Grafen von Reuß und ansehnlichem Pilgergefolge nach Holland ab, wo er in Zeyst den inneren Gemeindegang fleißig bearbeitete, mancherlei Geschäfte berathen half, und zum Schlusse des Jahres sich nach England auf dem Paketboot einschiffte, wo er äußerst seekrank dennoch eine Singestunde hielt, und dem Heiland die Brüder und das Werk Gottes in ihnen anempfahl. Ein Schiff, Irene genannt, welches in Neuyork für die Seereisen der Brüder gebaut worden war, und jetzt hundertundfünfzig derselben unter Johann Nitschmann's Anführung über England nach Nordamerika bringen sollte, hatte ihn wegen des Sturms, der das Annahen der Schaluppe unmöglich machte, nicht mehr aufnehmen können; sie kamen aber beiderseits glücklich in England an. Ein Edikt, welches in Hannover gegen die Brüder, obgleich deren keine dort wohnten, ergangen war, und in England ungünstige Aufmerksamkeit erregte, gab dem Grafen

Anlaß, darüber in einem Schreiben an den König einige Vorstellungen zu machen.

Die Hauptsache blieb jedoch, in England selbst eine obrigkeitliche Untersuchung der Brüder zu bewirken, wozu irgend eine Petition an das Parlament den schicklichen Anlaß geben mußte. Diese Sache war nicht so leicht abzuthun; sie mußte zuerst unter den Brüdern zur Reife kommen, dann jeder Anstoß der englischen Kirche möglichst vermieden, und endlich im Parlament die nöthige Fürsprache und Stimmung gewonnen werden. Das erste wurde durch eine Provinzialsynode gefördert, wo man die Sache gründlich besprach, für das zweite dienten dem Grafen seine schon bestehenden Bekanntschaften, zu dem dritten war besonders der Generallieutenant Oglethorpe behülflich, ein vieljähriges Parlamentsmitglied, und den Brüdern gewogen, die er in Nordamerika genau kennen gelernt hatte. Nach dem Rathe dieses und anderer gesetzkundigen Freunde wurde dem Hause der Gemeinen eine Petition der Brüder um Freiheit von Eid und Waffendienst durch den General eingereicht, der sie durch eine ausführliche Rede unterstützte; zwar drang ein angesehenes Mitglied in einer heftigen Gegenrede auf Abweisung der Petition, allein fünf andere Mitglieder vertheidigten sie, und das Haus übergab sie einem Ausschusse von mehr als vierzig Mitgliedern, unter welchen auch jener Gegenredner war, zur gründlichen Untersuchung. Zinzendorf hatte als Advokat der Brüder die Obliegenheit, diese Verhandlung zu leiten, allein er wollte und konnte nicht persönlich darin auftreten, sondern bevollmächtigte fünf des Englischen vollkommen mächtige Brüder, unter welchen auch der Freiherr von Schrautenbach war, denen er Tag für Tag das Nöthige angab, auf die Fragen des Ausschusses zu antworten. Das Ergebniß fiel ganz nach Wunsch aus, der Ausschuß berichtete günstig, die Petition wurde in eine Bill verwandelt, als solche nochmals einem Ausschusse von siebzig Mitgliedern übergeben, und ging darauf im Unterhause einmüthig durch. Größere Schwierigkeiten waren im Oberhause zu gewärtigen, der alte Bischof von London, Doktor Sherlock, wollte sich der Bill entschieden widersetzen, und Zinzendorf schrieb deß-

halb an den Bischof von Lincoln, welcher deutsch konnte, er möchte eine Unterredung zwischen ihm und jenem Bischofe vermitteln; allein die übrigen Bischöfe hatten in einer gehaltenen Versammlung schon beschlossen, für die Brüder zu stimmen, und nach Einsicht des dem Unterhause erstatteten Berichts gab auch Doktor Sherlock seinen Widerspruch auf. Zwar sprachen mehrere Lords entgegen, und namentlich der Großkanzler, welchem Zinzendorf sogar schrieb, er wolle, bei so wichtigen Anständen, lieber die Sache zurücknehmen, da der eigentliche Zweck, die Untersuchung der Brüderkirche und ihrer Lehre und Verfassung, schon erreicht sei, allein der Großkanzler wünschte nur einige Ausdrücke abgeändert, und nachdem dies geschehen, wurde die Bill einstimmig angenommen, darauf, der Veränderung wegen, von dem Unterhause nochmals gutgeheißen, und endlich durch die Königliche Bestätigung am 6. Juli 1749 zur Parlamentsakte erhoben. Die Brüder wurden als Mitglieder einer alten evangelischen bischöflichen Kirche anerkannt, von Eidleistung, sofern sie ihnen bedenklich erschiene, befreit, eben so vom Waffendienste ganz und vom Antheil an den Geschwornengerichten in peinlichen Fällen. Die Erlangung eines solchen Anerkenntnisses, und auf solchem Wege einer öffentlichen und großartigen Staatsverhandlung, war der wichtigste weltliche Vorschritt, welchen die Brüdersache bis dahin gemacht; sie stand nun in den Reichsgesetzen eines Landes, wo die Gesetze alles, und keinem leichten Wechsel unterworfen sind, gründlich fest; während anderswo die noch so große Beschützung und Gunst widerrufbar von jedem neuen Zufall abhängig erschien. Die Wirkung dieses Erfolges zeigte sich alsbald bedeutend; an vielen Orten in England, Schottland und Irland und in den nordamerikanischen Pflanzungen lud man die Brüder zu Niederlassungen ein, deren auch einige zu Stande kamen, in England besonders nahm die Gemeinde einen neuen Schwung, der auch günstig auf das Festland zurückwirkte. Zinzendorf suchte den guten Eindruck zu verstärken; er hatte mit den Bischöfen von London und Lincoln freundliche Unterredungen, schrieb in englischer Sprache eine Darlegung der Lehre und Verfassung der Brüder, und bereiste die Gemeinden, die sich

im Lande schon sehr vermehrt hatten, besonders in Yorkshire, wo Fulneck als ein bedeutender Bruderort heranwuchs. Nicht unwichtig war auch in Bezug auf dies Gedeihen der Brüdersache in England, daß der englische Bischof von Sodor und Man sich entschloß, die Leitung des durch das Ableben des Oberhofpredigers Cochins erledigten reformirten Tropus zu übernehmen.

Seiner Hausgemeinde, welche durch ab- und zugehende Pilger, besonders auch durch das Verweilen vieler nach Westindien, Nordamerika und Grönland abzufertigenden Heidenboten, zeitenweise sehr ansehnlich war, widmete der Graf ungewöhnliche Fürsorge. Nicht nur arbeitete er, wie immer, mit eifrigstem Antheil für den Seelenzustand der Einzelnen und den segenreichen Gang der Gesammtheit, zu dessen besserer Führung und Berathung er, außer seinen Reden, Bet- und Singestunden, auch noch eine besondere Hauskonferenz einrichtete, sondern auch auf das Aeußere erstreckte sich die Sorgfalt, es sollte den ihn umgebenden Pilgern auch in dieser Beziehung an nichts fehlen, und eine gewisse Strenge und Aermlichkeit, welche bisher bemerkbar gewesen, wich einer minder einfachen und reichlicheren Lebensweise. In der Kleidung entstand auch eine merkliche Aenderung, sie wurde reicher grade dadurch, daß man sie vereinfachen wollte; denn bisher hatte sich jeder, wiewohl ohne Prunk, doch nach Gewohnheit seines Standes getragen, jetzt wünschte Zinzendorf diesen Unterschied aufgehoben; man wählte daher eine mittlere Tracht, zu welcher zwar einige Brüder und Schwestern aus ihrer bisherigen um vieles hinabstiegen, die große Mehrzahl aber bedeutend herauf, und das Ganze mußte sich daher ungemein erhöht darstellen. Offenbar wirkte hier der Anblick und die Berührung der geordneten englischen Lebensart der Mittelklassen ein, deren Ehrbarkeit und Bildung dort mehr als anderswo mit einem gewissen Wohlstand und Aufwand in Verbindung steht. Seine Hausversammlungen mußte er gegen den allzugroßen Zulauf bewahren; nicht geringer war der Drang zu den deutschen Predigten, welche er in der Brüderkapelle hielt, und die unmittelbar darauf ein Bruder in englischer Sprache genau wiederholte. Außer diesen be-

stimmten Beschäftigungen suchte Zinzendorf in dieser Zeit gern einsam zu bleiben, wozu mancherlei Ursachen beitrugen. Er bedurfte, und grade im Glück am meisten, des stärkenden Umgangs mit dem Heilande, ohne welchen er sich gebeugt und verlassen fühlte; nur mit dieser stets erneuten Kräftigung konnte er zu den vielen und wechselnden Arbeiten, die er betrieb, getrost hervortreten. Aber auch Trübsale machten ihn dieser Stärkung jetzt sehr bedürftig. Briefe aus Deutschland gaben ihm zum erstenmale deutliche und umfassende Einsicht des Uebels, welches im Stillen das Innere der Gemeinde durchwuchert hatte, und ihr eine gränzenlose Verwilderung drohte. Die ausschweifenden Spiele der Einbildungskraft, die schwächliche Tändelei und das kindische Wesen mit dem Heiland, welche sich im Herrnhaag erzeugt hatten, waren auf den Gipfel der Albernheit gestiegen; in erschreckender Weise enthüllte sich plötzlich das Verderben durch eine Menge von Thatsachen, in welchen die Frömmigkeit zum Unwesen geworden schien. Zinzendorf hatte vieles dieser Art schon gewußt, einiges selbst verschuldet, aber das Uebel nie so arg und die Heilung desselben schon im Zuge geglaubt. Jetzt wurde ihm zum erstenmal kund, was alles ihm bisher entgangen, und noch in vollem Fortschritte begriffen war. Erschrocken schauderte er vor dem Bilde zurück, das ihm nun in unläugbarer Wahrheit die Augen traf. Schnelle und entschiedene Abhülfe, das war klar, mußte verfügt werden. An der Spitze dieser Verirrung, welche in solcher Uebertreibung der Graf nicht mehr als seine eigne ansehen konnte, stand sein Sohn Christian Renatus, den er sogleich zu sich nach London berief. David Nitschmann dagegen mußte nach Deutschland eilen, um alle Gemeinden zu besichtigen, das Unwesen überall zu erforschen und möglichst auszurotten. Der Sohn kam an, erfuhr die Strenge des Vaters, aber auch dessen Liebe, und gab willig dem anderen Wege sich hin, auf den man ihn jetzt umlenkte. Zinzendorf selbst aber gerieth in große Beklommenheit; er konnte die Quelle jener Schwärmereien nicht so ganz, und selbst ihre Wirkungen nicht alle gleichmäßig verdammen, auch schien derselbe Fall bei dem Einen zu entschuldigen, bei dem Anderen nicht; ein-

zelne Thatsachen sprachen seine Milde an, andere regten unmittelbar seinen ärgsten Zorn auf. In diesem Gedränge, da er nicht hoffen konnte, sein inneres Gefühl mit äußerer Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, wählte er sich eine sonderbare Zuflucht. Er verschloß sich allen weiteren Mittheilungen, mied alle darauf hinlenkenden Gespräche, und wies mit Unwillen die näheren Anzeigen von sich, die man ihm geben wollte, er behauptete nachdrücklich ein völliges Ignoriren. Sein Betragen in dieser Hinsicht war auffallend und unbegreiflich, er verweigerte schlechterdings jede Aufklärung, und gerieth darüber in dauernden Zwist mit einigen Brüdern, welche die Sache gründlich durchzuarbeiten wünschten, aber er wollte lieber den Seinigen ein Räthsel und von ihnen mißbeurtheilt sein, als einen Gegenstand anrühren, der sein Inneres zerriß, und bei dem er eben so sehr seine Milde wie seine Strenge fürchtete. Für das Allgemeine hatte er die nöthigen Maßregeln angeordnet, die Sichtung war eingeleitet, das Einzelne in diesem betrübten Wirrwesen wollte er dem Heiland und dessen Fügung anheimstellen, wobei das Gute schon ohne menschliches Zuthun in jedem am sichersten würde gerettet und das Schlechte zerstört werden. Und in der That, es scheint, daß Zinzendorf in diesem bedenklichsten Falle nicht klüger hätte handeln können.

Inzwischen waren gute Nachrichten aus Westindien eingegangen, wo Johannes von Watteville und Benigna mit gutem Erfolge wirkten. Aus Sachsen kam die Versicherung, daß der König das Dekret zu Gunsten der Brüder nun wirklich erlassen habe. Leonhard Dober traf aus Liefland ein, und als David Nitschmann von seiner Besichtigung der Gemeinden aus Deutschland wiederkehrte, wurde Dober dahin abgesandt. Die dortigen Liedersachen enthüllten sich immer mehr in ihren ungeahndeten Fortschritten, allein sie waren bereits in der Umkehr und ließen völlige Heilung hoffen. Als darauf Johannes von Watteville aus Amerika zurückkam, wurde auch dieser nach Deutschland geschickt, um die Gemeinden zu bereisen, und die Reinigung derselben zu vollenden. Bei allen diesen Maßregeln verharrte Zinzendorf aber dennoch in der angenommenen Stellung, und wollte

hinsichtlich dieser Angelegenheit nichts Näheres mehr vernehmen, noch gesprächsweise äußern, sondern stritt gegen alles, was man ihm dieserhalb aufdringen wollte. Seiner Thätigkeit fehlte es während seines fortgesetzten Aufenthalts in England nicht an anderen Gegenständen. Eine Synode im September 1749 zu London, hauptsächlich dem Gemeindegang gewidmet, eine andere im Juni 1750 ebendaselbst, auf welcher unter anderen die Stellung der Gemeinde gegen ihre und des Grafen persönliche Widersacher besprochen wurde, mannigfache Berathungen wegen einzelner Gemeinden, dabei die Geschäfte des Syndikats und der Diakonie, und zwischen allem diesen immerfort die eifrigste Besorgung der Seelen, die täglichen und öfteren außerordentlichen Andachten und Reden, ungerechnet den stets zunehmenden Briefwechsel und den unvermeidlichen Umgang mit Personen, deren Bekanntschaft wichtig war, dies ungefähr bezeichnet den Kreis von Beschäftigungen, von welchen Zinzendorf sich nicht ablösen konnte. Zwar äußerte er wiederholt den Wunsch, alle seine Aemter niederzulegen, und von der Leitung der Gemeinde zurückzutreten, womit die meisten Feindseligkeiten, wie er glaubte, da sie hauptsächlich auf seine Person gerichtet wären, gegen die Brüder von selbst wegfallen würden; auch sei nur die Predigt des Evangeliums sein wahrer Beruf, meinte er, nicht aber das Syndikat noch die Diakonie, zu deren Geschäft er wenig tauge; und in der That zeigte er sich besonders der letzteren Aufgabe nicht gewachsen, indem er weder die nöthige Kenntniß des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, der Bedürfnisse und Hülfsquellen, der vortheilhaften und nachtheiligen Wege desselben hatte, noch in diesen Verhältnissen ein richtiges Maß vorausbestimmen, oder das bestimmte, bei aller Sparsamkeit, die er sich zum Gesetz gemacht, mit erforderlicher Strenge festhalten konnte; gleichwohl hätte ihn auch in diesem Amte nicht gleich jemand zu ersetzen vermocht, sein Eifer, seine Selbstaufopferung, sein eignes bedeutendes Vermögen, und das große Zutrauen, welches er nach allen Seiten einflößte, gab seiner Verwaltung in zahlreichen Fällen Nachdruck und Hülfe, wie ein noch so gründlicher Kenner und Rechner sie schwerlich finden konnte; auch war die Gemeinde von der Ueberzeugung

durchdrungen, daß sie seiner nicht entrathen könne, und er fühlte selbst, daß er, wenn auch sonst für jene Geschäfte gar nicht der rechte Mann, doch unter diesen Umständen noch unentbehrlich sei, und ließ sich daher gefallen, die bis dahin getragene Last auch ferner noch zu tragen. In der Einsamkeit von Ingatstonehall, einem Landsitze, den er eine halbe Tagereise von London gemiethet hatte, und wohin er sich bisweilen zurückzog, bearbeitete er unter anderen auch vielfache Verzeichnisse, sowohl der Orte, Gemeinden, Chorhäuser, und Anstalten der Brüder, als auch der Personen, welche bisher dem Dienste der Gemeinde auf irgend eine Art vorgestanden, ja auch solcher, die, ohne zur Gemeinde zu gehören, ihr wichtig und werth geworden waren; an dergleichen statistischen Uebersichten und Aufzählungen hatte er von jeher besondere Freude, und die Namenreihen dienten ihm auch zu den Fürbitten, mit welchen er sein Gebet ausführlich auf alles Einzelne zu heften liebte.

In Sachsen und in England hatte die Brüdersache jetzt unter obrigkeitlicher Gewähr festen bürgerlichen Boden erlangt, der auf einem anderen Punkt hingegen ihr wieder entschlüpfen sollte. Der alte Graf von Ysenburg-Büdingen war im Oktober 1749 gestorben, und der Erbgraf hatte die Landesregierung angetreten. Die Verhältnisse von Herrnhaag waren diesem schon längst ein widriges Augenmerk, und bereitwillig folgte er den Rathschlägen, welche die Feinde der Brüder ihm eingaben. Man hatte ihm vorgestellt, die Gemeinde schmälere ihm seine Rechte, und wenn die Sachen so fortgingen, würde Zinzendorf ihn mehr und mehr verdrängen, und sich als Herr des Landes einschleichen. Die Aufkündigung des Darlehns hatte die Erbitterung gegen Zinzendorf vermehrt, und die Brüder ihrerseits trugen durch eitle Reden und unschicklichen Trotz, wie ihre eignen Berichte gestehen, nicht wenig dazu bei, die Sachen zum Aeußersten zu treiben. Die in Druckschriften mehr als je gehäuften Anschuldigungen gegen die Brüder, die Verirrungen, welche in Herrnhaag Statt gefunden, konnten ein strenges Verfahren gegen die Gemeinde leicht beschönigen. Der junge Graf nahm sich vor, die Sache jetzt, da er die Gewalt hatte, scharf anzufassen.

Gleich bei der Huldigung, die ihm zu leisten war, verlangte er von der Gemeinde, sie sollte eidlich versprechen, daß sie durch ihre Einrichtung und Verfassung keine Unterthänigkeit unter dem Grafen von Zinzendorf oder den Vorstehern und Aeltesten, die mit ihm zusammenhingen, suchen wollten. Nach mannigfachem hin und her schreiben, beharrte der regierende Graf unter gesteigerten Vorwürfen in seinem Begehren, sie sollten schlechterdings dem Grafen von Zinzendorf und ihren Aeltesten und Leitern absagen, die Brüder dagegen weigerten sich standhaft, und baten um Untersuchung und Gelegenheit sich zu verantworten, jedoch vergebens, denn es hieß, die Sachen wären durch öffentliche Streitschriften hinlänglich aufgeklärt. Endlich erschien am 18. Februar 1750 ein landesherrliches Patent, welches den Einwohnern von Herrnhaag, die sich von dem herrnhutischen Wesen lossagen wollten, Freiheit zu bleiben und Schutz versprach, allen denen aber, welche dies verweigerten, binnen drei Jahren auszuwandern befahl. Zinzendorf, von den früheren Vorgängen benachrichtigt, hatte durch ein Schreiben aus London sich dem regierenden Grafen zu einem freiwilligen Verlassen des Herrnhaags unter billigem Abkommen erboten, allein dieses gewaltsame und vertragswidrige Verfahren schnitt alle Unterhandlung ab, und eine Gemeinde, welche noch vor kurzem sorglos den luftigsten Tändeleien nachgehangen, mußte plötzlich in härtester Prüfung zu wirklichster Sorge für Boden und Fach übergehen! Aber hier trat der gute Grund der Brüder sogleich klar und fest aus jeder Umdämmerung hervor. Wohlmeinende Fremde riethen zwar, die Brüder sollten ihr gutes Recht behaupten, und es fehlte nicht die Wahrscheinlichkeit, dasselbe glücklich durchfechten zu können; andere Wege der Vermittelung schienen auch nicht ganz verschlossen; allein die sämmtlichen Einwohner des Herrnhaags, durch den Bischof Johannes von Watteville, der grade zu diesen entscheidenden Tagen aus London angelangt war, glücklich geleitet und gestärkt, faßten den Entschluß, zu schweigen und zu leiden, verwarfen das Anerbieten der Regierung, und schickten sich sofort an, ihre Wohnungen, Werkstätten und Nahrungen zu verlassen. In den ersten drei Tagen machten neunzig ledige Brüder sich auf den Weg

nach Pennsylvanien. In kurzen Fristen folgten andere, die theils nach Sachsen und Schlesien, theils nach Holland und England abzogen, die Kinderanstalten wurden nach der Lausitz, nach Ebersdorf und anderen Orten bestimmt, und es zeigte sich, daß der vor kurzem noch blühende Ort schon vor der festgesetzten Zeit ganz geräumt sein würde; der Verlust an liegender und fahrender Habe, welcher bei dem schnellen Aufbruch unvermeidlich war, indem die Häuser gar nicht, manches nur zu geringsten Preisen verkauft werden konnte, schien den Brüdern gar nicht in Betracht zu kommen. Um so mehr war der Graf von Büdingen durch diesen Erfolg seiner Maßregeln betroffen, und seine anwohnenden Unterthanen, ihrer noch vor kurzem gegen die Brüder beim Reichskammergericht geführten Klagen uneingedenk, jammerten laut über einen Abzug, der auch ihren Wohlstand empfindlich verletzen mußte. Nun erhob sich die Beschuldigung, die Vorsteher der Gemeinde wirkten durch Drohungen und falsche Versprechungen auf die Leute, und verführten oder zwängen sie wider Willen zum Auswandern; jeder Einzelne wurde nun von der Gräflichen Behörde befragt und geprüft, und auf alle Weise zum Bleiben ermahnt, allein vergebens, die Auswanderung blieb im Zuge, fremde, zum Theil vornehme Personen, kamen nun erst um Aufnahme bittend nach Herrnhaag, und begehrten mit auszuwandern; über vierhundert und siebzig Köpfe zogen gleich im ersten Jahre wirklich ab. Nur Ein Mann, durch Anerbietungen verführt, sagte sich von der Gemeinde los und wollte in Herrnhaag bleiben, aber zur Beschämung der Behörde fühlte er bald Reue, bat die Brüder um Verzeihung, und ergriff ebenfalls den Wanderstab.

Als Zinzendorf in London die ausgebrochene Verfolgung erfuhr, war er anfangs tief betrübt, bald aber, als die Gemeinde sich so herrlich bewährte, empfand er die freudigste Beruhigung, und hielt sich überzeugt, daß der Heiland den Brüdern durch solche Schmach nur himmlische Gnade sende, und nach so vielen zweifelhaften und mißlichen Vorgängen die denn doch wohl zu hart beschuldigte Gemeinde durch die sprechendste Thatsache im wahren Lichte zeigen wolle. Seine Gemahlin, welche diese schweren Tage im Herrnhaag miter-

lebt und keine schonende Behandlung erfahren hatte, und sein Schwiegersohn, der als ein würdiger Jünger des Heilands erschienen war, brachten ihm nach London den genauesten Bericht. Die Sorge für das Unterkommen der Ausgewanderten und ihrer ferneren Nachfolger mußte nun in vielfachste Thätigkeit übergehen, sie vertheilte sich zwar auf die ganze Brüdergemeinde, lag aber im Ganzen doch hauptsächlich dem Grafen ob. Er blieb in England, sowohl der vielen Hülfsmittel wegen, die ihm dort zu Gebote standen, als auch um das Aufsehen und vielleicht den Haß zu vermeiden, welche sein übrigens unfruchtbares Erscheinen in Deutschland jetzt hätte wecken können. Zwar schrieb er noch an den büdingischen Regierungsrath Brauer mild und versöhnlich, und erbot sich sogar, den Herrnhaag mit anderen als den weggezogenen Leuten zu besetzen, allein ohne Wirkung. Die Auswanderung wurde still und demüthig fortgesetzt, ohne Aufsehen und Unruhe. Nachdem in England auf der letzten Synode der Gang der Gemeindesachen nochmals gründlich berathen worden, glaubte der Graf, nach anderthalbjähriger Abwesenheit, doch wieder nach dem Festlande zurückkehren zu müssen. Er nahm von den Brüdern und Schwestern in London, die er noch Person für Person sprach, liebevoll Abschied, und schiffte sich am 11. Juli in Harwich ein. Sein Sohn und Schwiegersohn begleiteten ihn, die Gräfin war vorausgereist. Bis zum 1. August blieb er in Zeyst, wo er unter stärkstem Zudrange öffentliche Versammlungen hielt, und reiste dann über Neuwied, wo der regierende Graf schon längst eine Niederlassung der Brüder wünschte, nach Lindheim und Marienborn, besuchte die im Herrnhaag noch verbliebenen Brüder und Schwestern, die er durch eine Rede tröstend erfreute, setzte dann seinen Weg nach Sachsen fort, und erreichte am 14. August das Schloß Barby, welches den Brüdern bereits übergeben war, und wo seine Gemahlin seiner schon wartete, seine Pilgerbegleitung aber bald nach ihm eintraf. Hier wurde sogleich eine schon vorbereitete Synode gehalten, auf welcher die im Innern der Gemeinde festzuhaltenden Grundideen, die Sichtung der Mitglieder, der Umsturz von Herrnhaag und die fortdauernden Streitschriften gegen die Brüder, zur Sprache

kamen. Ueber die Ausschweifungen, welche in Bildern und Wortspielen waren getrieben worden, äußerte er sich unumwunden, verwarf die Meinung, als hingen jene im geringsten mit der Lehre von der Versöhnung zusammen, und versprach, so lange er Athem habe, solchen Verirrungen, die er als Teufelsschule bezeichnete, kräftig entgegenzutreten. Uebrigens bekannte er, die Brüder und Schwestern verdienten seinen Dank, welche ihm den größten Theil dieses Unfugs in der Zeit, da ihn die großhennersdorfische Kommission und die englische Parlamentsverhandlung völlig hingenommen, schonend vorenthalten hätten, indem diese wichtigen äußeren Angelegenheiten mit der eben so wichtigen inneren sich in seinem Denken und Thun nur übel durchkreuzt haben würden. Nach der Synode sprach er jedes Mitglied derselben noch besonders, prüfte auch die dem Seminarium angehörigen Brüder der Reihe nach in einzelner Unterredung, wie er von jeher zu thun liebte. Im Oktober reiste er dann über Leipzig und Dresden, wo er wegen Barby noch manches verabredete, und kam den 13. nach Herrnhut, wo er in Berathungen, Werken der Andacht und Erbauungen, und vielfachen schriftlichen Arbeiten, den ganzen Winter verblieb. Was an Herrnhaag verloren schien, wuchs in dem festgegründeten Gedeihen Herrnhuts und der vielen neuen Gemeinden in Sachsen, Schlesien, Holland und England, der Missionen zu geschweigen, den Brüdern reichlich wieder zu, und die Gemeinde bewegte sich auf wogendem Gewinn und Verlust doch im Ganzen höchst gedeihlich vorwärts.

Ehe wir nun der Lebensbahn Zinzendorf's weiter folgen, haben wir seine während der letzteren fünf Jahre sehr bedeutende schriftstellerische Thätigkeit und Wirkung näher anzusehen. Die Streitschriften gegen die Brüder, oder — wie man sie durchaus nennen wollte — Herrnhuter, hatten sich, nach Maßgabe der Ausbreitung der Gemeinde, mitausgebreitet und gesteigert. Sie waren großentheils wahre Schmähschriften, Zeugnisse leidenschaftlichen Hasses und beschränktester Schulgelehrsamkeit, voll grober Verläumdungen und elenden Mißverstandes. Diese Schriften unbeachtet zu lassen, wenigstens einer unmittelbaren Widerlegung sie nicht zu wür-

digen, war im Allgemeinen Zinzendorf's Grundsatz; doch wurde der Anreiz, dem Falschen das Wahre nicht nur durch That und Wandel, sondern auch schriftlich entgegenzustellen, oft unwiderstehlich, und führte auf den Kampfplatz, um, wenn auch nicht die Gegner selbst, doch ihre Waffen zu treffen. Grade die Geistlichen und Prediger waren es, welche am heftigsten eiferten, und sich nicht schenten, ihre vor der Welt meist ehrenhaften Namen mit denen der niedrigsten Ausgewiesenen oder Ausreißer zusammenzustellen, welche in der Gemeinde ihre Rechnung nicht gefunden hatten, und sich, durch verrätherische Mittheilung angeblicher Geheimnisse und Schandsachen, für ihre getäuschten selbstsüchtigen Erwartungen oder vermeintlich erlittenes Unrecht schadlos halten wollten. Von namhaften Männern, unter welchen Bengel, Walch und Baumgarten durch ihr Ansehen, Häntzschel, Winkler, Fröreisen, Fresenius und Andere durch ihre Heftigkeit sich auszeichneten, zählte man schon gegen zwanzig Hauptschriften gegen den Grafen, seine und seiner Anhänger Lehre, Verfassung und Wandel. Einige Verirrungen und Unsicherheiten, welche nicht zu läugnen waren, mußten den Gegnern trefflich dienen, das Tollste und Abscheulichste, was geistlose Bosheit ersinnen konnte, damit zu verknüpfen und wahrscheinlich zu machen. Um nicht diese zum Theil gewichtvollen Beschuldigungen, wenn sie ganz unwidersprochen blieben, zum Nachtheil selbst der bürgerlichen Verhältnisse der Gemeinde werden zu lassen, fühlte sich der Graf im Jahre 1745 gedrungen, eine allgemeine Vertheidigungsschrift herauszugeben; sie führt den Titel: „Die gegenwärtige Gestalt des Kreuzreichs Jesu in seiner Unschuld, das ist, verschiedene deutliche Wahrheiten denen unzähligen Unwahrheiten gegen eine bekannte evangelische Gemeinde entgegen," und stellt, ohne Nennung einzelner Gegner und Schriften, doch mit steter Rücksicht auf sie, eine Reihe von Sätzen auf, welche den Sinn und das Wesen der Brüdersache nach ihren mannigfachen Beziehungen bestimmt aussprechen; eine Anzahl von Briefen, Eingaben und anderen Verhandlungsschriften sind als Belege beigefügt. Dieses Buch, mit vieler Wärme und nicht ohne Besonnenheit abgefaßt, machte bei Unbefangenen guten Eindruck. Bald

nachher begann der Graf eine Folge von Aufsätzen, worin er, nach Art persönlicher Denkschriften, sich selbst und sein ganzes Treiben mit vertraulicher Offenheit darlegt; das erste und zweite Stück dieser Mittheilungen erschienen zu Ebersdorf, wo sie im Dezember 1746 geschrieben worden; die nach und nach entstehende Folge von zwölf Stücken nebst Beilagen wurden zuletzt in einen Band vereinigt, und unter dem Titel gedruckt: „Ludwigs von Zinzendorf περὶ ἑαυτοῦ, das ist, naturelle Reflexiones über allerhand Materien, nach der Art, wie er bei sich selbst zu denken gewohnt ist.“ Dies ist ohne Zweifel die eigenthümlichste und merkwürdigste Schrift des Grafen, aus der wir deßhalb öfters ganze Stellen hier angeführt haben, besonders über seine frühesten Begegnisse und Gesinnungen. Das Buch ist in der persönlich erzählenden und betrachtenden Weise, wie es anhebt, leider nicht fortgeführt, sondern lenkt bald in Verhandlung und mitunter in bloße Aufrechnung von Besonderem ein, welches den Antheil des Lesers nicht sehr festhält; und so bleibt uns eines der anziehendsten Bücher, das hier hätte entstehen können, und in der deutschen Litteratur ein wichtiges Denkmal geworden wäre, doch nur zu missen! Von Zinzendorf's Reden an die Gemeinde wurde im Jahre 1746 eine Sammlung herausgegeben, unter dem Titel: „Zweiunddreißig einzelne Homilien;“ ferner neun seiner in London gehaltenen Predigten, sodann die in Zeyst an die Synode gehaltenen Reden. Zwei Theile seiner öffentlichen Gemeindereden des Jahres 1747 folgten, dann „Einunddreißig Diskurse über die augsburgische Konfession,“ welche er dem theologischen Seminarium vorgetragen hatte, endlich noch die gewöhnlichen Loosungsbüchlein, einzelne Aufsätze, Lieder. Mit den Reden und Vorträgen war es nicht immer richtig bestellt, vieles war von ihm selbst nachlässig hingeschrieben, anderes von fremder Hand unvollkommen aufgefaßt, alles aber hätte einer genauen Durchsicht und strengen Zurechtstellung bedurft, denn außer dem Willkürlichen, Gewagten und Tändelhaften, was nur allzurichtig der damaligen Meinung und Art des ursprünglichen Verfassers entsprach, war auch anderes Störende vorhanden, was durch Unkunde und Nachlässigkeit der Gehülfen verschuldet

war. Und die guten Eindrücke, welche dem Kreuzreich und den naturellen Reflexionen etwa folgten, wurden mehr als aufgewogen durch die zahllosen Blößen und Anstößigkeiten, welche der Druck aller dieser Reden einem großen Theile der theologischen Lesewelt unvermeidlich darbot. Die Angriffe hörten nicht auf, und wiewohl Zinzendorf sich in Streitigkeiten nicht einlassen wollte, so wurde er doch wiederholt auf den Kampfplatz gezogen. Eine Hauptarbeit wurde von Spangenberg theils unternommen, theils veranlaßt; er las alle Gegenschriften aufmerksam durch, schrieb alle Beschuldigungen und Anklagen, ohne Verfasser und Buch zu nennen, auf einzelne Zettel aus, welchen dann der Graf seine bald kürzere bald ausführlichere Beantwortung hinzufügte. Die Schriften Spangenberg's: „Darlegung richtiger Antworten auf mehr als dreihundert Beschuldigungen," im Jahre 1751 erschienen, und „Apologetische Schlußschrift, worin über tausend Beschuldigungen nach der Wahrheit beantwortet werden," ein Jahr später herausgekommen, liefern nebst eignen Aufsätzen, Briefen und anderen Beilagen, den ganzen Verlauf dieser Erörterungen, in welchen, man kann es nicht läugnen, Zinzendorf oft sehr gründlich, geschickt und geistreich erscheint. Allein er erschrack doch beim Ueberblick einer solchen Masse von Anklagen und Vorwürfen, und wurde über das arge Mißverstehen seiner Schriften nun selbst bedenklich; er sah viele Schwächen derselben ein, glaubte in vielen Behauptungen zu weit gegangen zu sein, manchen Ausdruck mißbraucht zu haben, und um sich aus aller dieser Verwirrung und Pein mit einemmale zu befreien, erwählte er das große Mittel, öffentlich zu erklären, er wolle sämmtliche Ausgaben seiner bis dahin gedruckten Schriften, als mangelhaft und mancher Erläuterung bedürftig, für das Publikum kassirt haben, und bei künftigen Ausgaben mit Vorsicht und Genauigkeit jede gewünschte Läuterung vornehmen, wobei er freilich bedaure, daß auch die schlichte Natürlichkeit und unbefangene Zuversicht seiner Aeußerungsweise hin und wieder leiden würden.

Mittlerweile ging in Herrnhut alles den besten Gang. Der im Februar 1751 eintretende Tod Christian David's, des ersten mährischen Ansiedlers in Herrnhut und Führers

der ersten Heidenboten nach Grönland, beraubte den Grafen eines erprobten, ungemein thätigen und einflußreichen Mitarbeiters; man pflegte von ihm zu sagen: wir haben nur Einen solchen Mann! jedoch besaß die Gemeinde in ihrer Mitte genugsame Gaben, um einen solchen Verlust nicht grade als einen Mangel fühlen zu müssen. Zinzendorf's Verlust allein wäre in dieser Zeit noch unersetzlich gewesen. Seine Thätigkeit schien mit den Jahren zu wachsen, und theilte sich auf das zweckmäßigste zwischen den großen weltlichen Geschäften und der inneren Gottseligkeit; zu der letzteren wandte ihn stets der tiefste Herzenstrieb, zu den ersteren riefen ihn Pflicht und Talent. Im April 1751 mußte er nach Dresden reisen, um mit der dortigen Behörde, und mit dem Premierminister Grafen von Brühl selbst, der mit Zinzendorf persönlich wohl den größten Abstich machte, aber den Zusammenhang desselben mit bedeutenden Geldquellen höchlich schätzte, wegen einiger Verhältnisse in Barby bestimmtes Abkommen zu treffen. Hierauf besuchte er Niesky, einen von böhmischen Auswanderern, die man in Herrnhut aufzunehmen nicht gewagt hatte, seit dem Jahre 1742 auf dem Boden eines Herrn von Gersdorf unweit Herrnhut gegründeten Brüderort. Im Mai hielt er wieder in Herrnhut mancherlei Berathung, begab sich im Juni nach Gnadenberg, dann nach Barby, wo das Seminarium und das Archiv von Marienborn und die Knabenanstalt von Lindheim eingetroffen waren, und seiner und seines Sohnes Christian Renatus besonderen Sorgfalt, die sich der Reihe nach auf jeden Einzelnen erstreckte, theilhaft wurden. Nachdem er auch den öffentlichen Gottesdienst in der Schloßkapelle eingerichtet hatte, reiste er von hier im Juli nach Ebersdorf, wo er von zahlreichen Mitarbeitern umgeben war, denn immer fand sich eine Pilgerschaar zu ihm, theilweise seine Schritte begleitend, theilweise ihnen vorauseilend oder nachfolgend. Er bekannte hier in mehrtägigen Berathungen, daß sein eigentlicher Beruf der Umgang mit dem Worte Gottes und die Sorge für das Heil der Seelen sei; als ein Jünger Jesu werde er diesem Berufe fortan ausschließlich folgen, und alles meiden, was ihn nach anderer Richtung zerstreuen könnte. Er hatte Eng-

land mit der Absicht verlassen, nach seinem in Deutschland gemachten Besuche dorthin zurückzukehren; denn er fand den Aufenthalt daselbst ungemein günstig, um zwischen den europäischen Gemeinden und den amerikanischen Missionen mitteninne zu stehen, und zugleich die zahlreichen und wichtigen Angelegenheiten der Brüder in England persönlich zu besorgen. Nun schien ihm zweckmäßig, die Oberleitung der Brüdersache auf längere Zeit ganz nach England zu verpflanzen, wo der gesetzliche Schutz, welchen die Brüder erlangt hatten, ihnen zugleich den sichersten Boden gab. In diesem Sinne waren bereits die letzten Verabredungen in Herrnhut genommen, und hatte jetzt der Abschied in Ebersdorf Statt. Zinzendorf trat am 21. Juli seine Reise an, wollte aber, bevor er das Festland verließ, auch noch die kleine Gemeinde der Brüder zu Montmirail im Fürstenthum Neufchatel besuchen; er kam den 1. August dort an, blieb acht Tage, sprach von der Liebe und Vertraulichkeit zum Heiland, gab sonst Rath und Anleitung, und reiste dann durch Frankreich, wo er sich wenig aufhielt, nach London.

Hier wünschte er sich in großer Stille zu halten, ohne deßhalb seine Erbauungen und Geschäftsarbeiten aufzugeben. Er hielt seine deutschen Predigten wie früher, und seine Hausversammlungen täglich in gewohnter Weise. Seine bisherige Wohnung in Bloomsbury mußte er eines Baues wegen verlassen, und bezog, weil das von ihm gekaufte Haus des Grafen von Lindsey in Chelsea die nöthigen Einrichtungen noch nicht hatte, abermals eine gemiethete Wohnung in Westminster. Er gab hier auf's neue die mündliche und schriftliche Erklärung, daß er seine Aemter insgesammt abgeben, und fortan nur als Jünger Jesu leben wolle. Dies hatte die Wirkung, daß er unter den Brüdern seitdem gewöhnlich nur der Jünger, seine Wohnung das Jüngerhaus genannt wurde: im Uebrigen aber, da kein Nachfolger für ihn eintrat, auch er selbst sich keinen zu geben wußte, blieben die Geschäfte nach wie vor in seiner Hand. Im September kam Spangenberg mit zahlreicher Begleitung aus Deutschland, um abermals nach Nordamerika mit ihr abzugehen; dieß gab dem Grafen Anlaß, sowohl mit diesen Brüdern als mit den

Missionssachen im Allgemeinen sich angelegentlich zu beschäftigen. Im Oktober sah er sich zu einer Reise nach Bedford bewogen, um die dortige Gemeinde zu besuchen. Da es ihm ungeachtet seines Wunsches und Bedürfnisses nicht gelingen wollte, im gewöhnlichen Zuge des Lebens zu einiger Ruhe zu kommen, so mußte er sich wohl entschließen, dieselbe durch ernstliche Vorkehrung wenigstens auf einige Zeit zu erzwingen. Seinen Hausgenossen sagte er, der Gemeinde schrieb er, daß er die nächsten zwei Monate sich die Muße nehmen wolle, alles ihm seit dreißig Jahren Begegnete zu überdenken, er habe vieles nachzulesen und mit dem Heilande darüber zu sprechen, hierin dürfe er nicht unterbrochen werden, und er wünsche deßhalb, daß man ihn während jener Zeit ganz als einen Abwesenden ansehen möchte. Man konnte nicht anders als seinem Begehren willfahren; dennoch nicht so völlig, daß er nicht häufig über manche Dinge befragt worden wäre, über welche er allein Auskunft geben konnte. Man pflegte ihn aber schon längst nicht ohne Noth in dieser Art zu stören, sowohl, weil er in seinen Sinn vertieft oft kaum die Fragen vernahm, und verkehrten oder unsichren Bescheid ertheilte, als auch um der Aengstlichkeit willen, die er im Gebrauche seiner Zeit hatte, denn er pflegte die ganze Fülle obliegender und bevorstehender Arbeiten sorgfältig zu überschauen, und diese nach zugemessenen Zeiträumen im voraus einzutheilen, so daß er nicht nur Monate und Wochen, sondern auch Tage und Stunden auf weithinaus für dieses oder jenes Geschäft als Ziel vormerkte, wobei es denn sowohl durch die Sache selbst als durch äußere Zufälle sehr oft unmöglich wurde, solcher Zeitrechnung zu genügen, und er nicht selten die Nächte zu Hülfe nahm, um das Rückständige, welches er sich meist als ein Versäumtes zur Schuld rechnete, nachzuholen. Mit Thränen besenfzte er dann vor dem Heilande sein vermeintliches Vergehen, und unterließ nicht, sobald er wieder aufathmete, durch neue Vorausbestimmung sich neuen Anlaß zu bereuenden Vorwürfen zu bereiten. So quälte sich der treffliche Mann, seiner bewegten, allen Wellenschlägen der unberechenbarsten Zuströmungen ausgesetzten Lebensart eine Ordnung aufzubürden, die kaum für die stillste, den Ereignissen möglichst

entrückte Tagesfolge ohne stete Gefahr größerer oder minderer Brüche sich behaupten läßt!

Die Beschäftigung seiner Einsamkeit war nicht besonders fruchtbar; seine Natur wies ihn auf geselliges Wirken an. Vorarbeiten zu einem Gesangbuche für die Brüder rangen in seiner Hand noch zu sehr nach verschiedenen Richtungen; ein Auszug aus der Bibel, welcher alles Wesentliche aufnehmen und nur Unwesentliches und Wiederholungen weglassen sollte, wobei nach früherem, noch immer regem Triebe, auch neue Uebersetzung mancher Stellen nicht glücklich versucht wurde, blieb aus Mangel an Zeit und auch wohl um des Bedenklichen und Schwierigen willen, das in der Sache lag, mit dem Anfange, der gedruckt erschien, auch schon abgeschlossen. Seine Hausgemeinde jedoch durfte auch während dieser Zeit seine Sorgfalt nicht entbehren; eben so bedachte er stets die Gemeinde der Stadt. Er hielt in dieser Zeit Predigten, welche sich besonders auch durch Kürze auszeichneten, jede dauerte kaum eine Viertelstunde, wie er denn schon immer die Andachten, um Ermüdung und Unaufmerksamkeit zu vermeiden, gern in kürzesten Abschnitten von halben und Viertelstunden wechseln ließ, dagegen die zusammenhängende Folge derselben auch um so weiter ausdehnte. Im Januar 1752 kamen achtzehn Brüder und Schwestern aus Nordamerika zurück, andere wurden dahin abgesandt, alle nahm der Graf einige Zeit in sein Haus. Die Eingezogenheit öffnete sich so wieder mehr und mehr dem zudringenden Leben, und Zinzendorf mußte wohl einsehen, daß er doch nur den Wogen des Tages sich hinzugeben habe. Bald stand er nach allen Seiten wieder in vollem Verkehr; der Umgang mit einigen Bischöfen der englischen Kirche, mit mehreren Lords, Gelehrten und angesehenen Fremden, hatte seinen Reiz wie seinen Nutzen, der mannigfachste Briefwechsel war nicht abzulehnen, die Geschäfte drangen mit Macht heran. Zwar hatten, nach des Grafen Wunsch, einige Brüder als Beauftragte die Advokatie mit Erfolg übernommen, allein für die Verwaltung der Diakonie bot sich keine solche Aushülfe dar. Die Brüdersache war überall im Wachsen, man durfte sie nicht stocken lassen; ihre Bedienung, die Reisen, Unterrichts-

anstalten, Missionen und Kolonieen, erforderten große Auslagen; so kaufte die Gemeinde von Lord Granville 100,000 Acres Land in Nordkarolina zum Anbau einer Kolonie; Zinzendorf selbst hatte Ankäufe und Bauten in England unternommen; die Auswandrer von Herrnhaag bedurften mannigfacher Hülfe; die Zuschüsse waren gering, und die Verlegenheiten fielen alle auf den Grafen zurück; er schaffte Rath, so gut er konnte, lieh an, verbürgte sich, aber der Zustand war besorglich, um so mehr, als in den Verhältnissen selbst ein festes Maß des Bedarfs gar nicht zu ermitteln war; der Sache des Heilands ließ sich kein Budget voransbestimmen. Auch gehörte wirklich zum Gedeihen der Sache die frohe Zuversicht, das frische Wagen, mit welchem Zinzendorf getrost voranging, und diese Stärke des Vertrauens und Muthes, welche zu jedem möglichen Gewinn ein erfolgreichster Miteinsatz sind, müssen von den Rechnern selbst, obwohl ihren Ziffern entzogen, wenigstens neben diese gestellt werden. Allein Zinzendorf's Vertrauen war nicht so blind noch trotzig, um jedes Verhältniß und jeden Augenblick aus dem Kreise gewöhnlichen Weltlaufs in einen höheren Kreis einer unmittelbar göttlichen Einwirkung zu versetzen, und er fühlte, daß menschliche Klugheit, Einsicht und Sorgfalt auch im Dienste der Vorsehung stehen, und in ihnen dieser versäumt werden könne. Er bemühte sich daher nach besten Kräften, die Sachen zu halten, und einem Ausbruche vorzubeugen; das Erbieten eines fremden Mannes, ihm für die Brüder eine namhafte Summe darzuleihen, wurde dankbar angenommen. Uebrigens aber suchte er auch die Verwaltung besser zu ordnen, wünschte die allgemeinen Ausgaben der ganzen Brüdersache von denen einer jeden besonderen Gemeinde genau getrennt, und faßte die Leitung, da er sich ihr einmal nicht entziehen konnte, nun auch um so strenger in seine Hand zusammen, indem er die Brüder neuerdings ermahnte und verpflichtete, fortan nichts Neues ohne sein Wissen und Rathen zu unternehmen, und ihm von dem Stande der Sachen in jeder Gemeinde, außerordentliche Vorgänge ungerechnet, jeden Monat regelmäßigen Bericht zu geben.

Bei seinen Arbeiten ging ihm sein Sohn Christian Re-

natus bisher treulich zur Hand, und mit solchem Eifer, daß er, ohne daß man es wußte, oft ganze Nächte hindurch am Schreibtisch durchwachte. Diesen Anstrengungen erlag sein durch Ueberreizungen weicher Gefühle schon geschwächter Körper, und er starb zu Ende des Mai's 1752 an der Auszehrung. Der Graf war tief bekümmert über diesen Verlust, er mochte wohl auch jetzt in manchen Augenblicken die frühere Strenge zu hart finden, welche er gegen die schwärmerischen Verirrungen des Sohnes bewiesen hatte. Die Gräfin eilte von Herrnhut nach London, um den sterbenden Sohn noch zu sehen, allein in Zeyst angelangt erfuhr sie seinen Heimgang, und blieb nun wo sie grade war; erst nach vier Wochen setzte sie die Reise nach London fort, theilte Schmerz und Liebe mit ihrem Gemahl, und reiste dann, nach ausführlichen Geschäftsverabredungen, gegen Ende des August wieder nach Herrnhut zurück, wo ihre Anwesenheit dringend erfordert wurde. Zinzendorf erhielt durch die hinterlassenen Papiere seines Sohnes die vielfachsten Zeugnisse von dessen inniger Frömmigkeit und glühendem Eifer für den Heiland; in seinen Tagebüchern und zahlreichen Liedern fand sich neben dieser Gesinnung die tiefste Bekümmerniß über den Schaden ausgedrückt, den er angerichtet zu haben glaubte, und selber kaum verwinden zu können schien, obgleich er seither alles angewandt hatte, die Verirrten von dem Abwege zurückzubringen. Er wirkte auch in der That mit großem Einfluß auf die Herzen, die sein liebevolles Zartgefühl ihm aller Orten gewonnen hatte, und um den lieben Grafen Christel, wie man ihn nannte, flossen viele Thränen. Allein Zinzendorf mußte bald gewahr werden, daß in den Aufsätzen und Liedern selbst, worin der Verstorbene jener Richtung absagte, noch vieles von derselben zu finden war, und daß im Grunde, bei veränderter Stellung des Gegenstandes, die gleiche Gefühls- und Einbildungsweise unverändert fortgedauert hatte. Noch deutlicher trat dies hervor, als er, im theuren Andenken seines Sohnes, auf einige Zeit die Leitung der von diesem bisher geführten Chöre der ledigen Brüder in allen Gemeinden nun selbst zu übernehmen anfing. Das Spielende und Tändelnde der Ausdrücke zeigte sich hier noch keineswegs

verbannt, und Zinzendorf, der endlich alle Arbeiter dieser Chöre zu einer Synode nach London berief, mußte seinerseits, indem er diese Art eifrig verwerfen wollte, ihr doch selbst einigermaßen nachgeben, und auch er fiel in seinen Liedern und Reden in manche Wendung zurück, die er schon mißbilligt hatte, und die auch jetzt eher Gebrauch als Billigung finden konnte, indem kindliche Neigung arglosen Gefühls und einsichtiges Urtheil prüfenden Verstandes friedlich neben einander gingen. Vielleicht hat grade diese halbe Nachgiebigkeit, wenn sie auch gar nicht so beabsichtigt war, dem Unwesen ein schnelleres Ende gebracht, als irgend eine folgerechte Strenge es vermocht hätte, denn in der That mußte sich allmählig der Hang zu einer Sache verlieren, welche keinen Reiz des Widerstandes wecken konnte, weil sie genug geduldet war, und doch keinen Reiz der Aufmunterung fand, weil ein ausgesprochener Tadel sie fortwährend traf.

Im folgenden Jahre 1753 brach ein Unheil, welches unter allem Bemühen der Abwehr doch nur gewachsen war, unaufhaltsam aus. Einige Brüder, vermögende Kaufleute, hatten den Diakonen ansehnliche Summen dargeliehen, welche sie schleunigst wiederfordern mußten, da sie durch einen betrüglichen Bankrott unerwartet selbst in's Gedränge kamen. Als dies verlautete, säumten auch die anderen Gläubiger nicht, deren Zahl sich nun bedeutend genug zeigte, die Diakonen sahen sich von allen Seiten bestürmt, und hatten keine Zahlungsmittel. In Gefahr, sich zahlungsunfähig erklären zu müssen, was nicht ohne den unersetzlichsten Schaden der Brüdergemeinde geschehen konnte, wandten sie sich an den Grafen, welchen zugleich jene Kaufleute und von den fremden Gläubigern die Freundgesinnten lebhaft angingen, durch seine Vermittelung ein Abkommen zu bewirken. Zinzendorf war über die Größe des Unheils betreten, er hatte die Diakonen eingesetzt, vermeintlich geleitet, aber freilich die Geldgeschäfte ihrem Gutdünken überlassen, und sie waren weiter gegangen, als er es genehmigt haben würde; was begegnet war, sah er demnach als seinen Fehler an, und machte sich über seinen Mangel an Aufsicht bittere Vorwürfe. Wiewohl er seine Mittel jetzt selbst nicht übersehen konnte, da mancherlei Schul-

den, Bürgschaften und Verpflichtungen schon auf ihm lasteten, vielerlei Ausgaben vorausbestimmt und auf manche Einnahme nicht sicher zu rechnen war, so entschloß er sich doch schnell, ungeachtet der ernstlichen Abmahnung eines angesehenen Rechtsgelehrten, der die Sache allzubedenklich fand, und schrieb an die sämmtlichen Gläubiger, er übernehme die ganze Schuld, und wolle sie fristweise abzahlen, inzwischen aber verzinsen. Jener Rechtsgelehrte wurde durch die großmüthige und gottvertrauende Handlung des Grafen so gerührt, daß er mit Thränen die Gläubiger zum Vergleich ermahnte; die meisten willigten ein, nur einige derselben, welche den Brüdern größeres Unheil wünschten, wollten keine Bedingungen annehmen, sondern gleich und voll bezahlt sein; alle Vorschläge und Bitten waren fruchtlos, aber die Kraft der guten Sache bewies sich nur um so glänzender, da grade hiedurch andere freundlichgesinnte Gläubiger bewogen wurden, aus eignen Mitteln jene hartherzigen zu befriedigen, und den Vergleich nur um so günstiger zu stellen. Aber auch bei diesem Abkommen dauerte die Verlegenheit noch lange fort, die Verwirrung und Hülflosigkeit kam immer auf neuen Seiten hervor, erwartete Summen blieben aus, versuchte Schritte mißlangen, fest und unwandelbar stand nur das zu Leistende; schon war eines Tages Zinzendorf bedroht, in's Gefängniß abgeführt zu werden, als noch zu rechter Zeit die Post, früher als gewöhnlich eintreffend, ihm die nöthige Summe brachte. Die Schuldennoth war eine schwere Prüfung der Brüder, in welcher nicht alle so bestanden wie Zinzendorf, den sie doch am härtesten traf. Als die Aussichten am meisten verdunkelt waren, und fast kein Durchkommen mehr zeigten, da wurde er wieder ganz freudig und zuversichtlich; wo die menschliche Klugheit völlig ausging, da vertraute er um so hingegebener der Hülfe des Heilandes. Gegen sich selbst war er in dieser Sache ungemein hart; er berief die Aeltesten der Gemeinde zu sich, und bekannte ihnen mit vielen Thränen sein Verschulden, daß er nicht besser Aufsicht geführt, und sein Amt so übel verwaltet habe, er verlangte, sie sollten ihn, wie er verdient, aller seiner Aemter entsetzen, und dies allen Gemeinden anzeigen. Ihm wurde nun zwar keineswegs hierin

willfahrt, allein er benahm sich seitdem als ein seines Amts einstweilen Erledigter, und ertheilte zwar den Aeltesten auf Befragen seinen Rath, ordnete aber selber nichts an, und redete während einiger Zeit sogar in seiner Hausgemeinde seltner. Der gewohnte Gang erlitt dadurch keine Störung, der lebendige Einfluß war vorhanden, auf die Form kam es weniger an. Schon die Pilgerreisen und Missionssachen, von denen er sich nicht ablösen konnte, hielten den Grafen regsam; es fand darin ein beständiger Wechsel Statt, und namhafte Dinge wurden unternommen. Johannes von Watteville, der bereits Vater geworden, hatte eine Besichtigungsreise nach Grönland gemacht; ein Bruder Hokker versuchte als Arzt in Aegypten und Abyssinien der Sache des Heilands neue Wege zu bahnen; Spangenberg reiste mit dem Brüderschiff Irene zwischen England und Amerika her und hin.

Lindseyhouse, wo der Graf jetzt wohnte, war der Mittelpunkt all dieses Verkehrs, die Pilger nahmen ihre Wohnung hier, und blieben oft längere Zeit, auch kamen alle Berichte an den Grafen. Uebrigens war seine neue Wohnung ganz für den Zweck eingerichtet, daß die Oberleitung der gesammten Brüdergemeinde hier nach Zeit und Umständen ihren Sitz haben könnte; große Säle zu Andachten und Berathungen fehlten nicht, viele Gastzimmer waren eingerichtet, eine Kapelle, ein Gottesacker, und außer den nöthigen Schreibanstalten auch eine Buchdruckerei. Eine Synode wurde hier gehalten, bei welcher, weil Zinzendorf ihn durchaus ablehnte, den Vorsitz Leonhard Dober übernehmen mußte. Die große Demuth des Grafen schloß aber keineswegs seinen freiesten Antheil an den Verhandlungen aus, er strafte sich selbst ohne Schonung, aber auch Andere ohne Scheu, ja bisweilen gerieth er in so heftigen Eifer, daß er nachher tagelang Reue darüber hatte. In seinen Predigten drang er auf die Liebe zum Heilande, auf kindliches Vertrauen zu ihm, und auf Abwendung von Dünkel und Eitelkeit. Seine Ausdrücke fielen hiebei oft so zärtlich und kindlich aus, daß man wohl sehen konnte, die verrufenen Lieder wirkten in ihm noch fort. In der That hatte er sich seit einiger Zeit vorzugsweise mit

der Auswahl eines Gesangbuchs beschäftigt, und den ersten Theil desselben in London unter dem Titel: „Alt- und neuer Brüdergesang" im Jahre 1753 drucken lassen; er enthielt über zweitausend Lieder, ältere, neuere, übersetzte, bearbeitete. Zehn Brüder wurden beauftragt, das Buch zu prüfen, an welchem sie nichts Erhebliches auszusetzen fanden. Im folgenden Jahre kam der zweite Theil heraus, über tausend neuere, besonders eigene Lieder des Grafen enthaltend, und obgleich er den Willen gehabt, alles im Ausdruck Bedenkliche, Spielende und Ungewöhnliche sorgfältig wegzulassen, so war ihm dies doch so wenig gelungen, daß vielmehr neues Aergerniß daraus entstand, und er das ganze Buch in der Folge preisgab. Auch an einem englischen Brüdergesangbuch half er thätig arbeiten, sammelnd und übersetzend. Um der großen Fluth von Schmähschriften zu begegnen, welche jetzt in England, größtentheils aus dem Deutschen übersetzt, gegen die Brüder hervortraten, ließ er einige, früher deutsch verfaßte, wahrhafte Nachrichten über die Brüder jetzt in englischer Sprache drucken.

Nach so vielen Spannungen und Stürmen befiel den Grafen im Anfange des Jahres 1754 eine Krankheit; sie hinderte ihn nicht, auch in Geschäften noch Rath zu ertheilen, und sie begünstigte seine Hinwendung zu dem Heiland, in dessen Umgang er die angenehmsten und seligsten Stunden genoß. Er überdachte mit innigster Rührung die Gnade, welche der Gemeinde doch unter so drohenden Erschütterungen zu Theil geworden, und hielt zum Danke dafür, als er genesen war, mit seiner Hausgemeinde ein feierliches Gebet und Liebesmahl. Förderſamst betrieb er darauf, gewarnt durch die Uebel, deren Wiederkehr abzuwenden war, eine bessere Anordnung der Diakonie, setzte eine neue Behörde ein, und trennte so viel als möglich die Verwaltungen der Gesammtheit und der besonderen Gemeinden, so wie der einzelnen Anstalten; auch die Missionen erhielten ihre eigene Diakonie. Seine Berathungen dieser Art fanden eine große Stütze an seiner Gemahlin, die wieder von Herrnhut auf einige Monate nach London kam; in anderen Angelegenheiten stand ihm vorzüglich Johannes von Watteville bei, welcher

die deutschen Gemeinden besichtigt hatte, und ihm von allen Sachen Bericht ertheilte. Er selbst machte im Juni eine Reise zum Besuche der Brüdergemeinden durch England. In Bristol entstand eine neue Gemeinde, deren Theilnehmer schon längst den Brüdern angehört hatten. In Fulneck wurde Grundbesitz erworben, an anderen Orten anderes eingerichtet. Ueberall hielt er Musterung und Anreden, jetzt auch in englischer Sprache, an die Chorabtheilungen, die Gemeindearbeiter, an jeden Einzelnen, in Fulneck nach einander an mehr als zwölfhundert Personen. An diesem Orte geschah es, daß er in der Singstunde nach dem abwesenden Organisten John Worthington fragend erfuhr, derselbe liege in den letzten Zügen, darauf ihn besuchte, von ihm die Hoffnung bald bei Christus zu sein vernahm, aber dagegen ihm erklärte, er hätte ihn noch gern auf den Gemeindesaal bei der Orgel, dann hinzutrat, dem von heftigem Husten Befallenen die Hand segnend auflegte, und hierauf wegging; der Kranke fiel in tiefen Schlaf, erwachte gestärkt, spielte am dritten Tage die Orgel wieder, genas völlig, und lebte noch über zwanzig Jahre. Bei solchen Wirkungen, deren die Brüder doch mit heimlicher Freude zu sehr gedenken mochten, lange zu verweilen oder sie besonders hervorzustellen, verbot das richtige Gefühl Zinzendorf's, welches, die Gefahren des furchtbaren Abweges ahndend, in diesem Betreff ernstlich jede Spielerei mied. Auf einer Synode im November 1754 wurde John Gambold, bisheriger Prediger der Gemeinde in London, zum Bischof erwählt und eingesegnet, da es bei der Vermehrung der Brüder in England angemessen erschien, daß diese Würde daselbst bleibend besetzt wäre. In seinen Predigten und Reden fuhr Zinzendorf mit Eifer fort, auf den Kern aller Frömmigkeit, auf die Reinheit des Herzens und die Liebe zum Heilande zu dringen. Von den Streitigkeiten, von welchen die Brüdersache noch stets umgeben war, suchte er sich möglichst abzuwenden; er bekannte übrigens, daß er darin häufig gefehlt habe, bald zu nachgiebig, bald wieder — wie namentlich gegen die beiden Wesley — zu streng, und durch seine Aeußerungen über die Dreieinigkeit Ursache zu vielen Mißverständnissen gewesen sei; man solle überhaupt, meinte er,

in die Geheimnisse der Gottheit nicht eindringen wollen, sondern vor allem sich an des Heilands Person und Verdienst halten. Ein kleines Gesangbuch, ein Kinderbüchlein, und Liturgien und Litaneien zum Gebrauch der Gemeinde, gingen in dieser Zeit aus seiner frommen Stimmung hervor; dieser, auf herzählendes Vergegenwärtigen gerichteten Stimmung war auch verwandt, daß er die Namen der im Dienste des Heilands heimgegangenen Brüder, ferner die Namen aller Liebhaber Jesu nach der Folge der Jahrhunderte, an die Saalswände schreiben ließ, und dem Ueberblicke dieser Reihen gern erbauliche Betrachtung verknüpfte. Von dieser, unter solchen friedlichen Arbeiten ruhiger hingegangenen Zeit schrieb er: „Es ist dieses Jahr 1754 ein stilles liturgisches Jahr gewesen, ein Jahr eines besondern Umgangs mit dem Heiland. Viel Erfahrungen; viel Verheißungen; viel Lektionen."

Seit beinahe viertehalb Jahren ohne Unterbrechung befand sich nun Zinzendorf in England, eine für sein bisher so wechselvolles Leben ungewöhnliche Stätigkeit. Aber endlich riefen Holland und Deutschland um so stärker den so lange Abwesenden in ihre Mitte zurück, als die Nothwendigkeit seiner nachhelfenden Hand überall gefühlt wurde. Zwar gedieh aller Orten die Brüdersache, der Gang der inneren Seelenarbeit wie der Zustand der äußeren Anstalten war im Ganzen befriedigend, doch fehlte es im Einzelnen hie und da, und die Brüder hatten sich schon gewöhnt, den Grafen, wie sehr dagegen er auch eiferte, für den unentbehrlichsten Mann zu halten. Er wollte jedoch England nicht verlassen, ohne dort alles wohlbestellt zu haben. Zur Besichtigung der Gemeinden in England und Irland wurde Johannes von Watteville, und zu mannigfachen Geschäften in verschiedener Richtung noch gegen dreißig Mitarbeiter entsandt. Seine nach diesem Abgange noch übrige Hausgemeinde ließ er im Februar 1755 größtentheils nach Holland vorausgehen, er selbst aber hielt sich noch einige Zeit einsam und still in Lindseyhouse, wo er mit großem Eifer noch die nöthigsten Geschäfte ordnete, und auch noch zwei englische Schriften für den Druck ausarbeitete, deren eine in Gestalt eines Hirtenbriefes, zusammengesetzt aus Bibelsprüchen, sogenannte Sta-

tuten oder allgemeine Grundsätze des thätigen Christenthums lieferte, eine andere gegen die Feinde der Brüder eine neue Vertheidigung versuchte, wozu er, ungeachtet er dergleichen nicht mehr schreiben wollte, durch vieles Zureden angesehener Freunde, worunter auch einige Bischöfe der englischen Kirche, noch zuletzt vermocht worden war. Auch gab er in einem Anhange zu den Brüderliedern eine große Anzahl der unverfänglicheren Lieder seines Sohnes in Druck. Nach herzlichem Abschied von seinen zurückbleibenden Mitarbeitern, schiffte er bei widriger See nach Holland hinüber, und kam den 31. März in Zeyst an, wo er die Gemeinde sogleich durch eine Singstunde erbaute. Seine Versammlungen, Anreden, Berathungen und vertraulichen Gespräche waren wie immer. Ein Hauptanliegen aber wurde ihm hier die bessere Gestaltung der Diakonie; man hatte im Beginn nach einem zu großen Maßstabe gehandelt, ein bedeutendes Schuldenwesen war zu ordnen, und ein billiger Vergleich mit den Gläubigern, wie er in England gelungen, sehr zu wünschen. Allein die Sache war für diesmal nicht zu bewerkstelligen, auch keine baldige Beseitigung der Hindernisse zu hoffen, und der Graf setzte nach vierwöchentlichem Aufenthalt seine Reise nach Neuwied fort. Die kleine Gemeinde daselbst bestand größtentheils aus französischen Mitgliedern, die von Herrnhaag dorthin gezogen waren; er hielt ihnen einige Reden in französischer Sprache, und gab seinen Rath zum erst beginnenden Anbau und noch dürftigen Erwerbwesen. Ueber Neudietendorf und Ebersdorf, dann über Kleinwelke und Niesky, wo überall sein Eifer etwas zu thun fand, gelangte er am 2. Juni nach Herrnhut.

Dieser Ort, seitdem er des obrigkeitlichen Schutzes und Wohlmeinens genoß, hatte sich zum Erstaunen gehoben und ausgedehnt, neue Gebäude stiegen empor, die Gewerbe blühten, zahlreicher Fremdenbesuch von Geringen und Vornehmen fehlte nicht, besonders zogen die Kinderanstalten, welchen auch Auswärtige gern ihre Söhne und Töchter anvertrauten, viele Personen herbei. Zinzendorf sah gerührt dieses sichtbare Gedeihen seines Werkes, er dankte dafür dem Heiland innigst, aber ruhte selbst nur um so weniger. Eine vorübergehende

Krankheit durfte ihn kaum stören, unermüdlich arbeitete er in Berathungen, Erbauungen und Gesprächen, sowohl für das Ganze, als für besondere Theile und für Einzelne; zu seinen Hausversammlungen strömte alles herbei, der Saal faßte die Zuhörer nicht. Dem Chor der Eheleute hielt er besondere Reden, die unerwartet im Druck erschienen, und nicht weniges Aergerniß verursachten; allein sie waren nach einem schlechtgeschriebenen Hefte gegeben, das ein Geistlicher in der Lausitz durch Zufall erhalten, und ohne allen Fug der Oeffentlichkeit überliefert hatte, sie konnten daher mit Grund verläugnet werden. Bei dem Chor der ledigen Schwestern war nach wie vor Anna Nitschmann sein treuer Beistand. Ganz vorzüglich aber nahm er sich der Kinderanstalten an, hielt Bet- und Singestunden und Liebesmahle mit den Kindern, fragte nach ihrem Herzenszustand, und suchte ihnen die heißeste Liebe zu dem Heiland einzuflößen. Nicht wenigeren Fleiß widmete er den äußeren Geschäften; in mehrtägigen Berathungen wurde der Haushalt strenger geordnet, der des Grafen und seiner Familie von dem der Gemeinde bestimmt abgetrennt, das Schuldenwesen erwogen, und die schon angeordnete eigne Diakonie jeder besondern Gemeinde und Anstalt neuerdings bestätigt. Im Oktober besuchte der Graf die Anstalten in Barby, wo das Seminarium und Pädagogium der Brüder blühten, und seit kurzem auch ein akademisches Kollegium errichtet war, in welchem außer der Gottesgelehrtheit auch die Rechtswissenschaft und Heilkunde gelehrt wurden, damit die Zöglinge der früheren Anstalten innerhalb des Brüderkreises ihren ganzen Studienlauf vollenden könnten, weil der Besuch anderer Universitäten, wiewohl niemand daran gehindert wurde, doch in mancher Beziehung sich nachtheilig gezeigt hatte. Für die Weltweisheit waren keine Lehrstühle angeordnet; sie stand in ihrer damaligen Gestalt bei den Frommen sehr ungünstig; von Zinzendorf selbst hatte man den Reimspruch:

„Besser noch in Phantasie
Stehn, als in Philosophie;
Fühlen wird durch Prüfen just,
Raisonniren ist Verlust."

Mit den neuen Lehrern, besonders aber mit den Aerzten, unterhielt sich der Graf ausführlich über die Stellung und den Gebrauch ihrer Wissenschaften zu der Sache des Heilands, und empfahl dringend, diese in allem als Richtschnur festzuhalten. Er empfing hier auch vielen Besuch von Erweckten aus der Nachbarschaft, unter denen auch einige Prediger waren, welche, wie auch anderwärts häufig vorkam, in ihren sonstigen Verhältnissen ganz verharrend mit den Brüdern innigste Gemeinschaft hielten. Im Anfange des Novembers traf er in Herrnhut wieder ein, zog aber bald nach Bertholdsdorf in sein altes Haus, welches er Bethel nannte, richtete seine, der Oertlichkeit gemäß, nur kleine Hausgemeinde bei sich ein, und hielt Versammlungen, Predigten und Chorreden. Die Chöre der Eheleute, der Wittwer und Wittwen und der ledigen Schwestern erfreuten sich wiederholt seines besondern Eifers. Er suchte jede Person einzeln genau kennen zu lernen, und jeder das ihr Heilsamste darzubieten. Mit den Helferinnen hatte er noch eigne Berathungen, in welchen hinsichtlich der Jungfrauen unter anderen ausgesprochen wurde, sie hätten sich dem Heilande treu und keusch zu bewahren, auf daß alle ihre Glieder, alle ihre Handlungen, alle Umstände ihres Lebens, dem Herrn zur Ehre und Freude werden möchten.

So ferner in dem Kreise von Bertholdsdorf und Herrnhut, Großhennersdorf, Barby und anderen nahen Orten seine persönliche Anwesenheit wechselnd, setzte er seine mannigfachen Thätigkeiten unermüdet fort. Im April 1756 wurde eine Synodalkonferenz gehalten, welche zunächst die mährischen Brüder betraf, und diesen Tropus in sich selbst und in dem Ganzen der Brüdergemeinde abermals befestigen half. Eine allgemeine Synode, zur Berathung und Stärkung in den eingeschlagenen Hauptwegen, und zur Besorgung vieler einzelnen Geschäfte, fand im Juni und Juli desselben Jahres Statt. Während derselben erlebte Zinzendorf den härtesten Verlust, der ihn betreffen konnte. Die Gräfin war durch das bewegte und angestrengte Leben, welches sie mit ihrem Gemahl geführt, in ihrer Gesundheit schon lange geschwächt; seit dem Tode ihres geliebten Sohnes Christian Renatus

hatte sich ihr Sinn merklich verändert; ohne besonders zu leiden, nahm sie allmählig ab, und entschlief endlich am 19. Juli sanft und schmerzlos im dreiundfünfzigsten Lebensjahre. Sie wurde allgemein so schmerzlich beweint, daß Zinzendorf selbst als Tröster auftreten mußte, und die Rathschlüsse des Heilands auch in diesem Heimgange zu ehren mahnte; sie sei müde gewesen, sagte er, und habe sich nach dem Sabbath gesehnt. Ihren hohen Werth und das reine Glück seiner Ehe hatte er von jeher liebend und preisend anerkannt. Neun Jahre vor ihrem Tode bezeugte er öffentlich von ihr in den naturellen Reflexionen: „Ich habe fünfundzwanzig Jahr aus Erfahrung gelernt, daß die Gehülfin, die ich habe, die einzige gewesen, die von allen Enden und Ecken her in meinen Beruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? Wer hätte mir in Ablehnung der trocknen Moral so klug assistirt? Wer hätte den Pharisäismus, der sich alle diese Jahre hindurch immer herbei gemacht, so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister, die sich von Zeit zu Zeit so gerne mit uns vermengt hätten, so tief eingesehen? Wer hätte meine ganze Oekonomie so viele Jahre so wirthschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir den Detail des Hauswesens so ungerne und doch so ganz abgenommen? Wer hätte so ökonomisch und doch so nobel gelebt? Wer hätte so apropos niedrig und hoch sein können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräsentirt, ohne weder eine besondere Geistlichkeit zu affektiren, noch zu mundanisiren? Wer hätte in einer Gemeinde, wo sich alle Stände beeifern einander gleich zu werden, aus weisen und realen Ursachen eine gewisse Distinktion von außen und innen zu mainteniren gewußt? Wer hätte einem Ehegatten solche Reisen und Proben passiren lassen? Wer hätte zu Land und See solche erstaunliche Mitpilgerschaften übernommen und soutenirt? Wer hätte die Welt so apropos zu ehren und zu verachten gewußt? Wer hätte unter so mancherlei fast erdrückenden Gemeindeumständen sein Haupt immer empor gehalten und mich unterstützt? Wer endlich unter allen Menschen hätte, ereignenden Falles,

ein wahreres, ein plausibleres, ein überzeugenderes Zeugniß von meinem innern und äußern Privatwesen ablegen können, als eine Person von ihrer Kapacität, von ihrer Noblesse zu denken, und von ihrer Unvermengtheit mit allen den theologischen Vorgängen, in die ich verwickelt worden!" Früher schon, im Jahre 1738, sagte er in einem Gedicht von ihr:

„Ihre wicht'ge Rede,
Die sie an mich thut,
Und so manche Töde
Lieblich nennt und gut,
Ihres Geistes Weide,
Was die Sinnen schmerzt,
Macht mein Herz voll Freude,
Munter und beherzt.

Meine Herzensschwester!
Du bist wirklich so,
Wie die Fürstin Esther,
Deines Stands recht froh.
Unter Centnerlasten
Stehst du aufgericht,
Als wenn sie dir paßten;
Ja, sie drücken nicht! —

Einen Blick der Freude
Und der Innigkeit,
Sah man, wenn wir beide
Eine kurze Zeit
Von einander waren,
Und uns wiedersahn,
In den sechszehn Jahren
Dir beständig an."

Sie wurde von Allen, welchen sie näher bekannt geworden, auf gleiche Weise geschildert; da aber keine Eigenschaft tüchtig sein kann, ohne Widerspruch zu wecken, so hatte auch die seltene, hochsinnige Frau die bedenkliche Ehre allgemeinen Lobes nicht, sondern manche Anfeindung, und sogar die gröbsten Verläumdungen wohlgemuth erfahren! Zinzendorf machte sich es zum eignen Geschäft, die mit ihr verlebten vier und dreißig Jahre vor dem Heilande ganz zu überdenken, die

empfangenen Gnaden mit beschämtem Dank, seine dabei nunmehr ihm bemerklichen Fehler und Mängel aber mit reuigen Thränen anzuerkennen.

Die Güter, welche bisher auf seiner Gemahlin Namen gestanden, ließ Zinzendorf, der sich mit weltlichem Eigenthum nicht mehr befassen wollte, nunmehr auf seine Tochter Benigna übergehen, welcher demnach von den sämmtlichen Erbunterthanen und Schutzgenossen in herkömmlicher Art gehuldigt wurde. Er selbst wandte seine Thätigkeit unverdrossen wie sonst auf die Sache des Heilands; er sorgte nah und fern für die Angelegenheiten der Gemeinde, erbaute sie durch Reden und Schriften, und traf die wichtige Einrichtung, daß alle Aemter, damit es nie an geübten und bewährten Dienern fehlen möchte, doppelt besetzt wurden. Nach Aegypten und Abyssinien gingen neue Boten ab. Große Mühen gaben auch die Niederlassungen der Brüder in Nordamerika; der Krieg zwischen Frankreich und England brachte dort vielfache Bedrängnisse. Der Einbruch der Preußen in Sachsen, mit welchem in diesem Jahre der siebenjährige Krieg anhob, wurde zur bedenklicheren Störung, deren Ausgang Zinzendorf, welcher nicht ohne tiefe Bekümmerniß, doch mit gottergebener Fassung in diesen Sturm hineinsah, nicht mehr erleben sollte. Herrnhut sah die kriegführenden Heere ganz in seiner Nähe, von beiden Theilen standen sogar öfters große Streitkräfte, im August 1757 bis zu 200,000 Mann, in dieser Gegend angehäuft, und Durchmärsche, Lieferungen und anderes Ungemach verschonte die Brüderorte nicht. Allein im Ganzen blieben sie vor ärgsten Schreckniſſen bewahrt, und Besuche frommer oder auch bloß neugieriger Kriegsbefehlshaber brachten Schutz und Ansehen. Die Gemeinde blieb in ihrem gewohnten Gange, alle Arbeiten wurden fortgesetzt; auch Zinzendorf selbst änderte nichts in seinem Thun, nur hielt er sich einsamer als sonst in seinem Hause, und litt nicht, daß von den Zeitläuften viel die Rede wäre. Sogar neue Bauten, ein neuer Gemeindesaal, ein Haus für die Mädchenanstalt, ein neues Chorhaus für die Wittwen, kamen in dieser Kriegeszeit, von welcher man sonst nur Hemmung und Zerstörung zu sehen hatte, glücklich zu Stande,

und zeugten von dem besonderen Segen, der über Herrnhut waltete.

Seine stilleren Arbeiten unterbrach Zinzendorf auch jetzt bald wieder durch kleine Reisen; er besuchte im März 1757 Ebersdorf, im Mai die Gemeinden in Schlesien. Im Juni und Juli hielt er Synodalberathungen wieder in Herrnhut, wobei zur Leitung der Gesammtökonomie, so wie der verschiedenen Diakonien der einzelnen Zweige, ein oberstes Kollegium wirklich gebildet wurde; man fand auch im Geistigen ohne Unterlaß zu wachen und zu bessern, und ließ sich durch die merkliche Abnahme der früheren Anfeindungen nicht einschläfern. Nicht nur wurden die Laster, welche sich in einzelnen Unwürdigen etwa zeigten, mit strengem Eifer ausgetilgt, auch den Irrthümern und Unarten, welche hin und wieder noch vorkamen, wandte man sorgsame Abhülfe zu, und suchte die Gemeinde in jeder Hinsicht rein zu halten, indem auch die Aufnahme in dieselbe stets erschwert wurde. Das Wichtigste jedoch, was sich für den Grafen und für die Gemeinde in dieser Zeit ereignete, war seine neue Verheirathung. Durch den Tod der Gräfin hatte seine ganze Lebenseinrichtung einen großen Riß erfahren, sein gewohnter Gang war unterbrochen, und seine Tage geriethen in merkliche Unordnung. Der Haushalt kam in Zerrüttung, die Pilgergemeinde, welche demselben angehörte, ging aus einander. Zinzendorf selbst gab sich ungeregelt seinen Arbeiten hin, nahm gewöhnlich die Nacht zu Hülfe, und schwächte damit seine ohnehin schon wankende Gesundheit. Seine einsichtsvollen Freunde und Mitarbeiter überlegten die Sache, und kamen dahin überein, daß er sich baldigst wieder vermählen sollte. Dieser ihm eröffnete Rath und Wunsch fand Eingang, und mit dem Entschlusse war auch sogleich die Wahl entschieden. Sollte ihm eine zweite Gattin werden, so konnte diese nur Anna Nitschmann sein, die bewährte Freundin und Gehülfin des Grafen und vieljährige Aelteste der Gemeinde, in welcher ihre Arbeit unter den Schwestern reich gesegnet war. Ihr reiferes Alter, noch jüngere Tage gleichsam bewahrend, schien den Verhältnissen eben gemäß, ihre geringe Herkunft durfte nach der Denkart der Brüder kein Hinderniß

sein. Die Verläumdungen, welche schon längst den reinen und edlen Umgang dieser befreundeten Seelen zu schmähen gesucht, waren zu niedrig, um irgend berücksichtigt zu werden. Da sich alles günstig für den neuen Bund vereinigte, so konnte die Trauung schon am 27. Juni 1757 in Bertholdsdorf vor sich gehen, wovon Zinzendorf nachher alle Gemeinden durch ein besonderes Schreiben, mit Angabe seiner Gründe und Betrachtungen, benachrichtigte. Seine Lebensweise gestaltete sich hierauf wieder freundlicher; die Hausgemeinde wurde hergestellt; seine Reden und Erbauungen, seine vielfachen Geschäftsarbeiten gingen wie sonst, nahmen aber auch mit sichtbarem Nachtheil seine Nächte noch oft in Anspruch, welches man vergeblich abzustellen suchte.

Zwei Monate darauf trat er mit seiner Gemahlin eine Reise nach der Schweiz an; sein Schwiegersohn und seine beiden Töchter, Benigna und Elisabeth, begleiteten ihn nebst mehrerem Pilgergefolge. Ueber Barby und Marienborn begab er sich zunächst nach Montmirail, um die dortigen Brüder zu besuchen. Hierauf ging er nach Genf, Bern, Aarau und Basel, an welchen Orten aus allen Gegenden der Schweiz und aus dem Elsaß die zahlreichsten Freunde sich um ihn versammelten, und seinen Vorträgen, die er theils deutsch theils französisch hielt, mit Eifer beiwohnten. Die Rückreise fiel schon in den Winter; durch die mannigfachen Anstrengungen seiner geistigen Arbeiten geschwächt, wie er denn inmitten alles übrigen Treibens auch noch die Loosungen und andere erbauliche Schriften zum Druck förderte, und von den Beschwerden der Jahrszeit hart befallen, kam er durch Schwaben und Franken erkrankt nach Ebersdorf, wo sein Zustand den Seinigen und ihm selbst einen nahen Heimgang anzudeuten schien. Doch in des Heilands Willen gern ergeben, nahm er nun seine unvermuthete Genesung dankbar an, wie er seine Abberufung empfangen hätte, und traf am Ende des Januars 1758 wieder in Herrnhut ein. Seine Thätigkeit konnte aber nicht ruhen; er gab sich mit gewohntem Eifer seinen Vorträgen und allen Ansprachen hin, die sich ihm zudrängten; er hielt neue Berathungen, aus welchen eine nochmalige Vermehrung der Arbeiter, die Abtheilung der

Chöre in mehrere Klassen, die Verfertigung von Hymnen und Liturgien für jedes Chor, und sonstige Nachhülfe aller Art hervorging; dazwischen machte er kleine Reisen, oft in ungünstigstem Wetter, und strengte sich durch alles dieses dergestalt an, daß ihn im April ein Entzündungsfieber, welches damals herrschte, gewaltig ergriff und dem Sterben nahe brachte. Doch genas er auch diesmal, aber wiederum nur, um sich neuen Arbeiten zu unterziehen. Bei kaum hergestellter Gesundheit reiste er im Juni gleich wieder nach Neusalz, um dortigen Berathungen beizuwohnen, wo vieles von der Lehre und den Einrichtungen der Brüder verhandelt wurde. In Kleinwelke bei Bautzen besuchte er eine Gemeinde von Wenden, die er in ihrer frommen Richtung und ihrem eigenthümlichen Bestehen ernstlich bekräftigte. Nachdem er hierauf in Barby einige Wochen zugebracht, entschloß er sich sogar zu einer größeren Reise nach Holland, wo mancherlei Verhältnisse der Brüder sein Wiederkommen wünschenswerth zu machen schienen und auch vieles Nöthige in Betreff der Niederlassungen in Nordamerika, welche der Krieg durch Indianer und Europäer hart heimsuchte, so wie überhaupt der Missionen, deren Gedeihen stetes Einwirken erforderte, gelegner anzuordnen war.

In Heerendyk, wo er mit seiner Hausgemeinde sich zum Wohnen einrichtete, nahm er, auf Rath und Andringen seiner Nächsten, zwar einige Rücksicht auf seine Gesundheit, lebte sehr mäßig, hielt festgesetzte Stunden zum Mittag- und Abendessen, arbeitete nicht in die Nacht hinein, und widmete täglich eine bestimmte Zeit dem Spazirengehen und freundschaftlichem Gespräch; allein er schonte sich in der übrigen Zeit um so weniger, hielt täglich drei Versammlungen mit seiner Hausgemeinde, mannigfache Berathungen, und griff, wie immer redend, schreibend und ordnend überall ein. Vor allem drang er unabläßig dahin, daß die Gemeinde von innenher blühte und gedeihe; es sei möglich, meinte er, daß noch eine höhere Gnadenökonomie komme, wenn aber das Evangelium irgend in einer größeren Klarheit ausbrechen sollte, als die Brüder bis dahin es gehabt, so wären sie verbunden, sich gleich mit anzuschließen, und ihre bisherige Gestalt nicht

länger zu bewahren, als dieselbe dem Heiland ein nützliches Werkzeug sei; in dieser Gesinnung freilich dürften, so hoffte er, sie dem Geiste nach ein solches Werkzeug bis zum Ende aller Zeiten bleiben. Er fertigte von Holland aus mehrere Boten ab, nach Grönland, nach Nord- und Südamerika, und zum erstenmale nach Ostindien, wohin die Brüder auf die dänischen Besitzungen durch den König selbst eingeladen worden. Die besondre Sorgsamkeit des Grafen erfuhr auch der nächstliegende Brüderort Zeyst, den er häufig besuchte, und wo der Gemeinde durch seine Vermittelung, wichtige Grundstücke gesichert wurden. Eine allgemeine Synode, die er zu versammeln wünschte, mußte wegen des fortwährenden Kriegs noch aufgeschoben bleiben. Die Noth und Gefahr dieser Unruhen traf die Brüder an manchen Orten sehr hart; Sachsen und besonders Schlesien waren der Schauplatz der blutigsten Schlachten und verderblichsten Truppenzüge; Herrnhut sah wechselnde Sieger; viele Ortschaften, wo Brüder wohnten, wurden gänzlich zerstört; die meisten Gemeinden litten von Einquartierung und Geldforderungen großes Ungemach, so Neuwied, wo die französischen Truppen lange gehaust hatten, und ein trostreicher Besuch des Grafen sehr willkommen war. Er kehrte von hier nach Holland zurück, wo er bis gegen die Mitte des Novembers noch in Zeyst unter gewohnten Arbeiten verweilte, dann aber mit seinem Gefolge, jedoch ohne seine Tochter Benigna und ihren Gatten, welche nach England zur Visitation der dortigen Gemeinden übergeschifft waren, seine Rückreise nach Sachsen antrat. Nach einigem Aufenthalt in Barby und Kleinwelke kam er zur Christnacht in Herrnhut an, und beging diese und den Antritt des Jahres 1760 mit der Gemeinde sehr andächtig und feierlich. Hier fanden sich auch alsbald Benigna und Johannes von Watteville aus England wieder ein, und Zinzendorf hatte die Freude, mit letzterem, der in Ansichten und Handlungsweise seit einigen Jahren merkbar von ihm abwich, welches ihrer Liebe zwar nicht Eintrag gethan, doch aber manche Aeußerung über den bestehenden Unterschied verursacht hatte, durch herzliche Verständigung in die frühere Einigkeit zurückzukehren. Ueberhaupt widmete er dem inneren Zustande

der Seelen, auf welchen ihm alles ankam, auf's neue den sorgsamsten Fleiß. Die ganze Gemeinde besprach er einzeln der Reihe nach, um jedes Mitglied ganz kennen zu lernen, ihm zu helfen, zu rathen, und alle in gleicher Richtung zu erhalten. Das Fortbestehen der Brüdersache glaubte er neben der Führung der Aemter besonders von der Wahl der Personen abhängig, welchen die Aufnahme in die Gemeinde gestattet würde. Man solle hiebei, empfahl er dringend, nur mit größter Vorsicht verfahren, und die Schwierigkeiten lieber mehren als mindern; die Brüdergemeinde sei als eine Anstalt zu betrachten, welche besonderen Zwecken der Vorsehung diene, nicht aber für jeden Menschen zum Seelenheil erfordert werde; nicht wer überhaupt selig werden wolle, sondern wer zu diesem eigenthümlichen Wege, das Heil zu erlangen und zu fördern, seinen besondern Beruf unzweifelhaft darthue, sei in die Gemeinde aufzunehmen; eben so habe man bei den Verheirathungen, durch welche der eigentliche Stamm der ansässigen Einwohner und Bürger der Gemeindeorte fortgepflanzt würde, genau darauf zu achten, was dem Ganzen ersprießlich sei; das Häuflein ihrer Mitglieder möchte immerhin klein bleiben, wenn es nur die Gnade des Heilands bewahre. Eifrig empfahl er hingegen zu herzlichem Verkehr und traulichem Anschließen die ächten Kinder Gottes und Liebhaber des Heilands, welche sich in allen Religionen vertheilt fänden, und, ohne Glieder der Gemeinde sein zu können, doch an deren segenreichem Wirken Theil zu haben wünschten. Solcher zugewandten Freunde, in der Welt ausgestreut, und daher Diaspora genannt, haben in der That von jeher eine große Zahl sich den Brüdern angehörig erhalten, und als eine auch diesen fruchtbare Genossenschaft erwiesen. So stellte Zinzendorf gegen das Ende seiner Laufbahn das ausgebildete Werk seines Lebens auf denselben Grundsätzen neuerdings fest, auf welchen dasselbe auch im unentwickelten Anfang schon glücklich gediehen war. Mit Dank und Rührung blickte er häufig auf jene frühere Zeit zurück, heiter und muthig sah er eben so der nächstkommenden entgegen. Für die Synode, welche mit dem ersehnten Frieden erwartet wurde, suchte er die Arbeiten mit großem Fleiße möglichst vorzubereiten. Seine

täglichen Geschäfte betrieb er mit großem Eifer. Die Loosungen für das Jahr 1761 fertigte er zum Druck. Im Anfange des Mai unterbrach er diese Arbeiten, und schickte sich an, nochmals eine Reise nach Holland zu machen. Eine andere Unterbrechung jedoch war diesem und jedem ferneren Vorhaben zugedacht.

Seine Gemahlin erkrankte, und zwar so heftig, daß man alsbald an ihrem Aufkommen zweifeln mußte. Doch ehe noch diese Krankheit zur Entscheidung kam, sah er sich selbst von einer schneller entschiedenen befallen. Sein Körper befand sich schon seit längerer Zeit, wie die häufigeren Krankheiten der letzten Jahre bewiesen, in einem Zustande der Schwächung, der ihn für jeden Eindruck empfindlicher machte. Den 5. Mai 1760 fühlte er sich unwohl, verrichtete aber noch seine vormittägige Arbeit, setzte sich mittags zu Tisch, machte dann ein Gedicht auf den Festtag der ledigen Schwestern, und besuchte deren Liebesmahl, bald jedoch mußte er sich zu Bette legen, und von dem herbeigerufenen Arzte wurde die Krankheit für ein hitziges Katharralfieber erklärt. Schon gewohnt an solches ihm mehrmals im Jahre wiederkehrendes Uebel, sah er doch gleich den jetzigen Anfall als etwas besonderes an. Abends redete er mit seinen drei Töchtern und einigen Hausgenossen sehr vertraulich und lieblich über seinen Zustand. In jeder Krankheit, sagte er, habe er sonst einen Wink des Heilands vorausgesetzt, und auch immer, bei genauerem Forschen, leicht erkannt, und darauf gethan, was zu seiner inneren Besserung nöthig gewesen, worauf die äußere bald erfolgt; diesmal aber sei es anders, der Heiland verweise ihm nichts, sondern gebe ihm ein heitres Gemüth und einverstandene Zuversicht. In großer Schwäche brachte er die nächsten Tage, in fast gänzlicher Schlaflosigkeit die Nächte zu, doch wollte er nicht gleich allem Antheil an den Geschäften entsagen, und ließ sich noch die neuesten Nachrichten von den Heidenbotschaften der Brüder vorlesen. Der zunehmende Husten hinderte ihn am Reden, doch bekam er am 8. einige Erleichterung, und sprach viel mit den Umstehenden, unter welchen seines ältesten Freundes Friedrich von Watteville Gegenwart ihn besonders freute; die vertrautesten Gemeinde-

arbeiter wechselten Stunde um Stunde bei ihm ab, und empfingen seine liebevollsten, zärtlichsten Worte, die er mit den freudigsten Blicken begleitete. Einem Anfall von Steckfluß, der ihm die Zunge schwer machte, entrang er sich wieder, ließ am 9. Mai in aller Frühe Johannes von Watteville rufen, und sagte ihm, der ganz nahe zu ihm sich hinbeugen mußte, mit schwacher Stimme: „Mein lieber Sohn, ich werde nun hingehen. Ich bin mit meinem Herrn ganz verstanden. Er ist mit mir zufrieden. Ich bin fertig zu ihm zu gehen. Mir ist nichts mehr im Wege.“ Darauf sprach er mit ihm noch über einige Gegenstände der letzten Berathungen, und empfahl sie seiner Obhut. Friedrich von Watteville und David Nitschmann empfingen auch noch liebevolle Worte von ihm. Seine Töchter, die er sodann rufen ließ, grüßte und segnete er mit freundlichen Blicken und Neigung des Hauptes, konnte aber, durch einen neuen Steckfluß gelähmt, nicht mehr mit ihnen reden. Um sein Bette her und in den nächsten Zimmern hatten sich unterdeß wohl hundert Brüder und Schwestern versammelt, er sah sich einigemal freundlich nach ihnen um, nahm ihre thränenvollen Abschiedsblicke heiter auf, legte sein Haupt zurück, schloß die Augen, und während Johannes von Watteville die Worte sagte: „Herr! nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“ hauchte er mit dem Worte „Frieden“ den letzten Athem aus. Also verschied Zinzendorf, dessen Sterben nicht, wie das mancher Anderen, nur als das Ende ihres Lebens obenhin, sondern, als eine wesentliche Mitgift und Verherrlichung seines Lebens, umständlich zu berichten war.

Sein Heimgang wurde der Gemeinde, wie dies bei jedem Sterbefalle an Brüderorten zu geschehen pflegt, durch Posaunentöne verkündiget. Die ganze Gemeinde versammelte sich nachmittags auf dem Betsaale, vernahm von Johannes von Watteville eine kurze, dem Vorgang gewidmete Rede, fiel auf die Kniee, und pries den Heiland, der durch den Abgeschiedenen so viele Gnade gewirkt. Am folgenden Tage wurde der Leichnam mit einem weißen Talar bekleidet, wie solchen bei Kirchenhandlungen die Bischöfe der Brüder zu tragen pflegen, in einem violet beschlagenen Sarge ausgestellt, und von der

ganzen Gemeinde chorweise besichtigt. Erst am 16. Mai, nachdem bis dahin der geschlossene Sarg noch immer von wechselnden Gesellschaften der Brüder und Schwestern unter erbaulichen Gesprächen und Gesängen umstellt geblieben, erfolgte das Begräbniß. Dasselbe mitanzusehen waren aus der umliegenden Gegend über zweitausend Fremde nach Herrnhut gekommen, unter ihnen angesehene österreichische Offiziere, und selbst von den in Zittau stehenden Truppen eine Ehrenwache Kaiserlicher Grenadiere. Außer den fremden Zuschauern begleiteten zweitausendeinhundert Gemeindeglieder den Sarg, welchen zweiunddreißig Prediger und Diakonen, wie sie eben aus verschiedenen Gemeinden, zum Theil aus Holland, England, Nordamerika und Grönland, zugegen waren, abwechselnd trugen. Unter Musik und Absingung von Liedern, auch des Chorals: „Ei wie so selig schläfest du, und träumest süßen Traum!" geschah die Bestattung auf dem Hutberge, dem Gottesacker der Gemeinde, mit den üblichen Gebräuchen während eine stille Ehrerbietung alle Anwesenden und ein seliger Frieden ganz Herrnhut erfüllte. Dem Grafen wurde später ein Leichenstein gesetzt, als besondre Ausnahme von der sonstigen Gleichheit für ihn ein größerer, als die der Anderen, mit der Inschrift: „Allhier ruhen die Gebeine des unvergeßlichen Mannes Gottes, Nikolai Ludwigs, Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, der durch Gottes Gnade und seinen treuen und unermüdeten Dienst in diesem achtzehnten Sekulo wieder erneuerten Brüderunität würdigsten Ordinarii. Er war geboren zu Dresden am 26. Mai 1700 und ging ein zu Herrnhut in seines Herrn Freude am 9. Mai 1760. Er war dazu gesetzt, daß er Frucht bringe, und eine Frucht, die da bleibe." Ihm zur Linken lag seine erste Gemahlin begraben, bald auch wurde zu seiner Rechten ihm die zweite zugesellt; sie folgte ihm noch in demselben Monate nach, mit gleicher heiteren Ergebung in des Heilands Willen. Mit seiner ersten Gemahlin hatte Zinzendorf sechs Söhne und sechs Töchter gehabt, von welchen aber die meisten früh wieder verstorben waren, nur drei Töchter überlebten ihn, Benigna, vermählt mit Johannes von Watteville, Marie Agnes, welche den Grafen Moritz von Dohna, ebenfalls ein Mitglied der

Brüdergemeinde, heirathete, und Elisabeth, deren Gemahl ein Freiherr Friedrich von Watteville wurde. Sie folgten nebst ihren Gatten den Wegen des Vaters treu und eifrig nach, und blieben der Brüdergemeinde hülfreich angeschlossen und in gesegnetem Andenken.

Zinzendorf war von Gestalt groß, in der Jugend schlank, in späteren Jahren wohlbeleibt; sein Ansehen deutete auf Kraft und Gesundheit, die nur durch Anstrengungen erschüttert worden. Seine Haltung und Geberden waren ungezwungen, oft nachlässig, doch vornehm und bedeutend; man sah ihm den höheren Stand an, in welchem er geboren worden. Sein Gesicht hatte wohlgebildete Züge, einen schönen Mund, eine hohe Stirn, seine blauen Augen waren voll dunklen Feuers und milder Freundlichkeit. Sein Erscheinen war sogleich gewinnend, sein Benehmen offen, zutraulich und liebreich, mit Leuten geringen Standes voll gleichstellender Güte, mit Gebildeten und Vornehmen fein und gemessen. Weich und klangvoll trug seine Stimme seine fließende Rede, seinen wohltönenden Gesang; sein Gespräch reizte durch eigenthümlichen Gehalt und anmuthige Wendungen. Unter allen Umständen behielt seine Rede die sorglose Natürlichkeit der gewöhnlichen, bequemen Umgangssprache, ohne Schmuck und Aufspannung, und nur erhaben, feierlich, rührend und fortreißend, wenn die Gewalt des Innern sie dazu machte. Mit jeder Sinnesweise und Denkart, auch mit ganz feindlicher, wußte er geschickt und nicht selten fruchtbar zu verkehren; dabei verläugnete er seine eigne Meinung keineswegs, sondern sagte sie in unverstellter Aufrichtigkeit grade heraus, und damit bisweilen dem Hörer die härteste Wahrheit, ohne daß dieser beleidigt worden wäre. Ein überwiegendes Ansehen, das von ihm ausging, kannte er wohl, und mochte dessen Wirkung nicht grade zurückhalten. Die natürliche Stimmung seines Wesens aber, wenn sie nicht gestört wurde, war zutrauliche Einfalt und harmlose Fröhlichkeit, sie ging in muntre Laune und sogar in streitbaren Scherz und Witz über, wenn hiezu der Anlaß war. Regten irgend Eindrücke ihn tiefer an, so entfaltete sich die Kraft seines drangvollen Herzens, seines feurigen Gemüths und beflügelten Geistes in leidenschaftlicher Fülle.

Die reizbarste Seele, von lebhaften Vorstellungen bewegt, führte jeden ergriffenen Gegenstand stets allzuleicht zur Uebertreibung, und wechselte darin von einem Aeußersten zum anderen. Sein aufwallender Eifer übte häufig zu große Strenge, seine zärtliche Vorliebe nicht selten zu große Nachsicht; oft ertrug er mit größter Geduld harten Widerspruch und Tadel, meist aber setzte ihn auch schon der kleinste Einwurf, den er nicht erwartet hatte, in unverhältnißmäßige Hitze, bis er Zeit gewann sich zu besinnen. Ein bei kleinen Umständen hartnäckig verweilendes Schelten und Zanken, z. B. über eine nach seinem Dünken unrecht gestellte Bank, war ihm, wie überhaupt jenem Zeitalter, eigen; hatte sein Unmuth sich ergossen, so war jedoch alles vorbei, und seine Heiterkeit jedes hohen Schwunges fähig. Leicht eingenommen von einer Vorstellung, ließ er sie dann unbedingt herrschen, so lange es ging; so war in einer Zeit das Wort arme Sünder alles bei ihm, in anderer war es das Blut der Versöhnung, und eben so vertauschte er dies wieder mit anderem Lieblingsausdruck, worein man sich denn fügen mußte. In späterer Zeit, da sein großes, umfassendes Gedächtniß öfters in der Treue nachließ, wurde dies eine Quelle mancher Sonderbarkeit, da er Dinge läugnete, deren Beweise vorlagen, und andere behauptete, die nie so geschehen waren; denn er hatte sich gewöhnt, ganze Ereignisse nur in Einem ihrer Bezüge zu beurtheilen und festzuhalten, und wollte dann in der Folge sie auch nur in diesem einen, oft von anderen Mitwissern unbeachteten Bezuge gelten lassen.

Mit einer großen Phantasie begabt, aus deren mächtiger Gluth seine rastlose Thätigkeit sich stets erneute, war er jeden Augenblick sich selber zum Gebrauche fertig, der Begeisterung sicher, wo und wie sie gefordert war. Doch ihm diente das Feuer seiner Einbildungskraft nicht sowohl, als es ihn vielmehr beherrschte und leitete; die von daher belebten Vorstellungen wirkten mächtiger sogar, als das unmittelbare Gefühl, welches seinem Herzen zu jeder menschlichen Theilnahme sonst reichlich inwohnte. Hierüber sagt er selbst im Anfange der naturellen Reflexionen: „Ich habe die Bequemlichkeit nicht, unter die Leute zu gehören, die entweder vom

Gefühl regieret, oder durchs Gefühl satisfacirt, oder auch nur durch Gefühl amusirt würden: ich gehöre unter die denkende Leute, und unter die Leute, die sehr abstrakt denken, die geschwind denken, und denen die Gedanken zu nahe an einander hängen, um einen oder mehreren übrigen Bildern dazwischen Raum zu lassen. Ich verwerfe die Empfindung nicht; ich halte sie für einen besondern Tropum der Providenz mit dem menschlichen Gemüth zu handeln; ich habe durch meinen Beruf was davon kennen gelernt; ich bin selbst nicht ohne Empfindung geblieben; und in so ferne sie unter die inneren Fakultates gehört, so habe ich doch das unentbehrlichste davon bei Gelegenheit auch zur Hand gehabt: aber ich kann mich auf keine Weise unter diejenigen zählen, die die Empfindung als ein Talent anzusehen haben." Seltsam aber nennt er hier Denken, was eben nicht dieses, wobei es vor allen Dingen auf gesetzlichen Zusammenhang der Begriffe ankommt, sondern nur gleichsam ein rasches Bewegen eines geistigen Inhalts ist, und ungeachtet der logischen Gebilde dieses aufgeregten Inhalts doch wesentlich der Phantasie angehört. Denn wiewohl Zinzendorf sich mit den höchsten Gegenständen der Erkenntniß unaufhörlich beschäftigte, und oft die tiefsinnigsten Erschaue glücklich faßte, so kann man doch den Namen eines Denkers dem nicht vorzugsweise beilegen, der seine Gedanken nur als eine Mannigfaltigkeit besitzt, ohne je eine Einheit und Mitte zu gestatten, aus der sein gesammtes Wollen und Schauen sich folgerecht ableitete. Wir haben gesehen, wie sehr der Mangel an Wissenschaftlichkeit in seiner Glaubenslehre ihn selbst und seine übereilt nach Zufall ergriffenen Behauptungen bloßgestellt ließ. Seine Begabung lag nicht nach dieser Seite, desto reichlicher nach einer anderen. Er war ausersehen zu lebendigem Wirken auf Welt und Menschen, und darin ist er gewiß den ersten Männern aller Zeiten zu vergleichen. Hiezu waren alle Talente in ihm vereinigt; Fähigkeit, einen großen würdigen Gegenstand zu erfassen, und in allen seinen Zersplitterungen und Verfremdungen niemals zu verlieren; richtige Einsicht im Allgemeinen von Welt und Menschen, taktvolles Urtheil über sie im Einzelnen, vielartigste Klugheit

und Gewandtheit sie zu behandeln; Leichtigkeit zum Anordnen und Ausführen; erfinderische Mannigfaltigkeit in Hülfsmitteln und Auswegen, mit stets festem Absehen auf das Ziel; kühnes Vorschreiten und behutsames Maßhalten; Stärke des einsamen wie des öffentlichen Handelns; Muth, Geistesgegenwart, Ausdauer, ohne welche nichts vollbracht wird; zu allem diesen das unauslöschliche Feuer der arbeitsamsten Thätigkeit, und die stets gerüstete Macht der Beredsamkeit, der schriftlichen und mündlichen, das wahre Meisterzeichen des Staatsmannes, — wir fragen, welcher wesentlichen Eigenschaft Zinzendorf zu einem solchen wohl noch entbehrte? Ein Staatsmann unstreitig war er, ein Staatsmann erhabener Art, wie der Fürst und das Reich ihn bedingten, denen sein Dienst gewidmet war. Er floh die hiesigen Geschäfte nur aus Liebe zu den höchsten, die allein ihm genügen konnten. Auf diesem Standpunkt, auf dieser Bahn möchte gegenwärtige Lebensbeschreibung ihn vorzugsweise gezeigt haben.

Doch so große und reiche Eigenschaften, wie glänzende Persönlichkeiten sie auch für die Welt gebildet hatten, würden hier noch wenig bewirkt haben, ohne den tiefen und mächtigen Gehalt, der sie als heilige Flamme durchleuchtete und bewegte, die Glaubensbegeisterung und Frömmigkeit, welche von Anbeginn und bis zum letzten Hauche das Leben Zinzendorf's erfüllten. Insbesondere auf den Heiland bezogen, war diese religiöse Durchdrungenheit der unerschütterliche Grund alles seines Treibens. Welcherlei Drangsal ihn auch betreffen, in welche Verwirrung er auch gerathen mochte, stets fand er in seinem Innern die heilige Stätte wieder, in welcher ihm Zuflucht und Stärkung sicher war. Daher konnten keine Abschweifungen der Phantasie, keine Schwachheiten des Gemüths und Mängel des Geistes ihm dauernd schaden, weil unter allem diesen der ächte Quell der Frömmigkeit dort fortrauschte, und er zur Rückkehr dahin den Weg nie verlor. Daß man an der Aechtheit dieser Frömmigkeit oft gezweifelt, daß auch wohl seine Nächsten an ihm irr geworden, und sogar seine Tante witzig von ihm gesagt, er habe im Reiche der Demuth nach der obersten Stelle gestrebt, dies darf uns nicht befremden. Auch wir läugnen die Ein-

mischung vieler Irrthümer, weltlicher Absichten und irdischer Hülfsmittel in Zinzendorf's Handlungen keineswegs; er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den schmeichelhaften Verehrungen seiner Person und seines Namens allzuvielen Raum, suchte sein Werk und Ansehen auch vor der Welt günstig herauszustellen; oft beherrschte ihn Willkür, leitete ihn Vorurtheil, bestimmte ihn persönliche Rücksicht; dem allgemeinen Menschengeschick im bewegten Weltleben entging er nicht. Doch die Persönlichkeit, welcher Großes aufgetragen ist, muß auch selber bedeutend auftreten, ihr eigenes und die höheren Interessen verstricken sich unauflöslich, und lassen sich nicht mehr getrennt behandeln. Ein erfahrener und dabei kindlicher Mensch, wie Zinzendorf war, wird immer sich selbst als nächsten Gegenstand empfinden, wird oft und ausführlich von sich zu reden haben, sein Thun und Leiden, sein Wollen und Hoffen, ja sein Verdienst und seine Tugend erörtern müssen, ohne daß man ihn deßhalb eitler Selbstliebe beschuldigen darf. Allein hier kann Zahl und Art solcher Mängel, wie sie der gemeine Tag erscheinen läßt, nichts entscheiden; wenn die Frage ist nach Falschem oder Aechtem, so kommt es auf die Urbezeichnung an, welche das innerste Wesen trägt, und in diesem Betreff, wir wiederholen es, steht uns Zinzendorf in unzweifelhafter Reinheit und Würdigkeit.

Was er hervorgebracht, ist seine beste Lobrede. Sein Werk, verbreitet in allen Welttheilen, bestehet in segenreichem Fortgang. In Deutschland, Holland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Rußland, in Nord- und Südamerika, Grönland, Afrika, West- und Ostindien, sind herrnhutische Gemeindeorte, Kolonieen oder Missionen, in welchen überall, nach jetzt einstimmigen Zeugnissen, stiller Fleiß und glücklicher Frieden herrscht, und ein eigener Geist der Frömmigkeit sich in den Einrichtungen Zinzendorf's mit seltner Treue fortpflanzt. Nicht jeder nach einem seligen Leben verlangende Fromme darf die Brüderanstalten für sein Bedürfniß angeordnet glauben, Zinzendorf selbst warnt oft gegen diesen Irrthum, aber jedem unbefangenen Beobachter werden sie in

ihren Ergebnissen stets achtungswerth erscheinen müssen. Ein vorzügliches Bild herrnhutischer Sinnesart und Verhältnisse hat Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele niedergelegt; dasselbe ist dem inneren Gehalte nach so wahr und ächt, als durch die Darstellung reizend und eindringlich, und wir müssen mit Schiller übereinstimmend hier die Macht des Genies bewundern, durch welche diesen Stoff die Dichtung so gründlich, wie es sonst nur die von der Sache selbst erzeugte Gesinnung könnte, sich angeeignet hat. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bezeugt dies gültig. Ein würdiges Bild von Zinzendorf's persönlichem Auftreten hat Steffens in den Kreis seiner Dichtungen von den Familien Walseth und Leith erfreuend eingeflochten.

Blicken wir von dem gelungenen Werke Zinzendorf's auf sein strebendes Wirken zurück, so finden wir, daß allerdings dieses letztere durch eine wunderbare Vereinigung vieler mitwirkenden Vortheile begünstigt werden mußte, um ein solches Ergebniß liefern zu können. Schon der Grafenstand Zinzendorf's ist in diesem Betracht von nicht zu übersehender Wichtigkeit; nach ganzen Richtungen hin und durch manchen schwierigen Moment erhielt sich die Sache vorzugsweise auf jener Stütze. Es bedurfte der politischen Verhältnisse von Deutschland, ihrer Zerrissenheit und Gegensätze, ferner der erschöpften Zustände der protestantischen Kirche überhaupt, damit solch neue Religionsweise Boden gewänne, und sich zu eigenthümlichem Bestande ausbildete. Nicht weniger gehörte dazu, daß der Stifter nur mit Begeisterung, aber ohne eigentlichen Plan handelte, denn einen solchen, dem er nach ausgedachten Grundlinien zu einem bestimmten Ziel gefolgt wäre, hat er nie gehabt; in der freien Lebensbewegung allein konnte diese Sache den wenigsten Hindernissen begegnen, nur nach und nach aus sich selbst und den Umständen sich gestalten. Merkwürdig bleibt es immer, auch unter allen jenen Begünstigungen, wie grade zwischen den verheerendsten Weltstürmen — die Kriege Karls des Zwölften wütheten im Anfange des Jahrhunderts, die Kriege Friedrichs des Großen über die Mitte hinaus, — und neben der entgegenstehenden, erfolgreichen, zu Glanz und Herrschaft gelangenden Denkart

des Zeitalters, in welchem das Genie und die Thätigkeit Voltaire's wirkten, diese milde Friedensgestalt christlicher Frömmigkeit glücklich emporwachsen konnte. Nicht vergessen sei hier auch die große Zahl tüchtiger und zuverlässiger Männer, die als treue Gehülfen sich zu dem Grafen fanden, die Christian David, Nitschmann, Dober und so viele andere Männer zum Theil von größtem Karakter und Gaben, und wie sie stets um einen Höheren, zu dessen Beglaubigung und Dienst, unbegreiflich woher auf einmal, sich versammeln. Diese waren zugleich eine Pflanzschule würdiger Nachfolger Zinzendorf's. Unter ihrem ordnenden Wirken, durch Johannes von Watteville, Gregor, Layritz und Andere, besonders aber durch Spangenberg's langjährige Thätigkeit, hat die Brüdergemeinde sich in der Folge von vielen Uebertreibungen gereinigt, die Spielereien und Ueppigkeiten in Liedern und Gebräuchen noch mehr abgeschafft, und ihre Verfassung auf gründlichen Einrichtungen neu befestigt. Auch der Haushalt der Gesammtheit, welche bei Zinzendorf's Ableben noch gegen 150,000 Thaler Schulden gehabt haben soll, kam auf sichern Fuß. Dabei wurde in den wesentlichen Anordnungen des Stifters, dessen Namen stets in großen Ehren gehalten wird, nur weniges geändert; noch immer waltet sein Geist und Sinn; auch seine besondere Sprachweise, in zarter Naivetät vieler herkömmlichen Ausdrücke die gleiche für den gewöhnlichen Umgang wie für den kirchlichen Gebrauch, verblieb den Herrnhutern bis auf den heutigen Tag ein treulich überliefertes Vermächtniß.

Als Schriftsteller war Zinzendorf ungemein fruchtbar und wirksam; über hundert seiner Werke, größere und kleinere, sind gedruckt, sie finden sich an den gewöhnlichen Orten verzeichnet, die wichtigsten theils im Früheren auch hier schon angegeben; eine Menge von Briefen, Tagebüchern und anderen Aufsätzen, sind handschriftlich aufbewahrt. Der Werth dieser Arbeiten ist sehr ungleich, es findet sich kein einziges durchbildetes, gediegenes Werk darunter, aber in den meisten schöne Gedanken, hinreißendes Gefühl, anmuthige und geistreiche Wendung. Die natürliche, nach Eingebung und Behagen des Augenblicks leicht hinfließende Umgangssprache, die er

auch im Schreiben behielt, verschaffte ihnen bei den verschiedensten Klassen desto leichter Eingang. In seinen Gedichten trägt er meist die Schuld seiner Zeit, welche in dichterischer Bildung sehr zurückstand; wir haben daher nur genügende, nicht reichliche Proben seiner Verse mitgetheilt, lassen jedoch gern hier zum Schlusse noch einige schöne, an einem Thomastage von ihm verfaßte Strophen folgen, welche durch Inhalt und Ausdruck gleicherweise befriedigen:

„Ach einem Thomasglücke
Auf ein paar Augenblicke,
Dem wollt' ich zu gefallen
Gern tausend Meilen wallen.

Mich zum Gerippe sehnen,
Und einen Bach von Thränen
Aus meinen Augen schütten,
Wenn Er sich ließ erbitten!

Doch, lieber Gott, was wähl' ich?
Mach mich beim Glauben selig:
Willst du die Augen binden,
Das Herz kann blindlings finden."

Seine Prosa hingegen ist sehr oft vortrefflich, und läßt bedauern, daß so schöne Anlagen nicht in eine günstigere Zeitbildung gefallen sind. Die deutsche Sprache rang damals in roher Unsicherheit zwischen den traurigsten Abwegen hin; sie schleppte ein barbarisches Gemisch, das sie weder abwerfen noch bemeistern konnte. Die Verhältnisse, unter welchen Zinzendorf schrieb, ließen ihn grade am tiefsten in diesen Uebelstand eingehen. Er weiß es selbst, daß er darin alles Maß überschreitet, allein er kann und mag dies nicht ändern, und leitet den Fehler nicht nur genügend her, sondern versucht ihn sogar mit Gründen zu rechtfertigen. Er beginnt die Vertheidigung seines Stils mit einem Geschichtchen: „Der Graf N. in Ungarn, — erzählt er, — (ist er gestorben, so ist's nicht lange), hatte vielleicht die besten Pferde in ganz Europa. So wenig aber vor diesem die Offiziers von einer Uniforme wußten, so wenig bekümmerte sich der

Graf N. seiner Pferde couleur zu egalisiren. Dahero konnt's leicht sein, daß Braune und Rappen vor Eine Kutsche kamen. Kurz, ohne zu sagen, wie weit es ging, so waren eben seine Karossiers diversi coloris. Dies werden ihm nun wohl die Herrn Ambassadeurs in den nächsten Jahren kaum nachthun: aber Herren, die zugleich gute Wirthe sind, haben ihm das schon abgelernet, nämlich mehr auf die Gleichheit der Güte, als der Farbe der Pferde zu reflektiren." Dies wendet er nun auf die Mischung verschiedener Sprachen an, und fährt fort: „Ich weiß, daß die bigarrure des stili, welchen ich auf den Kredit eines meiner Herren Gegner nunmehro in's siebzehnte Sekulum setze, mit Vorbehalt, mein jus quaesitum auf die Schreibart des sechszehnten, debito loco et tempore, auch wieder hervorzusuchen, in Deutschland ganz abkommt, und daß der Karakter des achtzehnten Sekuli, welches sich sehr mit der Bagatelle occupirt, und über welches unsere späte Nachkommen gewiß mehr kritisiren werden, als wir über alle vorhergehenden, hat es bei unsern Landsleuten so mit sich gebracht, daß sie es kurzum mit der freien deutschen Sprache in dreißig Jahren dahin haben wollen, wohin es mit der französischen, die doch von dem nutu eines einzigen und ziemlich absoluten Kollegii dependirt hat, binnen hundert Jahren kommen ist; ohne im geringsten zu konsideriren, daß sich ein französischer Professor in der Provinz zu Tod schämen würde, wenn er ander Französisch redte und schriebe, als zu Paris; da hingegen in Deutschland fast auf einer jeden Universität der Jargon des Landes in vollem Flor bleibt, darinnen die Universität liegt. — Dieser Inkorrigibilität des Dialekts ungeachtet sind sie fast alle eins worden, ihre Sprache wortreicher zu machen même aux dépens du sens commun, und sich lieber nur halb und noch zehnmal unverständlicher, als zuvor, auszudrücken, ehe sie ein fremd Wort brauchten. Wie die ehrbare deutsche Tracht abkam, die in einem Theil des Reichs und zu Zürich noch am eigentlichsten obtinirt, so behielten sie die Prediger; daher ich immer den Separatisten gezeigt, daß sie diese Tracht der Prediger billiger zur Modestie als zum Hochmuth auszulegen hätten.

So geht mir's mit dem stilo des siebzehnten Sekuli. Ich halte darüber, ja ich ponssire ihn weiter als zuvor, und vermehre seine lateinische und griechische und französische emphases mit englischer, auch wohl holländischer Energie, aber gewiß nicht sowohl, um mich in diesen Sprachen zu exerciren, als aus der allerseriösesten Absicht, meinen wahren Sinn so gut als möglich auszudrücken, und von aller Aequivokation zu befreien, und dabei freilich Einigen lieber ganz unverständlich zu bleiben, denen ich doch mit einer noch so deutschen Expression mich nicht deutlicher machen könnte, hingegen andern und gesetzten Leuten, die sich das Forschen nicht verdrießen lassen, eine möglichst unzweideutige Auskunft zu geben. Ich bin von Herzen bereit, alle die fremden in einheimische phrases zu verwandeln, sobald mir jemand äquipollente Ausdrücke in meiner Muttersprache dazu zeigt. Bis dahin will ich den englischen und holländischen bon sens imitiren, der alle benachbarte Sprachen naturalisirt hat, die ihm seinen Sinn ganzer machen helfen. Denn das ist ja der Zweck aller Sprachen: das dient ad esse der Sprachen; die Eleganz gehört nur ad bene esse." Inzwischen will er, dieses Einmengen nicht über das Bedürfniß treiben, sondern die Reinigung, sobald sie geschehen kann, stets vorziehen. So sagt er ausdrücklich: „Die Poesieen in den Sammlungen waren so beschaffen, daß sie noch alle erst ihre letzte limam künftig kriegen sollten, und wurden nur einstweilen aufbehalten. Daher setzte man eben den Sinn hin, in was für einer Sprache man ihn am nächsten und glücklichsten exprimiren könnte, en attendant, daß sich das deutsche Wort einmal dazu fände." Man sieht, daß er mit der Praxis eine leidliche Theorie verband, in einigem sogar dem Einspruche zustimmte, welchen der große Philolog Friedrich August Wolf gegen übertriebenen Purismus zu erheben pflegte.

Zinzendorf's Leben ist schon oftmals beschrieben worden, am ausführlichsten von Spangenberg, in ehrenwerthem Sinn und mit genauem Fleiß, indeß bei allem Raume von acht Bänden in einigen Richtungen doch nur allzukurz gefaßt.

Gedrängtere Darstellungen haben Reichel und Duvernoy versucht. Die Nachrichten des Grafen von Lynar sind nur bedingt anzunehmen; er hat Zinzendorf'en nie gesehen. Die Schilderung, welche Johann Georg Müller in Schaffhausen aus gedruckten Hülfsmitteln zusammengestellt hat, ist ein sehr gelungenes Werk. Ein kurzer Aufsatz von Herder faßt bezeichnende Züge in raschen Ueberblick. Aus vertrauter persönlicher Bekanntschaft hat der jüngere Freiherr von Schrautenbach, der Sohn dessen, bei welchem Zinzendorf in Lindheim zu Besuch gewesen, eine merkwürdige Karakterzeichnung des Grafen entworfen, die erst neuerlich im Druck herausgegeben worden, sie verdient die größte Anempfehlung. Die Art wie Steffens in seinem Roman Walseth und Leith den Grafen auftreten und reden läßt, giebt dessen wirkliche Züge nicht; dasselbe gilt von anderen Versuchen ihn dichterisch aufzufassen. Desto heller und treuer strahlt sein Wesen aus Goethe's Bekenntnissen einer schönen Seele hervor, wo die Person doch nicht erscheint. Merkwürdig ist es, daß Retif de la Bretonne, der erste Sinnlichkeitsforscher, in seinem Roman l'école des pères die herrnhutischen Einrichtungen Zinzendorf's nachdrücklich anpreist, und auf gleichen Grundlagen, besonders in Betreff der sinnlichen Dinge, solche Gemeinden in Frankreich zu stiften wünscht. Von den vielen zu verschiedenen Zeiten gemahlten Bildnissen Zinzendorf's will man ein um das Jahr 1740 von Kupetzky verfertigtes als das in jedem Sinne glaubhafteste auszeichnen; nach ihm hat kürzlich F. Lehmann ein wohlgelungenes Kupferbild geliefert.

Ueberblicken wir diesen Lebenslauf nochmals, legen wir gegen einander, was Leid und Freude, Bekümmerniß und Glück, Niederes und Höheres, Zagen und Zuversicht, an diesem Herzen für Theil gehabt, und ziehen wir die Summe des Guten wie die des Schlechten, so müssen wir uns wohl sagen, daß Zinzendorf ein seliges Leben geführt, wie nur wenigen Menschen es beschieden ist! Sein Leben ist als ein glückliches und beneidenswerthes auch von solchen anzuerkennen, die weder seines Glaubensbekenntnisses noch seiner Sinnes-

art sind, noch ihm nachzuahmen den Wunsch und Beruf haben. Und so dürfen wir auch von ganz allgemeinem Standpunkt aus, beim Anschauen dieses Mannes, in ganz weltlicher Betrachtungsweise, hier mit der Bemerkung schließen, daß überall solcher Segen waltet, wo der Mensch in den Kämpfen der Welt nicht ihr selbst, sondern einem höheren Leben sich vertrauenvoll zuwendet. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Handschriftliches über und von Zinzendorf, ein Volumen Akten, im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

Zinzendorf's eigne Schriften, deren langes Verzeichniß bei Spangenberg nachzusehen ist.

Leben des Herrn Nikolaus Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, beschrieben von August Gottlieb Spangenberg. s. l. et a. 8 Bde. 8.

Woldershausen, Leben Zinzendorf's. Wittenberg, 1749. 2 Thle. 8.

Leben des Grafen von Zinzendorf, Stifters der Brüdergemeine. Von Gottlieb Benjamin Reichel. Leipzig, 1790. 8.

Kurzgefaßte Lebensgeschichte Nikolai Ludwigs Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, von Jakob Christoph Düvernoy. Barby, 1793. 8.

Die Geschichte der alten und neuen Herrnhuter und ihres Stifters N. L. Grafen von Zinzendorf, entworfen und beurtheilt, und aus dem Holländischen übersetzt von M. J. E. H. Scholl. Tübingen, 1805. 8.

Erinnerungen an den Grafen Zinzendorf. Berlin, 1828. 8.
Von Ludwig Balthasar von Schrautenbach in Darmstadt, Goethe's und Merck's Freunde.

J. G. von Herder's Schriften. Stuttgart und Tübingen, 1827 ff. 60 Bde. 12.

Archenholtz Litteratur- und Völkerkunde, 1786. August.
Darin: von Schachmann Apologie des Grafen Zinzendorf.

Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Herausgegeben von Johann Georg Müller. Dritter Band. Winterthur, 1795. 8. S. 1 bis 302 Zinzendorf.

Des Herrn von Loen gesammelte Schriften. Frankfurt und Leipzig, 1753. 4 Thle. 8.

Zedler's Universallexikon. Artikel Zinzendorf.

Herrnhutische Gesangbücher, alte und neue.

Beschreibung und zuverlässige Nachricht von Herrnhut in der Oberlausitz, wie es erbauet worden, und welcher Gestalt nach Lutheri Sinn und Meinung eine recht christliche Gemeine sich daselbst gesammlet und eingerichtet hat. Leipzig, 1735. 8.

Alte und neue Brüder-Historie, oder kurzgefaßte Geschichte der evangelischen Brüder-Unität in den ältern Zeiten und insonderheit in dem gegenwärtigen Jahrhundert. Von David Cranz. Barby, 1772. Erste Fortsetzung, 1791. Zweite Fortsetzung, 1804. 3 Bde. 8.

Büsching, Nachricht vom Ursprung, Fortgang und gegenwärtiger Verfassung der Brüder-Unität, 1781. 8.

Cranz Historie von Grönland. Barby, 1770. 8.

Oldendorp's Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den karibischen Inseln Sankt-Thomas, Krux und Jan. Barby, 1777. 8.

Büsching's Magazin. Bd. 13.
Darin: Des Grafen von Lynar Nachricht von der Herrnhuter Brüdergemeinde.

Spangenberg's kurzgefaßte historische Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der Evangelischen Brüder A. C. 1772. 8.

Joh. Lorey's ratio disciplinae unitatis fratrum A. C. oder Grund der Verfassung der Evangel. Brüderunität der A. C. Barby, 1789. 8.

M. Johann Gottfried Häntzschel's nöthige Anmerkungen über die in dem Herrnhutischen Gesangbuche befindlichen Irrthümer, Veränderungen und Redensarten. Wittenberg, 1734. 4.

Vollständige sowohl historische als theologische Nachricht von der Herrnhutischen Brüderschaft. Durch eine nach Herrnhut angestellte Reise persönlich eingeholet. Frankfurt und Leipzig, 1735. 4.

Siegfried's bescheidene Beleuchtung des vom Herrn Dr. Baumgarten in seinen theologischen Bedenken gefälleten Urtheils über die evangelisch-mährische Kirche u. s. w. Leipzig, 1744. 4.

Mit einem guten Kupferbild Zinzendorf's, von Busch in Berlin gestochen.

Gewissenhaftes Bedenken eines Politici über die durch den Herrn Grafen von Zinzendorf und dessen Mitbrüder verursachte Kirchentrennung. Frankfurt und Leipzig, 1745. 4.

Christoph Gabriel Fabricii entlarvtes Herrnhut. Wittenberg und Zerbst, 1745. 4.

Joh. Albr. Bengel's Abriß der sogenannten Brüdergemeinde. Stuttgart, 1751. 2 Thle. 8.

Zuverlässige Beschreibung des nunmehr ganz entdeckten Herrnhutischen Ehegeheimnisses nebst dessen 17 Grundartikeln mit mehreren merkwürdigen, die Lehre, Lebensart, Absichten der sogenannten Mährischen Brüdergemeinde betreffenden Umständen von H. J. Bothen. Frankfurt, 1751. 2 Thle. 8.

Noch viele Gegenschriften im Buch erwähnt, zum Theil von Zinzendorf in seinen Schriften aufgezählt.

Risler's Leben A. G. Spangenberg's. 1794. 8.

August Hermann Francke. Eine Denkschrift zur Säkularfeier seines Todes. Von Dr. Heinrich Ernst Ferdinand Guerike. Halle, 1827. 8.

Lebensgeschichte Johann Jakob Moser's, von ihm selbst beschrieben. 1768. 8.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Von Dr. Christoph Friedrich von Ammon. Leipzig, 1833—35. 3 Thle. 8.

Ersch und Gruber's Encyklopädie. Artikel Brüderunität.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

505

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zwölfter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1873.

Biographische Denkmale.

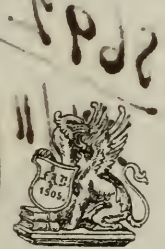
Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Sechster Theil.

Generał Hans Karl von Winterfeldt. Feldmarschall Graf von Schwerin.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1873.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

8692
24/11/90

Inhalt.

Seite

General Hans Karl von Winterfeldt 1

Feldmarschall Graf von Schwerin 137

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel 307

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Karl von Preußen

ehrerbietigst zugeeignet.

Durchlauchtigſter Prinz,
Gnädigſter Prinz und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit gnädige Erlaubniß, Ihren Namen dieſem Buche vorzuſetzen, darf ich zunächſt dem regen Antheil verdanken, welchen Ew. Königliche Hoheit der vaterländiſchen Geſchichte widmen, und durch eigne, ihr zugewendete Forſchungen bethätigen; doppelt aber muß ich es als eine bezeichnungsvolle Gunſt erkennen, das meinem Wunſche gewährt wird, grade den hier geſchilderten Kriegshelden in den Schutz eines Königlichen Prinzen zu ſtellen, deſſen edler Sinn eine ſolche Geſtalt zu würdigen und die unglücklichen Widerſtreite jener Vergangenheit in hochſtehender Betrachtung billig auszugleichen vermag!

Geruhen Ew. Königliche Hoheit mit diesen Blättern zugleich den öffentlichen Ausdruck der tiefsten Verehrung und Ergebenheit zu empfangen, in deren beeiferter Darbringung ich gehorsamst verharre

Ew. Königlichen Hoheit

Berlin, den 24. März 1836.

unterthänigster

Varnhagen von Ense.

General Hans Karl von Winterfeldt.

Die Thaten Friedrichs des Großen darzustellen, liegt außerhalb des Zweckes, den wir uns bei diesen Denkmalen vorgesetzt. Schon hat auch die kundige und treue Hand von Preuß jener Aufgabe, ihrer jetzt möglichen Fassung nach, durch das schätzbarste Werk genügt, und allgemeinen Dank erworben. Jedoch leuchtet die glänzende Bahn des großen Königs uns hier wenigstens in dem Wiederscheine seiner Feldherren, von welchen wir die beiden unvergleichbar hervorragendsten, Winterfeldt und Seydlitz, unsrer Bilderreihe anschließen.

Hans Karl von Winterfeldt wurde geboren den 4. April 1707 zu Vanselow in Vorpommern, aus einem alten Rittergeschlechte, dessen Zweige sich von der Priegnitz und Uckermarck nach Pommern, Mecklenburg und Holstein, so wie nach Preußen und Schlesien, frühzeitig ausgebreitet, und zu bedeutendem Besitz und Ansehen befestigt hatten. Der Vater, Jürgen Friedrich, hatte Universitäten besucht, darauf Kriegsdienste genommen, bald aber das Landleben erwählt; er galt für einen klugen und vermögenden Mann, der theils durch Erbschaft, theils durch Ankauf, einmal zehn Güter zusammen besaß, deren er jedoch einige dann wieder veräußerte. Er war zweimal verheirathet, und hatte von seiner ersten Frau nur eine Tochter, von seiner zweiten, Christina Elisabeth von Malzahn, aber vier Söhne und vier Töchter. Hans Karl, nach alter Sitte beide Namen ungetrennt führend, mit Betonung des ersten, war von diesen Geschwistern der Erstgeborne. Seine frühste Jugend verlebte er in Schmarsow, dem ansehnlichsten Gute des Vaters, wohin dieser, sobald er es erworben, seinen Wohnsitz verlegt hatte.

Das Leben in freier Luft, in ländlicher Wirklichkeit, deren

Genüsse und Entbehrungen für den Junker und die Bauerknaben wenig verschieden sein mochten, half ihn zu der gesunden Stärke und freien Rüstigkeit ausbilden, welche den groß und kräftig herangewachsenen, kernfesten und gewandten Jüngling in der Folge auszeichnete. Die Sorgfalt, welche sein begünstigter Stand auch in Betreff der Erziehung damals ansprechen konnte, war keineswegs ausgeschlossen, doch allerdings auf ein nur geringes Maß beschränkt. Es wurden Hauslehrer in Schmarsow gehalten; doch zu den vielen Kindern, auf dem entlegenen pommerschen Dorfe, bei gewiß ärmlicher Bezahlung, werden schwerlich andere als die nothdürftigsten Informatoren sich gemeldet haben. In der Religion unterrichtete ein Kandidat aus Halle, Namens Knape, der die strengste Frömmigkeit bei seinen Zöglingen einführte, und besonders eine Menge geistlicher Sprüche in Gebrauch setzte, die er für jeden Anlaß vorräthig hatte. Sein Bemühen aber wurde gehemmt durch den Erfolg selber, der einst ungelegen in allzugroßer Wirkung hervortrat. Als nämlich eines Tages in Schmarsow Gäste zu Tisch waren, mit denen der Vater von mancherlei Kriegsereignissen und auch von Festungen und deren Eroberung sprach, fiel einer der Knaben unerwartet mit den Worten ein: „Festungen zu erobern mag wohl schwer sein, aber den Himmel zu erobern halte ich doch noch schwerer.“ Man sah den Knaben erstaunt an, und der Vater fragte ihn: „Und wie willst du denn den Himmel erobern?“ — „Durch meine Bußthränen,“ war die Antwort. Der Vater aber verhehlte sein Mißfallen nicht, und rief: „Junge, werde mir kein Kopfhänger, wie der Baron Canstein!“ Dieser bußfrommen Richtung wurde nun wohl Einhalt gethan, auch der genannte Lehrer wahrscheinlich bald entfernt, indessen war doch sein Unterricht nach langer Zeit noch nicht ganz verklungen, und seine geistlichen Sprüche hatten sich in Hans Karls Gedächtniß so fest eingeprägt, daß dieser späterhin, als er in Potsdam dem weltlich-heitersten Lebenskreis angehörte, mit Bezug auf die dort herrschende Freigeisterei scherzend sagen konnte: „Hier hört man nicht viel von Gottes Wort! Wenn nicht zuweilen noch mir ein Knape'sches Sprüchlein einfiel!“

Späterhin wurde der Knabe in die Stadtschule nach Güstrow geschickt, womit die Eltern seine Unterweisung reichlich abgethan glauben mochten, ohne daß wir deßhalb glauben dürfen, ihm sei daraus ein erheblicher Vortheil zugewachsen. Die Strenge der Schulzucht und die Pedanterei des Lehrwesens mußten den frischen Muth abschrecken, den offnen Kopf unbefriedigt lassen, und die Qual des Lateinlernens demjenigen unnütz dünken, der seinen Lebensberuf nicht in gelehrter Laufbahn zu suchen dachte. Die Kenntnisse, durch welche die umgebende Welt beleuchtet, der Blick erweitert, im nahen Ertrag ein entlegener Gewinn vorempfunden wird, lagen damals außer dem Bereich der Schule, und sie mußten, wohl nicht zu ihrem Schaden, auf andere Weise, nach Zufall, und mit Anstrengung, aus dem Leben selbst erworben werden. Daher finden wir keinen Widerspruch darin, daß Winterfeldt im Vaterhaus und auf der Schule des gewöhnlichen Unterrichts genossen, und dennoch in der Folge sich ernstlich beklagt habe, fast aller wissenschaftlicher Bildung zu entbehren. Und wenn sein späterer Kriegskammerad und Freund Warnery von ihm erzählt, er habe selber gesagt, sein eigentlicher Lehrer sei ein alter Grenadier-Unteroffizier gewesen, so stimmt auch dies recht wohl zu dem Obigen, denn an solchen Kenntnissen, welche dem aufstrebenden Jünglinge reizend, mit seinen eignen Lebensaussichten unmittelbar verbunden, und ihm zunächst brauchbar und förderlich waren, konnte die Erfahrung eines alten Kriegsmannes leicht mehr darbieten, als alle Schulweisheit. Dabei mußte der so durch das Leben Gebildete doch am tiefsten einsehen und vermissen, welch unschätzbare Hülfsmittel seinem Streben und Ausführen ein zweckmäßiger Unterricht würde geliefert haben.

Für Winterfeldt war in seinen Anlagen wie in den Umständen der Familie die Bestimmung zum Kriegsdienste vorgezeichnet. Der Geist des Volkes und die Einrichtungen des Staates erhielten sich vorzugsweise kriegerisch auch unter der Regierung des prachtliebenden Königs Friedrichs des Ersten, und wandten sich ganz in diese Richtung unter seinem strengen Nachfolger Friedrich Wilhelm dem Ersten. Im Norden

und Osten dauerte der große Krieg fort, welchen Karl der Zwölfte, König von Schweden, gegen seine verbündeten Feinde Rußland, Polen und Sachsen seit dem Anfange des Jahrhunderts mit abwechselndem Erfolge führte, und der Ruhm großer Waffenthaten durchflog die preußischen Länder, deren Lage auch den Kriegsereignissen selbst endlich den Zutritt eröffnete. Noch in späten Jahren freute sich Winterfeldt der jugendlichen Erinnerung, daß er als achtjähriger Knabe russische Truppen, welche über Schwedt den Weg durch die Uckermark nach Pommern nahmen, um dort in Verbindung mit den Preußen die Schweden zu bekämpfen, auf ihrem Durchzuge gesehen, und wie der General Baur mit einem Schwarm Dragoner sich bei Pasewalk gelagert und die Pferde auf die Weide gejagt hatte. Solche Bilder und Eindrücke wirkten fort, und erneuerten sich oftmals. Da Winterfeldt's Vater im Jahre 1720 starb, so wünschte die Mutter um so mehr, die väterliche Aufsicht für den ältesten Sohn durch die militairische zu ersetzen, und in seinem vierzehnten Jahre trat dieser in den Kriegsdienst wirklich ein.

Er diente zuerst als gemeiner Reiter in dem zu Königsberg in Preußen stehenden Kürassierregimente von Waldow, das einem Sohne seines Großoheims, dem General Georg Levin von Winterfeldt, untergeben war. Nach einigen Monaten, in welchen er den untern Dienst gründlich gelernt und geübt, wurde er zum Standartenjunker, und nachdem er dies ein Jahr lang gewesen, zum Kornet befördert. Als solcher kam er bei der nächsten Musterung, welche das Regiment unter den Augen des Königs bestand, in dessen Nähe, wurde wegen seines großen Wuchses und stattlichen Aussehens vortheilhaft bemerkt, und dieser Augenblick entschied seinen künftigen Lebenslauf. Der König nahm ihn von dem Regimente fort, und versetzte ihn als Lieutenant zu seiner Grenadiergarde, zuerst nach Brandenburg, darauf nach Potsdam. Friedrich Wilhelm der Erste liebte bekanntlich riesenhafte Körpergröße, jedoch übersah er deßhalb werthvollere Eigenschaften nicht. Der junge Winterfeldt gefiel ihm nicht weniger durch sein feuriges und kluges Wesen, als durch seine schöne Gestalt; und durch beides vereinigt gewann dieser

so sehr das höchste Wohlgefallen, daß der König ihn täglich sehen wollte, ihn deßhalb zum Adjutanten des Regiments ernannte, und in mannigfachen Angelegenheiten ihm das größte Vertrauen zeigte. Ein solches Verhältniß war bedeutend und folgenreich, aber an Genuß und Annehmlichkeit dabei nicht zu denken; im Gegentheil erforderte dasselbe die unermüdbarste Aufmerksamkeit, die härteste Gewöhnung, die unverdrossenste Selbstverläugnung. Der feste Sinn Winterfeldt's und seine Gewandtheit und Ausdauer bewährten sich trefflich in dieser strengen Schule; er wußte die Meinung und Art des Königs mit sicherem Takt aufzufassen, im Dienst und Exerziren alles Obliegende mit Eifer und ohne Fehl zu leisten, und dem Vertrauen des Königs zu entsprechen, ohne zu schmeicheln, noch jemals den ursprünglichen Abstand außer Acht zu setzen, welchen die Gunst nicht selten so leicht vergessen läßt.

Einen besondern Anlaß zur Auszeichnung seines Lieblings empfing der König in dem Gesuche der Großfürstin Anna, damaligen Regentin und nachherigen Kaiserin von Rußland, welche auf Rath und Betrieb des Feldmarschalls Grafen von Münnich eine Kadettenanstalt und mehrere neue Feldregimenter errichtete, hiebei die Ordnung und Fertigkeit der preußischen Truppen einzuführen wünschte, und dies durch eine Anzahl Unteroffiziere zu bewirken dachte, die sie den König ihr zu überlassen bat. Die Handgriffe, das Marschiren, der Dienst und die Zucht der Gemeinen, wurden als das Wichtigste und Nöthigste des ganzen Heerwesens angesehen, nirgends aber fanden sich diese Erfordernisse so vollkommen ausgebildet, als bei den preußischen Unteroffizieren, welche in diesem Betreff sogar mehr Werth haben mußten, als die Offiziere selbst. Der König willfahrte dem schmeichelhaften Ansinnen, das mit dem Erbieten verbunden war, ihm aus Rußland 800 große Leute für seine Garde zu schenken. Winterfeldt erhielt im Anfange des Jahres 1732 den Auftrag, die ausgewählten Unteroffiziere nach Sankt Petersburg zu führen, und der Großfürstin vorzustellen. Ein besonderer Grund mußte mitwirken, ihn hiefür auszuersehen: Winterfeldt's Vaterschwester war in dritter Ehe mit dem Grafen von Münnich vermählt, und dieser Lenker der russischen An-

gelegenheiten also auch persönlich durch diese Sendung schmeichelhaft berührt.

Winterfeldt fand am russischen Hofe vielen Beifall, und im Hause seines Oheims die günstigste Aufnahme. Unerwartet entspann sich hier ein Verhältniß, welchem seltnerweise die Umstände zustimmten, und eine erwünschte Wendung so wie ein dauerndes Glück nicht fehlten. Die Gräfin von Münnich hatte aus ihrer ersten Ehe eine zweiundzwanzigjährige Tochter, Juliane von Malzahn, die durch Schönheit und Geist ausgezeichnet als Hofdame bei der Großfürstin Elisabeth, nachherigen Kaiserin, angestellt war. Die beiden jungen Leute, von Vater- und Mutterseite verwandt, gefielen einander, gestanden sich ihre Neigung, die von allen Seiten gebilligt wurde, und sie ertheilten sich gegenseitige Zusagen. Münnich schrieb selbst deßhalb an den König von Preußen, und erbat dessen Zustimmung, die auf die angenehmste Art ertheilt wurde; der König versprach für Winterfeldt auch ferner gnädig zu sorgen, der ihm als Münnich's künftiger Schwiegersohn nur um so werther sein würde. Münnich stattete seine Engels-Julchen, wie er seine Stieftochter nannte, gleich seinen rechten Kindern aus, und gab ihr 10,000 Rubel mit, außerdem durfte sie einen Antheil an Gütern in Mecklenburg und Pommern von Seiten der Mutter noch einst erwarten. Winterfeldt war bereits im Besitze seines väterlichen Erbtheils, und die ganze Verbindung also auch in äußern Mitteln wohlzusammenstimmend. Nur die Großfürstin Elisabeth soll Schwierigkeiten gemacht und ihre Hofdame nicht haben entlassen wollen. Als diese unter der Angabe, ihre Verwandten zu besuchen, nach Preußen zu reisen wünschte, wohin Winterfeldt schon zurückgekehrt war, soll die Prinzessin, andere Absichten ahndend, geäußert haben: „Fast bin ich überzeugt, du kommst nicht wieder;" und als die Betheurungen des Gegentheils nicht fehlten, habe sie hinzugesetzt: „Nun gut, ist es dein Ernst wiederzukommen, so laß mir deine Juwelen zum Unterpfand," wodurch Fräulein von Malzahn in der Nothwendigkeit gewesen sei, einen Schatz von Geschmeide, viele tausend Rubel an Werth, der Prinzessin zu übergeben, und da sie freilich nicht nach Rußland zurückkehrte, sondern

in der Heimath die verabredete Verbindung einging, habe sie dieses Pfand auch nie wiederbekommen, indem alle Gesuche und Aufforderungen deßhalb fruchtlos geblieben. Dies erzählt Retzow, der seine Angabe wohl nicht aus der Luft, aber die des Werthes von mehr als 100,000 Rubeln, den jener Schmuck gehabt haben soll, gewiß zu hoch nahm.

Bei dem Könige blieb Winterfeldt nach wie vor in demselben Verhältnisse. Der Dienst, welchen er zu leisten hatte, und die Gunst, deren er genoß, wurden durch ihre Fortdauer stets vermehrt. Die Wichtigkeit der Werbungen, welche in damaliger Zeit einem Offizier die nächste Gelegenheit boten, den König in seiner entschiedensten Neigung zu befriedigen, und dabei Ehre und Vortheil zu ärnten, ließ auch für Winterfeldt solche Aufträge und Sendungen hin und wieder eintreten; auf längere Zeit aber entbehrte ihn der König nicht gern. Da bald auch der Kronprinz an dem entschlossenen und aufgeweckten jungen Manne Gefallen fand, seinen Umgang suchte und ihm zu trauen schien, so freute sich der König, und billigte und beförderte diese Annäherung, durch welche er seinen Sohn mehr und mehr zu leiten hoffte. Jedoch zwischen den entgegenstrebenden Sinnesarten des Vaters und des Sohnes, nach den gewaltsamen Auftritten, die schon vorgegangen, und bei den fortgesetzten Wirkungen des Mißtrauens und der Scheu, die nicht zu entfernen waren, hatte Winterfeldt eine der schwierigsten Aufgaben, an deren Lösung auch der Geschickteste scheitern konnte. Durch Gradheit und richtiges Maß, durch strenge Selbstbeherrschung und kluges Beachten der Umstände gelang ihm wirklich das fast unglaubliche Ergebniß, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch weder der König noch der Kronprinz mißtrauisch oder unzufrieden wurden, sondern er die Gunst beider unangefochten zugleich besaß, indem er seine zweideutige Rolle, die nur zu oft den Schein der Verstellung oder des Verrathes haben konnte, stets in die höhere des Vermittelns und Begütigens zu verwandeln verstand. Daher, als der König im Jahre 1734 seinen Truppen an den Oberrhein folgte, wo sie im Heere des Kaisers gegen die Franzosen standen, wurde Winterfeldt dem Kronprinzen, welcher noch früher als der

König ebendahin abreiste, zum beständigen Begleiter und Gesellschafter beigegeben, er und noch ein Lieutenant von Bornstedt, der sich ebenfalls durch gute Eigenschaften auszeichnete. Von Beiden wird gerühmt, daß ihre Gegenwart dem Kronprinzen so angenehm als nützlich gewesen, in ernsthaften und vergnügten Gesellschaften, im Feldlager, auf dem Marsche, und bei seinem Aufenthalt in Heilbronn; daß sie stets sein Wohl und seinen Ruhm im Auge gehabt, und den strengen Vorschriften des Königs gemäß alles Unehrbare und Ueppige entfernt gehalten, ohne den muntern Frohsinn zu unterdrücken, zu dem ihre eigne Jugend wie die des Prinzen gereizt sein dürfte. Hier auch bekam Winterfeldt, zugleich mit dem Kronprinzen, die ersten Anschauungen des wirklichen Krieges, eines zwar nur geringen und kraftlosen, da der alte Feldherr Prinz Eugen von Savoyen seinem früheren Heldenruhme nicht mehr entsprach, allein die Betrachtungen und Belehrungen, welche der aufmerksame und nachdenkliche Geist hier schöpfte, waren darum nicht weniger reich und fruchtbar; besonders gab das österreichische Kriegsheer dem Kronprinzen und seinen Begleitern nur schlimme Eindrücke, welche späterhin verhängnißvoll wurden.

Nach der Rückkehr aus dem Kriege trat Winterfeldt wieder in das vorige Dienstverhältniß, und mußte meist bei dem Könige bleiben, der ihn aber auch gern von dem Kronprinzen wohlgelitten und geschätzt und gesucht sah, so oft die Gelegenheit sie zusammenführte. Der Kronprinz scheint über die Anhänglichkeit Winterfeldt's nicht in Zweifel gewesen zu sein, jedoch dessen Verhältniß zu dem Könige sorgfältig geschont zu haben, so daß manche Zuschauer glauben konnten, jener stehe doch besser bei dem Vater, als bei dem Sohne. Wir finden übrigens wenig Erwähnenswerthes aus dieser Zeit angemerkt. Der Kronprinz meldet einmal aus Rheinsberg im September 1737 seinem Vater, daß der Lieutenant Winterfeldt auf der Durchreise nach seinen Gütern gern dort eingesprochen habe. Ein andermal wird erzählt, der König sei im Jahre 1739 auf einer Reise in Pommern von einer übel ausgefallenen Truppenschau mißvergnügt und ohne Mittagsmahl weggefahren, nur von dem Fürsten Leopold von

Dessau und von Winterfeldt begleitet, mit denen man ihn nachher in einem Dorfe unter einem Scheunenthor habe sitzen und einige kalte Küche verzehren sehen, womit der Erstere ausgeholfen. Pöllnitz, welcher in den letzten Zeiten Friedrich Wilhelms dem Kronprinzen nach Rheinsberg regelmäßig berichtete, was jeden Tag in Potsdam vorging, schrieb demselben am 9. April 1740, daß Winterfeldt für einen gewinnreichen Posten in Vorschlag gewesen, allein der König habe gesagt: „Den auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reisen nicht missen; es muß einer sein, der hier bleibt;" darauf sei der Hauptmann von Lange vorgezogen worden, und habe 1200 Thaler bewilligt erhalten; Winterfeldt aber zeige sich damit wohlzufrieden, und die Reisen seien ihm ganz recht, nur nicht etwa die in die andere Welt, für die er weder Neigung spüre noch vorbereitet sei. Unter dem 21. Mai meldet Pöllnitz, Winterfeldt leide eben an einem entsetzlichen Blutsturze, den die Unruhe und Anstrengung jener Tage verursacht haben mochte, denn des Königs Zustand war schon einige Zeit bedenklich, und wurde bald hoffnungslos. Der Kronprinz traf von Rheinsberg ein, und war nun täglich um seinen Vater, der am 31. Mai 1740 seinem Leiden erlag.

Das Zutrauen, in welchem Winterfeldt bei dem alten Könige gestanden, zeigte sich noch zuletzt durch die kurz vor dem Tode getroffene Verfügung desselben, wonach jener ausdrücklich unter den sechs Offizieren genannt war, in deren Beisein die Leiche geöffnet werden sollte. Doch war die Frage, wie er bei dem neuen Könige stehen würde, jetzt wichtiger. Dieser aber ließ nicht lange zweifelhaft, daß die Gunst, welche er als Kronprinz ihm bewiesen, nicht eine den Umständen gewidmete, sondern eine auf Ueberlegung und Zuneigung gegründete gewesen. Friedrichs erste Regierungshandlungen zeigten, daß er fester Einsicht mit starkem Willen folge, und so ließ er sich auch nicht abhalten, diejenigen Personen, welche er als tüchtig und brauchbar erkannte, ungewöhnlich zu befördern. Schon am 28. Juni ernannte er drei Flügeladjutanten mit Majorsrang, unter welchen Winterfeldt voranstand, der also vom Lieutenant gleich Stabsoffizier wurde. Sein ganzes Wesen entsprach dieser Auszeichnung,

und die höhere Stellung gab ihm nur mehr Gelegenheit, den noch größeren Umfang seiner Fähigkeiten und seines Berufes darzuthun. Friedrich erkannte, daß dem lebhaften und gewandten Geiste, der raschen Entschlossenheit und Kraft, so wie dem unbegränzten Eifer und der persönlichen Hingebung des jungen Mannes jede Aufgabe zu vertrauen sei.

Noch in demselben Jahre eröffnete sich eine Reihe wichtiger Begebenheiten durch den Tod Kaiser Karls des Sechsten, der am 20. Oktober starb, wodurch in Ermangelung männlicher Nachkommen seine Erbländer an seine Tochter Maria Theresia fielen. Friedrich beschloß, diese Lage der Dinge für seine Ansprüche auf Schlesien zu benutzen, und da seine Forderungen in Wien verworfen wurden, sie mit den Waffen durchzusetzen. Ein Krieg Preußens gegen Oesterreich mußte damals ein unerhörtes Wagniß dünken, und um so mehr schien es nöthig, sich günstiger Umstände dabei zu versichern. Der König hatte die politische Lage der europäischen Mächte wohl erwogen, und durfte sich auf sein starkes und geübtes Heer sicher stützen. Frankreich konnte ihm nicht entgegen sein, England war nach anderer Seite beschäftigt, und als acht Tage nach dem Tode Karls des Sechsten auch in Rußland durch den Tod der Kaiserin Anna eine Veränderung eintrat, schien von dieser Macht ebenfalls kein wirksamer Einspruch zu fürchten. Münnich stand bei der neuen Regentin, Großfürstin Anna, in höchster Gunst und an der Spitze der Staatsgeschäfte. Um ihn ganz zu gewinnen, und das russische Kabinet den preußischen Absichten geneigt zu machen, konnte der König keinen geeignetern Gesandten wählen, als Winterfeldt, der noch im Anfange des Dezembers dahin abreiste, und am 19. dort eintraf. Dem Anscheine nach hatte er bloß die Glückwünsche des Königs für die neue Regentschaft zu überbringen; seine eigentlichen Verhandlungen sollten geheim bleiben. Doch fanden diese, wiewohl er sie durch mitgebrachte Geschenke zweckmäßig unterstützen konnte, anfangs in älteren Gegenwirkungen einigen Widerstand. Der österreichische General Marchese di Botta Adorno war das Jahr zuvor in Berlin gewesen, und von da nach Sankt Petersburg weitergereist, wo er mit großer Geschicklichkeit viele

einflußreiche Große für die Sache Oesterreichs einzunehmen und ihr zu verbinden gewußt hatte. Er glaubte seinen Hof von dieser Seite völlig sichergestellt, und unterzog sich demnach um so argloser einem neuen Auftrage nach Berlin, wo er dem Könige die üblichen Glückwünsche zu dessen Thronbesteigung darbringen, zugleich aber dessen Absichten erforschen und ihn von feindlichen abwenden sollte. Winterfeldt traf in Rußland also nicht diesen Gegner selbst, wohl aber dessen Gewebe, und wie fein und stark die Fäden auch gelegt sein mochten, so wußte er sie doch alle abzulösen oder zu beseitigen. Der gesunde Verstand des Pommers, sagt Friedrich der Große, überbot hier die Schlauheit des Italiäners, und Winterfeldt erlangte durch den Beistand Münnich's nicht nur die Erneuerung des Vertheidigungsbündnisses zwischen Preußen und Rußland, sondern auch die Erhöhung des Hülfsbetrages, der auf 12,000 Mann, das Doppelte der früheren Zahl, bestimmt wurde. Der Vertrag wurde am 27. Dezember unterzeichnet. Mit diesem Erfolge, der für den Augenblick alles gewährte, was nöthig war und sich erlangen ließ, kehrte Winterfeldt von seiner Sendung zurück. Freilich konnte sein Werk nicht lange bestehen, die Gegenparthei regte sich bald wieder, der Marchese di Botta kehrte zurück, und mit Hülfe des sächsischen Gesandten Grafen von Lynar, eines schönen Mannes, der große Gunst bei der Regentin gewann, wußte seine lebhaft eindringliche Thätigkeit allen verlornen Boden wiederzugewinnen, und sogar das Ansehen Münnich's zu untergraben; schon im Mai des folgenden Jahres wandte sich der russische Hof von Preußen ab wieder zu Oesterreich. Münnich erhielt bald nachher den geforderten Abschied, und Rußland zeigte wenigstens den Willen, gegen Preußen feindlich aufzutreten. Inzwischen war die Zeit, wo dies am gefährlichsten gewesen wäre, schon vorüber, und die Ereignisse hatten bereits auf anderem Felde einen entscheidenden Gang genommen.

Gleichzeitig fast mit der Sendung Winterfeldt's nach Sankt Petersburg hatte der König, während er in Wien seine Vorschläge zu friedlicher Ausgleichung durch den dorthin gesandten Obermarschall Grafen von Gotter noch eifrigst

anbringen ließ, den Nachdruck bewaffneten Einschreitens erwählt, und am 23. Dezember sein wohlgerüstetes Heer in Schlesien einrücken lassen. Das Land unterwarf sich größtentheils ohne Gegenwehr; doch behielten die Oesterreicher einige Plätze besetzt, und drohten im Frühjahr mit gesammter Macht wieder vorzudringen. Um den Rücken gesichert zu haben, suchten die Preußen jetzt sich der Festung Groß-Glogau zu bemächtigen, die bisher nur berennt worden war. Winterfeldt war zu rechter Zeit von seiner diplomatischen Sendung zurückgekehrt, und konnte sogleich an den Kriegsthaten Theil nehmen. Ueberall auf den Vortheil des Königs bedacht, und in dessen Sinne thätig, brachte er einen kühnen und fähigen Offizier mit, den gewesenen russischen Hauptmann von Schütz, welchen der König auf Winterfeldt's Empfehlung sogleich als Major und Befehlshaber des neuerrichteten Husarenregiments von Hallosch anstellte. Winterfeldt selbst, an der Spitze eines Grenadierbataillons, zog mit den Truppen, welche der Prinz Leopold von Anhalt-Dessau führte, vor Glogau. Die Festung wurde in der Nacht auf den 9. März 1741 von fünf Seiten unerwartet angegriffen, und nach einstündigem Gefecht erstürmt. Winterfeldt mit seinem Bataillon, dem eine kleine Schaar Zimmerleute und Grenadiere vorangingen, erzwang den Eingang durch das Proster Thor. Die Mannszucht war bei diesen und überhaupt bei den preußischen Truppen so vortrefflich, daß auch die zuerst eingedrungenen in der eroberten Stadt keine Plünderung verübten.

Von Glogau rückte Winterfeldt eilig weiter zu dem Heere des Königs, welches dem österreichischen unter den Befehlen des Feldmarschalls Grafen von Neipperg aus Mähren hervorgedrungenen bei Ohlau entgegenstand. Am 10. April bei Molwitz kam es zu einer Schlacht. Die Preußen griffen an, wiewohl ihre Zahl die geringere, und der Feind besonders an Reiterei ihnen weit überlegen war. Um diesen Vortheil aufzuwiegen, ließ der König in seiner Schlachtordnung die Reiterei durch Fußvolk unterstützen, zwischen die Schwadronen jedes Flügels wurden 2 Grenadierbataillone vertheilt. Der rechte Flügel stand nun in dieser Folge: zuerst 4 Schwadronen, dann die Grenadiere von Bolstern, 3 Schwadronen,

die Grenadiere von Winterfeldt, und wieder 3 Schwadronen. Außerdem aber, weil der Raum dem rechten Flügel nicht gehörige Ausdehnung gestattete, wurden 3 Bataillone des ersten Treffens rückwärts als Flanke gestellt. Der General von der Schulenburg befehligte diesen Flügel, und ließ im Angesichte des Feindes, um einen versäumten Stützpunkt zu gewinnen, seine Schwadronen eine Schwenkung rechts machen; der österreichische General von Römer an der Spitze von 30 Schwadronen benutzte diesen Augenblick, stürmte heran, und warf die preußische Reiterei dieses Flügels in die Flucht. Römer selbst wurde erschossen, auch Schulenburg blieb in einem der folgenden Angriffe; die Schlacht aber schien für die Oesterreicher, deren Fußvolk eilig nachrückte, schon gewonnen. Hier jedoch zeigte sich die Vortrefflichkeit des preußischen Fußvolks. Die beiden Grenadierbataillone, jetzt verlassen und vereinzelt im Felde stehend, blieben unerschüttert; es war keine Zeit, Vierecke zu bilden, aber Winterfeldt ließ mit kaltblütiger Entschlossenheit sein drittes Glied rechtsumkehrt machen, und in die ansprengenden Reiterschaaren feuern, so schlugen die Grenadiere die heftigen Reiterangriffe zurück, machten dann wieder linksum, und pelotonweise feuernd, geordnet und langsam, schlossen sie sich an das übrige Fußvolk an. Auch dieses hielt gegen die feindlichen Truppen aller Waffen kaltblütig Stand, die von den 3 erwähnten Bataillons gebildete Flanke war undurchdringlich, die eignen flüchtigen Schaaren wurden mit Flintenschüssen abgewiesen, die feindlichen nachdringenden durch ein mörderisches Feuer niedergestreckt. Der alte Feldmarschall Graf von Schwerin ließ zuletzt den linken Flügel der Preußen rasch zum Angriff auf die rechte Flanke der Oesterreicher vorrücken, und entschied den Sieg, welchen der König, verwickelt und fortgerissen in die Flucht seiner Reiterei, erst weit vom Schlachtfelde erfuhr. Winterfeldt's Tapferkeit und Ruhm sind in dem Lobe der Truppen, die er führen half, und in der Bewunderung, welche der König diesen zollt, untrennbar aufbewahrt. Er bekam in dieser Schlacht eine Wunde am Fuß, war aber bald geheilt und wieder dienstfähig.

Der König stand bei Molwitz noch längere Zeit im

Lager, und deckte die Belagerung von Brieg, während die Oesterreicher sich bei Neiße wieder sammelten. In dieser Zeit fielen häufige Gefechte zwischen ausgesendeten Partheien vor, wobei die Preußen hauptsächlich ihre Reiterei für den leichten Krieg auszubilden strebten. Eines der bedeutendsten war das am 17. Mai bei dem Dorfe Rothschloß. Winterfeldt, dem der König auch im Felde schon größere Aufträge anvertraute, als sein Rang mit sich brachte, war Tages zuvor mit 600 Husaren und 300 Dragonern zu einem Streifzug ausgerückt, und auf die Nachricht, daß ein feindlicher Schwarm von etwa 1400 Reitern bei Rothschloß große Vorräthe zusammengebracht habe und fortführen wolle, sogleich dorthin aufgebrochen. Am frühen Morgen stieß er auf den Feind, der sich eben zum Abzuge rüstete, nun aber zum Gefecht aufstellte. Schnell mußten die Husaren auf ihn losgehen, und warfen durch ihren raschen Anfall die vorgerückten Schwadronen zurück, die Dragoner sprengten dann zur Seite gegen die Fliehenden an, und ließen ihnen keinen andern Rückweg, als über einen schmalen Damm, auf welchem die Husaren ihnen stürmisch nachsetzten; ein Quergraben, dessen Brücke einbrach, mehrte die Bedrängniß und Verwirrung, über 50 Mann wurden niedergemacht, 106 kriegsgefangen, worunter 2 Stabsoffiziere, der Anführer selbst war in Gefahr gefangen zu werden, und mußte zu Fuß durch den Graben entweichen, jenseits dessen er sich auf ein Husarenpferd warf und davon ritt. Die Flüchtigen wurden in das Gebirge verfolgt, alle Vorräthe erbeutet und in's Lager geführt. Der preußische Verlust betrug nur 7 Mann und 8 Pferde. Dieses glückliche Gefecht machte außerordentliches Aufsehen, und ist auch in der Folge oft besprochen worden, wozu mehrere Umstände besonders beitrugen. Der Husarenoberst von Wurmb war aus mancherlei Verdruß als krank zurückgeblieben, und hatte seine Befehlführung dem Oberstlieutenant von Zieten überlassen, dessen Auszeichnung hier um so größer war, als der Feind von dem Generalmajor von Baronay befehligt wurde, einem der berühmtesten Partheigänger, unter dessen Leitung ehemals am Rhein Zieten selbst seine erste Schule gemacht hatte. Winterfeldt gab dem

Könige so vortheilhaften Bericht von Zieten's Raschheit und Tapferkeit, daß dieser, nach der hierauf bald erfolgten Inruhesetzung des Obersten von Wurmb, nicht nur zum Obersten, sondern auch zum Befehlshaber sämmtlicher Husaren ernannt wurde. Von diesem Zeitpunkt an beginnt eigentlich Zieten's glänzende Bahn, sein Verdienst wird dem Könige bekannt, und Winterfeldt hebt es hervor. Von diesem Zeitpunkt aber beginnt auch die Erkaltung und Feindschaft, welche späterhin Zieten und Winterfeldt mehr und mehr trennte. Die Lebensbeschreiberin Zieten's, bei allem verschwenderischen Lobe, das sie besonders seinem Karakter bei jeder Gelegenheit geben will, läßt uns diesen gegen ihre Absicht gar oft als widerwillig, verschlossen, eifersüchtig und sogar als tückisch erkennen. Er mochte es schon mit Groll ertragen haben, der Leitung eines Majors folgen zu sollen; jemehr seine Beförderung und sein Ruhm glänzten, um so mehr konnte es ihn verdrießen, den Anlaß beider mit einem Namen verknüpft zu sehen, der, obwohl im Range nachstehend, doch in Befehlführung und Verdienst hier als Erster genannt werden mußte. Die Verstimmung und Feindschaft, welche hieraus folgten, erschienen sehr natürlich, und es bedarf, um sie zu erklären, nicht der Annahme ursprünglicher Bosheit und entschiedenen Unrechts auf der einen oder anderen Seite. Wo sich dergleichen Widerstreit zwischen Gepräge und Geltung aufzeigt, werden dieselben Wirkungen zu sehen sein. Solche Mißverhältnisse sind aber unvermeidlich. Der Gebietende sieht Erforderniß und Zweckmäßigkeit des Augenblicks, und achtet der persönlichen Unannehmlichkeiten nicht, die oft für denjenigen am schwersten fallen, der dabei begünstigt scheint. Wir werden späterhin Winterfeldt noch oft in solcher schwierigen Aufgabe sehen, und zuletzt in einer so mächtigen und verhängnißvollen, daß der gute Ruf seines Namens vielfach dabei gelitten und nur schwer unter harten Mißbilligungen sich emporgehalten hat. Auch die Feindschaft Zieten's, der seinen Gegner um ein Menschenalter überlebte, und in Frau von Blumenthal eine einflußreiche Lobrednerin fand, hat für Winterfeldt nachtheilig fortgewirkt. Um so mehr haben wir das Zeugniß der letzteren festgehalten, daß Winterfeldt es war,

der durch seinen vortheilhaften Bericht das Verdienst Zieten's bei dem Könige geltend machte. Ihre Erzählung des Vorganges bei Rothschloß ist sonst in vielen Stücken falsch, und darf sicher nach der unsrigen berichtigt werden. Winterfeldt führte das Unternehmen, das ist gewiß, aber nicht als Oberst, auch hatte er nur Reiterei und kein Fußvolk. Er selbst erfuhr von dem Könige ebenfalls ausgezeichnete Beförderung. Er wurde, einigen Angaben zufolge, am 10. Juni zum Oberstlieutenant und schon am 17. zum Oberst ernannt, nach anderen vom Major gleich zum Obersten, und das Patent auf den 17. Januar zurückgestellt.

Nach dem Schlusse des Feldzuges begleitete Winterfeldt im November den König nach Berlin, folgte demselben aber nebst den beiden Flügeladjutanten Buddenbrock und Wylich schon am 5. Januar 1742 wieder nach Breslau, weil die Feindseligkeiten früh wiederanheben sollten; denn die Oesterreicher hatten die Waffenruhe, welche mit den Preußen bestand, klug und entschlossen benutzt, um gegen die Franzosen und Baiern vorzudringen, deren Bedrängniß und Nothgeschrei dann auch den König schnell wieder zu Felde rief. Schon am 9. Januar hatte der Prinz Leopold von Anhalt-Dessau die Festung Glatz erobert, sein Bruder Dietrich drang mit 10 Bataillons, 10 Schwadronen und 1000 Husaren in Ungarn vor, und störte die dortige Landesbewaffnung, der König selbst mit der Hauptstärke war in Mähren bis an die Taya vorgerückt, hatte von Znaym eine Schaar von 5000 Mann nach Oesterreich abgeschickt, während die Zieten'schen Husaren sogar bis Stockerau, 2 Meilen vor Wien, streiften. Olmütz war in der Gewalt der Preußen; da jedoch Brünn sich hartnäckig vertheidigte, und der König seine Lage nicht sicher genug fand, so wandte er sich mit seinem Heere nach Böhmen zurück, und nahm sein Lager bei Chrudim.

Winterfeldt war in gewohnter Thätigkeit um den König, und wurde auch mit besonderen Ausführungen beauftragt. Die Gebirgsbewohner in der Grafschaft Glatz waren gegen die Preußen feindselig, wagten allerlei Angriffe, nahmen Zufuhren weg, und machten die Verbindung mit Schlesien unsicher. Um diese Bewegungen zu stillen, sandte der König

am 23. April Winterfeldt mit einer Truppenabtheilung dorthin. Der Generalmajor von Dreschow führte zwar den Befehl, Winterfeldt aber war der eigentliche Leiter der Sache. Er durchstreifte mit einem Bataillon Fußvolk unter großen Mühen und Beschwerden, indem er sich durch den oft drei bis vier Fuß hohen Schnee durcharbeiten mußte, das ganze Gebirge zwischen Habelschwert und Reinerz. Bei seinem Anrücken stoben überall die bewaffneten Haufen aus einander, und die Anführer flüchteten nach Böhmen. Um Schrecken zu verbreiten, ließ Winterfeldt die Hütten einiger Geflüchteten niederbrennen, und schärfte den Bewohnern ein, die Aufwiegler, falls sie wiederkehrten, sogleich festzunehmen, und nach Glatz abzuliefern. Die Einwohner unterwarfen sich um so williger, als er sie auch durch wirksame Versprechungen zu gewinnen wußte, und im Vertrauen auf die Zusage künftigen guten Verhaltens einigen Schuldigen, die ihm gefangen eingebracht wurden, großmüthig verzieh. Am 2. Mai kehrte er nach Chrudim zurück. Gleich in den nächsten Tagen aber mußte er mit 6 Kompanieen Grenadieren und 300 Husaren wieder aufbrechen, um in der linken Flanke des Heeres die Bewegungen des Feindes zu beobachten, dessen Anrücken von dieser Seite dem Könige gemeldet worden war. Winterfeldt fand bei Policzka 1600 feindliche Husaren, die nach kurzem Widerstande sich zurückzogen. Nur 2 Verwundete wurden gefangen, starben aber gleich an ihren Wunden, bevor man sie ausfragen konnte. Winterfeldt blieb daher noch die Nacht und einen Theil des folgenden Tages in Policzka, bis ihm gelang, die Stärke und den Marsch des Feindes genau zu erfahren. Derselbe zog 30,000 Mann stark aus Mähren über Brünn und Czernahora nach Böhmen, gegen Saar und Deutsch-Brod an die Sazawa, vielleicht um die Franzosen von den Preußen abzuschneiden, in jedem Fall für die letzteren sehr bedrohlich. Diese wichtige Nachricht brachte Winterfeldt sogleich dem Könige. Die Oesterreicher nahmen darauf ihre Richtung gegen Prag, und der König zog seine Truppen schlagfertig zusammen; am 15. Mai rückte er mit einer Vorhut von 10 Bataillons und 20 Schwadronen gegen Czaslau, und da er aus allem Ersehenen schloß, daß die Oesterreicher

ihre gesammte Stärke in der Nähe vereinigten, so ließ er am 16. durch Winterfeldt auch seine Hauptmacht heranrufen. Am 17. morgens begann die Schlacht von Czaslau oder Chotusitz, in welcher nach dreistündigem Kampfe die angreifenden Oesterreicher völlig geschlagen wurden, 18 Kanonen, 2 Fahnen, und gegen 7000 Mann verloren. Winterfeldt hatte Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs wiederholt auszuzeichnen, und seinen hellen Ueberblick, wie seine rasche und tapfre Entschlossenheit darzuthun. Noch einige Kriegsereignisse fanden einzeln Statt. Winterfeldt wurde nochmals mit dem General von Bronikowski, zu einem Streifzuge gegen Deutsch-Brod ausgesandt, wo sich der Feind aber gleich zurückzog. Die Schlacht von Czaslau führte bald den Frieden herbei, der am 11. Juni zu Breslau zu Stande kam, und für Preußen den Besitz von Schlesien sicherte.

Da Winterfeldt als Generaladjutant auch im Frieden dem Könige zur Seite blieb, so können wir schließen, daß er seinen Fähigkeiten gemäß fernerhin vielfach werde beschäftigt worden sein. Der thätige und geistvolle Fürst schonte grade seine Lieblinge am wenigsten. Doch verschwindet uns diese Thätigkeit in ihrer Allgemeinheit, und nur ein paarmal findet sich in zufällig erhaltenen Nachrichten Winterfeldt erwähnt, beidemal auf Verschickungen in Schlesien, wo er aus Breslau dem Könige über die Pferde der Reiterei über Grasung und Futterlieferung berichtet, und in Schweidnitz gemeinschaftlich mit dem Obersten von Fouqué und den Ständen einige Anordnungen zu treffen hat.

Mit dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges im Sommer 1744 erscheint auch Winterfeldt wieder auf dem Schauplatz. Wir finden ihn am Anfange des Juli in Lauchstädt, wo er das Bad gebraucht und dessen Wirkung dem Könige rühmt, mit dem er in reger Verbindung steht; noch vor Ablauf seines, vielleicht nur scheinbaren, dreiwöchentlichen Urlaubs erhält er Befehl, in Mecklenburg Pferde einzukaufen, er verspricht allen Eifer, verhehlt aber nicht, daß er Schwierigkeiten und Theurung voraussehe. Als er in Potsdam wieder eingetroffen war, empfing er sogleich einen wichtigen Auftrag. Der König, als Bundesgenosse des Kaisers Karls

des Siebenten und des Königs von Frankreich, war von beiden Mächten dringend aufgefordert, ihnen gegen die Fortschritte der Oesterreicher beizustehen, welche auch ihm selbst Gefahr bringen mußten. Er beschloß, in Böhmen einzufallen, und mit seiner Hauptmacht den nächsten Weg, durch Sachsen, zu nehmen. Auf willige Zustimmung von dieser Seite war nicht zu rechnen; der Kurfürst, als König von Polen August der Zweite, war in Warschau, seine Minister wußte man der österreichischen Sache ganz ergeben. Während aber alle Anstalten getroffen wurden, den Durchmarsch mit Gewalt auszuführen, wollte der König den Vortheil nicht ungenutzt lassen, den diesmal der Namen und das Ansehen des Kaisers ihm leihen konnte. Das Begehren der Preußen hatte den bisher im deutschen Reiche gültigsten Ausspruch des Rechtes für sich. Winterfeldt kam den 6. August in Dresden an, und erlangte gleich am anderen Morgen eine Unterredung mit den sächsischen Geheimen Räthen, denen er das Anschreiben des Königs und das Gesuch um seinen Durchzug vorlegte. Die Minister, in der größten Verlegenheit, baten um Aufschub; sie wollten Bericht erstatten, und Antwort abwarten; sie behaupteten, keine Befugniß zu haben, diesen Fall zu entscheiden. Winterfeldt berichtete rasch und bündig den Verlauf der Sache dem Könige, und gab nebenher auch dem Geheimen Kabinetsrath Eichel vertrauliche Nachricht; er schrieb diesem am 8. August: „Ew. Wohlgeboren melde zuförderst, daß ich Dero mir mitgegebene Instruktion recht gut auswendig gelernt, und mir solche bei aller Gelegenheit zu Nutzen gemacht habe; ich ängstige sie genug, es will aber wegen denen an Seine Majestät gemeldeten Umständen noch nicht recht gehen, sie sind auch zwischen Thür und Angel, und wissen nicht, wozu sie greifen sollen, werden sich auch zu nichts ehe determiniren, bis ihnen die Erblickung und Ankunft unserer ultima ratio regis Resolution machen wird. Wann es in der Welt noch möglich, so helfen Ew. Wohlgeboren doch noch mit erinnern und sorgen, daß die Regimenter nicht so ganz ohne etwas Fourage kommen." Auch bemerkt er, daß er „magnifique Landkarten" in Dresden gekauft, die ihnen gut zu Statten kommen würden. Die Verhandlungen gingen indeß

lebhaft fort; Winterfeldt ließ sich weder durch die Höflichkeiten, mit welchen der Graf Rutowski und der Chevalier de Saxe ihn überhäuften, noch durch die Schwierigkeiten, welche die Minister anführten, irre machen. Man suchte ihn mit ausführlichen staatsrechtlichen Erörterungen hinzuhalten. „Ich antwortete darauf, — berichtet er, — wie ich von allem dem, was Reichssatzungen wären, und unter großen Herren gebräuchlich, nichts verstände, noch weniger darüber instruirt wäre, wohl aber, da ich ein Soldat und in der Subordination erzogen, gelernt hätte, in blindem Gehorsam meine Befehle exakt auszurichten." Der König schrieb auf den zweiten Bericht eigenhändig zur Antwort: „Winterfeldt soll ihnen sagen, wenn sie nicht mit Gutem wollen, so werden wir sie für Feinde des Kaisers halten, und unsere mesures darnach nehmen." Nachdem noch mehrere Tage unter fruchtlosen Verhandlungen hingegangen, auch die Anschreiben des Kaisers, welcher für die preußischen als seine Hülfstruppen den Durchzug entschieden forderte, übergeben waren, die sächsischen Minister aber gleichwohl ihren Einspruch fortsetzten, kehrte sich Winterfeldt an ihre Worte nicht weiter, traf mit einem von Berlin gekommenen Kriegsrath und Oberproviantmeister die nöthigen Verpflegsanstalten, nahm wegen des Wassertransports Rücksprache mit Schiffern und Mühlenmeistern, und das inzwischen von mehreren Seiten in Sachsen vorgedrungene preußische Heer rückte 80,000 Mann stark am 15. August in Böhmen ein. Winterfeldt blieb noch eine Zeitlang in Pirna, um die Anstalten wegen der Nachfuhren zu leiten, begab sich aber dann zu dem Könige, der seine Vortheile rasch verfolgte, und am 16. September nach vierzehntägiger Einschließung und sechstägigem Angriff die Hauptstadt Prag durch Uebergabe gewann.

In Prag wohnte Winterfeldt im Pallaste des Grafen von Gallas. Er ließ sich die Gemählde sammlung des abwesenden Besitzers aufschließen, und betrachtete sie mit vielem Wohlgefallen. Der Haushofmeister, welcher von den Preußen die größten Gewaltthaten und Plünderungen befürchtete, glaubte den feindlichen General durch Anbietung eines der schönsten Gemählde gewinnen zu müssen, und dadurch vielleicht

die anderen zu retten. Als dieser, halb mit Unwillen, halb mit Lächeln das Geschenk abgelehnt hatte, bot man ihm später eine baare Summe von 4000 Thalern als Zeichen des Dankes für die Schonung und gute Ordnung an, welche er und seine Leute gehalten hatten, doch wies er natürlich dies Anerbieten noch stärker zurück.

Der nächste Zweck des Feldzuges war schnell erreicht, die Königin von Ungarn hatte ihr Heer aus dem Elsaß zurückgerufen, und ihre ganze, durch den Beitritt der Sachsen verstärkte Kriegsmacht stand nun in Böhmen gegen die Preußen. Winterfeldt beobachtete die Bewegungen des Feindes bei Thein an der Moldau, führte glückliche Scharmützel, und traf überall gute Anstalten. Bald berief ihn der König wieder zu sich nach Prag, sandte ihn aber dann nach Leitmeritz, um mit einigen Bataillons Fußvolk und einem Regiment Husaren das dortige Magazin und die Zufuhr von daher zu decken. Gab es irgend etwas auszuführen, oder zu beaufsichtigen, und Winterfeldt konnte dabei sein, so war der König ohne weitere Sorge, und sein Vertrauen wurde jedesmal gerechtfertigt. Oft aber gerieth Winterfeldt in unangenehme Lage, wenn sein Auftrag ihn für den Augenblick über seinen Dienstrang erhob, und sein Ansehen nicht gehörig erkannt wurde, wobei er doch dem Königlichen Befehle nichts vergeben durfte. Sogar Untergeordnete zeigten sich bisweilen widerspenstig, und der König mußte unter anderen dem Oberstlieutenant Stange und der Besatzung von Teschen ausdrücklich befehlen, daß sie schlechterdings Winterfeldt's Verfügung folgen, und ohne Einwendung noch Widerrede thun sollten, was dieser anordnen würde.

Bei der Uebermacht und Vorsicht des Feindes, der zu keiner Schlacht zu bringen war, und da die schlechte Jahreszeit schon begonnen hatte, beschloß der König, sein Heer nach Schlesien zurückzuführen. Prag wurde am 25. November geräumt, wobei der Generallieutenant von Einsiedel durch Nachlässigkeit großen Verlust erlitt. Dagegen erwarb der Oberstlieutenant von Wedell, der mit seinem Bataillon am 19. November bei Solonitz den Uebergang über die Elbe gegen das ganze feindliche Heer und das Feuer von 50 Ka-

nonen fünf Stunden lang vertheidigte, den Namen des preußischen Leonidas. Winterfeldt brachte seine Truppen von Leitmeritz glücklich nach Schlesien, unter häufigen Gefechten gegen die leichten ungarischen Truppen, die durch seine guten Anordnungen stets im Nachtheil blieben. Doch wurde ihm selbst in einem dieser Gefechte der Oberarm zerschossen. Während der König nach Berlin reiste, ließ er Winterfeldt in Schlesien bei dem Generallieutenant von Dumoulin, der während des Winters die Gränze gegen Böhmen decken sollte. Seine Wunde machte ihn nicht undienstfähig, obwohl der Knochen verletzt und zwei Sehnen zerrissen waren. Als in der Gegend von Hirschberg und Landshut alles bestens angeordnet und vollkommen sicher war, empfing er vom Könige den Befehl, sich in Breslau nach den Umständen des Proviantwesens zu erkundigen. Er kam daselbst den 16. Februar 1745 an, und mußte in fortdauernden Geschäften wegen Proviant- und Geldsachen einige Zeit dort verweilen.

Kaiser Karl der Siebente war inzwischen am 20. Januar 1745 zu München gestorben, und mit seinem Tode das Verhältniß Preußens in diesem Kriege ganz verändert. Seinen Bundesgenossen hatte der König den Feind abgelenkt, und sah nun seine eignen Staaten von dessen ganzer Uebermacht bedroht, ohne fremder Hülfe gewärtig zu sein. Es bedurfte der größten Aufmerksamkeit und Kraftanstrengung, um dieser schlimmen Lage sich unbeschädigt zu entziehen, und den Krieg glücklich und bald zu beendigen. Die Oesterreicher hatten die Abwesenheit des Königs benutzt, und Oberschlesien und die Grafschaft Glatz im vollen Winter überfallen. Der König eilte von Berlin nach Schlesien zurück, wo der alte Fürst Leopold von Dessau und die Generale von Nassau und von Lehwald den Feind bald wieder austrieben. Im Frühjahr zog der König seine Hauptstärke zwischen Breslau und Neiße zusammen, und sein nächstes Augenmerk war, die häufigen Einbrüche der österreichischen leichten Truppen abzuweisen. Winterfeldt's Eifer und Thätigkeit wurde hiebei in stärksten Anspruch genommen. Er hatte immer die kundigste

Uebersicht, die mannigfachsten Nachrichten und das treffendste Urtheil, daher ihm der König unbedingt vertraute.

Die Einbrüche und Streifzüge der Ungarn in Oberschlesien wiederholten sich, und wurden immer stärker. Der alte Feldmarschall Esterhazy mit einigen jungen Generalen und mehr als 10,000 Mann leichter Truppen führte den kleinen Krieg sehr nachdrücklich, und die preußischen Truppen erlitten stete Neckereien, und am 8. April bei dem Flecken Rosenberg eine empfindliche Schlappe. Der König wollte dies nicht länger dulden; um die Ehre der preußischen Waffen zu rächen, und die Dreistigkeit des Feindes einzuschüchtern, sandte er einige Truppenabtheilungen gegen ihn, zu deren Leitung Winterfeldt, seiner ausgezeichneten Thätigkeit wegen, wie der König eigends bemerkt, ausersehen wurde, wiewohl auch der Generalmajor von Hautcharmoy dabei war. Winterfeldt brach mit 6 Bataillons Fußvolk und 1200 Husaren am 10. April von Ratibor auf, ging Nachts vom 11. auf den 12. bei Kosel über die Oder, und traf am frühen Morgen den Feind, der das Dorf Schlawentzitz besetzt hielt. Gleichzeitig war über Oppeln der Oberst von Goltz mit 1 Grenadierbataillon und 500 Husaren vorgerückt, um mit Winterfeldt zusammenzustoßen, allein dieser mochte die Verstärkung nicht abwarten, griff mit 500 Husaren die etwa gleiche Zahl feindlicher Truppen an, warf sie in die Flucht, und nahm 120 Gefangene, worunter 3 Offiziere. Kaum war dieser Vortheil erfochten, noch nicht 10 Uhr, so wurde linksher Kanonendonner vernommen, und Winterfeldt eilte sogleich mit seinen Husaren dahin; er fand die von Oppeln kommenden Grenadiere mit den Ungarn im Kampfe, welche 4 bis 5000 Reiter stark unter dem General Splenyi seit zwei Stunden immerfort die heftigsten Angriffe machten. Winterfeldt stürzte unverzüglich auf den Feind, der nach kurzem Widerstande die Flucht ergriff, und 126 Todte, 210 Gefangene und den größten Theil seines Gepäckes verlor, während die Preußen nur 2 Todte und 3 Verwundete hatten. Unermüdlich suchte Winterfeldt am folgenden Tage den Feind wieder auf, traf bei Groß-Strehlitz 2000 ungarische Husaren, und jagte sie in einen Morast, vor dem sie sich unkluger-

weise aufgestellt hatten, und wo die meisten umkamen oder gefangen wurden. In Verfolgung seiner Vortheile stieß Winterfeldt am 20. April auf 22 Kompanieen leichter Truppen bei dem Dorfe Wirbitz, sie rückten auf die Ebene zum Kampfe heraus, wurden aber im ersten Anlauf überritten, 84 niedergemacht, 113 gefangen. In diesen Gefechten legten die preußischen Husaren ein entschiedenes Uebergewicht gegen die feindlichen an den Tag, und die Ehre davon gebührte größtentheils ihrem Anführer, der mit Reiterei und Fußvolk gleicherweise zu schalten verstand. Er durchstreifte darauf das Land weithin, ordnete überall das Nöthige an, sandte Kundschafter aus, unterhielt einen ausgebreiteten Verkehr, berichtete an den König, und lebte in einem solchen Gedränge von Aufträgen und Anforderungen, daß er in einem Briefe an den Obersten von Natzmer um Verzeihung bittet wegen seines konfusen Schreibens, und hinzusetzt: „Ich bin aber so geschoren, daß ich mich nicht zu retten weiß, und kann mich, seitdem ich aus Neiße bin, nicht rühmen, daß ich des Nachts zwei Stunden geschlafen habe, manche Nacht gar nicht."

Aus dieser Zeit haben sich ein paar Briefe Winterfeldt's an den Geheimen Kabinetsrath Eichel, diesen tüchtigen und bewährten Diener des Königs, glücklich erhalten, in welchen außer dem geschäftlichen Verkehr auch ein gutes persönliches Verhältniß zu erkennen ist, und selbst die Gemüthsart Winterfeldt's kräftig und fröhlich durchbricht. Wir schalten von diesen werthvollen Denkblättern hier das Wesentliche ein, welches dem Kundigen durch wenige Züge vieles vernehmlich ausspricht, was in weitläufigen Beschreibungen oft völlig dunkel bleibt. Winterfeldt schreibt aus Brieg am 25. April 1745: „Ew. Wohlgeboren danke ganz gehorsamst, daß Sie mich mehr Licht von meiner Kommission geben wollen; aber ist es denn nöthig und Ordre gewesen, daß der General Truchseß alle Postirungen einziehen müssen? ich habe geglaubt, er wäre deßhalb da; und wo nicht die ganze österreichische Armee da durchbrechen will, so sollte ich meinen, daß wann Kloster Grüssau als auch Landshut und der Paß vor Schmiedeberg besetzt ist, so leicht nichts durchkommen kann, und sind es solche gute Posten, daß sie schon terribel stark

kommen müssen, wann sie ein Grenadierbataillon delogiren oder über den Haufen schmeißen wollen; fest setzen können sich feindliche Husaren zwar nicht, weil sie keine Subsistance im Gebirge finden, aber indessen so ist es doch höchst nöthig, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, nicht da herum zu schnauben und sich weiße Wäsche zu holen; ich kann anjetzo noch nichts davon sagen, weil ich die Umstände und wie es da steht nicht weiß, indessen hoffe ich gewiß, daß der liebe Gott, welcher bishero mich bei meiner Serenität und fünf Sinnen erhalten, solche auch ferner lassen wird, und judicire ich auch aus allen Umständen, daß es die höchste Nothwendigkeit erfordert, brav um und vor sich zu prügeln, nicht aber alleine bedacht zu sein, wie man sich vor dem Feinde alleine präkaviren will, daß er uns keinen Schaden zufügen möge; welche Sentiments aber leider bei unsern meisten Generals so eingerissen, daß es auch nicht heraus zu bringen. Mit unserm gemeinen Mann ist alles zu entrepreniren und anzufangen, was man Braves erdenken kann, wann nur die Offiziers ihm die Hülfe geben wollen; aber ich muß leider zu meinem größten chagrin Ew. Wohlgeboren im Vertrauen sagen, daß ich Leute bei der jetzigen Expedition kennen gelernt, von welchen ich bishero, ehe ich sie recht kennen gelernt, viel mehr persuadirt gewesen bin, und befürchten sie alle Zeit alle Gefahr und Böses, so nur in der Welt zu erdenken. — In was vor Schrecken und Furcht ich hier das ganze Land finde, und was sie in Breslau vor Mordgeschichten ausssprengen, ist nicht zu beschreiben, sie stellen sich in Breslau an, als wann der Feind schon vor der Thüre und sie eingeschlossen wären, ich kann nicht begreifen, woher es kommt; Seine Majestät werden noch eine Generalordre an alle Regimenter und Garnisons ergehen lassen müssen, daß die Offiziers sich Mühe geben sollen, sowohl denen Soldaten die Sache leicht zu machen, als auch dem Landmann einen Muth zu inspiriren, damit er nicht desperire, als sich auch kein Offizier unterstehen soll, fürchterliche Zeitungen auszusprengen, oder sein Raisonnement zu geben als wann die Sachen übel ablaufen könnten, denn wann nur ein jeder als ein treuer Diener vom Könige gut und brav denkt, und seine Schul-

digkeit erweist, so kann uns nichts widerfahren, sondern es muß alles gut gehen, und däucht mir, daß wir noch niemals mehr Gelegenheit gehabt uns zu distinguiren und gloire zu erwerben, als eben jetzo. Ich hätte Ew. Wohlgeboren noch vieles zu schreiben, aber ich bin so überhäuft und in solcher Arbeit mit die Regimenter, ehe ich alles in Schwung bringe, daß ich mich nicht zu lassen weiß. Morgen, will's Gott, denke ich in Schweidnitz zu sein. Die Husaren von Ruesch und Soldan werden morgen auch nur zwei Meilen diesseits Schweidnitz sein. Ich bin übrigens von ganzem Herzen Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Diener H. C. von Winterfeldt. Nachschrift. Hier ist nicht eine Metze Haber gewesen, und haben sie mich schon auf drei Tage Roggen von dem Korps jenseit der Oder geschickt gehabt, ich habe aber Rath gefunden, und es denen Husarenpferden nicht futtern lassen, diese Nacht haben sie aber doch schon Roggen futtern müssen."

Ein zweites Schreiben, aus Schweidnitz den 27. April 1745, lautet: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, auf den Brief, welchen der Major Piasetzky an Seine Majestät geschrieben, mir aber selbiger unter Seiner Majestät Kouvert zugeschickt worden, und worin derselbe sich beschwert, daß er hinter dem Major Marckowitz gesetzt worden, nachfolgende Umstände zu melden," u. s. w. — nach Anführung der Gründe, weshalb Winterfeldt dem Könige diesen bereits genehmigten Vorschlag gemacht, heißt es weiter: „Piasetzky kann sehr wohl damit zufrieden sein, und will er es nicht, so kann der König lieber zehn Piasetzky's als einen Marckowitz verlieren. Diesen Marckowitz werden sich Ew. Wohlgeboren noch daher wohl erinnern, es ist derjenige, welcher als Kornet von Zieten die beiden Jägers, so das Gehäge von Wusterhausen bestohlen, bis auf 8 Meilen aus Sachsen mit so guter Art wieder heraus holte, worüber des Höchstseligen Königs Majestät ihn noch zum Lieutenant machten und ihm ein Pferd schenkten, bitte ich also in die Wege zu richten, daß sein Patent älter datirt und er in der Rangliste vor Piasetzky gesetzt werde, auch den Papa Borck, welchem ich mich bestens empfehle und er mir deßhalb geschrieben, davon gütigst zu avertiren. Dem General Truchseß scheinet

sonsten meine Ankunft angenehm zu sein, ich finde ihn auch ganz raisonnabel, und ist mit mir konzert, was ich ihm vorstelle; die postscripta, welche mir aber Seine Majestät seinetwegen geschrieben, habe ich ihm nicht gezeiget, sonsten würde er noch sensibler sein, indem er schon sehr chagrin über dem, was Seine Majestät an ihm geschrieben, er meint es wohl recht gut, indessen hätte er solche ungegründete Fischmarktszeitungen von dem Einbruch von 100,000 Mann nicht weiter debitiren, noch an Seine Majestät melden sollen. — Was übrigens hier passirt und ich erfahren können, habe an Seine Majestät mit eben diesem Jäger allerunterthänigst gemeldet, und verbitte ich die allergnädigste Versicherung wegen der Statue recht sehr, wann aber ja die Depense soll gemacht werden, so will ich lieber das Geld davor nehmen, und mich im Kloster Grüssau mahlen lassen, allwo ein Mahler sein soll, welcher vor 3 Thaler ein ganz Portrait in Lebensgröße macht. — Es ist zwar laut denen Kriegsartikuln verboten, bei versammletem Kriegsvolk nicht um Geld zu sollicitiren, aber da Noth Eisen bricht, muß ich es anjetzo doch thun. Ich habe auf meinen bisherigen Expeditions mit dem General Hautcharmoy über 1200 Thaler vor Spions, Estafettengeld und andern Sachen ausgelegt, die Zeit ist mir aber zu kurz, anjetzo die Rechnung davon einzuschicken, meine bourse aber ausgeleert, zumal ich 2 Pferde zu Schanden geritten, von der Beute aber, um gut Exempel zu geben, nicht partizipiren wollen noch mögen, sondern mir aus des seligen Obristen Malachowski's Equipage wiederum 2 Pferde gekauft, daß ich also nichts mehr übrig habe, da sich aber täglich wiederum Ausgaben, und besonders bei jetzigen Umständen um gute Spions zu gewinnen, finden werden, so bitte wann es möglich mir 100 Dukaten zu prokuriren, und mit dem ersten Jäger, welcher hierher geht mitzuschicken, ich werde solche treulich berechnen. — Sogleich meldet sich der Herr Obrist Freiherr von Krummenau bei mich, und bitte ich dem General Borck zu sagen, wie ich ihm nicht zutraue, daß er allen unsern Wein zu Königssaal allein ausgetrunken, sondern damit marquetendert, und sich was davon auf's Leib geschafft hätte, er sagt mir bei der ersten entrée wie sehr

er um seiner Gemahlin, welche noch zurück, besorgt wäre, ich fürchte, wo die Oesterreicher sie erhascht, selbige mit einem blutigen Paßport mit Ruthen unterschrieben über die Gränze möchte geschickt werden. Es meldet sich auch ein Lieutenant Gabriel, welcher mit ihm gekommen, und frägt, ob er nicht auch an mich addressirt und seinetwegen nichts erwähnt wäre, ich habe ihm aber zur Geduld verwiesen, und daß ich seinetwegen anfragen würde; nun werde ich suchen Uhlanen gefangen zu kriegen, damit, weil sie Mahometan'sch, ich alle Religionen bei einander habe." — —

Der ganze Karakter Winterfeldt's ist in diesen Briefen ausgedrückt, sein militairischer, tüchtiger Sinn, sein freies Urtheil, sein Eifer und Muth, aber auch sein muntrer Geist und seine fröhliche Laune. Daß der König scherzhaft eine Bildsäule ihm zur Belohnung hatte verheißen lassen, nimmt er mit so gutem Humor auf, und beantwortet es mit so glücklichem Scherz, daß er auch von dieser Seite als ein Mann von geistreicher Lebhaftigkeit erscheint. Die ganze Anregung ist aber um so merkwürdiger, als gewiß weder dem Könige noch dem damaligen Obersten ernstlich vorschweben konnte, daß dieser Scherz in Erfüllung gehen würde.

Der König erwartete und wünschte, dem Hauptheere der Oesterreicher, welches unter dem Prinzen Karl von Lothringen ihm gegenüber stand, eine Schlacht zu liefern, und wollte daher seine ohnehin geringeren Kräfte nicht so sehr vertheilt lassen. Die entsendeten Truppen waren daher aus Oberschlesien wieder einberufen worden, und Winterfeldt hatte bei seiner Rückkehr im Hauptquartier gleich einen neuen Auftrag vorgefunden. Der König wünschte zwar den Feind heranzulocken, zugleich aber das Land gegen bloße Streifzüge zu decken, die kleineren Angriffe zurückzuschlagen, von den großen Bewegungen aber zeitig und sicher unterrichtet zu sein. Das Gebirge bei Landshut, Schmiedeberg und Hirschberg war unter diesen Umständen besonders wichtig, und Winterfeldt wurde mit 4 Bataillons Grenadieren und den beiden Husarenregimentern von Ruesch und Bronikowski dorthin gesandt. Die ganze Gegend war gleichsam seiner Aufsicht übergeben. Auf erhaltene Kundschaft, daß die

Oesterreicher einen Streich auf Hirschberg beabsichtigten, um ein dortiges Magazin zu nehmen, sammelte Winterfeldt seine Truppen, machte mit Fußvolk und Kanonen einen Nachtmarsch von 4 Meilen, erreichte frühmorgens am 1. Mai die Gegend von Hirschberg, und traf den Feind eben beschäftigt die Vorräthe aufzuräumen. Der Oberst Patatic, einer der besten österreichischen Partheigänger, war mit 400 Husaren und 1200 Panduren hier eingedrungen. Winterfeldt griff entschlossen an, und nach einem sehr hartnäckigen Gefecht errang er den Sieg, verfolgte die Flüchtigen, und brachte nicht nur die schon weggeführten Vorräthe, sondern auch noch 134 Gefangene zurück.

So thätig und aufmerksam, wie vor dem Feinde, war Winterfeldt auch im schriftlichen Verkehr mit dem Könige. Seine Meldungen waren rasch, bündig, von richtigem Urtheil begleitet. Der König äußert fast immer seine Zufriedenheit, seine Billigung. Auf einen Bericht vom 2. Mai schreibt er eigenhändig: „Dieses alles wäre sehr gut, und ich überließe Winterfeldt und Truchseß dorten alles zu besorgen, wie sie es würden nach denen Umständen gut finden. Es sollen ihnen die Zeitungen von Leptin und Lehwaldt kommunizirt werden.“ Auf einen anderen vom 3. Mai: „Winterfeldt muß geschrieben werden, er hätte Recht, daß er die Bauern nicht gebraucht hätte. Mit der Landmiliz ist es aber ein anders, und können ihr die Oesterreicher nichts thun, sondern sollte ja des Feindes Intention sein, bei Friedland durchzubrechen, so könnte solche Miliz Schweidnitz und Liegnitz verstärken. Brot müssen sie haben, ist ganz recht. Im Uebrigen sind seine Anstalten alle gut und recht.“ Ferner: „Es soll ihm darauf geantwortet werden, es wäre recht gut, ich erwarte nur weitere Nachricht, absonderlich von die erstern Bewegungen des Feindes.“ Am 7. Mai berichtet Winterfeldt aus Hirschberg, der Feind schreibe in schlesischen Dorfschaften Futter aus, er Winterfeldt verbiete ihnen, solches zu liefern, sondern sie sollen es darauf ankommen lassen, ob der Feind es holen werde; er selbst sei insgeheim mit kommandirten Grenadieren und Husaren abends nach jenen Dorfschaften ausgerückt, sowohl um die Abholung zu hindern,

als auch um Gefangene zu machen, hauptsächlich aber um den Landleuten Muth und Vertrauen einzuflößen, und ihnen zu zeigen, daß man sie nicht verlasse. Der Feind sei indeß nicht gekommen. Ferner berichtet er, die Landräthe seien noch nicht weit mit der Miliz, die Leute aber bestürzt, daß sie nach Schweidnitz und Liegnitz sollen, sie stritten allenfalls noch für Haus und Hof. Der König schrieb auf das Blatt: „Was er gethan, approbire alles." Und gleicherweise auf ein späteres: „Das wäre recht gut, ich könnte auch nicht anders glauben, als daß alles an dem sei, wie er es schriebe." Wegen Schwierigkeit der Lebensmittel hatte Winterfeldt etwas zurückgehen wollen, der König aber befahl, daß er die Lebensmittel durch Lieferanten herbeischaffen, und dem Feinde nicht Boden räumen solle, außer durch Macht gedrängt, worauf jener am 12. Mai erwiederte: Nun solle ihn niemand vertreiben!

Die Bewegungen des Feindes wurden immer lebhafter. Winterfeldt suchte überall mit eignen Augen den Stand der Dinge zu erkunden, und berichtete täglich, aus Schmiedeberg, aus Hirschberg, aus Arensdorf. Daß der Feind in Schlesien einzubrechen denke, wurde immer wahrscheinlicher, man wußte daß der Prinz Karl von Lothringen zu diesem Zweck alle Gebirgswege selbst hatte besichtigen wollen, nur war ungewiß, welche Richtung er wählen würde. Es hieß zwar, er sei abgerufen worden, nach Wien; allein dies wurde für ein falsches Gerücht gehalten. Der König schrieb am 16. Mai an Winterfeldt: „Ich komme heute von Glatz, und soviel ich aus dortiger Kundschaft habe erfahren können, so gehet der Oesterreicher ihr Dessein, wor sie eines haben, ehender auf Braunau als auf Glatz, und wird sich solches in kurzem zeigen müssen, anjetzo ist es am schwersten und nöthigsten, gute Zeitungen zu haben, derohalben man sich ungemeine Mühe darum geben muß." Einen Entwurf, welchen Winterfeldt am nämlichen Tage aus Hirschberg zu einem Unternehmen auf Friedland einsandte, billigte der König durch die Worte: „Des Obersten Winterfeldt Disposition ist sehr gut," allein die Sache kam nicht zur Ausführung, weil der Feind keine Muße dazu ließ. Der Oberst Patatic kam mit

seinen Panduren wieder zum Vorschein, wurde jedoch wiederum zur Flucht genöthigt, die er gegen Schatzlar nahm, von wo der Generallieutenant Graf Nadasdy mit einer größeren Truppenschaar nun gegen die Preußen anrückte. Dieser tapfere General sollte zuvörderst die Scharten austilgen, welche Patatic erlitten hatte, sich dann in Landshut festsetzen, und hierdurch dem nachrückenden Heere den Weg nach Schlesien öffnen. Er hatte gegen 7000 Mann unter seinem Befehl, auch den Obersten Patatic mit seinen Panduren, der in höchster Wuth geschworen hatte, die Preußen sollten verloren sein oder er selbst. Winterfeldt rückte von Hirschberg am 20. Mai nach Landshut, und ritt sogleich nach Hartmannsdorf, um sich mit dem Generallieutenant von Dumoulin zu besprechen, der von Schweidnitz aus mit 2 Grenadierbataillonen, 10 Schwadronen Dragonern und 300 Husaren vorgerückt war; die beiden Befehlshaber standen in bestem Verkehr, handelten einstimmig, ebenso der Generalmajor von Stille, der unter Dumoulin die Dragoner befehligte. Es wurde verabredet, Dumoulin solle mit seinen Truppen wieder gegen Schweidnitz abziehen, damit der Feind nicht im voraus abgeschreckt würde, Winterfeldt aber sollte mit 3 Bataillonen Grenadieren und 1400 Husaren die wachsamste Beobachtung fortsetzen, und den ersten Stoß aufnehmen.

Am 22. Mai eine Stunde vor Abend meldete die Feldwacht nach Landshut, der Feind käme aus dem Busch vor Grüssau, und wage sich bis auf einige hundert Schritt zu dem preußischen Lager heran. Winterfeldt ließ die Husaren aufsitzen, und den Feind, der etwa 500 Pferde stark war, sogleich zurücktreiben, sie entdeckten aber in dem Busch einen feindlichen Rückhalt, welchen man, wiewohl es schon dunkelte, auf 1500 Pferde schätzte, auch kamen hin und wieder Pandurenschaaren aus dem Walde hervor. Winterfeldt ließ die Feldwachten verdoppeln, und die Husaren, welche sich näher an die Stadt ziehen mußten, bei den gesattelten Pferden in Bereitschaft bleiben. Er besichtigte und ordnete alles im Felde selbst, kam dann um 11 Uhr nach Landshut, nahm die 3 Grenadierbataillone um 1 Uhr zur Stadt hinaus, und stellte sie verdeckt hinter eine Anhöhe auf. Der Oberstlieu-

tenant Stange, der nach Waldenburg zu Dumoulin abrücken sollte, mußte jetzt bleiben, um die Stadt zu sichern. An Stille wurde ein Jäger gesandt, mit der Bitte, seinen Marsch, da ein Angriff bevorzustehen scheine, innezuhalten, aber noch nicht heranzukommen, weil der Feind, wenn er so viele Truppen gewahr würde, sein Vorhaben dann aufgeben möchte. Stille benachrichtigte den etwas entfernteren Dumoulin, ließ satteln und aufsitzen, und hielt auf der Straße nach Landshut. So verging die kurze Nacht. Am 23. Mai um 4 Uhr morgens brach der Feind in großer Stärke hervor, doch hielt er auf einer Anhöhe bald still, und ein großer Theil blieb noch im Walde und hinter Felsen stehen. Gegen 1000 Panduren kamen aus dem Gebirge herab, doch nicht völlig in's Freie. Einiges Geplänkel hatte keine weitre Folge. Um den Feind zu reizen, ließ Winterfeldt einige Schwadronen Husaren ausrücken; dies wirkte, über 800 feindliche Husaren und Panduren stürzten hervor, die geringe Schaar niederzuwerfen. Allein Winterfeldt rückte rasch mit den 3 Grenadierbataillonen heran, und ließ deren Geschütz in den Feind feuern, dessen bisher geschlossene Reiterei sich sogleich auflöste und schwärmend aus einander sprengte. Eine Grenadierkompanie mußte 200 Schritt über die Kanonen hinausrücken, und in 4 Pelotons zweimal durchfeuern, welches eine unglaubliche Wirkung that, 40 feindliche Husaren wurden verwundet, 10 blieben todt. Jetzt kam aber auch des Feindes Fußvolk den Weg bei Reichhennersdorf herunter und rückte bei Zieder näher an die Stadt, die Husaren zeigten sich immer zahlreicher, die Panduren ebenfalls. Winterfeldt wollte seine Husaren dem offenbaren Nachtheil nicht aussetzen, sondern zog sie etwas zurück, ingleichen das Geschütz. Als die Panduren dies sahen, kamen ihrer gegen 2000 in vollem Laufe und mit starkem Geschrei in die Ebene völlig herab, den Rückzug der Preußen in Flucht zu verwandeln. Winterfeldt ließ aber je ein Bataillon mit seinen Kanonen dem Feind entgegenstehen, während je zwei Bataillone eine Strecke in Ordnung marschirten, und so wechselnd erreichte er mit dem geringen Verlust von 3 Todten und einigen Verwundeten die Anhöhe, die er schon früher zur Aufstellung bestimmt hatte. Die Panduren indeß

zogen sich seitwärts, von einer Anhöhe verdeckt, in ein Gehölz, das zur Rechten der preußischen Stellung lag, und bis an diese sich heranzog. Mit kluger Vorsicht hatte Winterfeldt seine Jägerschaar in dieses Gehölz gestellt, und ihr Feuer trieb die Panduren schnell wieder heraus; diese wollten hierauf einen anderen Busch gewinnen, mußten aber dabei über eine Strecke freies Feld, wo sie Winterfeldt durch 100 schwarze Husaren im Rücken anfallen ließ, mit solchem Eifer und Erfolg, daß in einem Augenblick über 50 Panduren niedergehauen waren, aus Grimm und Uebereilung aber gar keine Gefangene gemacht wurden. Die Jäger, begierig auch ihrerseits noch mitzufechten, kamen ohne Befehl aus dem Gehölz hervor, und halfen den Feind verfolgen. In diesem Augenblick sprengten feindliche Husaren mit großer Macht zur Unterstützung der Panduren heran, die preußischen Husaren wichen, die Jäger aber konnten zu ihrem Gehölz nicht mehr zurück, sondern mußten sich zu der Anhöhe ziehen, welche Winterfeldt besetzt hielt. Sogleich ersahen die Panduren den Vortheil, und warfen sich in den jetzt unvertheidigten Busch, von wo sie ein starkes Feuer gegen die Anhöhe machten, durch Felsen und Bäume gedeckt, so daß sie bis auf 50 Schritt ungestraft annahen konnten. Ja, manche kletterten mühsam bis zur Felsenwand empor, schossen ihr Gewehr in solcher Nähe ab, daß kein Fehlen möglich blieb, und ließen sich dann wieder in die Tiefe fallen, wo sie ganz sicher waren. Die Preußen verloren einige Mannschaft, und die ganze Stellung war in Gefahr. Gewehr- und Kanonenfeuer vermochten nichts gegen den gesicherten Feind, der doch um jeden Preis vertrieben werden mußte. Da sprang Winterfeldt vom Pferde, „Bursche," rief er seine Leute an, „schießt nicht, wir wollen mit den Bajonetten in sie hinein!" und an der Spitze einer Anzahl Grenadiere stürzte er die Anhöhe hinab, und drang in das Gehölz ein, wo die Panduren der blanken Waffe nicht Stand hielten; sie flohen, und als sie über das freie Feld eilten, kamen sie unter das Feuer eines preußischen Bataillons, wodurch sie großen Verlust erlitten, und in völliger Unordnung ihre Flucht noch mehr beeilten. Die Jäger konnten nun ungehindert ihr früheres Gehölz wieder besetzen.

Eine große Gefahr war abgewendet, Winterfeldt's rechte Flanke wieder gedeckt. Jetzt aber rückten 2 Bataillone ungarisches Fußvolk mit 2 Kanonen über die Ebene geradezu gegen Winterfeldt's Hügel heran. Das Geschützfeuer der Preußen hielt sie nicht auf, sie machten Halt um zu feuern, und marschirten dann gleich wieder vor. Als sie nahe genug waren, ließ Winterfeldt das Grenadierbataillon, welches dahin am nächsten gerichtet stand, Feuer geben; man sah zu 10 und 12 Mann fallen, das eine Bataillon der Ungarn nahm in Unordnung die Flucht, das andere warf sich in einen tiefen Graben, der die Ebene durchschnitt. Winterfeldt bedauerte, in diesem Augenblick seine Husaren nicht gebrauchen zu dürfen; er hielt sie geschlossen am Fuß des Hügels unter den Kanonen seiner Stellung, weil mit der großen Uebermacht der feindlichen Reiterei die kleine Schaar nur tollkühn sich messen konnte.

Noch immer ließ Nadasdy frische Truppen anrücken, und weil die rechte Flanke und die Front der Preußen anzugreifen mißlungen war, so wollte er nun versuchen, ob die linke vielleicht einen Erfolg darböte. Starke Truppenzüge marschirten in dieser Richtung gegen Zieder. Zwischen Winterfeldt und dem Oberstlieutenant Stange, der bei der evangelischen Kirche stand, lag ein unbesetzter Hügel, den der Feind nehmen konnte; Winterfeldt ließ eilig 2 Kompanieen und 1 Kanone hinaufrücken, die dem Feinde zuvorkamen, und deren Feuer gute Wirkung that.

Mittlerweile war aber eine Schaar Tolpatschen und Husaren in die Vorstädte von Landshut eingedrungen, und verbreitete sich jenseits der Stadt auf den Anhöhen, so daß es den Schein hatte, als wären die Preußen umgangen, und das Gefecht konnte noch stets eine nachtheilige Wendung nehmen. Winterfeldt jedoch war seiner Grenadiere sicher, sie wankten nicht. Auch war bereits Stille benachrichtigt, jetzt sei es Zeit, herbeizueilen. Er stand eine kleine halbe Meile weit bei Hartmannsdorf, und führte seine 10 Schwadronen Dragoner rasch heran. Sie jagten durch die Vorstädte, den Feind vor sich hertreibend, und reihten sich dann Winterfeldt's Bataillonen auf dem rechten Flügel an, die Husaren wurden

nun auch wieder hervorgezogen und alle in Einer Linie vor die Dragoner gestellt. Auf das gegebene Zeichen stürzte alles zum Angriff in die Ebene, und jenseits die steilen Hügel hinan. Der Feind feuerte heftig von allen Seiten, allein nichts hemmte die Stürmenden, das ungarische Fußvolk räumte völlig das Feld, die Reiterei, geworfen und flüchtig, konnte sich nicht wieder sammeln, die preußischen Husaren und Dragoner gelangten zugleich mit dem Feinde, dem keine Zeit gelassen wurde, auf die Höhen, wo dieser Schutz hoffte, und großentheils den Tod fand, besonders wurden die eingeholten Panduren niedergemacht, und keinem der Trenck'schen Schaar Pardon gegeben, weil auch sie einen schon gefangenen Preußen in Stücken gehauen hatten. Der Oberst Patatic selber, der mit vier Hiebwunden in Gefangenschaft fiel, wurde kaum noch durch einen Offizier dem Tod entrissen, den ihm die erbitterten Husaren zudachten. Auch ein Grenadierbataillon war nachmarschirt, doch ohne Kanonen. Die Jäger drangen in Busch und Waldung vor, und machten 62 Gefangene, nebst dem Obersten Patatic die einzigen dieses Tages. Die Niederlage und Verwirrung des Feindes war allgemein; erst in der Ebene von Grüssau, hinter Teichen, Dämmen und anderen bei der Abtei befindlichen Engwegen, faßte er wieder Stand. Ihn hier anzugreifen, war bei der Ermüdung der Truppen nicht rathsam, wiewohl noch zuletzt der General von Dumoulin, welchen Winterfeldt gleichfalls benachrichtigt und herbeigerufen hatte, mit 2 frischen Bataillonen eintraf. Der Kampf hatte 7 Stunden in fast ununterbrochenem Feuer angedauert. Die Oesterreicher zählten über 300 Todte und gegen 600 Verwundete, Nadasdy selbst war an der Hand verwundet; über 1000 Stück Gewehre, Säbel und andere Waffen hatten die Flüchtigen auf den Weg hingeworfen; die Preußen hatten 31 Todte und 140 Verwundete, worunter mehrere Offiziere; ein Offizier und siebzehn Husaren waren auch in Gefangenschaft gerathen. Winterfeldt selber hatte zwei Schrammschüsse, am Arm und im dicken Bein, beides nur Quetschungen. In seinem ausführlichen Bericht an den König aus Landshut vom 24. Mai lobt er die Truppen alle, die im Kampfe gewesen, insbesondere die Obersten von Ruesch

und von Natzmer, und bittet für ersteren um ein Merkmal des gnädigsten Wohlwollens; von dem Obersten von Manstein sagt er, „derselbe sei noch nicht angestellt und habe dahero keine Befehlführung gehabt, aber nichtsdestoweniger alles mitgemacht, und sich ausgezeichnet, wie ihm denn nichts sauer werde, als seine eignen Umstände, da er schon längst aus Rußland nichts mehr bekomme." Von dem nachmals berühmten Reitergeneral von Seydlitz, der sich an der Spitze seiner Schwadron Natzmer'scher Husaren besonders hervorgethan, sagte Winterfeldt in einem Schreiben an den König: „Ew. Königliche Majestät haben an dem Rittmeister Seydlitz gewiß einen Offizier, der nicht zu verbessern."

Für diese glänzende Waffenthat, welche nach den wesentlich übereinstimmenden Berichten Winterfeldt's und Stille's hier umständlicher mitgetheilt worden, weil nicht nur das kriegerische Verdienst unseres Helden sich in dieser Begebenheit allseitig darthut, sondern auch sie selbst durch Gestalt und Bedeutung sich zu einem kleinen Schlachtgemählde erhebt, wurde Winterfeldt zum Generalmajor befördert, sein Patent aber vom 1. Dezember 1743 ausgefertigt. Noch am Abend desselben Tages, an welchem er seinen Bericht abgesandt, empfing er seine Ernennung, und schrieb noch um 11 Uhr einen zweiten Bericht, worin er auch seine Danksagung ausdrückte. Er sagt unter anderen: „So lange unsre Grenadiere nur sehen, wo der Schuß herkommt, welcher auf ihnen geschieht, und wieder dahin schießen können, so lange hat es nichts zu bedeuten, es mag auch vor ihnen sein, was da will, aber solche Schüsse aus dem Busch sind ihnen zu hart, und war es letzt Zeit, daß ich resolvirte, mit die Bajonetter auf die Panduren herein zu gehen, welches aber bei allen Gelegenheiten nicht allemal angeht und sich thun läßt, sondern Konfusion macht, wann man sie in einem starken Walde attakiren wollte;" — und schließt sodann: „Ew. Majestät allergnädigstes Schreiben, als worin mich Dieselben auf die allergnädigste Art von der Welt zum Generalmajor deklariren, hat mich so attendrirt, daß ich auch nichts ersinnen kann, wodurch ich meine allerunterthänigste devoteste Danksagung genug an den Tag legen, und fußfällig bezeugen könnte. Ich erkenne, daß

Ew. Majestät meine wenigen Dienste viel zu gnädig rekompensirt haben, aber auch diese Erkenntniß wird mich gewiß, wann es möglich, daß ich noch mehr als es meine Kräfte zulassen, ausrichten kann, dazu anfrischen, und nichts in der Welt mir zu schwer sein, was ich nur zu Ew. Majestät Wunsch und Willen ausrichten kann, mich mit Freuden deßhalb zu sakrifiziren, und würde mir wohl zur größten Freude gereichen, wann ich die erste Probe an dem Generallieutenant Nadasdy davon erweisen könnte, als mit welchem ich anjetzo wie Generalmajor noch ein Wort mehr wie vorhero mitsprechen, und ihn gerne doppelt bezahlen wollte."

Der Feind indeß hatte sein Absehen auf Landshut nicht aufgegeben, und Winterfeldt verabredete mit Dumoulin die gemeinsamen Maßregeln, welche nach Umständen zu nehmen sein möchten. Daß die Oesterreicher hier durchbrechen wollten, war dem Könige ganz recht; als sie daher, durch die Sachsen verstärkt, mit mehr als 30,000 Mann auf's neue anrückten, zog Winterfeldt in der Nacht zum 26. Mai mit seinen Truppen heimlich nach Freiburg ab, und Dumoulin mit den seinen nach Schweidnitz. Der Feind hatte genug Widerstand erfahren, um zu glauben, daß ihn die Preußen ungern vorrücken sähen; um ihn darin zu bestärken, und jede seiner Bewegungen in der Nähe gleich wahrzunehmen, wurde er fortdauernd geneckt, und ihm jeder kleine Vortheil streitig gemacht. In dem sogenannten Nonnenbusche bei Kammeran hielt Winterfeldt den Oberstlieutenant von Schütz mit 200 Pferden versteckt, „Es ist ein admirabler Posten," schrieb er, „um von da aus kleine Partheien, so in die Plaine kommen, zu koupiren, hingegen können sie in dem Walde von ihrem Korps nicht abgeschnitten werden." Noch spät am 29. Mai meldete Winterfeldt dem Könige, der Feind sei mit ganzer Macht im Anmarsch, man müsse ihm Raum geben, von den Bergen herunter zu kommen, und ihn dann schlagen. Am folgenden Tage schrieb Winterfeldt aus Schweidnitz: — „Daß sie heraus kommen werden, glaube ich ganz gewiß, was ihnen aber dazu bewegt, deßhalb kann ich keine andere Ursache einsehen, als daß sie mit Blindheit geschlagen, ihr Maß voll, und von der Vorsehung zum Schlachtopfer destiniret sein,

als wozu ihnen die sächsische Geschwindstück den Muth inspiriren müssen." Der freie und sichere Blick Winterfeldt's in das Ganze der Kriegsleitung mußte, nicht minder als jene glänzenden Ausführungen, den Umfang und Werth solcher feldherrlichen Gaben dem Könige schätzbar machen.

Dumoulin und Winterfeldt führten bei den mannigfachen Bewegungen, welche das Heer des Königs nunmehr zu machen hatte, die Vorhut, und griffen bei den Maßregeln, welche der König in Erwartung einer nahen Schlacht so klug als eifrig anordnete, wirksam ein. Sie besetzten mit 7 Bataillons Fußvolk und 40 Schwadronen Reiterei die Höhen von Striegau, hielten ihre Truppen still und verdeckt, und zogen ihre Husaren gleich ein, wenn der Feind sich zeigte, um diesen noch sichrer zu machen. Der Prinz von Lothringen war über Landshut und Reichenau vorgerückt, und setzte sich am 2. und 3. Juni in Marsch, um tiefer in Schlesien einzudringen. Der König hatte seit mehreren Tagen die Gegend so wie den Feind aufmerksam erforscht, seine eignen Truppen und Bewegungen aber glücklich verborgen: jetzt beschloß er unter den günstigsten Umständen den allgemeinen Angriff. Bei Hohenfriedberg am 4. Juni kam es zur Schlacht, welche mit dem herrlichsten Siege der Preußen endigte. Dumoulin und Winterfeldt eröffneten den Kampf durch Ueberfall der auf dem Marsche nach Striegau begriffenen Sachsen, deren Niederlage vollständig war, bevor noch die Oesterreicher zum Schuß kamen. Beide Generale wetteiferten an Einverständniß wie an Tapferkeit, und der Ruhm beider Namen zeigt sich in diesen Kriegsthaten eng verknüpft. Auch die Verfolgung des Feindes am nächsten Tage wurde ihnen gemeinsam aufgetragen. Sie erreichten den Nachtrab des Feindes bei Landshut; Nadasdy mit seinen frischen Truppen, die bei Hohenfriedberg nicht gefochten hatten, sollte den Rückzug des geschlagenen Heeres decken, Winterfeldt aber an der Spitze seiner Husaren griff ihn heftig an, und warf ihn völlig in die Flucht, wobei er ihm über 200 Mann tödtete, und 130 gefangen nahm. Die Verfolgungen wurden bis Starkstadt in Böhmen fortgesetzt. Winterfeldt hatte von Friedland bis dorthin einen schlimmen Marsch gehabt. Die Lebensmittel fehlten, und die

Soldaten fingen an matt und mißmuthig zu werden. Eine halbe Viertelmeile nur von Winterfeldt's Marsch entfernt sah man Nadasdy mit 4 Husarenregimentern und vielen Panduren nach Kosteletz vorüberziehen, ohne diesmal etwas gegen sie unternehmen zu können. Im Lager bei Schlitsch, wo Winterfeldt mit dem Generalmajor von Zieten gemeinsam den Feind beobachtete und die Gegend erkundete, empfing er am 16. Juni durch Dumoulin die Nachricht, daß der König ihn mit neuer Gnade bedacht und ihm die Amtshauptmannschaft von Tapiau verliehen habe, eine Pfründe von 500 Thalern jährlichen Einkommens; er dankte dem Könige, indem er den Wunsch ausdrückte, nur auf's neue Gelegenheit zu haben, auch hiefür seine unterthänigste Erkenntlichkeit bezeigen zu können.

Der König hatte sein Heer nach Böhmen geführt, und eine Stellung bei Königingrätz genommen, wo ihm gegenüber bald auch der Prinz Karl von Lothringen seine Truppen in unangreifbarer Stellung zusammenhielt. Die Preußen zehrten ringsumher das Land aus, und bestanden zahlreiche Scharmützel gegen die leichten Truppen des Feindes, welche die Zufuhren abzuschneiden suchten. Da jedoch feindliche Schaaren bereits wieder in Oberschlesien vordrangen, und selbst Kosel in ihre Hände gefallen war, auch andererseits die Sachsen eine Unternehmung gegen die Mark Brandenburg zu beabsichtigen schienen, so sandte der König den General von Nassau mit 12,000 Mann nach Schlesien zurück, und er selbst wollte sich mit der Hauptmacht rechtshin ziehen und der Lausitz nähern. Um den Feind zu täuschen, mußte Winterfeldt am 8. Juli mit 3000 Mann linkshin über Opocznо gegen Reichenau vorrücken, er machte bei Anjest Halt, und stellte die Vorposten noch eine halbe Stunde weiter; am 11. erhielt er noch 1000 Mann Verstärkung, und marschirte nun vollends bis Reichenau. Der Prinz von Lothringen fürchtete einen Einfall nach Mähren, und sandte eiligst Nadasdy mit zahlreichen Truppen, den Feind zu beobachten. Winterfeldt wich einem Gefecht aus, und kehrte am 12. bis Solnicz in guter Ordnung zurück. Inzwischen hatte der König ungehindert eine Bewegung rechts gemacht, um unsern Jaromircz die Elbe

zu überschreiten, und ein Lager bei Chlum zu beziehen. Die Scharmützel dauerten fort, jede Zufuhr, jedes Futterholen gab zu Gefechten Anlaß. Am 20. Juli marschirte Winterfeldt von Aujest nach Opoczno, und von hier weiter gegen Jaromircz, und lagerte bei Zwol. Nadasdy wollte am 26. den Posten von Neustadt überraschen, wurde daran aber durch Winterfeldt gehindert, der mit größter Wachsamkeit und Eile sogleich bereit war, ihn zu empfangen. Die muthige Hingebung, mit welcher Winterfeldt bei jeder Gelegenheit sich persönlich in Gefahr begab und den feindlichen Kugeln aussetzte, zog ihm einen liebreichen Verweis des Königs zu, der ihm anbefahl, sich künftig ohne Noth nicht bloßzustellen. In einem Schreiben vom 7. August aus dem Lager bei Zwol antwortet Winterfeldt dem Könige unter anderen hierauf: — „Da Ew. Majestät allergnädigste Ordres mir allezeit ganz heilige Gesetze sein, so werde auch denselben darin folgen, mich nicht unnöthig zu exponiren, und aus Vorwitz das Ziel meiner treuen Dienste zu verkürzen. Ich wüßte auch nicht, daß ich es bishero mehr gethan, als es meine Schuldigkeit und Funktion erfordert; denn obzwar die beiden letzten Gelegenheiten von keiner Wichtigkeit, so sind dennoch Umstände dabei gewesen, daß ich habe gut Exempel geben und zeigen müssen, daß ich ihnen nichts mehr zumuthete, als wozu ich mich selbst exponirte, und wann derjenige, welcher ausgeschickt ist und ein Detaschement zu kommandiren hat, das nicht thut und selbst nach allem sieht, was vorgeht, so schonen sich alle Untergebenen und rapportiren von der Sache viel gefährlicher, als sie in der That an sich selbst ist, wann man sie selber sieht und Kontenance halten lasset." —

Eine Zufuhr von 600 Wagen aus Schlesien wurde bei dem Heere dringend erwartet, und man fürchtete sehr, sie möchte von den feindlichen Streifschaaren weggenommen werden. Winterfeldt erhielt am 17. August Befehl diese Zufuhr von Braunau bis Nachod zu sichern, worauf er den Feind theils abzulenken wußte, theils ihn, wo er dennoch nahe kam, zurückschlug. Als sieben Tage später der König seine Bewegung rechtshin fortsetzte, und sein Lager bei Trautenau nahm, blieb Winterfeldt mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwa-

dronen Husaren bei Zwol als Nachhut stehen, sicherte das Gepäck und Geräthe des Heeres, und folgte dann langsam nach. Neustadt blieb noch von einem Grenadierbataillon unter dem Major von Tauenzien besetzt. Der Feind glaubte diese kleine Besatzung aufheben zu können. Am 7. September ließ der österreichische General Fürst von Lobkowitz, der unermüdet in Anschlägen war, welche doch meist mißriethen, die Stadt durch 10,000 Mann berennen, und versuchte verschiedene Angriffe. Die Preußen hielten sich tapfer, und hofften auf Ersatz. Doch erst am 12. erfuhr der König die Bedrängniß, und sandte nun schleunigst Dumoulin und Winterfeldt den Eingeschlossenen zu Hülfe, welche schon Wassermangel litten, und die Stadtmauer durch die Wirkung des Geschützfeuers einstürzen sahen. Winterfeldt erzwang mit 300 Mann Fußvolk den Durchzug durch einen vom Feinde mit 2000 Panduren besetzten Wald, trieb diese gegen einen rückwärts liegenden Abgrund, und nahm ihnen 2 Kanonen. Neustadt wurde befreit, allein der nun unhaltbare Ort aufgegeben, und die Preußen rückten wohlbehalten und unverfolgt bei dem Heere wieder ein.

Der König nahm hierauf ein Lager bei Staudenz, und der Feind führte den kleinen Krieg lebhaft fort, ohne deßhalb größere Unternehmungen außer Acht zu lassen. Das preußische Heer, durch große Entsendung nach Oberschlesien und der Neumark geschwächt, zählte kaum noch 20,000 Mann im Lager, nachdem auch Dumoulin und Winterfeldt mit ihren Truppen zur Deckung der schlesischen Gränze und zur Sicherung der Verbindungen sich von der Hauptstärke ziemlich weit entfernt hatten. Winterfeldt war am 25. September von Schatzlar abmarschirt und in Grüssau eingetroffen, am 27. in Landshut, und durchzog diese Gegend, um den Streifereien des Partheigängers von der Trenck, der sich mit seinen Panduren hieher gewendet hatte, Einhalt zu thun. Unter diesen Umständen beschlossen die österreichischen Generale, mit ihrer großen Uebermacht den König anzugreifen, der eben im Begriff war, nach Trautenau zurückzugehen. Am 30. September stießen beide Heere bei Sorr auf einander, es kam zur Schlacht, und der König erfocht einen glänzenden Sieg, der die Oester-

reicher von den Gränzen Schlesiens zurückwarf, und dieses Land auf einige Zeit sicherstellte. Winterfeldt hatte die Schlacht von Sorr nicht mitmachen können, die Trenck'schen Panduren aber hatten sich dabei zum Theil eingefunden, und während des Kampfes das preußische Gepäck und darunter auch das des Königs geplündert, welches jedoch der gewonnene Sieg leicht verschmerzen ließ.

Winterfeldt erhielt nun am 3. Oktober Befehl, da auf dieser Seite wenig mehr zu fürchten war, die bisher von ihm geführten Truppen gut aufzustellen, und den Oberstlieutenant von Manteuffel in allem Nöthigen zu unterweisen, er selbst aber sollte sich zu dem General von Nassau nach Oberschlesien begeben, und die Leitung des wichtigen Einbruchs in Mähren, zu welchem derselbe beauftragt war, übernehmen. Da jedoch der König erfuhr, daß Trenck mit seinen Panduren noch in der Nähe umherschwärmte, auch Nadasdy sich mit ansehnlichen Schaaren zeigte, so empfing Winterfeldt drei Tage später aus Trautenau vom Könige die Weisung, noch einige Tage zu verweilen, und mit dem Obersten von Manstein, welchen Dumoulin zu ihm senden würde, Rücksprache zu nehmen. Die Besorgniß war bald gehoben, Winterfeldt reiste ab, und kam den 8. Oktober nach Neiße, wo er die Festungsarbeiten nachsah, und von dem General von Wallrave, der sie leitete, mit guter Laune schrieb: „Ich habe ihn auf dem Bett angetroffen, und er klagte sehr, daß er sich seit geraumer Zeit nicht wohl befände; er sieht dem Papst Sixto ungemein ähnlich, und kann ich ihm nichts anmerken, oder er müßte die Wassersucht haben; indessen lässet er noch fleißig drauf losarbeiten." Am 10. Oktober kam Winterfeldt in Roswalde bei dem General von Nassau an, dem er die näheren Befehle des Königs in Betreff des Unternehmens gegen Mähren brachte, und zugleich eine unmittelbar nachfolgende Verstärkung von 3 Bataillonen Fußvolk ankündigte. Die Preußen drangen nun rasch in Oberschlesien vor; Winterfeldt und Bronikowski führten den Vortrab, und überfielen eine feindliche Schaar, die sogleich zerstreut wurde. Der König schrieb aus Trautenau am 15. Oktober, er sei mit Winterfeldt's Anordnungen zufrieden, mehr Husaren könne er aber nicht schicken,

er brauche sie selbst, und müsse noch sehr auf seiner Hut sein; überhaupt hätte er Winterfeldt'en, wenn er sich dort entbehrlich glaubte, gern wieder auf der böhmischen Gränze. Winterfeldt aber verfolgte die begonnenen Vortheile. Die Hauptstärke der Ungarn hatte sich unter dem Feldmarschall Esterhazy bei Oberberg aufgestellt; Nassau führte seine Truppen, so wie sie anlangten, und ohne die letzten abzuwarten, rasch zum Angriff; der Feind wurde nach einigem Widerstande geworfen, und verlor 200 Todte und Verwundete, 110 Gefangene. Von Winterfeldt wird gerühmt, daß er an diesem Erfolge vorzüglich Theil gehabt, er selbst rühmt in seinem Bericht den General von Bronikowski, der mit seinen Husaren die Warasdiner angefallen, lobte die Husaren, die Dragoner, welche abgesessen waren und zu Fuß gefeuert hatten, das Fußvolk, das fast über Vermögen seinen Marsch beeilt hatte. Die Preußen drangen in Mähren bis jenseits Teschen und gegen Jablunka vor.

Der König hielt den Feldzug für beendigt, und in der Meinung, die Oesterreicher bezögen ihre Winterquartiere, übertrug er den Oberbefehl des Heeres dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau, die besondere Bewachung der böhmischen Gränze aber den Generalen von Dumoulin und von Bonin, denen auch Winterfeldt, aus Mähren zurückberufen, sich anreihen sollte, und reiste am 28. Oktober nach Berlin. Die Oesterreicher jedoch blieben in Bewegung, und ihr Heer, anstatt sich in die Winterquartiere zu begeben, rückte gegen die Lausitz, wo auch die sächsischen Truppen sich drohend anhäuften. Das preußische Heer zog sich in Folge dieser Nachrichten am 5. November bei Rohnstock wieder zusammen, rückte an den Bober vor, und erwartete die Ankunft des Königs. Winterfeldt stand mit seiner aus Reiterei und Fußvolk gemischten Truppenschaar bei Greiffenstein, und hatte Befehl, den Feind nicht aus dem Auge zu lassen; in einigen Scharmützeln warf er ihn tapfer zurück. Er schrieb an Eichel den 15. November: „Wenn es nach meinem Willen geht, so rühre ich mich hier nicht weg, bis die ganze Armee kommt, und wann sie auch käme, so hoffte solche mit Gottes Hülfe doch aufzuhalten. Ich sorge aber sogar, daß, wann

noch mehr Lärm kommt, auch der Generallieutenant Dumoulin aus der Gegend von Landshut wird weggezogen werden, dadurch alsdann halb Niederschlesien einer infamen Räuberbande preisgegeben wird.“ Wirklich ließ der König die Generale Dumoulin, Bonin und Winterfeldt, so wie den Obersten von Retzow, mit ihren Truppen sogleich sich der Hauptstärke nähern, und die Generale von Nassau und von Hautcharmoy wurden aus Oberschlesien herbeigezogen, um die von jenen verlassene Gegend zu besetzen.

Winterfeldt suchte den Feind glauben zu machen, die Preußen fürchteten für Schlesien, und setzte sich in Marsch zu dem Könige. Er durchschaute früh die Absicht des Feindes, und war unaufhörlich bemüht, dessen Bewegungen und Stärke zu erforschen. Der König, der von Berlin am 15. November in Liegnitz eintraf, fand daselbst Winterfeldt's Meldung, daß 6000 Sachsen als Vorhut der Oesterreicher über Zittau in der Lausitz eingerückt wären. Aus Groß-Walditz meldet er am 20. November seine vielfachen Erkundigungen, daß das österreichische Heer zwischen Zittau und Mark-Lissa stehe, und über Görlitz und Guben nach der Mark Brandenburg vordringen wolle; er zeigte sich unerschöpflich in Listen, Anschlägen und Entwürfen, welche der König beifällig aufnahm, auch wenn er nach seiner höheren Uebersicht nicht auf jedes einging. Den Feind um so sicherer zu täuschen, gab man sich das Ansehen, als sei die sächsische Gränze unverletzbar, und einige Husaren, welche die Lausitz betraten und dort geplündert hatten, ließ Winterfeldt dafür bestrafen. Am 21. November rückte er nach Gießmannsdorf, wo er seine Truppen, bestehend aus 6 Bataillons Fußvolk, den Husaren von Zieten und Natzmer, und den Dragonern von Posadowski, vortheilhaft aufstellte, und die Ufer des Queis genau bewachte. Aus Sachsen durfte jederman herüber kommen, niemand aber zurück, der Feind erfuhr nichts von dem Heere des Königs, nicht seine Zusammenziehung, nicht seine Nähe. Um noch mehr zu täuschen, sprengte Winterfeldt aus, er solle nach Krossen marschiren, und ließ die Wege dahin ausbessern. Hinter dem Queis hielten andere Truppen die Linien der Neiße und des Bobers besetzt. Ueber

die Absichten des Feindes waren die Vermuthungen wieder getheilt, er konnte nach der Lausitz und Mark, aber auch nach Schlesien eindringen wollen. Winterfeldt rieth dem Könige, mit dem ganzen Heere vorzurücken in die schon bestimmten Quartiere. Als das Absehen auf die Lausitz gleich darauf durch die Bewegungen des Feindes sich bestätigte, und Winterfeldt am 22. November die sichere Meldung geben konnte, das feindliche Heer marschire diesseits der Neiße, das Geschütz jenseits, schrieb er hierüber: „Ich bin außer mir vor Freuden, daß unser Herrgott die Leute mit Blindheit geschlagen, denn wann wir ihnen den Plan zu ihrem Schaden hätten machen sollen, hätte es nicht besser sein können, als sie es anjetzo von selbst thun.“ Und in einer zweiten Meldung vom nämlichen Tage: — „Sie kommen, und — Gott sei Dank! — so, wie es Ew. Majestät wünschen können, es defilirt alles diesseits der Neiße, — — ich halte davor, daß ihr Maß voll, und anjetzo die beste Zeit, es überlaufen zu machen.“ Er beschloß diese Meldung mit dem Rath, das Heer möchte vorrücken, heute, morgen, am 24. ruhen, und am 25. in Gottes Namen den Queis überschreiten, und gleich angreifen. Wie unermüdet Winterfeldt in seinem Eifer und wie groß seine Thätigkeit war, zeigt ein dritter Bericht, den er von demselben Tage noch abends aus Seiffersdorf an den König erstattet.

Der König stimmte der Ansicht und Beurtheilung Winterfeldt's vollkommen bei, sie wurden durch alle sonstigen Nachrichten durchaus bestätigt. Winterfeldt mußte bei Naumburg den Uebergang über den Queis vorbereiten; außer der vorhandenen steinernen Brücke, und zweien Fuhrten für die Reiterei, war eine Pontonbrücke nöthig, die in größter Stille und Schnelligkeit gelegt wurde; ein dicker Nebel begünstigte diese Anstalten. Am 23. November kam der König nach Naumburg, und ließ in aller Frühe die Truppen über den Fluß gehen. Der König führte den ersten der vier Truppenzüge, in welchen das Heer marschirte, und Winterfeldt befehligte die Vorhut, da dieser jedoch um mancher Anstalten willen bei der Pontonbrücke noch zurückbleiben mußte, so übertrug er Zieten die Führung des Vortrabs, jedoch mit

der Weisung, nichts zu unternehmen, bevor er selbst mit dem Fußvolke nachgekommen wäre. Der Nebel war gefallen, nachdem er das Anrücken der Preußen glücklich verdeckt hatte. Während aber der König mit dem Fußvolk und Geschütz durch Irrthum der Führer auf sumpfige Wiesen gerathen war, und mühsam durchzukommen suchte, stieß Zieten mit seinen Husaren beim Ausgang eines Gehölzes im nächsten Dorf unerwartet auf den Feind; Katholisch-Hennersdorf war von vier sächsischen Kürassierregimentern und einem Regiment Fußvolk besetzt. Zieten griff mit seiner schwachen Mannschaft das Dorf, welches sich eine halbe Meile lang hinstreckte, in der Mitte an, seine Schwadronen wurden von der sächsischen Reiterei zweimal zurückgeworfen, allein er drang in erneuten Angriffen siegreich ein, und der König sandte den General von Rochow mit 2 Reiterregimentern zu Hülfe, so wie den General von Polentz mit 3 Grenadierbataillonen, welche den Sachsen in den Rücken zu kommen suchten. Das sächsische Fußvolk indeß, durch einen Zaun gedeckt und im Viereck aufgestellt, hielt Stand, bis Winterfeldt mit seinen Bataillonen anlangte, den Feind in der Flanke angriff, und das Viereck durch kräftiges Geschützfeuer völlig auseinandersprengte. Die Sachsen verloren über 1100 Mann, größtentheils Gefangene, unter ihnen den General von Dalwitz, Oberst O'Byrn und 30 andere Offiziere, ferner 6 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Standarten und 2 Paar Heerpauken, so wie fast alles Gepäck.

Dieser schöne Sieg war nicht die alleinige That Zieten's, wie man ihn hat darstellen wollen, aber seine kühne Entschlossenheit hatte großen Antheil daran. Er überbrachte selbst dem Könige die gewonnenen Siegeszeichen, und erbat für sein Regiment ein Paar der erbeuteten Pauken; ihm und dem General von Ruesch, der dieselbe Bitte für seine schwarzen Husaren that, wurde diese Gunst gewährt, und außerdem reichliches Lob gespendet. Zieten jedoch war unzufrieden, unter Winterfeldt's Befehl gestellt gewesen zu sein, eine leichte Wunde machte ihn für den Augenblick undienstbar, er glaubte sich zurückgesetzt, und drückte in einem Schreiben an den König deßhalb einen Verdacht gegen Winterfeldt aus. Die

Antwort des Königs ist für dies Verhältniß so wichtig, daß wir sie aus Zieten's Lebensbeschreibung hier vollständig einschalten müssen. Der König schrieb aus dem Hauptquartier Görlitz unter dem 3. Dezember wie folgt: „Mein lieber Generalmajor von Zieten! Ihr könnt gewiß versichert sein, daß es mir recht leid gethan hat, aus Eurem Schreiben vom 30. v. M. zu erfahren, wie Ihr in dem Gedanken stehet, als ob ich etwas gegen Eure Person hätte, oder sonst mit Euren Diensten nicht zufrieden wäre. Ihr könnt fest glauben, daß weder das eine noch das andere ist, und daß vielmehr ich Euch als einen rechtschaffenen Offizier ästimire, und von Euren treuen, geschickten und guten Diensten sehr satisfait bin. Daß ich aber zu Zeiten dem General Winterfeldt besonders Komission gebe, dieses oder jenes, nach meinen ihm insgeheim bekannt gemachten Absichten, auszurichten, und Euch deßhalb meine Intentionen, wie die Umstände es erfordern, bekannt zu machen, solches kann mir wohl unmöglich verwehret, noch darunter die Hände gebunden werden, um so weniger, da solches nur in gewissen Expeditionen geschiehet, und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennetät nicht das geringste verlieret. Ich hoffe also, daß Ihr Euch darunter völlig beruhigen, und vielmehr gewiß versichert sein werdet, daß ich bin Euer wohlaffektionirter König, Friedrich." Zieten, dessen Gemüthsart nicht so frank und bieder war, als Frau von Blumenthal versichern will, behielt seitdem einen unversöhnlichen Groll gegen Winterfeldt, den wir doch früher Zieten's Verdienst unbefangen und gerecht anerkennen sahen, der aber in der Folge, reizbar und kräftig, wie er war, auch seinen Trotz gegen Zieten's Unmuth nicht gespart haben wird. Jedoch findet sich keine Spur, daß der König je nöthig gehabt hätte, auch in Winterfeldt widrige Gesinnungen zu beschwichtigen.

Das Gefecht von Katholisch-Hennersdorf war folgenreicher, als man erwartete; die Nachricht der erlittenen Niederlage verbreitete Schrecken durch ganz Sachsen, die feindlichen Truppen verloren alle Zuversicht. Der König brach am folgenden Tage mit ganzer Macht auf, um die österreichische Hauptstärke unter dem Prinzen von Lothringen an-

zugreifen; dichter Nebel hemmte den Marsch, doch kam das Heer bis Trotschendorf und Lichtenberg; Winterfeldt aber, der die Vorhut führte und sämmtliche Husaren nebst einigen Grenadierbataillonen befehligte, drang in der Nacht bis Görlitz vor, wo er ein bedeutendes Magazin nahm, und 310 Gefangene machte, worunter 60 Offiziere. Die Oesterreicher, welche am Morgen bei Schönfeld eine halbe Meile von dem Lager des Königs gestanden hatten, waren eiligst aufgebrochen, und auf Zittau zurückgegangen. Bonin und Winterfeldt, zusammen 70 Schwadronen und 10 Bataillons stark, drohten durch eine Bewegung längs der Neiße am 27. November die Oesterreicher von Zittau abzuschneiden, während der König bis Ostritz vorrückte. Winterfeldt erreichte Zittau, als eben die feindliche Nachhut unter dem General von Mercy abzog, er griff sie mit seinen Husaren und Grenadieren heftig an, nahm die Stadt und die dortigen großen Magazine und machte 300 Gefangene, außer 400 Ausreißern, die an demselben Tage vom Feinde herüberkamen. Der Prinz von Lothringen, durch Winterfeldt fortwährend gedrängt, zog alle seine Truppen eiligst über Gabel nach Böhmen zurück, mit großem Verlust an Mannschaft und Vorräthen, und sein ganzes drohendes Unternehmen war vereitelt.

Die Preußen nahmen Erfrischungsquartiere in der Lausitz, ein Theil marschirte über Bautzen gegen die Elbe vor, um dem alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der ein zweites preußisches Heer über Meißen gegen Dresden heranführte, die Hand zu bieten. Winterfeldt aber durfte nicht rasten, sondern mußte sogleich mit 3 Bataillons nach Schlesien eilen, dort 2 Grenadierbataillons und ein Dragonerregiment an sich ziehen, und mit Nassau vereinigt den Feind aus dem Gebirge vertreiben, wo derselbe sich inzwischen vielfach ausgebreitet hatte. Ueber Mark-Lissa, Greiffenberg und Löwenberg gelangte Winterfeldt am 9. Dezember nach Hirschberg, wo der österreichische Partheigänger Oberst Franquini sogleich vor ihm nach Böhmen zurückwich. In mehreren Gefechten wurden die übrigen österreichischen Schaaren, welche der General von Hohenems befehligte, geschlagen und zerstreut, wobei sie Gepäck und Leute einbüßten. Winterfeldt

war von unermüdeter Thätigkeit, und nachdem er in Landshut mit Nassau sich besprochen, betrieb er die Sachen so rasch und glücklich, daß in wenigen Tagen das ganze Gebirge gesäubert war. Am 18. Dezember berichtete er aus Hirschberg an den König, daß man am 15. von Mittag bis gegen Abend nach Sachsen hin stark habe kanoniren hören, jetzt erfahre er, daß der Fürst von Anhalt-Dessau die Sachsen und Oesterreicher unweit Dresden angegriffen und völlig geschlagen haben solle, während des Schreibens aber empfing er die Bestätigung durch den König selbst, und setzte nun hinzu: „Ew. Majestät allergnädigstes Schreiben aus Wilsdorf, und worin Dieselben die Gnade haben mir zu konfirmiren, daß die Sachsen geschlagen, erhalte ich sogleich; anjetzo kann es eintreffen, was die Bursche in der Armee schon längst gesungen, daß sie nämlich zum Weihnachtsfeste in Brühl's Pallaste sich wollten recht wohl sein lassen."

Die Friedensunterhandlungen waren bereits eingeleitet, allein die Oesterreicher beunruhigten noch durch mehrere Bewegungen die schlesische Gränze, und Winterfeldt nebst den übrigen preußischen Befehlshabern blieben in wachsamer Thätigkeit; sie konnten mit ihren wenigen Truppen das Gebirge nicht gehörig besetzen, wußten aber durch deren geschickte Verwendung den Feind überall, wo er mit Uebermacht einzudringen suchte, genügend abzuwehren. Am 28. Dezember langte in Hirschberg der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten an, und der König hatte an Winterfeldt eigenhändig die Worte beigefügt: „Der Friede ist richtig; also wenn Er wird die Husaren durchgemustert haben und in Breslau wegen Lieferung der Pferde Anstalt gemacht, so kann Er zu mir nach Berlin kommen. Frch." Winterfeldt schrieb hierauf noch desselben Tages an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren danke auf das verbindlichste vor die mir gütigst ertheilte angenehme Nachricht und überschickte Relations, und nehme es als eine Marque deren mir unschätzbaren allerwerthesten Andenkens und Freundschaft. Wann es mir Ew. Wohlgeboren nicht selbsten geschrieben, daß es seine Richtigkeit mit Oesterreich hätte, so glaubte ich es nicht, denn ich habe sie noch zu verstockt und nicht mürbe genug gehalten,

sich zu accommodiren, sondern, zu ihrem völligen Ruin, und gänzlich gestürzt zu werden, die Sachen noch länger trainiren und bis aufs äußerste poussiren würden. Es ist mir bishero noch immer so vorgekommen, als wann ich künftiges Frühjahr noch einmal nach Prag kommen, um mein Zelt und Feldequipage, welches in voriger Kampagne da stehen geblieben und noch in guter Verwahrung sein soll, selbsten abzuholen. Gott sei gedankt vor alle glorieuse Progressen und der glücklichen Endschaft, so er unsern gnädigsten König gesund erleben lassen, der wolle auch geben, daß er davon die Früchte noch viele Jahre genießen möge, so wird es der Armee, dem Lande und allen treuen Dienern wohlgehen. Amen. — — Uebrigens freuet mich nichts so sehr als die Hoffnung, bald das Vergnügen zu haben, vor einem angenehmen Kaminfeuer in Berlin alles das, was diese Kampagne vorgefallen, repetiren zu können und mit einem Glas Wein abzuspülen, alsdann mündlich mit mehrerem versichern werde, daß ich sei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster treuer Diener H. K. von Winterfeldt." Weil aber die Oesterreicher, ungeachtet des auch vom Prinzen Karl von Lothringen ertheilten Befehls zur Einstellung der Feindseligkeiten, den Frieden noch läugneten, und besonders der gemeinen Mannschaft verhehlten, so mochte Winterfeldt die Gränze nicht zu schnell verlassen, und kam erst im Laufe des Januars 1746 nach Breslau, wo er, neben anderen Geschäften auch des Königs Befehlen gemäß mit dem Staatsminister Grafen von Münchow die Quartiere der Regimenter in Schlesien zu bestimmen hatte. Nachdem er nochmals das Gebirge besucht, und mancherlei Anstalten, unter anderen wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen dort getroffen, reiste er nach Berlin zu dem Könige, dem er nunmehr als Generaladjutant wieder regelmäßig zur Seite blieb.

Diese Stellung hätte auch einem minder bedeutenden Manne großes Gewicht geben müssen; Winterfeldt, der thatkräftige und hochstrebende Kriegsmann, der Vertraute und Liebling des Königs, brachte ihr mehr, als er von ihr empfing. Zwar sind aus den nächsten elf Friedensjahren, wie schon aus denen der beiden schlesischen Kriege, die Nach-

richten das besondere Leben betreffend nur spärlich aufbewahrt; die Zeiten, in welchen ein Volk seine Sprache auf neuer Bildungsstufe erst wieder sprechen und schreiben lernt, können nur arm an schriftlicher Ueberlieferung sein, in Vergleich zu denen, wo diese neue Bildung schon errungen und geläufig ist, und es fällt merkwürdig auf, wie gleich der siebenjährige Krieg in solcher Hinsicht reicher ausgestattet erscheint, wo schon Dichter, Redner und Geschichtschreiber ihren festen Boden haben, und selbst die Handelnden auf diesen schon großentheils übergehen. Allein auch die wenigen Angaben, in welchen, während des bemerkten Zeitraumes, Winterfeldt genannt wird, lassen uns die Mannigfaltigkeit und den Werth seines Wirkens genug erkennen.

Im Frühjahr 1746 besuchte er, um seine Gesundheit nach so vielen Anstrengungen und Verwundungen zu stärken, in Böhmen das Karlsbad, und machte darauf, um mancherlei Beobachtungen einzusammeln, eine Reise nach den Rheingegenden, wo er sich im Juni, gleichfalls der Bäder wegen, eine Zeit lang in Aachen aufhielt. In den Niederlanden dauerte noch der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich fort, zu welchem der zweite schlesische Krieg gleichsam ein Zwischenspiel gewesen war, und der erst im folgenden Jahre durch den Frieden von Aachen beendigt wurde. Winterfeldt stand mit dem Könige in stetem Verkehr, und außer den Kriegsbegebenheiten zog er in seine Mittheilungen alle Gegenstände, die dem Könige persönlich oder politisch bedeutend sein konnten. So meldete er unter anderen, daß nach seinen Erkundigungen der Kurfürst von der Pfalz nicht abgeneigt sein dürfte, das Schutzherrnrecht von Aachen, das seinen schwachen Händen nur eine Last sei, in denen des Königs aber einen großen Werth haben könne, diesem abzutreten; für die Summe von 200,000 Gulden rheinisch möchte das Ganze zu erlangen sein, welches in preußischer Handhabung gewiß 40 bis 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte und dem Heere den Vortheil einer großen Rekrutirung bringen würde. Wir sehen hier den treubeflissenen Diener, der überall das Beste seines Herrn und des Staates im Auge hat. Im Oktober desselben Jahres ist Winterfeldt wieder bei dem Könige in

Potsdam, der, mit Vorbereitungen zu der Geschichte seiner Zeit beschäftigt, ihm unter anderen die Aufzählung der von ihm im letzten Feldzuge gemachten Gefangenen abforderte, und das Ergebniß der eingereichten sehr genauen und bescheidenen Liste mit einem kleinen Zusatz, welchen nachträgliche Ermittelung rechtfertigen mochte, in sein Geschichtwerk aufnahm.

Vor allem aber in dem Kriegswesen ist Winterfeldt's Thätigkeit in großen und kleinen Geschäften als eine ununterbrochene anzunehmen; sie konnte jedoch unter den Augen Friedrichs kaum etwas anderes leisten, als die eifrigste und genauste Befolgung dessen, was durch den Sinn und Willen des selbstthätigen Königs vorherbestimmt war. In persönlichen Dingen mag allerdings Winterfeldt's Urtheil, seine Abneigung und Empfehlung bei dem Könige viel gegolten haben, aber doch wieder nur in so weit, als der umsichtige, scharfprüfende Geist desselben, den zu lenken eben so schwierig gewesen wäre, als ihn zu täuschen gefährlich, frei zustimmen konnte. Gleichwohl mußten viele Männer, deren Ansprüche und Wünsche nicht erfüllt wurden, es bequemer finden, die Ursache ihrer Unzufriedenheit in dem Adjutanten zu sehen, als in dem Könige, und jenen anzufeinden, auch wo er nur ein blindes Werkzeug des höheren Willens war. Dies Mißverhältniß mag durch Winterfeldt's rasches und gebieterisches Wesen erhöht worden sein, besonders wo ihm die Befehle des Königs gegenüber von Personen höheren oder dienstälteren Ranges ein nachdrückliches Verfahren auferlegten. Eine sanftere Gemüthsart würde vielleicht mancher Feindschaft ausgewichen, manchen Groll anderweitig zu beruhigen gewußt, aber dann auch schwerlich den Erwartungen des Königs völlig entsprochen und den strengen Forderungen des Dienstes so genügt haben, wie dies Winterfeldt, in Trotz und Sicherheit seines Amtes, und rücksichtslos für alles andere, zu thun gewohnt war. Viele seiner Kriegskameraden, und selbst Mitglieder der Königlichen Familie, hegten ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem steigenden Vertrauen des Königs nur wachsen konnte.

Besonders finden wir den berühmten Zieten in fort-

währendem Groll und Unwillen; die er auch gar nicht verbergen wollte. Für den Krieg durch schlaue Umsicht und kühnen Entschluß außerordentlich begabt, hatte er nur wenig Geschick als Befehlshaber im Frieden, wo Zucht und Ordnung der Truppen zur Hauptsache werden. Der König hatte das kriegerische Verdienst des Generals immer anerkannt, und demselben noch im August 1746 einen türkischen Säbel mit sehr gnädigen Ausdrücken geschenkt. Aber im Frieden bezeigte er ihm und seinem Regimente nur steigendes Mißfallen, und die Vorwürfe, welche er dem fahrlässigen, und mitunter auch störrischen Anführer macht, sind nicht etwa zweifelhafte Allgemeinheiten, sondern gehen auf ganz bestimmte Thatsachen. Schon im Jahre 1747 erhielt Winterfeldt den Auftrag, sich nach Berlin zu begeben, um dem daselbst zur herbstlichen Truppenschau einrückenden Husarenregimente von Zieten die nöthigen Weisungen zu ertheilen, oder das Regiment einzuhetzen, wie der König dies bezeichnend zu nennen pflegte. Ein solcher Auftrag, den außer Winterfeldt auch andre Generale in häufigen Fällen auszurichten hatten, war nicht geeignet, dem ersteren die Zuneigung Zieten's wiederzugewinnen, um so weniger, als die Unzufriedenheit des Königs immer auf's neue erweckt wurde, und der Getadelte eher fremde Einflüsterungen als eigne Schuld voraussetzen wollte. Indeß hätte Winterfeldt ohne eignes Vergehen die Strenge seines Auftrags doch nicht mildern können, und selbst sein bester Wille würde gegenüber dem Blick und Urtheile des Königs wenig vermocht haben.

Einem höchst verdrießlichen Geschäft mußte Winterfeldt sich im Jahre 1748 unterziehen, wobei sein damaliger Sekretair Leugnick ihm von besonderem Nutzen war. Dem Könige waren verschiedene Anzeigen zugekommen, daß sein Kriegsbaumeister, der Generalmajor von Wallrave, welcher durch den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau in preußische Dienste gekommen und zuletzt bei den großen Festungsbauten in Schlesien gebraucht worden war, sich große Veruntreuungen habe zu Schulden kommen lassen. Er ließ denselben am 12. Februar in Potsdam verhaften und nach Magdeburg abführen; Winterfeldt aber mußte sich dorthin begeben, um

die ganze Sache streng zu untersuchen. Bei der genauen Durchsicht und Prüfung der Rechnungen ergab sich, daß der Beschuldigte die ihm angewiesenen Gelder zum Theil unterschlagen, manche Ausgaben doppelt aufgeführt, andere durch falsche Quittungen belegt hatte, so daß ein Ausfall von mehr als 50,000 Thalern zu decken war. Dieses Verbrechens bekannte er sich schuldig. Ihm wurde aber auch noch die schlechte und nachlässige Anlage mancher Festungswerke vorgeworfen; sogar wurde die Beschuldigung vernommen, er habe den Plan von Schweidnitz den Oesterreichern verrathen; ob auch das letztere sich gegründet erwiesen, ist unbekannt. Er wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und bis an sein Lebensende, das im Jahr 1773 erfolgte, blieb er in dem Kerker, den er selbst in der Sternschanze zu Magdeburg erbaut, und dessen sichere Festigkeit er früher oft mit Stolz gerühmt hatte!

Die Mutter Winterfeldt's, als Oberhofmeisterin am Markgräflichen Hofe zu Schwedt angestellt, hatte noch die Freude gehabt, die Erhebung und den Ruhm ihres Sohnes zu erleben, und ihn nach dem Kriege wohlbehalten und auf der ehrenvollsten Laufbahn zu sehen. Sie starb im Jahre 1750, und hinterließ den Ruf einer verständigen, wohlmeinenden Frau, in der sich Gefühl und Standhaftigkeit vereinigt hatte.

Wie brauchbar Winterfeldt, und wie mannigfach die Gegenstände waren, mit welchen der König ihn beauftragte, sehen wir aus einem Umstande, der in dem Lebensabriß des durch seine großen Unternehmungen und wechselvollen Schicksale berühmten Kaufmanns Peter Hasenclever aufgezeichnet ist. Dieser Mann, aus Remscheid im Bergischen gebürtig, hatte bedeutendes Vermögen erworben, und stand in den größten Verbindungen, die er noch stets erweiterte. Sein Hauptgeschäft war in Cadiz, von wo er über England, Frankreich und Holland nach Schlesien reiste, um den dortigen Leinwandhandel mit Spanien auf einen gründlicheren und vortheilhafteren Fuß zu bringen. Dies war schon längere Zeit auch dem König ein besonderes Augenmerk, der zu diesem Zweck in Madrid bereits diplomatische Unterhandlungen angeknüpft hatte, und einen Handelsvertrag mit Spanien zu

schließen wünschte. Hasenclever kam im Jahre 1753 nach Berlin, und wurde von den Ministern des Königs um seine Meinung befragt. Er zeigte ihnen, daß die Sache bisher auf irrigem Wege betrieben worden, der für Preußen nur Nachtheil bringen könne, und gab dagegen aus seiner besseren Einsicht die Mittel an, welche zu dauerndem Gewinn führen würden. Diesen Berathungen wohnte Winterfeldt bei, und es wird erzählt, er habe nach Hasenclever's lichtvoller Erörterung, diesem, der neben ihm saß, vertraulich auf's Knie geschlagen, und mit Lebhaftigkeit ausgerufen: „Sie erzählen uns mehr in einer Viertelstunde, als wir in sieben Jahren haben erforschen können!" Hasenclever wurde darauf zu dem Könige selbst geführt, der ebenfalls einsah, daß er den rechten Mann vor sich habe, die diplomatischen Unterhandlungen in Madrid vorläufig einstellen ließ, und dagegen dem Minister von Massow in Breslau anbefahl, mit Hasenclever die mögliche Aufnahme jenes wichtigen Handelszweiges gemeinsam zu überlegen.

In den geschichtlichen Nachrichten von dem Geschlechte von Schöning, mit welchen die vaterländische Geschichtforschung durch den Hofmarschall Kurd von Schöning bereichert worden, findet sich eine merkwürdige Angabe, welche mit obiger Erzählung wohl zu verknüpfen ist. Es wird nämlich daselbst als die vertrauliche Aussage eines Obersten von Schöning berichtet: „König Friedrich habe einen geheimen Bund unter dem Namen Vaterlandsfreunde gestiftet, von dem der König selbst Meister vom Stuhl gewesen sei. Dieser Bund habe die politischen Zwecke des Königs vereinigt, und es wären darin die zuverlässigsten Männer und fähigsten Köpfe aufgenommen worden, daher dieser Bund keine große Anzahl von Mitgliedern gezählt hätte. Schöning sei in diesen Bund aufgenommen, und zu den geheimsten Sendungen desselben gebraucht worden. Die engste Verbindung Preußens mit Spanien und Portugal hinsichtlich der Handelsverhältnisse, besonders dem schlesischen Leinwandhandel die Wege nach Amerika zu öffnen, sei dem Könige höchst wichtig gewesen. Der König habe ihn daher nach Spanien und Portugal in den geheimsten Aufträgen entsendet, von welchen

die Königlichen Gesandtschaften nicht unterrichtet gewesen, er hingegen habe bei den Gesandten den vertrautesten Zutritt gehabt, auch die diplomatischen Geschäfte derselben beobachten und dem Könige insgeheim Bericht erstatten müssen." Daß Friedrich der Große bisweilen die Neigung gehabt, besondre Orden und Verbindungen zu stiften, ist aus mehreren Versuchen solcher Art bekannt, und wenn diese meist nur der freundschaftlichen Unterhaltung und dem Scherze dienten, so schließt dies nicht die Möglichkeit aus, daß er diese Form auch einmal für ernste Zwecke könne gewählt haben. Freilich beruht obige Nachricht nur auf der einen und nicht verbürgten Aussage, deren Zusammenhang das Ganze auch in die spätere Regierungszeit des Königs versetzt. Sollte jedoch irgend eine Forschung noch andere Spuren des angeblichen Bundes auffinden, und demselben eine, wie zu vermuthen wäre, sehr frühe Entstehung anweisen, so wäre wohl anzunehmen, daß auch Winterfeldt dazu gehört habe, und auch für seine Reisen noch einiger Aufschluß dorther zu gewinnen wäre!

Winterfeldt wiederholte mehrere Sommer den Besuch des Karlsbades, und, möge nun die Herstellung seiner Gesundheit wirklich Zweck oder nur Vorwand dieser Reisen gewesen sein, soviel ist gewiß, daß er sie auch für den Dienst des Königs eifrig zu nutzen suchte. Die Beschaffenheit des Landes erforschte er mit kundigem Blicke stets genauer, mancherlei Personen und Verhältnisse lernte er kennen, und knüpfte Verbindungen an, welche in der Folge von größter Wichtigkeit waren. Dem Könige war daran gelegen, fähige Offiziere aus fremden Diensten herüberzuziehen, und vorzüglich wünschte er durch wirkliche Ungarn, denen hiezu ein besonderes Geschick eingeboren schien, seine leichten Truppen zu vervollkommnen. Winterfeldt folgte hierin dem Willen des Königs, und unterstützte denselben durch seinen Scharfblick. Schon im Jahre 1747 gewann er den österreichischen Major von Rebentisch im Karlsbade für den preußischen Dienst, um so leichter, als jener, eines Postmeisters Sohn aus Wusterhausen an der Dosse, eigentlich nur in sein Vaterland zurückkehrte; er wurde als Oberstlieutenant im Gefolge des Königs

angestellt. Späterhin brachte er die kühnen Anführer von Mayr, von Pflugk und viele andere in das preußische Heer, welche insgesammt seiner fördernden Empfehlung durch ihre Thaten Ehre machten. Weniger glückte es dem Könige selbst mit einigen Ungarn, welche seine Vorliebe mit zu geringer Prüfung aufnahm. Unter diesen befand sich ein Oberst Nagy-Sandor, welcher dem Könige die vortheilhafteste Umgestaltung der preußischen Husaren versprach, und eine Zeit lang, zum großen Verdrusse Zieten's, der sich hiedurch zurückgesetzt sah und völlig mit dem Könige zerfiel, diese Truppe nach seinem Belieben handhabte. Daß ihn auch Winterfeldt persönlich begünstigt habe, finden wir durch nichts dargethan; im Gegentheil stellen diesen alle Umstände, welche Frau von Blumenthal von der großen Feldübung im Jahre 1753 bei Spandau berichtet, wo Nagy-Sandor durch einen Unfall gedemüthigt wurde, als durchaus unbetheiligt dar; die Husaren von Zieten, welche ein Gefecht beim Futterholen vorstellen sollten, waren zu diesem Behufe theils unter Nagy-Sandor's, theils unter Winterfeldt's Befehl gestellt, und ein Offizier der letzteren Parthei war es, der den verhaßten Ungar unvermuthet vom Pferde riß und gefangen fortführte, ja mißhandeln ließ, ohne daß dessen angeblicher Gönner ihm Schutz oder Schonung dargeboten hätte. Noch im Jahre 1757 schrieb des Königs Generaladjutant, Oberstlieutenant von Wobersnow, an Winterfeldt nach Schlesien, wo der Einbruch der Ungarn befürchtet wurde: „Ich bin sehr verwundert, daß Ew. Exzellenz von denen Nagy-Sandor's Ihrer Nachbarschaft noch keine Visite gehabt, das Andenken voriger Zeiten muß sie abhalten;" welcher spöttische Ausdruck hier nicht würde zulässig gewesen sein, wenn Winterfeldt mit jenem ungarischen Abentheurer wirklich in näherem Zusammenhang gestanden hätte.

Wichtiger noch, als im Betreff des Kriegswesens, ist Winterfeldt's Einfluß in politischer Beziehung anzuschlagen. Das unbedingte Vertrauen des Königs weihte ihn in die geheimsten Verhältnisse ein, und sein richtiger Blick, sein Reichthum an Hülfsmitteln, seine kühnen Anschläge, machten ihn auch auf diesem Gebiete dem Könige stets nothwendiger und

schätzbarer. Frühzeitig hatte er eingesehen, daß der Wiener Hof das abgetretene Schlesien noch nicht aufgegeben habe, sondern zu dessen Wiedergewinn das Aeußerste versuchen werde; mißtrauisch beobachtete er jede Bewegung, welche zu diesem Zwecke geschehen konnte, und er fuhr mitten im Frieden fort, Oesterreich als entschiedenen Feind anzusehen. Daher bekam jeder preußische Offizier, der etwa dorthin reiste, von Winterfeldt geheime Aufträge zur Erkundigung des Landes und der Anstalten, und wurde angewiesen, zur Hin- und Rückreise nicht denselben Weg, sondern verschiedene zu nehmen, um desto reichere Kenntniß der Ortslagen heimzubringen. In Wien und Dresden hatte er Kundschafter aufgestellt, welche ihm alles berichteten, was dort vorging und von ihnen erspäht werden konnte; zu den verborgensten Geheimnissen mußte Bestechung den Weg öffnen; manche Werkzeuge waren noch vom Kriege her in seiner Hand, neue Verbindungen wußte er mit Erfolg anzuknüpfen. Der geordnete Zusammenhang all dieser Fäden machte sie erst recht nutzbar, und das ganze Gewebe, dessen Kosten der sonst so sparsame König gern bewilligte, blieb in Winterfeldt's Leitung, der aber auch seines eignen Geldes dabei nicht schonte, und in seinem Eifer um so lebhafter fortschritt, jemehr die Ueberzeugung in ihm wuchs, daß Preußen in Gefahr schwebe, und zu den kühnsten Unternehmungen genöthigt sei, in welchen freilich auch für ihn selbst die Bahn des Ehrgeizes und des Ruhmes sich im größten Glanz eröffnete. Außer dem Könige und Winterfeldt wußte um das Geheimniß noch der Geheime Kabinetsrath Eichel, der auch hülfreich dabei mitwirkte, und Winterfeldt's Sekretair Galster, ein Mann von großer Fähigkeit und vollkommener Hingebung, den er das Glück gehabt in dieser Zeit sich persönlich zu verpflichten.

Einer von jenen Kundschaftern, Namens Reidnitz, kam gegen Ende des Jahres 1754 von Dresden nach Potsdam, und gab Winterfeldt'en die Mittel an, jede Woche regelmäßig die Abschrift der Depeschen zu erhalten, welche in Dresden, über den Fortgang der von Oesterreich und Rußland im Verein mit Sachsen gegen Preußen gerichteten Anschläge, von Wien und Sankt Petersburg einliefen. Nun empfing

auch der preußische Gesandte Graf von Malzahn in Dresden geheime Anweisung, die gemachten Entdeckungen zu vervollständigen, und bald bestand kein Zweifel mehr, daß die genannten Höfe gegen Preußen nur Untergang und Verderben im Sinne hatten. Die Annäherung, welche zwischen Großbritannien und Rußland eintrat, erschien nicht minder gefahrvoll für Preußen, und auf Frankreichs Beistand war durchaus nicht zu rechnen. Schon damals, sagt Retzow in seinen trefflichen Denkwürdigkeiten des siebenjährigen Krieges, drang Winterfeldt in den König, den Krieg sogleich anzufangen, und durch Muth und Standhaftigkeit den ganzen Plan in seiner Geburt zu ersticken. Allein der König hielt die Umstände nicht für so dringend, um nicht vorher noch diplomatische Maßregeln zu versuchen, durch welche der Krieg vielleicht abgewendet, oder doch mit verstärkten Hülfsmitteln geführt werden könnte.

Dem Namen nach bestand noch ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen, zufolge dessen beide Mächte, im Fall eines Angriffes zu wechselseitiger Hülfe verpflichtet waren. Allein dieses Bündniß lief im März des Jahres 1755 ab, und es fragte sich, ob Preußen, welches doch in dem allgemeinen politischen Getriebe nicht ganz für sich allein stehen durfte, ferner jene unsichre Stütze wünschen solle, oder eine neue und festere auf anderer Seite gewinnen könne. Die persönliche Neigung des Königs war für Frankreich, Winterfeldt aber, der einzige Vertraute, mit welchem er diesen Gegenstand rückhaltlos überlegte, zog eine Verbindung mit Großbritannien vor; er achtete die Engländer, wie er die Franzosen geringschätzte; es gelang ihm, den König täglich mehr für England zu stimmen. Um desto sichrer zu gehen, sandte Winterfeldt einen seiner Vertrauten, Namens Haude, einen höchst fähigen Mann, der später unter dem Namen von Rexin preußischer Gesandter in Konstantinopel war, insgeheim nach Frankreich, um über den Zustand des Hofes und des Kriegswesens genaue Kundschaft einzuziehen. Winterfeldt's Ansicht wurde durch Haude's Bericht nur bestätigt, und um so stärker sein Eifer, ein Bündniß mit England anzurathen. Die Ereignisse kamen ihm dabei sehr zu Hülfe. Der fran-

zösische Hof wandte sich, durch die thätige Bemühung des österreichischen Gesandten Grafen von Kaunitz in Paris, mehr und mehr zu Oesterreich hin; das englische Ministerium dagegen, stark durch sich selbst und durch die Uebereinstimmung mit dem Volkswillen, zeigte sich zu Preußen hingeneigt. Nothgedrungen entschied sich der König nun für ein Bündniß mit England, und Winterfeldt mußte im Sommer des Jahres 1755, da der König Georg der Zweite aus England in seine deutschen Staaten herübergekommen war, nach Hannover reisen, und in geheimer Unterredung mit demselben die näheren Verhandlungen einleiten. Dies geschah mit größtem Erfolg, und der Vertrag zwischen Preußen und Großbritannien, durch welchen beide Mächte sich ihre Länder gewährleisteten, wurde zu Westminster am 16. Januar 1756 unterzeichnet. Kurz vorher hatte noch Frankreich die Erneuerung des Bündnisses mit Preußen nachgesucht, allein der König erkannte aus den französischen Eröffnungen nur um so klarer, wie recht er gethan, sich mit England einzulassen, und beschleunigte den Abschluß. Als dieser bekannt wurde, säumte nun auch der französische Hof nicht länger, mit Oesterreich in offnes Bündniß zu treten, das am 9. Mai 1756 zu Versailles geschlossen wurde. So hatten denn die mannigfachen politischen Interessen und Absichten in zwei scharfgetheilten Richtungen sich einander deutlich gegenübergestellt. Der Krieg zwischen England und Frankreich kam alsbald zum Ausbruch.

Als eine Andeutung der höheren Thätigkeit, zu welcher nächstens der Schauplatz ihm sich eröffnen würde, empfing Winterfeldt am 21. Mai 1756 die Beförderung zum Generallieutenant nebst dem schwarzen Adlerorden; gleich darauf ernannte ihn der König auch zum Gouverneur von Kolberg und zum Inhaber eines Regiments zu Fuß. Dieses Regiment war seit dem Tode seines letzten Inhabers, des Generallieutenants von Hacke, zwei Jahre hindurch erledigt geblieben, und weil die herkömmlichen Einkünfte und Vortheile ununterbrochen fortgingen und aufgesammelt wurden, so fand Winterfeldt eine Summe von beinahe 10,000 Thalern vor, welche ihm zukamen, und mit denen der König ihn absicht-

lich hatte bedenken wollen; allein seine großmüthige Uneigennützigkeit nahm diesen Gewinn nicht an, sondern vertheilte den ganzen Betrag an Offiziere und Gemeine des Regiments, die einer Unterstützung oder Belohnung werth waren.

Die Nachrichten von den Anschlägen der feindlichen Höfe wurden mit jedem Tage bedenklicher. Daß Winterfeldt sie absichtlich soll übertrieben und durch falschen Schein geltend gemacht haben, ist ein unerwiesenes Vorgeben, bei welchem die Geistesart des Königs nicht gehörig bedacht worden, der überall selbst prüfte und auch dem größten Zutrauen immerfort seinen Scharfblick beigesellte. Wir finden im Gegentheil, daß Winterfeldt seinem Eifer niemals einen persönlichen Zweck unterlegte, sondern ihm stets nur die Richtung auf das Sachdienliche gab, und in allem seine Pflicht vor Augen hatte. So schrieb ihm ein Graf von Sandretzky aus Schlesien ausführlich, jedoch wie es scheint mit Uebertreibung, von den Rüstungen und Märschen der Oesterreicher in Böhmen und Mähren, von ihrer Absicht auf Schlesien und anderen dahin gehörigen Umständen, indem er es dem Empfänger überließ, dem Könige den Bericht mitzutheilen oder nicht; Winterfeldt aber sandte denselben von Berlin, wo er ihm zugekommen war, sogleich nach Potsdam, wahrscheinlich an Eichel und fügte hinzu: „Er würde die Mittheilung ganz und gar zurückbehalten haben, weil er besorge, daß es Seine Majestät ombragiren werde, da aber dennoch etwas Wahres daran sein könne, und Seine Majestät ihm befohlen, sobald er was erführe, alles gleich zu melden, so dürfe er nicht säumen" u. s. w. Schon früh waren die Kriegsrüstungen Oesterreichs und Sachsens in ihrem Beginn entdeckt, und dann in ihrer fortschreitenden Entwickelung genau verfolgt worden. Sie waren endlich so weit gediehen, daß ein offener Ausbruch nicht mehr fern sein konnte.

Der König hatte sein Heer im Stillen gerüstet, und es bedurfte nur der letzten Befehle, um dasselbe streitfertig in's Feld zu stellen. Allein die Frage war, ob er dem Angriffe zuvorkommen, und über den unzweifelhaften, wiewohl noch nicht erklärten Feind herfallen, und also selber den Kampf beginnen solle, oder die Ereignisse abzuwarten, und inzwischen

zu versuchen, ob die drohende Gefahr durch Unterhandlungen vielleicht noch zu wenden oder doch zu schwächen sei? „Hierüber, — sagt Retzow, — waren die Meinungen der alten Feldherren, die den König in Potsdam umgaben, sehr getheilt. Wenige, vielleicht Winterfeldt allein, waren für, die mehresten, unter welchen sich die Prinzen vom Hause befanden, gegen den Krieg gestimmt; da aber Friedrich aus dem, was er sich vorgenommen hatte, noch ein tiefes Geheimniß machte, so wagte es niemand, seine Meinung öffentlich zu sagen." Wir können hier nichts Angemeßneres thun, als mit Retzow's Worten weiter zu reden, der für den verhängnißvollen Wendepunkt, welcher jetzt aus den preußischen Berathungen hervorgehen muß, uns die zuverlässigste Quelle sein würde, auch wenn er nicht fast die einzige wäre. Er berichtet, Friedrich habe den Feldmarschall Grafen von Schwerin nach Potsdam berufen, ihm nebst den beiden Generalen von Winterfeldt und von Retzow, die allein zugezogen wurden, seine politische Lage eröffnet, und daß er fest entschlossen sei, mit den Waffen in der Hand das Vorhaben seiner gegen ihn verschwornen Feinde, noch ehe sie selber zur Ausführung schreiten könnten, zu zernichten, daß zu diesem Zwecke das Heer bereits marschfertig stehe, und nur noch zu berathen bleibe, auf welche Weise der Krieg am vortheilhaftesten zu führen sei. Schwerin habe diesen raschen Entschluß nicht billigen wollen, sondern Vorstellungen dagegen gemacht. Retzow gleichfalls, welcher die Uebermacht der Feinde erwog, und überdieß die Prinzen vom Hause als Gegner dieses Krieges wußte, wagte seine Meinung in solchem Sinn auszusprechen. Gegen beide trat Winterfeldt auf, und behauptete: „Man müsse die Unthätigkeit, in welche die Russen zurückgefallen wären, benutzen, um das Haus Oesterreich zu schwächen. Jetzt sei diese Macht noch nicht völlig gerüstet, ihre Armeen wären noch zerstreut, ihre Finanzen noch in Unordnung, jetzt sei es also leicht, den Schauplatz des Krieges in den österreichischen Staaten selbst aufzuschlagen, die überraschten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen besetzten Länder wegzunehmen, und dann allen denen die Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten sich erkühnen wollten.

Entschieden sei es übrigens, daß der Verfassung des preußischen Heeres sowohl als der Lage der ganzen Monarchie es weit angemessener sei, anzugreifen, als angegriffen zu werden." Jetzt erst brachte der König die aus dem Dresdener Archiv geschöpften Beweise hervor, daß seine verbündeten Feinde seinen Untergang beschlossen hätten, und daß der Krieg, den man ihm zu vermeiden rathe, unabwendbar sei. Mit Staunen vernahmen Schwerin und Retzow diese neuen Aufschlüsse, wodurch nun auch für sie die Lage der Sachen ein ganz anderes Ansehen gewann. Nach einigem Schweigen rief nun Schwerin plötzlich wie begeistert aus: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern." Daß Winterfeldt mit dem Könige schon vor dieser Berathung ganz einverstanden war, ist gewiß; von Schwerin sagt aber Retzow selber das Gegentheil. Wiefern der König hiebei sich durch Winterfeldt's Ansicht und Betrieb einzig habe bestimmen lassen, leuchtet nicht ein; daß des letzteren unruhige Ehrsucht und persönlicher Einfluß allein den siebenjährigen Krieg veranlaßt und verschuldet habe, der noch sehr wohl zu vermeiden gewesen sei, wie späterhin von manchen Seiten her ist behauptet worden, läßt sich aus sonstiger Kenntniß der Personen und Verhältnisse durchaus nicht begründen; stünde die Behauptung aber auch fest, so würde sie, die als Anklage gemeint ist, mehr als alles andere zugleich den höchsten Ruhm des Mannes aussprechen, auf dessen kühnen und großen Geist solche Stücke von Geschichte zurückzuführen wären, welche noch heute, den Schickungen Preußens als feste Grundsteine für immer eingefügt, die Macht und das Gedeihen dieses Staates hoch emportragen.

Nach der erwünschten Bestimmung seiner vertrauten Generale befahl der König sogleich die nöthigen Anordnungen, um das Heer jeden Augenblick in Bewegung setzen und den Krieg mit wohlüberlegtem Plan beginnen zu können. Das Geheimniß sollte für die nächste Zeit noch streng bewahrt und kein neuer Mitwisser zugelassen werden. Winterfeldt übernahm mündliche Arbeit, Entwürfe für den Feldzug im

Ganzen, Vorschriften für die einzelnen Truppentheile, Angaben und Erörterungen aller Art. Er mußte sich nach Berlin verfügen, um in der Mitte aller Hülfsmittel diese Geschäfte, in welchen er zum Theil das Amt eines Kriegsministers erfüllte, desto schneller zu fördern. Sogar die nöthigen und oft vielfältigen Abschriften, da kein Schreiber in's Vertrauen gezogen werden durfte, besorgte er mit eigner Hand, oder an seiner Statt Eichel, der gleicherweise diesen Arbeiten den unermüdbarsten und einsichtsvollsten Eifer widmete.

Aus dieser Zeit, ganz in dem Sinne, welchen Retzow bei obiger Berathung angedeutet hat, findet sich ein Brief Winterfeldt's, den er mitten aus jener Thätigkeit schrieb, und dessen persönliche und den Tagesumständen angehörige Färbung uns nur um so lebhafter das ganze Verhältniß vor Augen stellt. Er schrieb am 18. Juli nach einem arbeitsvollen Tage spät gegen Mitternacht an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren remittire das mir Kommunizirte hierbei treulichst. Es sind bedenkliche Umstände, und ob solche noch so versteckt und weitaussehend scheinen, so haben sie dennoch einen nahen Schelm im Rücken. Uns kann dabei nichts helfen wie Präveniren, zumal sie dieses Jahr mit ihren vielen Rekruten, so per Regiment an die 500, nicht fertig werden können, noch weniger aber ihre Kavallerie im Stande ist, mit Vigueur gegen uns zu agiren. Die Russen können uns dieses Jahr nichts thun, zumal sie nicht empressirt sein, sondern denken: Gebt das Geld nur her, Gott wird die Welt schon strafen! — Wann wir warten wollen, bis alle kleinen Fürsten im Reich uns in ihrem Konseil die Justice thun, daß wir nicht Agressems gewesen, so kommen wir zu spät und seind verloren. Das mecklenburgsche Manifest kann uns aber, wann wir nur den Vortanz gewinnen, nichts schaden, sondern sie müssen am Ende die Musik noch mit bezahlen. Die Pferde-Negoze hat sonsten die von Seiner Majestät mir aufgetragene Occupation sehr alterirt, und wäre ich sonsten schon vor 2 Tagen fertig. Anjetzo kann ich aber nicht vor Mittwoch vormittags in Potsdam erscheinen. Wann sich aber alsdann auch Ew. Hochwohlgeboren durch Abschreiben meiner Sachen sakrifiziren, und deßhalb zu Grunde gehen wollten,

als welches ich (die Freundschaft und Hochachtung vor Dero mir wahrhaftig unschätzbaren Person nicht einmal zu rechnen) als ein treuer Diener vor des Königs Staat nicht gleichgültig ansehen kann, dahero ganz vergebens halte: weil der König den Zweck seiner von weiten und langen Zeit her komponirten Disposition nicht erreichet, falls er nicht bei jeder Kolonne einen General an Chef choisirt, den er au fait setzt, alles an ihn verweiset, und welcher sodann die Details besorgt. Es ist auch alles, was ich ausarbeiten muß, auf den Fuß eingerichtet; und wann es der König nicht so disponirt, so weiß nicht zu helfen; die ersten Ordres bis zum Rendezvous wollen nichts sagen, und kann ich erleichtern helfen. Das Uebrige aber käme in die größte Bredouille, wann sich der König nicht ehrlichen Leuten, die doch kommandiren und alles besorgen sollen, einige Tage vorher anvertrauen will. Ich verharre indeß bis auf baldiges Wiedersehen mit treuer Freundschaft und Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren treuer Diener."

Bevor Winterfeldt dem ersehnten Rufe der Waffen folgen konnte, hatte er noch einen anderen Auftrag zu erfüllen, den der König nur ihm anvertrauen wollte. Schon völlig gerüstet, hielt der König den entschiedenen Schritt noch zurück, um ihn nur mit reifer Kenntniß der Dinge zu thun. Winterfeldt mußte nochmals in das Karlsbad reisen, zum Schein seiner Gesundheit wegen, in Wahrheit aber zur genauen Erforschung, wo und wie stark die österreichischen Truppen versammelt ständen, welche Schwierigkeiten und Hülfsmittel sich dem nächsten Absehen der Preußen darböten, welche Gegenden und Wege dabei in Betracht kämen. Er durchreiste mit prüfendem Blick das Gebirge in verschiedener Richtung, nahm an mehreren Stellen insgeheim Handzeichnungen auf, besichtigte die Festung Königstein und die ganze Gegend bis nach Pirna und Dresden hin sehr genau, und kehrte mit reicher Ausbeute zurück, die zu seiner Freude den Beschluß des Königs, sogleich in's Feld zu rücken, unwiderruflich entschied.

Am 29. August 1756 fiel Friedrich mit 60,000 Mann in Sachsen ein, während Schwerin mit einem zweiten Heere

von Schlesien aus nach Böhmen rückte. Erst am Tage vorher hatten die Anführer der Truppen erfahren, wohin der Marsch ginge, ihre letzten Weisungen erhielten sie sämmtlich von Winterfeldt's Hand geschrieben und von dem Könige unterzeichnet. Wiewohl im Heere längst eine ungewöhnliche Bewegung merklich, auch in Oesterreich die Erwartung eines Krieges sehr verbreitet war, so überraschte doch dieser plötzliche und nachdrückliche Einbruch nah und fern allgemein, und Schrecken und Verwirrung begleiteten ihn. Doch gewannen die sächsischen Truppen noch Zeit, sich in das feste Lager bei Pirna zusammenzuziehen, während das ganze Land und Dresden selbst von den Preußen besetzt wurde. Winterfeldt, der die Möglichkeit sah, jetzt rasch bis Prag vorzudringen, sobald nur der Rücken frei wäre, rieth voll Eifer, das Lager von Pirna, ungeachtet seiner Festigkeit, augenblicklich zu stürmen, und machte hiezu einen, wie Retzow sagt, meisterhaften Entwurf, nach welchem der auf fünfunddreißig Punkten zugleich unternommene Angriff, der an vier Orten ernstlich sein sollte, wahrscheinlich zum Ziel geführt hätte. Der König aber wollte nicht gleich im Beginn so viel wagen, und hoffte, die Sachsen bald zur Uebergabe gebracht zu sehen. Im sächsischen Lager war nämlich sogleich Mangel an Lebensmitteln, und der König August, unkriegerisch und nur seiner Vergnügungen eingedenk, dachte schon an Uebergabe, von der nur seine Generale durch dringende Vorstellungen ihn noch abhielten. Er sandte Abgeordnete an den König von Preußen mit Vorschlägen, welche dieser verwarf, und dagegen verlangte, daß die Sachsen mit ihm sich verbündeten oder das Gewehr streckten. Auf die Hülfe der Oesterreicher hoffend, die in Böhmen heranrückten, hielten die Sachsen fürerst noch Stand. Friedrich, um die Unterhandlungen fortzusetzen, sandte ein Handschreiben an den König August nach Struppen; Winterfeldt, der es zu überbringen hatte, war von 12 Offizieren und 50 Husaren begleitet, welche der Oberstlieutenant von Warnery befehligte; er mußte mit seiner Bedeckung nahe dem Königstein vorüber reiten, von woher ihn unaufhörlich Kanonenkugeln begrüßten, einige sächsische Generale wollten bei seiner Ankunft dies als ein Versehen entschuldigen, worauf

er aber bloß antwortete, er habe es nicht bemerkt. Darauf verlangte er, wie ihm befohlen war, den König August unter vier Augen zu sprechen, namentlich durfte der sächsische Minister Graf von Brühl nicht zugegen sein. Die vertrauliche Unterredung dauerte drei Viertelstunden, hatte jedoch keinen Erfolg. Dagegen kam von sächsischer Seite am folgenden Tage der General von Arnim begleitet von 6 Offizieren in das preußische Lager, und machte neue Vorschläge, die aber auch verworfen wurden. Am 16. bestiegen der König, seine Brüder und Winterfeldt eine steile Berghöhe, um das sächsische Lager zu überschauen, und dessen schwache Stellen zu erspähen. Winterfeldt rieth noch immer zum Sturm, allein die Schwierigkeiten schienen zu groß, die Zugänge überall zu eng und zu gut vertheidigt, und der Rath blieb ohne Folge. Winterfeldt begleitete am 17. den sächsischen General von Spörken, der in's preußische Lager als Unterhändler gekommen war, nach Struppen zurück, und hatte nochmals eine vertrauliche Unterredung mit dem König August, doch ebenso fruchtlos wie die frühere.

Als diese und einige spätere Verhandlungen nicht zum Ziele führten, war nichts übrig, als die Sachsen nur immer enger einzuschließen und ihnen sorgfältig alle Zufuhr abzuschneiden, zugleich aber die kräftigste Vorkehrung zu treffen, daß ihnen aus Böhmen kein Entsatz käme. Der König überließ dem Markgrafen Karl von Brandenburg, dem aber auch Winterfeldt beigeordnet war, mit einem Theile des Heeres die Ausführung jenes Auftrags, während er selbst mit dem anderen Theile der Truppen sich gegen Böhmen wandte, um die anrückenden Oesterreicher zu beobachten. Winterfeldt machte die vortrefflichsten Anstalten, und der Mangel im sächsischen Lager wurde täglich fühlbarer. Auch hier mußte er den Nachtheil seiner eigenthümlichen Stellung erfahren. Der König forderte alles von ihm, und er durfte daher nicht säumen einzugreifen, wo irgend ein Uebelstand bemerklich wurde. Der Markgraf Karl ließ einen Truppentheil, bei welchem Warnery stand, seine Stellung ändern, wodurch den Sachsen die Gelegenheit zum Entwischen eröffnet wurde. Da Warnery's Vorstellungen fruchtlos blieben, so berichtete

er die Gefahr an Winterfeldt, der sogleich Befehl gab die alte Stellung wieder einzunehmen. Da nun Warnery zu seiner Rechtfertigung den eigenhändigen Brief Winterfeldt's dem Könige einsandte, so tadelte dieser den Oberbefehlshaber sehr ungnädig, der nun seinen Unmuth ganz auf Winterfeldt warf. Dieser aber ließ in seinem Eifer, wo es die Sache galt, niemals nach. Verschiedene Anschläge der Sachsen, die Einschließung zu durchbrechen und Zufuhren einzubringen, scheiterten an seiner Wachsamkeit.

Als von dem Posten bei Cotta gegen Ende Septembers zwei Bataillons nach Höllendorf entsendet worden, um die bei Schandau vordringenden Panduren zurückzutreiben, hofften die Sachsen die augenblickliche Schwäche jenes Postens zu benutzen und auf dieser Seite durchzubrechen; allein Winterfeldt erfuhr die Sache, und ließ noch um Mitternacht zwei andere Bataillons dorthin rücken, so daß früh am 1. Oktober der Engweg wieder vollkommen besetzt und das Vorhaben der Sachsen vereitelt war. Auch der Verkehr und Briefwechsel des sächsischen Hofes mit Frankreich und Oesterreich wurde durch Winterfeldt's Anstalten großentheils aufgefangen, und nach den daraus ersehenen Gesinnungen und Maßregeln rieth er dem Könige, mit aller Strenge zu verfahren.

Die letzte Hoffnung der Sachsen war auf die Oesterreicher gestellt, allein der Sieg, welchen der König über sie am 1. Oktober bei Lowositz erfocht, nahm jenen auch diese Aussicht. Winterfeldt meldete, die Sachsen seien in großer Bewegung, und alles lasse vermuthen, daß sie mit aller Macht durchbrechen wollten; er berichtet dabei dem Könige, durch Zieten sei er auf einen schwachen Punkt aufmerksam gemacht worden, den er deßhalb sogleich verstärkt habe, und er spricht bei diesem Anlasse von Zieten ganz unbefangen und ehrenvoll. Ferner meldete er, der König von Polen wolle weder mit Brühl noch mit seinen Generalen mehr sprechen, und lasse sie gar nicht zu sich hinauf kommen, weil sie durch ihren Rath und Zureden an seiner jetzigen Lage Schuld seien, er wolle nun nach Polen abreisen, und alles denen überlassen, die ihm so schlecht gerathen, im Lager sei die Stimmung so, daß die meisten sächsischen Offiziere große

Freude über den Sieg bei Lowositz äußerten. Friedrich aber konnte seinen Sieg nicht verfolgen, so lange in seinem Rücken der Feind noch festen Fuß hatte. Er wurde ungeduldig, und schrieb an Winterfeldt schon am 3. Oktober: „Es wäre nöthig, daß nunmehro mit den Sachsen ein Ende würde, oder ich muß mit Rechten besorgen, daß meine Affairen darunter leiden; also schreibe Er mir mit guter Ueberlegung und positive, was dabei wird zu thun seind, und wann ein Ende wird. Es ist absolut nöthig, daß ich bald davon informirt werde. Adieu." Und nachdem Winterfeldt berichtet, er verstärke die Maßregeln, die Sachsen wollten herausbrechen, wüßten aber nicht wohin, es sei kein Entschluß da, antwortete der König am 8. Oktober: „Die Sachsen verderben mir die ganze Kampagne, ich werde, wor es noch 8 Tage dauert, nicht im Stande sein, mir länger hier zu manteniren, und würde mir ohnmöglich werden, sich mit dem großen Klumpen hier zu soutteniren, es wird spät im Jahre, und Brown hat nun Zeit gehabt, sich seinen Posten hinter der Eger recht stark zu machen. Dieses Land ist schon sehr mitgenommen, und würde von der Subsistenz eines großen Korps nichts als Laun, Leitmeritz, Saatz und Bilin bleiben, dar kann man nicht stark genug sein, um im Fall einer Winter-Entreprise dem Feind zu resistiren, und Kavallerie kann in der Wahrheit nicht über 10 Eskadrons hier noch subsistiren. Schreibe Er mir seine Gedanken hierüber. Adieu."

Der französische Botschafter in Dresden Graf von Broglie wollte durchaus nach Struppen zu dem Könige von Polen, und rechnete darauf, bei dem Versuche beleidigt zu werden, um dadurch für Frankreich den Vorwand zum Bruch mit Preußen zu gewinnen. Winterfeldt sandte ihm den Oberstlieutenant von Pflugk, ihm zu bedeuten, daß er die preußischen Posten nicht überschreiten dürfe, allein der Gesandte wußte, daß jener Oberstlieutenant erst kürzlich aus dem sächsischen Dienst in den preußischen übergetreten war, und sah es für eine Beleidigung an, daß er mit diesem Manne verkehren sollte, er ging in seinem Zorn und in seiner Ungebärde so weit, daß er seinem Kutscher befahl, den Offizier

und die Schildwache, die ihm den Weg vertraten, mit der Peitsche fortzutreiben. Zu seinem Glücke war in einem Schreiben des Königs an Winterfeldt ausdrücklich vorgeschrieben: „Der Franzose muß mit Höflichkeit geschoren werden, aber nicht hereingelassen," und so ging ihm seine Frechheit ungestraft hin. Der Markgraf Karl selber begab sich auf den Platz, wo der Gesandte in seinem Wagen hielt, und stellte ihm mit überschwänglichen Artigkeiten vor, wie seinem Verlangen unmöglich willfahrt werden könne, und daß übrigens seiner Eigenschaft als Gesandter alle größten Rücksichten zugesichert seien; allein es dauerte lange, bis der gereizte und absichtlich herausfordernde Diplomat endlich soweit beschwichtigt wurde, daß er sich bequemte, in dem nahen Dorfe Heidenau unter der Obhut einer Schutz- und Ehrenwache fürerst Quartier zu nehmen, um daselbst die gehoffte Erlaubniß des Königs zum Einlaß in das sächsische Lager oder neue Befehle seines Hofes abzuwarten; doch unterließ er nicht von hieraus den Markgrafen täglich mit Sendungen, Beschwerden und Wünschen anzugehen. Bei aller Strenge der Absperrung wollte der König doch keineswegs, daß des Königs von Polen eigne Tafel Mangel litte, sondern befahl, täglich eine bestimmte Zahl von Wagen mit Vorräthen durchzulassen.

Indeß rückten die Oesterreicher in beträchtlicher Stärke wirklich gegen Schandau vor; Winterfeldt schrieb: „Es fängt hier an bunt zu werden, und wir müssen uns brav tummeln;" er traf alle Vorkehrungen, den Feind zu empfangen; der König seinerseits sandte Verstärkungen, und schrieb dabei am 13. Oktober: „Ich gestehe, daß weilen ich nicht selber sehen kann, was da passirt, daß mir das Herze recht benauet ist." Einige Gefechte fielen zum Nachtheil der Oesterreicher aus, und da der von ihnen mit den Sachsen genommenen Abrede von beiden Seiten, wegen des stürmischen Regenwetters nicht gehörig entsprochen wurde, die Preußen auch überall in furchtbarer Bereitschaft standen, so zogen jene unverrichteter Dinge wieder nach Böhmen zurück.

Die Sachsen hielten sich indeß noch immer, versuchten einige Bewegungen, und ihr Oberbefehlshaber Graf Rutowski bekam sogar Befehl, die Preußen anzugreifen, um sich

durchzuschlagen; allein er sah bald die Unmöglichkeit irgend eines Erfolgs, die Höhen waren rings von preußischem Fußvolk stark besetzt, alle Pässe von zahlreichem Geschütz beherrscht. Rutowski ließ dem Könige von Polen und dem Grafen von Brühl, die sich jetzt in Sicherheit auf dem Königstein befanden, dies vorstellen, und suchte nun nochmals durch Unterhandlungen wenigstens freien Abzug zu gewinnen. Er sandte deßhalb einen Offizier an Winterfeldt. Dieser lehnte den Antrag, für den er nicht ermächtigt sei, entschieden ab, führte aber den Offizier durch die ganze Linie der Einschließung, zeigte ihm die Stärke der getroffenen Maßregeln, die Stellung und Zahl des Geschützes, und entließ ihn mit den Worten: „Sie haben jetzt meine ganze Stellung gesehen; machen Sie davon dem Grafen Rutowski eine genaue Beschreibung, und sagen Sie ihm, ich überließe es seiner eignen Beurtheilung, ob er sich noch getraue, sich durchzuschlagen.“ Auch der König hatte sich schon dahin erklärt, wenn die Unterhandlung nicht schnell zum Ziel führte, sollten die Feindseligkeiten gleich wieder angehen, er werde sich jetzo von keinem Menschen mehr amusiren lassen. Hunger und Verzweiflung nöthigten endlich die Sachsen zur Uebergabe. Rutowski selbst kam den 15. Oktober in's preußische Lager, und unterzeichnete die Bedingungen, welche Winterfeldt, nach schnöder Verwerfung fast aller von jenem entworfenen Punkte, ihm hart und streng auferlegte. Die sämmtlichen sächsischen Truppen, 17,000 Mann stark, waren kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen aber gezwungen, in preußischen Dienst zu treten. Der König von Polen durfte mit seinem Gefolge frei nach Warschau reisen.

Winterfeldt widerrieth sehr die Art, wie die Einverleibung der sächsischen Truppen in das preußische Heer geschah. Die unglücklichen Soldaten zeigten den tiefsten Schmerz und die heftigste Wuth, als sie dem Könige von Preußen schwören sollten. Ungeachtet dieser Stimmung, deren gewaltsame Ausbrüche kaum zu unterdrücken waren, ließ der König 10 Regimenter sächsischen Fußvolks völlig in ihrem Bestand, und gab ihnen nur preußische Röcke und Offiziere. Viele Sachsen hätten gewiß freiwillig Dienste genommen, und dann auch

wohl ausgehalten; jetzt gezwungen, suchten sie nur die Gelegenheit zu entkommen, und da sie beisammen blieben, so fanden sie diese leicht. Sie gingen schaarenweise, zu ganzen Kompanieen und Bataillonen, im nächsten Feldzuge zu dem Feinde über, nicht ohne Anreizung und Hülfe von Seiten der Königin von Polen, welche beharrlich in Dresden geblieben war. Wollte man die Sachsen zum Dienste zwingen, so mußten sie in die preußischen Regimenter vertheilt werden, was zuletzt mit den noch übrig gebliebenen auch geschah. Der König bedauerte zu spät, daß er Winterfeldt's Warnung und Rath nicht gleich anfangs beachtet hatte.

Der König nahm seine Winterquartiere in Sachsen, und auch Schwerin zog sich aus Böhmen nach Schlesien zurück. Da jedoch letztere Provinz nicht gehörig gedeckt schien, so mußte Winterfeldt mit etwa 3000 Mann durch die Lausitz in die Gegend von Landshut eilen, die ganz offen war, und in Verbindung mit Schwerin das Gebirge besetzt halten. Er befehligte hier 7 Bataillons Fußvolk, 1 Dragoner-Regiment und 500 Husaren. Der Feind blieb auf dieser Seite nicht ganz ruhig, und man konnte besorgen, daß er mitten im Winter einen Streich versuchen, oder doch den Feldzug ungewöhnlich früh eröffnen würde. Winterfeldt war daher unausgesetzt wachsam, suchte die Absichten des Feindes zu erspähen, und jedem Vorhaben die nöthige Gegenwehr auszudenken. Er beschränkte sich dabei nicht auf seinen nächsten Bereich, sondern ging auf das Ganze der Kriegsführung ein, welche der König mit ihm auch stets gern und ausführlich überlegte. So schrieb er an Winterfeldt am 2. Dezember: „So viel ich aus Seinen und meinen Nachrichten schließe, so suchen die Oesterreicher Schwerin Jalousien zu geben, als wann sie so eben was auf Schweidnitz oder das Glatzische tentiren wollten, um den Marsch der polnisch-sächsischen Regimenter, so nahe meine Gränze bei Bilitz passiren, zu versichern, und um zu verhindern, daß sie Schwerin unterwegs was anhänge. Dann, wor die Leute nicht toll feindt, so können sie mit Fundament jetzunder nichts auf Schlesien entrepreniren. Kämen sie herein, so würden sie sofort wieder herausgejagt; also haben bis dato die Mouvements, so sie

an die Gränzen machen, keine andere Ursache, als die ich gesagt. Wegen der Magazins, so glaube ganz gewisse, daß sie mit einer Armee gegen Niederschlesien werden agiren wollen; ungersch Zeug in Oberschlesien; aber hier wird auch eine Armee herkommen, und muß man also sehen, wo der große Effort wird gemacht werden, damit meine Force gegen die ihrige recht agiren kann; denn darbei bleibe ich, an einem Ort stark zu seind, damit man was Rechtes decidiren kann; bin ich allerwegens vertheilet, so bin ich allerwegens schwach, und gehet es dann als bei Lowositz, daß man den Feind schlägt, und nicht davon profitiren kann. Die Pommern lasse indessen nach Görlitz, Lauban und Greiffenberg marschiren, damit man sie hinziehen kann, wo es Noth ist. Schreibe Er mir, was weiter passiret. Adieu. Die zwei Prinzen, so der König (von Polen) mitgebracht hat, gehen nach Wien, um mit Brown die Kampagne zu thun." Und am 14. Dezember: „Hiesiger Gegend ist alles stille; Prinz Bevern, den ich nach Lieban habe marschiren lassen, schreibet mir auch, daß bis dato der Anschein zu einer Attake nicht wäre, und glaube also, daß noch den Winter alles still bleiben möchte. In Wien saget man vor gewisse, daß fünf Armeen sollten aufgebracht werden; 1. die Reichsstände in Respekt zu halten, 2. das Projekt von Grünne durch das Hildesheimische und Halberstädtische zu exekutiren, 3. gegen Oberschlesien, 4. gegen Zittau, 5. gegen Eger. Dieses ist noch alles unreif und weitläufig; gewiß aber ist es, daß die Franzosen auf Wesel wollen; von den Russen ist noch nichts Zuverlässiges zu sagen. Die Franzosen geben Baiern und Würtembergern Subsidien, daß sie auch Truppen stellen sollen; die Leute seind mir so böse, sie möchten mir zerreißen; allein ich glaube, wann erst die Oesterreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, so werden sich die stolzen Wellen legen. Adieu." Dagegen berichtet Winterfeldt aus Landshut vom 18. Dezember, daß er seit seiner Ankunft schon für strenge Ordnung im Zoll- und Accisewesen gesorgt; der König würde durch die dortigen Truppen in jener Gegend eine namhafte Mehreinnahme gewinnen; die einzige Ausnahme gestatte er, daß die Landleute, welche Lebensmittel aus Böhmen bringen,

nur den ordinairen Zoll und Accise entrichten, da hiedurch dem Feinde Abbruch geschähe, die eignen Magazine aber um so viel geschont würden; die Leute würden von den Preußen prompt bezahlt, bekämen zu Hause aber für gezwungene Lieferungen nur schlechte Scheine, dadurch entstünde so übler Willen, daß dem Feinde nicht möglich sei, in dortiger Gegend Reiterei vom Lande zu unterhalten; sodann fährt er fort: „Auf dem stärksten Magazin, und wer es damit am längsten aushalten kann, kommt meines Erachtens alles an. Dem Feinde können die Dispositiones seiner fünf Armeen nicht so viel helfen, als er sich von der Menge derselben verspricht. Denn er ist an seine Magazine, welche ihm sauer werden zu fourniren, gebunden, und kann nichts, wenigstens nicht an fünf Orten zugleich unternehmen. Will er aber was entrepreniren, so muß er sich durch Defilé's von seinen Magazinen weit entfernen, und Ew. Majestät sind alsdann im Stande mit drei mittelmäßigen Armeen, und einem etwa darzwischen detaschirten Korps, sein ganzes Dessein zu verrücken, und ihn, will's Gott, in die Enge zu bringen. Ehe sich der Krieg, und so wie Ew. Majestät es allezeit gesagt, nicht gegen Mähren spielt, so giebt es keinen rechten Ausschlag der Sache. Ich glaube aber, daß es möglich sein wird, solchen von hier aus, noch dieses Jahr dahin zu drehen. Es muß aber das wahre Dessein dem Feinde verborgen bleiben, und er gar nicht darauf rechnen. Der Feldmarschall Schwerin hat meine Sentiments über ein- und anderes verlangt. Ich habe ihm dann alles, was ich nach meiner wenigen Einsicht denke, heute darüber geschrieben, und ihn nach der Seite von Reichenau, Czasstallowitz und Hohenmauth geführt. — — Der Feind wird sich durch seinen Haß gegen Ew. Majestät selbsten stürzen, und Ew. Majestät kommen, will's Gott, gewiß, mit größter Gloire und Vortheil aus dieser schwer scheinenden Sache." — Am 21. Dezember schreibt der König aus Dresden: „Nach allen meinen Zeitungen scheint es, als wann die Oesterreicher von Eger aus ihren meisten Effort thun werden, und vielleicht auch durch der Lausnitz; dieses ist vernünftiger, als sich nach Schlesien mit alle die großen Festungen einzulassen. Ich kann bis dato noch nichts Gewisses von ihren

Projekten sagen, aber so viel sehe ich wohl, daß wenn ich an einem Ort einem ihrer Korps stark auf den Hals falle, daß ich alsdann durch bin. Wo es geschiehet, ist einerlei, und wenn man das Meiste zerstreuet hat, dann ist Zeit nach Mähren, ehr aber nicht." Gleich den Tag darauf schreibt der König wieder: „Ich habe Seinen Brief wohl erhalten, wegen der Postirung der Husaren, welche ich ganz approbire. Diesen Winter wird nichts passiren, aber was künftig Frühjahr werden wird, ist ein anders. Das Regiment mit schwarze Aufschläge ist Deutschmeister, die aus Brabant gehen über Donauwörth! — ich habe Leute, so ihren Marsch kotoyiren, — und die können nicht vor Ende Dezember hier sind. Ich gehe morgen nach Leipzig, Weißenfels, Lützen, Grimma, Borna und alle die Oerter, um mir recht eine Idee von die Terreins zu machen, einen Kolonnenmarsch reise ich hin, den andern zurücke. Nebentisch muß Spions nach Wien mit Zeitungen schaffen. Soviel weiß ich, daß man mit Brown nicht zufrieden ist; das ist aber nicht genug, ich muß das Projekt der Kampagne haben, drei Kojons habe ich dorten, aber man kann der nicht genug haben. Adieu. Gott bewahre." Unter den erwähnten drei Kojons befanden sich sogar zwei Pfaffen, wie aus einem anderen Briefe hervorgeht. Winterfeldt schreibt hinwieder aus Landshut am 26. Dezember die Worte voll Muth und Kraft: „Es wird nun wieder die Zeit kommen, daß man nicht einmal fragen muß, wie stark der Feind ist, sondern nur, wie man ihm ankommen will? Und wenn es nur erstlich so weit wäre, so geht will's Gott alles gut. — Der Feldmarschall Brown soll sich haben verlauten lassen: Eine Bataille wolle er noch probiren, und wann solche nicht gelänge, alsdann gleich den Abschied nehmen."

Diese Mittheilungen und Berathungen zwischen dem Könige und Winterfeldt gingen unausgesetzt fort; der König hielt seinem so fähigen als eifrigen Kriegsvertrauten nichts geheim, und schwerlich empfing irgend ein anderer General so häufige und ausführliche Zuschriften von des Königs eigner Hand. Gleich am 28. Dezember schreibt der König aus Dresden wieder: „Hierbei schicke Ihm Brownen seine Dislokationsliste, daraus Er sehen wird, was hier alles steht. Wegen die An-

stalten, so die Oesterreicher an der Gränze machen, so zwinget ihnen die Noth dazu und Mangel der Subsistanze; aber dieses thut uns nichts, dann den Winter wollen wir nicht agiren, und können nicht vor Juni bei ihnen hin, dann finden wir die Felder voll, und Ochsen nehmen wir mit uns, so viel wir nöthig haben. Also muß man noch auf ernstere Anstalten warten, die uns in derer Leuten Desseins besser sehen lassen. Künftig Jahr wird der Krieg hiesiger Gegend an der Elbe, gegen Niederschlesien ins Gebirge bei Braunau, in Oberschlesien bei Troppau und Ratibor anfangen, und mit des Himmels Hülfe bei Olmütz sich endigen. Adieu." Und am 29. Dezember: „Nach meinen Nachrichten, so seind Seine Nachrichten in Ansehen der Position des Feindes und seinen Magazins richtig; was aber die ungar'sche Nachrichten seind, da zweifle ich noch sehr daran. Wann sie vier Armeen machen, so ist gewisse die in Oberschlesien nur Husaren, Panduren und Sachsen, und die drei andern regulair. Ich bringe künftig Jahr mit Schwerin 120,000 Mann gegen die Oesterreicher in's Feld; wenn die andern 140,000 Mann haben, so ist es der Welt Ende: also was das angehet, werden wir wohl mit sie fertig, nur muß ich mit meiner Kavallerie solche Versuren machen, daß ich die immer an den Ort hinbringe, wo ich was dezidiren kann, das wird alles ausmachen, dann, kömmt der Feind, ich schlage ihm, und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts dezidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, die wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden. Hierbei überschicke Ihm meine Nachrichten. Sie werden den Winter stille sitzen, aber das Frühjahr, so bald es ihnen möglich ist, im Feld rücken, und das ist gut, denn es mag im Norden so wüste aussehen, als es will, seind wir an einem Ort mit die Oesterreicher fertig, so werden die andern sehr kopfschen werden. Ich gehe den 3. oder 4. nach Berlin; ich werde aber gegen den 13. oder spätstens den 14. wieder hier sein; Brown gehet auch nach Wien, also wird es gewisse stille bleiben. Gegen den 20. Januar denke ich nach Schlesien zu kommen, und Ihm alsdann auch zu sprechen. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt fuhr fort, eine Menge von Nachrichten und Angaben zu liefern, unter andern, daß bei dem österreichischen Heere der Graf von Lasey, Sohn des Feldmarschalls, und der Fürst von Löwenstein, den kleinen Krieg mit außerordentlicher Thätigkeit zu führen vorhätten, diese beiden jungen Ritter schmiedeten lauter Anschläge zusammen, und würden aller Orten probiren, wo sie eine bloßgestellte Besatzung fänden; sie riskirten nach ihrer Art zu denken auch nichts, denn sie traktirten ihre Kroaten und Panduren wie das Vieh, und fragten nichts darnach, wenn sie solche auch aufopferten; er meldete ferner, daß die Oesterreicher sich stark vermehrten. Der König erwiederte hierauf den 9. Januar 1757 aus Berlin; „Ich habe eben Seinen Brief erhalten. Was die Zeitungen von der Menge der österreichischen Truppen seind, habe ich Mühe sie so stark zu glauben, als sie sich angeben; indessen, um daß ich meine Zeit hier nicht übel anwende, so habe ich noch eine Augmentation resolviret in der Infanterie, wodurch jede Kompanie mit 30 Kantonisten verstärkt wird. Nun fange ich an, in dem großen Projekt der Oesterreicher etwas klarer zu sehen, und wird Brown und Piccolomini, der eine durch die Lausnitz, der andere bei Braunau oder Glatz einbrechen. Die Truppen, so aus den Niederlanden gekommen, sollen zu deutschen Truppen stoßen und agiren gegen das Halberstädtische. Die Russen werden Preußen unberührt lassen, und marschiren grade gegen Schlesien, ich glaube jenseit der Oder; also habe ich resolvirt, wo dieses geschiehet, daß Lehwald ihnen im Rücken gehen soll, grade durch Polen, durch und sie ankriegen, wo er kann. Wegen uns, so kann ich Schwerin gegen der Zeit leichte verstärken, und wird mir wohl die Niederlausitz zu Theil werden, und gegen Naumburg und der Gegend werden wir wohl unsere Affaire ausmachen. Was Leschwitz angehet, so schreibe Er ihm nur Seine Gedanken wegen seiner jetzigen Position, und was die Kampagne des Frühjahrs angehet, so ist nicht möglich, daß die Leute solche vor medio Mai öffnen. Ich denke den 22. in Schlesien zu sein, wo wir alle diese Punkten noch reiflicher überlegen wollen. Ich danke vor die Nachrichten, und glaube

den Grund davon, aber dabei, daß vieles zugesetzet ist. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt bezeigt seine Freude über die vom Könige befohlene Truppenvermehrung, bestätigt aber seine früheren Nachrichten, und läßt kein Mittel unversucht, neue und gewisse zu erlangen. Er wagt auf seine Rechnung 100 Louisd'or, um grade zu aus Brown's Kanzlei von dessen Absichten unterrichtet zu werden, und meldet, daß Rebentisch einen Erzpriester zum Kundschafter für Wien bereit habe, derselbe sei von seiner Pfründe abgesetzt, gebe man ihm nur eine neue und 200 Dukaten Reisegeld, so wolle er alles thun, was man ihm auftrage. Der König lehnt dieses letztere ab, da er in Wien schon Leute habe, der neue Kundschafter, wenn er jetzt mit großen Umwegen dorthin reisen sollte, aber auch viel zu spät kommen würde; was dagegen den Menschen in der Brown'schen Kanzlei betreffe, da solle Winterfeldt kein Geld sparen, seine Auslagen sollen ihm ersetzt, der weitere Bedarf sogleich geschickt werden. Gegen die bisherigen Nachrichten aber zeigt der König diesmals stärkeres Mißtrauen, und schreibt vom 18. Januar: „Ich fange an zu glauben, daß Seine Nachrichten nicht richtig seind; wo könnte Brown 40,000 bei Rumburg und denen Gegenden zusammenbringen, ohne daß meine Postirung erführe, daß was in Bewegung ist? Ich weiß, daß eine große Ursache, warum sie uns in der Lausnitz allarmiren, vornehmlich ist, um mir zu bewegen, die preußischen Truppen anhero zu ziehen; dann sie erkundigen sich sehr, ob die schwarze Husaren und andere preußische Regimenter noch nicht da wären. Ich habe jedoch den Prinz von Bevern hingeschickt, um zu wissen, ob es nöthig ist, daß ich das Korps verstärke. Ich kann nicht glauben, daß die Leute würden fleckweise agiren wollen, das wäre das Mittel en détail geschlagen zu werden. Was hilft ihnen jetzunder Zittau! sie haben bessere Wege nach der Lausnitz durch Kratzau, und sie können sich wohl vorstellen, daß die Stadt nicht während der Kampagne wird besetzt bleiben. Also glaube ich nicht, daß sie jetzo was vornehmen werden. Der König von Frankreich ist von einem infamen Menschen blessirt worden, er ist außer Gefahr, beichtet und kommunizirt; dieses wird

ein neues Ministerium zuwege bringen, und wollen die Franzosen doch was thun, so glaube ich wird es langsam und später geschehen. Ich warte auf Briefe von Schwerin, wie er sich befindet, um meine Reise darnach zu bestimmen. Adieu." Am 27. Januar giebt ihm der König neue Mittheilung über den Stand der Sachen, und meint, der Krieg werde sich doch wohl längs der Elbe aufhalten und entscheiden. Am Schlusse sagt er: „Wenn Er dorten was erfährt, so schreibe Er mir es gleich, dann differente Zeitungen, die sich kreuzen, erklären eine Sache. Adieu. Gott bewahre." Diese letzteren Worte sind ganz im Karakter des Königs, er hatte die Nachrichten Winterfeldt's etwas herabgesetzt, mit Unrecht, wie es scheint, was jedoch einzugestehen nicht seine Art ist; nun möchte er aber, daß sie nicht weniger fleißig gegeben würden, und da giebt er einen durchaus triftigen Grund, wobei auch die weniger gewissen ihren Werth haben! Winterfeldt seinerseits erscheint in seinem Verhältnisse von untadliger Haltung, in stetem Eifer und Gleichmuth, und bei aller Freimüthigkeit, die er sich erlaubte, und der großen Gunst, die ihm gewährt wurde, in der strengsten Unterordnung und Folgsamkeit, als das Muster eines tüchtigen Kriegsmannes, der den höchsten persönlichen Werth besitzt, aber diesen ganz seiner dienstlichen Stellung widmet, nicht über sie hinausschweifen läßt! Der König kam darauf nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt nach Hainau, wo er am 29. Januar sich mit ihnen über die Lage der Dinge besprach. Sehr zufrieden mit den Maßregeln, welche für Schlesien getroffen waren, und mehr als je auf Winterfeldt vertrauend, kehrte er nach Dresden zurück.

Bald nachher dankte der König ihm auf das gnädigste für die neuerdings mitgetheilten Nachrichten, von denen er nicht unterließ anzumerken, daß er sie in den allermeisten Stücken für gegründet und ganz wahrscheinlich, auch richtiger wie die ersteren und vorigen zu sein erachte, und forderte ihn auf, damit fortzufahren. Auch ließ der König ihm alle wichtigen Nachrichten mittheilen, damit er immer die Uebersicht des Ganzen behielte, und sein Urtheil und seinen Rath mit gehöriger Kenntniß geben könnte. Der König bestätigte Win-

terfeldt's Angabe, daß in Wien große Uneinigkeit unter den Ministern und Generalen sei, und daß Brown auch unter dem Prinzen von Lothringen dienen wolle. Indeß vermehrten sich die Streitkräfte der Oesterreicher, die Reichstruppen, die Franzosen und die Russen sollten nun ernstlich mit auftreten, und alles gab den Anschein, daß der nächste Feldzug ein äußerst harter und entscheidender werden müßte. Winterfeldt überschaute und prüfte die Aufgabe mit gutem Vertrauen, er glaubte den König und sein Heer dem Andrange so vieler Feinde völlig gewachsen, aber der größte Eifer, die höchste Anstrengung mußten dazu überall mitwirken. Er selbst lebte in rastloser Thätigkeit. Am 21. Februar berichtete er aus Landshut den Ertrag eines Ausfluges, den er nach Neiße gemacht; die Oesterreicher, schrieb er, welche nicht rechneten, daß die Russen zur Eröffnung des Feldzugs einträfen, noch daß die Franzosen, wie Kaunitz durchaus verlangte, nach Böhmen vorrücken würden, hätten die Absicht, zuerst in Schlesien einzudringen; er verspreche aber, daß sie keinen Fußbreit Erde gewinnen sollten; habe er nur 10 bis 12,000 Mann, und jene kämen auch mit 20,000, so werde er ihnen, sobald sie einen der drei Engwege zurückgelegt, sogleich auf die Haut gehen, und theilten sie sich, so würde es ihnen um so schlimmer gehen. Am 7. März theilte der König ihm neue zuverlässige Nachrichten über die in Wien gepflogenen Kriegsberathungen mit; die Angaben über die französischen Unternehmungen schienen ihm glaubhaft genug, über die österreichischen wollte er noch nähere erwarten; dann setzte er eigenhändig hinzu: „Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran setzen; eine gute Husche, so wird alles klarer werden."

Indessen war es dem österreichischen General Grafen von Lascy eben Tages vorher gelungen, die Preußen bei Hirschberg zu überfallen, ihnen einige Mannschaft zu tödten, und 2 Feldstücke wegzunehmen; Winterfeldt hatte auf einige Mängel der dortigen Postirungen den Herzog von Bevern aufmerksam gemacht, dieser aber nicht darauf geachtet. Der König schrieb nun, Winterfeldt habe in seiner Voraussicht Recht

gehabt, wollte aber doch die Sache für so viel nicht gelten lassen, es sei keine Ueberrumpelung gewesen, die Truppen hätten brav gefochten, nur werde der Feind, — „die Kanaillen" —, schrecklich Lärm von dem angeblichen Erfolg machen, und dreister werden, aber bei erster Gelegenheit müsse es ihm eingetränket werden. Ein Versuch dieser Art, welchen der Herzog von Bevern gegen Friedland unternahm, schlug fehl, weil die verschiedenen Truppentheile nicht gehörig zusammenwirkten, und Warnery, der den Anschlag entworfen, und die Husaren dabei befehligte, berichtete darüber voll Verdruß an Winterfeldt, welcher den Bericht am 12. März aus Landshut mit folgendem Schreiben an Eichel sandte: „Ew. Hochwohlgeboren werden aus der Kopie derjenigen Relation, welche ich gleich anjetzo von dem Oberstlieutenant Warnery erhalten habe, mit mehrerem ersehen, daß ich leider ein gar zu richtiger Prophet gewesen bin, und nichts dadurch ausgerichtet worden, als daß in ein Wespennest gestört worden, und von nun an die dasigen Regimenter beständig werden zusammen und unters Gewehr sein müssen. Im Herbst und vor Winters hätten wir Friedland nehmen und uns in dem Zipfel von Böhmen festsetzen sollen. Als welches uns vor der jetzigen Kampagne sehr vortheilhaft würde gewesen sein. Da meine Kasse ganz erschöpft ist, und ich die nöthigen Missionsausgaben zu bestreiten, welche sich anjetzo täglich häufen, schon 400 Thaler von dem Herrn General Mautenffel aufgelehnt habe, so habe ich meine Rechnung in dem Briefe an Seine Majestät mit eingeschlossen, und bitte gehorsamst zu besorgen, daß der Feldjäger die ausgelegten Gelder mit zurückbringt. Meine kleinen Ausgaben, die ich gar nicht angerechnet, erstrecken sich anjetzo schon über 500 Thaler. Mir mortifizirt es recht, daß ich bei denen erstaunenden Ausgaben, welche Seine Majestät ohnfehlbar haben müssen, auch noch mit Rechnungen muß angestochen kommen. Hätte ich 10,000 Thaler von meinen eigenen Mitteln zu disponiren, oder könnte solche auch nur kreditirt bekommen, so wendete ich solche gewiß an. Indem ich nach geendigter Sache, welche will's Gott recht gut vor uns ablaufen wird, gewiß wiederum zu meinem Schaden kommen würde."

Die Umstände wurden stets bedenklicher. Der König hatte auf das Bündniß Hannovers gerechnet, und vernahm jetzt, daß die dortigen Minister alles anwendeten, um das Land neutral zu erhalten, ja daß sie die Kriegsrüstungen absichtlich verzögerten, um dann später den Vorwand zu haben, sie wären gezwungen gewesen, sich mit dem Feinde friedlich abzufinden. Ungesäumt aber schrieb der König selber an den König von England, stellte ihm die Sache vor, und meinte gegen Winterfeldt, wo nicht alle Ehre in der Leute Herz erloschen sei, so müßten sie an der Stange halten. Immer ernstlicher wurde die Aufgabe des bevorstehenden Feldzuges, und vor allem war nöthig, daß gegen den stärksten und nächsten Feind, die Oesterreicher, rasche und entscheidende Schläge geschähen. Der König ließ alle seine Kundschaften und Plane an Winterfeldt mittheilen, und schrieb ihm: „Schreibe Er mir Seine Gedanken über die Nachrichten; ich sollte glauben, ich hätte es getroffen, dann wann es sich nach meinen Nachrichten drehet, so sehe ich nicht, wie anders möglich ist seine Dispositions zu machen.“ Wiewohl nun der König auf seinem Standpunkte manches anders sah, als Winterfeldt, und auch dessen Ansichten öfters nicht beistimmte, so ließ er ihn doch auf's neue wissen: „Er könne versichert sein, daß er ihm dem Könige kein größeres Plaisir thun könne, als sein Sentiment demselben ganz natürlich und aufrichtig zu sagen.“

In Winterfeldt's arbeitsamem und fruchtbaren Geiste war mittlerweile ein Plan gereift, welchen er jener Aufforderung folgend am 19. März aus Landshut durch folgendes Schreiben dem Könige vorlegte: „Ew. Königliche Majestät werden aus meinem allerunterthänigsten Rapport von dem 16. dieses bereits allergnädigst zu ersehen geruht haben, wie ich schon darin, und ehe ich Ew. Majestät allergnädigsten Befehl vom 16. gestern Abend erhalten, in Allerhöchstdero idées, als worüber ich gar zu vielfältig instruirt bin, daß mir solche nicht allezeit den besten und sichersten Weg zeigen sollten, in so weit entrirt habe, als mir die bisherigen Umstände unserer Feinde gegen Schlesien und Sachsen, ohne aber auf 80,000 Franzosen zu rechnen, welche gegen Wesel und das Magdeburgische agiren wollen, bekannt gewesen sind.

Wann dem Feldmarschall Brown die Zeit gelassen wird, daß er mit 80 bis 90,000 Mann so lange still sitzen und abwarten kann, wie derer Franzosen ihr Dessein abgelaufen, so könnten Ew. Majestät alsdann nicht anders als wenigstens 30,000 Mann gegen die Franzosen schicken, 60,000 Mann gegen Brown, 35,000 Mann gegen die Lausnitz, und Schlesien, außer 15,000 Mann bei Schweidnitz, ganz bloß lassen. — Gott bewahre aber darvor, nicht in der Verlegenheit zu kommen, solche mesures nehmen zu dürfen. Denn Schlesien würde auch in der kurzen Zeit vom Feinde so ruinirt werden, daß alle unsere Ressourcen, und worauf wir doch während dem Kriege am mehrsten rechnen müssen, gänzlich dadurch wegfielen. — Um aber diesem Uebel abzuhelfen, und des Feindes gefährlichen Desseins vorzukommen, sehe ich kein ander Mittel, als daß wir von hier, aus Schlesien, sobald als möglich das Spiel anfangen, und dem Feinde auf die Magazins von Pardubitz und Königingrätz, welche seine stärksten sein die er hat, zu fallen suchen. Die Piccolomini'sche Armee ist in ihrer jetzigen Verfassung nicht stark genug solches zu verhindern, und muß Brown, welcher es ohnedem nicht leiden kann, solche alsdann verstärken. Ew. Königliche Majestät aber, welche in Sachsen mit einer starken Armee ihm in der Nähe stehen, können ihm alsdann dadurch nicht allein seinen Anschlag auf die Lausnitz zernichten, sondern auch vielmehr von da offensive agiren lassen. Wo der Feind zu Aussig ein starkes Magazin hat, als welches allda sehr lustig angeleget ist, so könnte ihm solches vors erste auch genommen werden. — Wann der Feind bald und in der Zeit angegriffen wird, ehe er mit seinen Arrangements fertig ist, so können wir anjetzo mit 30,000 Mann mehr gegen ihn ausrichten, als im Monat Juni mit 60,000 Mann. Der Feind muß Haar lassen, ehe die Franzosen ihr Dessein ausführen und dem Magdeburg'schen nahe kommen können, alsdann aber, wann der Feind nur erst eine Schlappe bekommen, so dependirt es allezeit von Ew. Königlichen Majestät so viel als nöthig gegen die Franzosen zu schicken. — Königingrätz ist von hier 11, und von unserm Schweidnitzischen Magazin 15 Meilen. Kann nun ausstudirt und mög-

lich gemacht werden, daß wir nur, wann wir uns aus dieser Gegend mit der Armee in Marsch setzen, vors erste auf 14 Tage Brod und Fourage nachbekommen können, so sind wir geborgen. Ich halte davor, es geht an, und mache vor mich einen Plan dazu. Wann wir 3 Tage aus unsern Magazinen rechnen, so bekommen wir vor den 4. Tag noch allezeit so viel in Böhmen dazu. Dieses hilft uns dann mit durch, um unsere Fourage, die nachgefahren wird, an uns ziehen zu können. — Es würde dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der ohnvermuthetste Donnerschlag sein, so jemals geschehen, und dadurch alles in Schrecken und Konfusion gerathen. — Die jetzigen Umstände von Ew. Königlichen Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Parthie zu ergreifen, retten kann. Was von hier deßhalb möglich zu machen, darin wird gewiß der Feldmarschall Schwerin mit aller präkautiensen Ueberlegung entriren, und wenn derselbe alsdann seine Parthie genommen, solche mit Vigueur exekutiren. Falls nun der Feldmarschall meiner Proposition Beifall geben sollte, so können Ew. Königliche Majestät alsdann ganz sicher und ruhig dabei sein, daß es wills Gott mit Gloire wird ausgeführt werden. Ich bin davon so gewiß überzeugt, daß wenn ich zehn Köpfe und Leben hätte, solche Ew. Majestät davor zum Unterpfande geben wollte. — Mein Herz ist mir anjetzo zu voll, um mich in der Ordnung über alles expliziren zu können. Falls aber Ew. Königliche Majestät die Gnade haben auf meinen Vorschlag zu reflektiren, so bitte ich unterthänigst, den Obersten Finck herzuschicken, als gegen welchen man sich insgeheim en détail dekouvriren, als auch zugleich durch selbigen Ew. Majestät allergnädigste Intentiones erfahren, und ihm darauf antworten kann. — Wesel wollen doch Ew. Königliche Majestät nicht defendiren lassen, sondern vermuthlich nur Geldern allein, als worbei sich doch auch die Franzosen nicht übereilen, sondern lange aufhalten und sehr glorieux sein werden, wenn sie diesen Ort bekommen. Der Prinz Karl soll ja alle seine Effekten in Brüssel verkauft haben, welches dann wohl eine Marque, daß die Niederlande an die Franzosen sollen cedirt

werden, als wovor sie dann freilich efforts thun müssen. Wann aber die Oesterreicher nur erstlich eine Schlappe bekommen, so wird sich das französische Feuer auch gleich dämpfen. Sogleich erfahre ich, daß der Feind anfängt Braunau zu räumen, und alles nach Nachod hinzuschleppen. Ich glaube, daß es daher rühret, weil sie glauben, daß ich ihnen unvermuthet mit 18,000 Mann in Böhmen auf den Hals fallen werde. Es ist eine terrible Furcht in Böhmen. In Chrudim und allen denen Oertern finden wir auch Magazine."

Der König antwortete hierauf aus Dresden am 21. März ganz eigenhändig Folgendes: „Das Projekt ist admirabel, und stimmt auch einestheils mit das, was ich entworfen hatte; bei so einer importanten Gelegenheit wie diese aber, meritiret es, wohl examiniret zu werden. Fincke hat was zu thun bei Zwickau, den kann ich nicht schicken, ich lasse Oelsnitzen von Zittau kommen, sobald er hier ist, so gehet er nach Schlesien, und werde ich dem Plan alle Diffikultäten machen, die mir in den Kopf kommen, und die ein Offizier machen muß, damit alles erstlich wohl überlegt wird, und wenn alles arrangirt ist, die Exekution desto besser von Statten gehet. Die Engländer haben die Neutralität platt abgeschlagen, das hilft was; allein das hannöversche Ministère ist nicht zu trauen, können wir des Feindes Projekten derangiren, so ist es gewisse unser Spiel, alleine es muß mit einer probablen Gewißheit geschehen, und nicht ins Gelage, denn in Böhmen hereinzukommen ist leichte, wann aber das geschiehet, so lauft das ganze Piccolomini'sche Korps in das Retranchement und hinter den Adler bei Königingrätz, wie dann weiter? So haben wir die Truppen in Bewegung gebracht, und müssen darnach geschwinde zurücke, daß wir nicht Hungers sterben, dann ist das ein schlechter Anfang von Kampagne. Ich sehe schon ein, was ich aus der Lausnitz und dieses Orts beitragen kann, um die Expedition zu erleichtern, nur muß ich klarer in der Sache sehen, wie bis dato, um mich dazu zu determiniren. Wor es wahr ist, daß ein starkes Magazin in Bunzlau ist, so wäre das Projekt darauf sicherer und besser, denn laufet der Feind dar weg, so muß er sein Magazin verlassen oder ver-

brennen, bei Königingrätz ist es sehr schwer, und laufen die Leute darhin, so ist nichts auszurichten. Dieses alles muß wohl beantwortet werden; übermorgen denke soll Oelsnitz von hier abgehen und lauter Diffikultäten mit sich bringen; langsam bedacht, dem Feind sein Dessein kachirt, und frisch exekutirt, das macht alles aus. Adieu." Winterfeldt, voll Entzücken über die Aufnahme seiner Vorschläge, schrieb gleich am 24. März zurück: „Ew. Königlichen Majestät allergnädigstes Antwortschreiben von dem 21. dieses, welches ich gestern durch den Feldjäger erhalten, ist mir lieber als Millionen Schätze, denn ich mache mir daraus schon im voraus die Hoffnung: daß ich durch meiner vorgestrigen allerunterthänigst abgeschickten Vorstellung Ew. Majestät allergnädigste Intention dergestalt näher werde getroffen haben, daß, wenn der Oberstlieutenant Oelsnitz hier kommt, an denselben nicht viel Diffikultäten mehr werden zu beantworten sein. Aus dem hiebeigefügten Bericht, welchen ich sogleich von die bewußten Leute erhalten, und solchen von Wort zu Wort abgeschrieben habe, werden Ew. Majestät mit mehrerem ersehen, daß sich alles dazu schicken muß, und der liebe Gott, durch den Zusammenhang der Vorsehung, schon alles deßhalb eingefädent hat. Denn es sind aller Orten Magazine als vor uns angeleget, und der Feind steht auch so, als wir es nur wünschen mögen." Sodann ertheilt er nähere Angaben, wegen Lagern, Verproviantirung, Täuschung der eignen Behörden, über Wagen, und anderes der Art. Auch hatte er schon Einleitung zu näherer Abrede mit Schwerin getroffen. In den nächstfolgenden Tagen entwickelte er den Plan noch mehr, und berichtete nähere Umstände zur Empfehlung der Sache. Der König ließ an Winterfeldt unter dem 25. März aus Lockwitz schreiben, er sehe das Projekt für sehr interessant und gut an, nach der Position zu rechnen, worin der Feind jetzo stehe, wenn derselbe aber bald, und wie die Nachrichten sagten, schon den 1. April die Winterquartiere verlasse, so würde es damit zu spät sein. Und nachdem er in einer ausführlichen Erörterung die einzelnen Schwierigkeiten beleuchtet, findet er diese fast unübersteiglich. Die Sache könne, von Schlesien aus gesehen, ihre

gute Richtigkeit haben, allein er müsse erst überzeugt werden, daß dies auch im Allgemeinen der Fall sei, besonders wenn in Anschlag komme, daß gegen den Juni ein französisches Heer in der Gegend von Erfurt stehen könne. Er sendet deßhalb den General von der Goltz an Winterfeldt ab, um mit ihm mündlich alles nochmals zu besprechen, auch soll Winterfeldt mit seinen Erläuterungen fortfahren. Der König fügt noch am Schluß eigenhändig hinzu: „Ich finde, je mehr ich daran gedenke, das Dessein impraktikabel; wie wollen sie, wann sie das Magazin von Jung-Bunzlau haben, solches bewahren? marschiren sie nach Kollin, so nimmt ihnen der Feind sein Magazin wieder ab; verbrennen sie es, so ist dann Zeit sich wieder zurücke zu ziehen, und nicht so weit hinein zu laufen." Doch dies alles war nur ein Theil der Meinung des Königs, der absichtlich gegen Winterfeldt noch verhehlte, wie sehr dessen Anschläge ihm gefielen, die er auszuführen schon im Stillen sich vorbereitete, wie dies ein Schreiben an Schwerin bezeugt, dem er aus Lockwitz am 26. März eigenhändig mit voller Aufrichtigkeit vertraulich sagte: „Winterfeldt a un projet rempli de beaucoup de bonnes idées, j'y fais cependant toutes les difficultés, comme si je lui étais contraire, pour qu'il soit obligé de les lever, après quoi je prendrai mon parti définitif, me préparant déjà d'avance aux mesures qu'il me faudra prendre pour l'effectuer de mon côté." Winterfeldt aber fand die Einwendungen allerdings erheblich, und antwortete darauf am 28. März: „Seitdem habe ich Ew. Königlichen Majestät allergnädigstes Antwortschreiben vom 25. gestern früh erhalten, und bin dadurch von Umständen belehrt worden, die ich nicht übersehen können. So bin ich auch sogleich überzeugt worden, daß die Art und Weise meiner gethanenen Vorschläge nicht praktikabel und gültig sein. Indessen bleibe ich doch noch immer der Meinung, wie das Prävenire die beste Parthie. — Der Feind hat wirklich noch keinen rechten Plan, und wann man ihm auf dem Halse fällt, ehe er sich recht besonnen, so derangirt man ihm alles. Auf acht Tage oder später kommt es nicht an." Er meldete auch, daß der Feind alles längs der Elbe nach Sachsen ziehe, und machte

hierauf den neuen Vorschlag, mit 30,000 Mann von Schlesien aus wie ein Donnerwetter loszubrechen, wobei eine fliegende Schaar von 6000 Mann im Gebirge stehen bliebe; 45 bis 50,000 Mann, welche der Feind etwa dagegen aufbringen möchte, wären nicht zu fürchten, und käme eine größere Macht, so würde der König dann um so leichteres Spiel von Sachsen aus haben. Nachdem aber Goltz mit Winterfeldt und Schwerin zu Frankenstein eine Zusammenkunft gehabt, in welcher alle Fragen und Einwürfe nochmals erörtert worden, schrieb Winterfeldt das Ergebniß dieser Verhandlungen nieder, und schickte solches, von Schwerin mitunterzeichnet, an den König. Die gemachten Einwürfe wurden großentheils beseitigt, die Unternehmung keineswegs aufgegeben, indeß einer allgemeineren Uebersicht und neu hinzukommenden Gesichtspunkten willig untergeordnet.

Dieser merkwürdige Briefwechsel, der von dem Könige meistentheils, von Winterfeldt immer eigenhändig geführt wurde, und den wir in einer gewissen Vollständigkeit mitzutheilen aus Rücksicht für militairische Leser uns verpflichtet hielten, stellt lebendig vor Augen, in welch großartigem Verhältnisse hier zwei kriegsgewaltige Geister verbunden waren, Herrscher der eine, Diener der andere, doch beide durch Anerkennung und Zutrauen wie durch Eifer und Hingebung den Unterschied auf Augenblicke fast ausgleichend, ohne den ursprünglichen Standpunkt im geringsten zu verrücken! Sehen wir Winterfeldt hier gleichsam als einen Mitfeldherrn an der Seite des Königs emporsteigen, so bleibt doch des letzteren eigenthümliche Selbstständigkeit vollkommen frei; den vertrauten Freund, dessen Einsicht und Rath er stets verlangt, aber auch immer auf's neue prüft, dessen Eigenschaften ihm so angenehm als werth sind, vermißt er lieber bei seiner Person, als daß er ihn dem anderweitigen Dienstberuf entzöge, wo solche Thätigkeit insbesondre erfordert scheint.

Auf die Nachricht, daß der König die Feindseligkeiten alsobald eröffnen werde, schrieb Winterfeldt an Eichel, er habe darüber vor Freuden die Nacht nicht schlafen können, denn er sei, mit Gottes Hülfe, der preußischen Sache gewiß. In diesem Briefe ist bemerkenswerth, daß Winterfeldt Tabellen

über die Truppen anzufertigen hat, und davon sagt, es mache neue Mühe „wegen der verdammten blauen Sachsen", wie er die zum preußischen Dienst gezwungenen nennt! Der König aber mißtraute gleich wieder den Planen des Feindes, und meinte, Winterfeldt thue wohl, alle Maßregeln auf Vertheidigung zu stellen, er der König thue deßgleichen, und wenn sie dieses Jahr Schlesien und Sachsen von feindlichem Einfalle frei hielten, thäten sie alles, was man von ihnen verlangen könne. Da einige Reibungen und Streitigkeiten mit dem Minister von Schlesien, Grafen von Schlabrendorf, wegen der Verpflegung vorkamen, wobei Winterfeldt nach seiner Weise durchgriff und das Zweckmäßige anordnete, so kam die Sache an den König, der das Benehmen Winterfeldt's billigte, ihm nähere Verabredung mit Schlabrendorf empfahl, und hinzufügte: „Da ich Euch dann machen lassen will, wie Ihr wollet; welches ich dann auch dem Grafen Schlabrendorf schreibe." Schon früher hatte der König ihm in einer Sache der inneren Verwaltung ungewöhnliche Willfährigkeit bezeigt, und auf seine Empfehlung, da ihm, wie er schrieb, auch mit Eifer die Katholiken dienten, einen solchen zum Stadtvogt in Landshut ernannt, und deßfalls an Schlabrendorf, der entgegen zu sein schien, Befehl ertheilt. Unbegränztes Zutrauen aber bewies der König ihm in allen Geldsachen, seiner erprobten Uneigennützigkeit gewiß. Die großen Ausgaben für Kundschafter und Nachrichten waren in seiner Hand gegen jede Veruntreuung und Verschleuderung sicher; auch erfuhren seine Rechnungen, die ihrer Natur nach alle Belege entbehren mußten, nie den geringsten Zweifel. In einem Schreiben, welches einen solchen Gegenstand erledigt, findet sich eine eigenhändige Nachschrift des Königs, welche so lautet: „Es hatte mir jemand zum Essen gebeten, ich kam hin und fand nichts, so sagte er mir, ich hätte den Tag unrecht verstanden. So verschwur ich mir, mein Tage bei keinem essen zu gehen, der nicht den Tag und die Stunde hielt, quod bene notandum." Das Schreiben ist vom 8. April aus Lockwitz, und enthält nichts zur Aufklärung des für uns räthselhaften Scherzes, den wir aber doch als Beispiel der launigen Freundlichkeit des Königs hier einschalten,

und glücklichem Zufall oder Scharfsinne zur Lösung überlassen.

Das schwierige, doch allen Schwierigkeiten stets obsiegende Verhältniß erscheint recht schlagend auch in folgenden beiden Vorgängen, welche nur ein paar Tage auseinander liegen. Der König sendet am 14. April eine Vorschrift an Schwerin, welche dieser, der Feldmarschall, Winterfeldt'en mittheilen wird, und letzterer, der Generallieutenant, soll mit seinem Kopfe dafür einstehen, daß jener Vorschrift genügt, und sie buchstäblich befolgt werde. Winterfeldt antwortet, daß er schon im befohlenen Sinne gehandelt, den auch die Beschaffenheit der Sache und die Vernunft selbst anwiesen; „Haben Ew. Majestät also nur die Gnade", sagt er, unsrerseits ganz ruhig zu sein, und versichern sich allergnädigst, daß nichts soll verabsäumet werden." Dagegen will der König bei einem Manne, den er so eben in gewisser Art über einen Feldmarschall gesetzt, auch nicht den Anschein dulden, als dürfe er sich im geringsten etwas herausnehmen. Er läßt ihm unter dem 17. April ein Schreiben zugehen, worin es heißt: „Ich habe Euern Rapport vom 15. d. erhalten, worauf ich Euch aber, so viel das Avancement derer beiden darin benannten Husarenoffiziers anlanget, nicht verhalten kann, wie es Euch nicht konveniret mir darunter vorzugreifen, denn ich schon selbst die Avancements bei der Armee machen und deklariren werde, im übrigen auch von dem Avanciren derer Offiziers nach ihrer Tour nicht abgehen kann; mithin Ihr also in dem, was Ihr deßhalb gethan zu haben meldet, zu weit gegangen seid. Sonsten halte Ich es auch so, daß wenn Ich marschire, Ich allemal die besten Offiziers mit mir nehme, es wundert mich also sehr, daß Ihr die besten zurückgelassen habt. Wenn Ihr aber dennoch wegen erwähnter Offiziers etwas vorzustellen gehabt hättet, so wünschte ich, daß es eher geschehen wäre; denn da dieses Mein Schreiben Euch nun nicht eher treffen wird, als wenn Ihr schon vorgerückt und avancirt sein werdet, so würde doch jetzo alles zu späte sein. Ich bin übrigens Euer wohlaffektionirter König. Friedrich." Winterfeldt aber hatte keineswegs gefehlt, sondern konnte sogleich unter dem 21. April,

aus dem Lager bei Königinhof seine Rechtfertigung einsenden. Er schrieb: „Ew. Königliche Majestät bitte allerunterthänigst um Vergebung, daß mich wegen dem Lieutenant Klokotzki in der Eil nicht recht explizirt und mir also deßhalb, unter dem 17. datirt, ein höchst ungnädiges Schreiben zugezogen habe. — Ich habe mir nicht unterstanden, den Lieutenant Klokotzki zum Rittmeister zu deklariren, sondern bloß denen zurückgebliebenen Stabsrittmeister und Kapitains zu verstehen gegeben: sie möchten nur den Klokotzki, weil er von allem besser Bescheid wüßte, gewähren lassen, und ihm um so eher folgen wann sie mit demselben kommandirt wären, indem ich vermuthete, daß ihn Ew. Majestät vielleicht ehestens zum Rittmeister deklariren, und er sie alsdann doch kommandiren würde. Es chagrinirt mich sehr, daß mir aus redlicher Intention Ew. Majestät Ungnade zugezogen, und schreckt mich gänzlich ab, hinführo nichts vorstellen noch vornehmen zu dürfen. Indessen wollte ich es doch noch gerne verschmerzen, weil es mir nur allein angeht; wann wir nur in unserm Koup nicht durch das langsame Zurückbleiben deren beiden Kolonnen von Fouqué und Hautcharmoy retardirt würden." Er fügte noch hinzu, daß sonsten Gott sei Dank alles nach Wunsch ginge, lobte das sächsisch-preußische Regiment Manstein als tüchtig und eifrig, und seine Empfindlichkeit kam nicht weiter vor. Der König aber hatte die Beförderung eigentlich schon genehmigt, und bestätigte sie.

Wir sehen hier den Feldzug schon begonnen. Der König, welcher sich den Anschein gegeben, er müsse sich auf bloße Vertheidigung beschränken, brach mit vier Heerabtheilungen von vier Seiten zugleich in Böhmen ein. Retzow sagt, dieser Einmarsch, der in mancher Hinsicht auf Winterfeldt's früher-erwähnte, noch vor dem Kriege unternommene Bereisung des Gebirges sich bezog, sei mit so scharfem militairischen Auge übersehen, so zusammenhängend eingerichtet gewesen, den von den Oesterreichern genommenen Stellungen so angemessen, zugleich aber so schnell, daß er die glücklichsten Folgen haben mußte. Für uns hat sich das Verdienst Winterfeldt's hiebei auch in unmittelbar nächster Thätigkeit wirksam gezeigt; sein Rath und seine Anschläge leben in den Entschlüssen des

Königs fort, wenn gleich diese ihre eigne Gestalt haben. Das schlesische Heer unter Schwerin war zuerst aufgebrochen, und am 18. April an fünf Orten in Böhmen eingerückt; Winterfeldt, der die Truppen führte, welche auf Gülden-Else zogen, stieß auf 300 Panduren, die von einem Felsen herab den Weg versperrten; sie schienen unangreifbar, und hemmten den ganzen Zug; Winterfeldt aber fand Mittel, die Felsen durch einige beherzte Mannschaft erklettern zu lassen, die Panduren wurden niedergemacht, und der Marsch ging ohne Hinderniß weiter. Bei Königinhof trafen die Abtheilungen des schlesischen Heeres wieder zusammen, Schwerin gewann Jung-Bunzlau vor den Oesterreichern, die sich dahin ziehen wollten, nahm beträchtliche Magazine und vereinigte sich mit dem Herzog von Bevern, der die preußische Heerabtheilung aus der Lausitz herangeführt, und am 21. April bei Reichenberg ein siegreiches Treffen gegen 20,000 Oesterreicher geliefert hatte. Winterfeldt griff die Nachhut des Feindes nochmals an, machte viele Gefangene, und nahm das Feldgeräthe der Generale von Bretlack und Lascy und die Pulverwagen und Zelte dreier Regimenter.

Die unter Schwerin vereinigten Preußen gingen hierauf über die Iser und rückten gegen die Elbe vor. Winterfeldt führte den Vortrab, und traf am 1. Mai mit 6 Bataillons Fußvolk und 3 Regimentern in Byschitz, eine Meile von Melnik, ein. Er schloß seinen Bericht an den König mit den Worten: „Sonsten bin ich ganz konfus vor Freuden über den Gott sei Dank so erwünschten Succeß von Ew. Majestät Operation, und habe mir nicht vorstellen können, daß Ew. Majestät schon die Eger passirt und bis gegen Welwarn avancirt wären.“ Am 3. Mai berichtete Winterfeldt aus Liblitz, die Brücke von Brandeis sei nicht zu retten gewesen, der General von Fouqué ließ aber eiligst eine neue legen, mittelst welcher die Truppen Schwerin's am 4. über die Elbe gingen, und anderthalb Meilen östlich von Prag lagerten. In und um Prag hatten die Oesterreicher, auf allen Seiten gedrängt und weichend, ihre Stärke zusammengezogen, der Feldmarschall Brown war vor dem Könige, der von der westlichen Seite mit seinen Heerabtheilungen heran-

kam, zurückgewichen, durch Prag und über die Moldau gegangen, und hatte auf dem rechten Ufer am Ziskaberge eine Stellung genommen, welche ihm nicht so vortheilhaft dünkte, als dem Prinzen Karl von Lothringen, der den Oberbefehl führte. Der König ging nun mit 16,000 Mann am 5. Mai bei Selz auch über die Moldau, und zog das Heer Schwerin's auf die Höhen von Prossik an sich. Dieser ganze Anfang des Feldzuges bis hieher galt für ein Meisterstück, sowohl dem Entwurf, als der Ausführung nach, und die Preußen durften den glänzendsten Ergebnissen entgegensehen.

Der König traf am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt in offnem Felde zusammen, wünschte ihnen einen guten Morgen, und ritt mit ihnen, von wenigen Offizieren begleitet, auf die nächsten Anhöhen, um die Stellung des Feindes zu besichtigen. Diese schien in der Fronte sehr fest, und die Stärke weit über 100,000 Mann, doch war der König entschlossen, sogleich eine Schlacht zu liefern. Schwerin scheint einen Aufschub gewünscht zu haben, weil seine Truppen durch den Nachtmarsch ermüdet, und die preußische Heerabtheilung unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau noch jenseits der Moldau stand. Da jedoch der König mit den Worten „Frische Fische, gute Fische" entschieden darauf bestand, noch heute anzugreifen, so war Schwerin nicht länger entgegen, und es galt nur den schicklichen Angriffspunkt auszuwählen. Der König richtete sein Augenmerk auf des Feindes rechten Flügel, Schwerin und Winterfeldt sprengten dorthin, erkundeten Boden und Stellung, und brachten dem Könige den Bericht, die Oertlichkeit sei günstig. Daß nur Winterfeldt allein, wie Retzow sagt, diese Erkundung vorgenommen, ist unrichtig; Schwerin jagte mit verhängtem Zügel dorthin, berichtet sein ihn begleitender Adjutant und Neffe, daß aber auch Winterfeldt dabei gewesen, darin stimmt dieser selbst mit Retzow überein. Fand also der Irrthum Statt, daß der schlammige Boden abgelassener Teiche, der mit Hafer besäet ein frisches Grün zeigte, in der Ferne und Eile für festen Wiesenboden angesehen wurde, so trugen Schwerin und Winterfeldt gemeinsam die Schuld, nicht der letztere allein. Der König ließ die Truppen zur Schlacht-

ordnung einschwenken, und rückte in zwei Treffen auf den Feind entschlossen an.

Ueber die Schlacht von Prag haben wir einen Bericht von Winterfeldt selbst, der alles enthält, was ihn zunächst angeht, und hier jeden anderen entbehrlich macht. In dem reichhaltigen Werke von Preuß steht er bereits abgedruckt, war aber auch uns in der Handschrift vor Augen, und lautet wie folgt: „Der Feind, und zwar dessen linker Flügel, war dichte an der Stadt an der Moldau appuyirt, und reichte mit seinem rechten Flügel bis über den hohen Berg bei dem Dorfe Lieben, die terriblen Defilé's und das Dorf Prossick, welches mit allen Panduren gespickt war, vor sich habend. Es war ohngefähr des Morgens um halb 7 Uhr, als sich unsre Schwerinische Armee mit den 20 Bataillons und so viel Eskadrons, mit welchen der König von der seinigen zu uns stieß und die den rechten Flügel ausmachten, konjungirte. Der König war gleich determiniret, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarschall Schwerin nebst meiner Wenigkeit, nur kam es darauf an, erst ein Loch ausfindig zu machen, um demselben anzukommen. Dieses ward denn auf meinen Vorschlag auch choisiret, und zwar dergestalt: Wir waren links abmarschiret, und setzten also unsern Marsch mit dem linken Flügel, der die Tête hatte ohngesäumt, die Straße von Hloupetin haltend, fort, und so weiter auf Kyge, um die Teiche von Unter-Potschernitz, ohne solche passiren zu dürfen, gleich im Rücken zu bekommen. — Der Feind, welcher sich anfänglich nichts Böses vermuthete, noch vorstellte, daß wir ihn sogleich auf frischer That und zwar an dem Orte angreifen würden, auch nicht glaubte, daß es möglich wäre, weil wir zum Theil bis unter die Arme durch die Graben waten und die Kanonen mit fortschleppen mußten, war im Anfange ganz tranquile; als er aber unser Dessein merkte, und worin der Prinz Karl von Lothringen dem Feldmarschall Brown zuerst die Augen geöffnet haben soll, zog er seine ganze Kavallerie, so geschwind als es sich wollte thun lassen, gegen uns auf seinen rechten Flügel hin, als welcher seine Grenadiers und ungrische Infanterieregimenter folgten. Des Feindes Intention war, sich mit seinem rechten

Flügel seiner Infanterie an dem gemauerten Vorwerk Sterbaholy zu appuyiren, ich hatte aber das Glücke, mit 6 Bataillons aus dem ersten Treffen linken Flügels und noch 2 in der Flanke zuvorzukommen und solches über Hals und Kopf zu erreichen. Ob nun zwar das zweite Treffen noch gar nicht heran war, die Bataillons aus dem ersten Treffen aber ziemlich an einander hingen, so ließ ich nebst dem Generallieutenant Fouqué, welcher die Flanke auf dem linken Flügel besorgte, gleich aufmarschiren, und damit der Feind nicht Zeit gewinnen möchte sich noch fester zu postiren, rückte ich über dem Vorwerke hinaus und demselben mit starken Schritten dergestalt entgegen, daß auch die Kanons nicht Zeit hatten zu folgen. Er fing auch wirklich schon an zu wanken, und habe ich selbst gesehen, daß der Flügel schon rechtsumkehrt gemacht hatte. Das feindliche Kartätschenfeuer fing indessen an, und wir waren annoch im völligen Avanciren, mochten auch kaum noch 100 Schritt von der feindlichen Linie sein, als ich das Unglück hatte, vor dem Schwerinischen Regimente blessirt zu werden, und vor todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte, und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unsern Leuten mehr um und neben mir, sondern bereits alles hinter mir mit Hochanschlagen auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte vor mir, blieben aber halten und traueten sich nicht uns zu folgen. Ich raffte mich denn so geschwinde, als es meine Mattigkeit nur zulassen wollte, auf, holte auch unsere konfusen Klumpen wieder ein, konnte aber weder durch Bitten noch Drohen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Gesicht nach dem Feinde gedrehet, noch weniger aber haltgemacht hätte. In diesem Embarras fand mich der selige Feldmarschall, und daß mir das Blut stromweise den Hals herunter floß. Weil ich nun zu Fuß und niemand von meinen Leuten bei mir war, so ließ er mir sein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabskapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte um die Bursche dadurch zum Stehen zu bewegen, selbige aus der Hand, und ritt selbst damit vor, ehe er aber noch damit reussiren konnte, ward dieser würdige

Mann in derselben Minute mit fünf Kartätschenkugeln sogleich zu Boden geleget, als auch sein braver Adjutant der Hauptmann von Platen dergestalt blessirt wurde, daß er des andern Morgens starb. Während dieser Deroute, und wovon, wie schon erwähnt, der Feind nicht das Herz hatte zu profitiren, war nicht allein unser zweites Treffen herangekommen, sondern es avancirten auch die Bataillons aus der Mitte des ersten Treffens, so nicht gelitten hatte, frisch auf den Feind los, so wie ebenfalls des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit mit dem rechten Flügel ohne Ordre abzuwarten, so prompt und mit solcher Fermeté attakirten, daß auch die feindliche Linie überall zu weichen anfing, und sich anstatt dessen korpsweise die Höhen zu gewinnen und allda zu postiren suchte. Da wir nun aber, ohne von solchen Höhen Meister zu sein, die Bataille nicht gewinnen, noch an der Stadt kommen konnten, so mußten wir solche alle erstlich stürmen, und dieses hat uns nun die besten, mehresten und bravesten Leute gekostet. Der selige Obrist von Goltz, welcher mit dem Fouquéschen Regiment rechter Hand vom Schwerinischen avancirte, war mit selbigem ebenfalls schon ganz nahe am Feinde, und wenn er nicht in dem Moment, als er das Gewehr wollte fällen lassen, wäre erschossen worden, so glaube ich, daß er nebst mir mit dem Schwerinischen Regimente hereingekommen wäre." Der Bericht ist überschrieben: „Relation von der Bataille bei Prag, in Ansehung der Infanterie. Im Lager bei Prag, den 8. Mai 1757." Also zwei Tage nach der Schlacht verfaßt, und von Winterfeldt wahrscheinlich seinem Sekretair Galster in die Feder diktirt. Seine Verwundung am Halse war bedeutend, aber konnte weder seine Thätigkeit hemmen, noch seine Freude über den errungenen Sieg. Zwar theuer war dieser erkauft, außer Schwerin fielen noch mehrere tapfere Generale, und der Kern des preußischen Fußvolks, gegen 20,000 Mann waren todt oder verwundet. Aber die Oesterreicher hatten über 24,000 Mann verloren, dazu 11 Fahnen und 60 Kanonen, und auch Brown selbst war tödtlich verwundet; mit den geschlagenen Truppen warf sich der Prinz von Lothringen nach Prag, welches von den Preußen sogleich umstellt wurde.

Winterfeldt's Eifer und seine Ungeduld ließen ihm keine Ruhe, doch heilte seine Wunde gut, und er beachtete sie kaum. Der Generalchirurgus Theden, der ihn behandelte, verbot ihm den Wein; da er dessen aber sehr gewohnt war, und gerade jetzt solche Stärkung nöthig fühlte, so machte er sich aus, daß er bei der Mahlzeit doch Ein Glas trinken durfte. Theden jedoch fand bald, daß er nicht Maß gehalten, und Winterfeldt betheuerte zwar, daß es wirklich nur Ein Glas gewesen, ließ aber dieses bringen, und lachte, als der Arzt über die Größe desselben erschrack! Schon vom 11. Mai finden sich wieder Berichte und Eingaben von ihm an den König, und dieser fuhr fort, ihn von allem in Kenntniß zu setzen, und seine Meinung wissen zu wollen. Unter anderen war ihm übertragen, alle nach dem Ableben Schwerin's an diesen noch einlaufenden Briefe zu erbrechen. Aus diesem Anlasse schrieb er am 22. Mai an den Feldmarschall von Lehwaldt eine Antwort, worin es heißt: „Meine Blessur am Halse ist Gott sei Dank noch glücklich genug gerathen, und hoffe ich will's Gott in vierzehn Tagen völlig wieder ausgeheilet zu sein." Und dann: „Die schlesischen Regimenter sind im ersten Treffen noch gar nicht zu trauen. Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker." Die Truppen hatten sich im Ganzen doch vortrefflich geschlagen, das Weichen des Fußvolks im Kartätschenfeuer war nur augenblicklich, und nachdem die Hälfte der Bataillone, wie der König selbst sagt, niedergestreckt lag. Winterfeldt steigerte nur allzugern die gute Meinung, welche er schon immer von ihrer Tapferkeit hegte, und da er die Preußen für unüberwindlich hielt, so glaubte er ihnen nichts unerreichbar. Er fühlte sich zu den kühnsten Entwürfen begeistert, und machte den Plan in Ungarn einzudringen, die Mißvergnügten dort zu den Waffen zu rufen, und dieses Land für immer von Oesterreich abzureißen. In weniger als zwei Jahren hoffte er die deutsche Reichsverfassung völlig umgestürzt und Friedrich auf dem Kaiserthron zu sehen. Die 46,000 Oesterreicher in Prag rechnete er schon als kriegsgefangen, gleich den Sachsen bei Pirna, und hatte schon zu ihrer Einverleibung in das preußische Heer einen Entwurf gemacht, in welchem

der Fehler, der bei den Sachsen geschehen war, vermieden wurde. Neben diesen umfassenden Anschlägen, war er nicht minder mit den nächsten Dienstsachen beschäftigt, deren er auch die kleinste nicht versäumte. Wo eine Stellung zu verbessern, ein Vortheil zu benutzen war, gleich ersah es sein Scharfblick; wer etwas Nützliches anzubringen, etwas Tüchtiges vorzuschlagen hatte, wandte sich an ihn. Warnery, der in der Schlacht bei Prag, die Nachtheile wahrgenommen, wenn Reiterei in Linien ohne Zwischenräume angreift, schrieb darüber einen langen Brief an Winterfeldt, den dieser dem Könige vorzulegen und eine abändernde Einrichtung zu bewirken versprach.

Während die Uebergabe von Prag mit aller Anstrengung von dem Könige bezweckt wurde, rückte zum Entsatz ein neues österreichisches Heer von 60,000 Mann unter dem Feldmarschall Grafen von Daun aus Mähren heran, dem der Herzog von Bevern bei Kuttenberg mit seinen Beobachtungstruppen nicht mehr gewachsen war. Der König begab sich nun selbst mit 10,000 Mann dorthin, und andere Verstärkung mußte bald nachfolgen; er wollte Daun schlagen, und dann zurückkehren. Für die Zwischenzeit mußte die Einschließung von Prag durch geringere Macht fortgesetzt werden; der Feldmarschall Keith führte den Oberbefehl, der König ließ aber auch Winterfeldt hier zurück. Wirklich wurde auf dieser Seite kein Nachtheil erlitten, sondern der Feind im Zaum gehalten. Allein der König verlor gegen Daun am 18. Juni die berühmte Schlacht von Kollin, und mit dieser alle Vortheile des bisher so glücklichen Feldzuges, ja die Folgen dieser unerwarteten Niederlage schienen dem ganzen Krieg eine üble Wendung geben und das Verderben des Königs herbeiführen zu müssen; denn in Böhmen konnten sich die Preußen nun nicht halten, und während sie kaum vermögend schienen, Schlesien und Sachsen gegen die verstärkten und siegenden Oesterreicher zu decken, sollten sie auch noch den Russen und Franzosen, die schon im Anmarsch waren, die Spitze bieten. Der König überließ sein geschlagenes Heer dem Oberbefehle des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, und eilte zu den Truppen, welche Prag umschlossen hielten. Hier ließ er sogleich Winter-

feldt und Retzow rufen, denen als seinen Vertrauten und Gehülfen er das erlittene Unglück und seine verzweifelte Lage ganz offen darlegte. In der That war der Abstand kaum zu fassen, kurz vorher durfte der stolze Muth die weitaussehendsten Plane hegen, den Frieden auf den Wällen von Wien zu unterzeichnen hoffen, jetzt, gebeugt, mußte er nur an die nächste Rettung denken, während von allen Seiten neue Gefahren herandrangen. Retzow bemerkt, der König habe doch keineswegs schon an seinem Heile verzagt, sondern alsbald mit Einsicht und Stärke die Maßregeln in's Auge gefaßt, welche der Augenblick erforderte. Daß Winterfeldt hierin dem Könige nicht nachgestanden habe, sondern seine Kraft und Kühnheit durch das Unglück nur erhöht worden, bezeugt eine Ueberlieferung, welche sich aus jenen verhängnißvollen Tagen bis in die unseren mündlich erhalten hat. Bei den Ueberlegungen, welche zwischen dem Könige und Winterfeldt Statt fanden, und die auch in freies Gespräch leicht übergingen, machte dieser einst den verwegenen Vorschlag, wenn denn wirklich alles so verzweifelt stehe und der ganze Staat fast verloren scheine, so möchte der König denn ein Aeußerstes wagen, und das Geringere gleich und ganz aufgeben, um ein Größeres vielleicht zu gewinnen; er solle seine besten Truppen zusammenraffen, an ihrer Spitze nach Frankreich einbrechen, und ein zweiter Klodwig dort Land und Volk sich erobern; der Krieg aber müsse nicht gegen das Volk, sondern nur gegen den verachteten Hof und die elendeste aller Regierungen geführt, das französische Ehrgefühl nicht nur geschont, sondern kräftig angesprochen werden, und die Verheißung eines bessern Zustandes den preußischen Fahnen vorangehen, den die Franzosen willig von einem Könige empfangen würden, in welchem sie schon längst einen ihnen verwandten Geist anerkannten. Der Minister Graf von Hertzberg hat diese Merkwürdigkeit dem verstorbenen Minister von Brockhausen, seinem Zögling, mitgetheilt, dieser dem Grafen Gustav von Schlabrendorf in Paris, aus dessen Munde sie in Zschokke's Prometheus wiedergegeben ist. Schlabrendorf, welcher von Hertzberg sagte, er sei kein großer Mann gewesen, aber wohl ein großer Preuße oder vielmehr eigentlich

ein großer Pommer, fand keinen Grund die Wahrheit der Aussage desselben zu bezweifeln, und meinte sogar, wenn man sich Ludwigs des Fünfzehnten Hof und die damalige Weiberherrschaft, so wie die Stimmung des Volkes vergegenwärtige, so sei Winterfeldt's Einfall nicht halb so verwegen oder hoffnungslos gewesen, als er im ersten Augenblick scheine. Wir aber kehren den Blick aus dieser abentheuerlichen Ferne zurück, und folgen Winterfeldt zu den mühevollen Sorgen und Arbeiten, welche der Drang der Umstände ganz in der Nähe für ihn bereit hielt.

Die Belagerung von Prag wurde schon den 20. Juni, gleich nach der Ankunft des Königs aufgehoben, und der Rückzug angetreten. Keith, der die sogenannte Kleinseite der Stadt eingeschlossen hatte, säumte mit seinem Aufbruch etwas, um seinem rechten Flügel, welchen Winterfeldt führte, beistehen zu können; dieser aber, obgleich durch die leichten Truppen lebhaft angegriffen, hatte diese rasch zurückgeworfen, war schon in Sicherheit, und verwundert über das Zögern des Feldmarschalls, schickte er durch einen Adjutanten deßhalb eine Erinnerung; Keith antwortete verdrießlich, daß er nur für Winterfeldt gefürchtet habe, und darum stehen geblieben sei. Retzow meint, Winterfeldt sei gar nicht angegriffen worden, jedoch das eigne Tagebuch Keith's, durch seinen Sekretair Weidemann geführt, sagt das Gegentheil. Die verschiedenen Heerabtheilungen stießen bei Lissa wieder zusammen, jedoch um sich auf's neue zu trennen, der König nahm 14 Bataillons Fußvolk und 7 Küraſſierregimenter, welche vor Prag gestanden, am 23. Juni mit sich nach Leitmeritz, wo er sich auf das linke Ufer der Elbe zog; die von Kollin zurückgekommenen Truppen ließ er unter dem Herzog von Bevern in der Gegend von Nimburg. Diesen letztern Truppen war auch Winterfeldt beigegeben, und ging am 26. Juni, weil der Herzog sich der Lausitz nähern wollte, mit 4 Grenadierbataillons und 15 Schwadronen Husaren, den Marsch zu decken, nach Böhmisch-Hirschberg voraus. Von demselben Tage lautet ein Schreiben des Königs an ihn: „Obgleich unsere Sachen nicht zum besten stehen, so schreibe Er mir doch, warum sie sich so weit zurücke gezogen haben. Mein

Rath ist, der Paschkopol muß mit 4 Bataillons besetzt werden, in Gießhübel 2, dann so ist die Passage sicher; Dann ist nach Prag marschirt, ich besorge er nimmt das Lager von Budin, dann sind wir allhier als halb im Sack. Es sind traurige und betrübte Zeiten, allein wir müssen uns zusammenraffen und alle Kräfte anstrecken, dieses wo möglich in Ordnung zu bringen. Schreibe Er mir hierüber frei Seine Gedanken. Adieu."

Nadasdy suchte mit seinen zahlreichen leichten Truppen die Verbindung zwischen dem König und dem Herzoge zu unterbrechen, welche der Prinz Heinrich von Preußen mit einer kleinen Schaar bei Trebotschau nicht lange erhalten konnte. Am 27. Juni brach der Herzog von Bevern in drei Truppenzügen auf, ging am 28. bei Jung-Bunzlau über die Iser und nahm ein Lager bei Tscheditz. Unzufriedenheit und Mangel herrschte bei den Truppen, sie liefen haufenweise davon. Die Generale waren uneinig, man vermißte und betrauerte Schwerin, niemand übersah das Ganze, und da die Sachen rückwärts gingen, suchte jeder die Schuld davon in den Anderen. Selbst der König wurde nicht verschont, sondern bitter getadelt, nicht nur wegen des Verlaufes der Schlacht von Kollin, sondern auch wegen der Maßregeln, die er jetzt nahm. Sein Bruder August Wilhelm, der als muthmaßlicher Thronerbe der Prinz von Preußen hieß, hatte sich über die unglückliche Schlacht mit lautem Unmuth ausgelassen. Er hatte schon oft leidenschaftlich den Wunsch geäußert, selbstständig an der Spitze von Truppen zu stehen, auf sein dringendes Ersuchen willfahrte ihm der König, und übergab ihm am 29. Juni den Oberbefehl derjenigen Truppen, deren Rückzug nach der Lausitz gerichtet war. Diese Heerabtheilung schien am wenigsten gefährdet, die schwerere Aufgabe glaubte der König dem Heertheile zugewiesen, den er selber befehligte. Um den Prinzen ganz zufrieden zu stellen, fügte er hinzu, daß er ihm Schmettau zutheile, den der Prinz sehr liebte, und dessen Fähigkeiten er ganz vertraute. Ueberglücklich durch diese Gunst, bat er den König nun, ihm auch Winterfeldt zu geben, in welcher Bitte er dem Könige nur zuvorkam. Daß dem Prinzen der Oberbefehl gewährt wurde,

war ein Mißgriff, welchen alle Betheiligten schwer büßen sollten! —

Die Engländer, sagt man, haben die stolze Forderung bei sich eingeführt, daß ihre Kriegsschiffe einen um die Hälfte stärkeren Feind nur als einen gleichen achten und angreifen sollen. Der König, gestützt auf Thatsachen, durfte in gleicher Art voraussetzen, daß jeder preußische Prinz, tapfer und kriegskundig von Natur, immer Außerordentliches leisten müsse. Doch läßt sich die Forderung des Heldenmuths nicht in die der Feldherrngaben ausdehnen; diese sind ein Glück, eine Verleihung, ein Vorzug, die zu besitzen niemand verpflichtet sein kann. Der König, welcher seinem Bruder, dessen Liebenswürdigkeit, Kenntniß, Muth und Eifer alle Zeitgenossen rühmen, späterhin alle Feldherrngaben absprach, that Unrecht, daß er ihn dahin stellte, wo sie am meisten nöthig waren. Zwar mißtraute der König schon anfangs den Einsichten des Prinzen, ließ ihm deßhalb die besten Generale, und wies ihn besonders an Winterfeldt, um in schwierigen Fällen dessen Angaben zu befolgen. Allein hiedurch wurde die Befehlführung nicht gebessert, die Einheit aber gestört, Mißtrauen ausgestreut, und Winterfeldt selbst in eine Lage gebracht, wo seine großen Eigenschaften nicht wirken konnten, sondern ihm nur Widerwillen und Haß zuziehen mußten. Der Prinz August Wilhelm trat den Oberbefehl gleich mit der auffallenden Vorsicht an, sich durch genaue Vorschriften des Königs gegen jede Verantwortung sichern zu wollen; die Verweisung auf Winterfeldt, den er schon immer ungern sah, mißfiel ihm, und er hielt sich lieber an Schmettau, der bei dem Könige aber jetzt nicht beliebt, und mit Winterfeldt in übler Spannung war. Schlimmer wahrlich konnten die Angelegenheiten hier nicht geordnet werden, alles war zum schlechtesten Erfolg eingerichtet, und wenn der König hier in Winterfeldt's Anwesenheit eine Bürgschaft zu haben glaubte, so vergaß er, daß eine falsche Stellung zugleich das größte Verdienst erdrücken müsse. Wenn Winterfeldt bei älteren und vorgesetzten Kriegsgenossen, zum Theil seinen Freunden, als Beauftragter des Königs, in Glück und Sieg, es nicht immer leicht durchgesetzt, daß sie seinen Weisungen Folge leisteten, wie konnte

dies in so gesteigerten Verhältnissen, dem Bruder des Königs gegenüber, unter Neid und Aufreizung aller Art, und im fortwährenden Verlauf unglücklicher Ereignisse, dem Mißgestellten gelingen!

Der König täuschte sich noch in einer anderen Voraussetzung. Er hatte geglaubt, die Hauptstärke des Feindes würde ihm nachziehen, und sein Bruder nur eine geringere Macht gegenüber haben. Zum Unglück aber wandten sich der Prinz von Lothringen und Daun vereint gegen diesen schwächeren und übelberathenen Theil des preußischen Heeres, und rückten demselben am 1. Juli oberhalb Brandeis über die Elbe nach. Der Prinz August Wilhelm wich am 2. nach Neuschloß zurück. Winterfeldt machte die Nachhut, und wußte den Feind gehörig fern zu halten. Mit dem Könige führte er seinen Briefwechsel in Ziffern, weil die Verbindung unsicher war; er schrieb, man müsse bei Leipa, wo man noch dem Könige nahe sei, so lange als möglich stehen bleiben, und das Aeußerste abwarten, er glaube nicht, daß Daun mit dem ganzen Heere dahin folgen werde, falls aber auch, so könnten sie mit der erwarteten Verstärkung ihm die Spitze bieten. Winterfeldt machte einen Streifzug nach Habichtstein und gegen Böhmisch-Hirschberg hin, um den Feind zu erkunden, und mußte dann der Zufuhr von Mehl und Geld, welche der General von Brandeis aus Schlesien über Zittau herbeiführte, mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen entgegengehen; er besetzte Gabel, Reichstadt und Böhmisch-Leipa, und fand bei letzterem Ort eine so feste Stellung hinter der Pulsnitz, daß er dem Prinzen rieth, von Neuschloß dahin zu marschiren; der Prinz, wiewohl der Herzog von Bevern und nebst Fouqué auch Schmettau nicht dieser Meinung waren, folgte dem Rath, und rückte am 7. in drei Truppenzügen nach Böhmisch-Leipa. Der König, sagt Schmettau, habe über diesen Marsch, und in sehr harten Ausdrücken, an den Prinzen geschrieben; allein dies ist irrig, der König schrieb vielmehr, im gegenwärtigen Falle billige er den Marsch, allein er hoffe, es werde von nun an nicht weiter zurückgehen, man müsse so lange als möglich sich in Böhmen zu erhalten suchen. Der Feind zog langsam näher, und obgleich dreimal stärker

als die Preußen, so vermied er doch sie anzugreifen, sondern bedrohte sie nur im Rücken. Für seine Vorräthe in Zittau besorgt, wünschte der Prinz bis Gabel zurückzugehen, der König aber verbot dies, und schrieb, wenn man so fortfahre, werde man binnen einem Monat sich an die Thore von Berlin gelehnt finden. Der Prinz wollte sicher gehen, und verlangte oft die Meinung seiner Generale, hatte jedoch keinen eigentlichen Rathgeber. Winterfeldt war ihm nicht angenehm, und überdies meist verschickt; aber auch dessen entschiedener Widersacher Schmettau, den er doch selbst gewählt, und dem er am meisten vertraute, leitete das Ganze nicht, sondern sah vieles geschehen, was ihm nicht war mitgetheilt worden. Da der Prinz der Gehülfen genug um sich hatte, so durfte jeder glauben, die Sache sei in anderer Hand, und hatte kein Recht, sich vorzudrängen. Jede Verlegenheit endete auf diese Weise im Zurückgehen, welches dem Könige, der sich möglichst lange in Böhmen behaupten wollte, seinen ganzen Plan verdarb.

Am 13. Juli mußte der Prinz, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, Winterfeldt mit 7 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen Husaren nach Tetschen absenden, um eine österreichische Schaar, welche dorthin vorgedrungen war, zu vertreiben. Als nun die Nachricht kam, die ganze Stärke des Feindes stehe bei Niemes, schon in der Flanke des Prinzen, sandte dieser den General von Puttkammer mit 3 Bataillons Fußvolk und 10 Schwadronen nach Gabel, um diesen Ort und die Zufuhr zu sichern; sie wurden unterwegs wiederholt angegriffen, und hatten Mühe, glücklich anzukommen; die Entsendung war unverhältnißmäßig schwach, weil schon so viele Truppen mit Winterfeldt ausgezogen waren. Als dieser am späten Abend endlich wiederkam, meldete er, daß seine Truppen eben auf dem rechten Flügel des Lagers einrückten, und er keinen Feind in Tetschen gefunden habe. Der Prinz wollte ihm von seiner Besorgniß wegen Gabel sprechen, Winterfeldt aber antwortete: „Ich stehe morgen früh um 2 oder 3 Uhr zu Ew. Hoheit Befehl, aber heute bin ich ganz müde und matt, und kann gar nicht mehr.“ Diese Antwort wurde ihm sehr übel angerechnet, man schien für ihn, der es an Eifer und Anstrengung von jeher Anderen

zuvorgethan, nicht wissen zu wollen, daß die menschliche Ausdauer ihre Gränzen hat. Winterfeldt schrieb am folgenden Morgen an den König: Gabel müsse wegen der Verbindung mit Zittau behauptet werden, es koste was es wolle; Puttkammer halte sich noch, 3 Bataillons marschirten ihm zu Hülfe, könnten die nicht durchdringen, so werde er, Winterfeldt, morgen früh mit 6 Bataillons auch noch dahin marschiren, welches er auch lieber gleich heute als morgen gethan hätte. Er fand sich darauf mit den anderen vornehmsten Generalen nach des Prinzen Befehl bei Fouqué ein, der noch an seiner bei Prag erhaltenen Wunde litt, und hier wurde Rath gehalten, was zu thun sei. Der Prinz beschloß endlich, nach Gabel zu marschiren, und übertrug Winterfeldt die Vorhut. Eine mittlerweile nach Reichstadt ausgesandte Schaar unter dem General von Nebentisch sah sich von allen Seiten angegriffen, und mußte durch 2 nachgesandte Bataillone unter dem General von Manteuffel wieder befreit und zurückgebracht werden, der Weg nach Gabel war schon abgeschnitten, Puttkammer hatte sich daselbst nach dreitägiger tapfern Vertheidigung endlich der Uebermacht ergeben müssen, und den Truppen des Prinzen war nur noch der beschwerliche Gebirgsweg über Georgenthal offen, um an Gabel vorbei nach Zittau zu gelangen. Abends am 16. Juli brach die Vorhut auf, sie bestand aus 7 Bataillonen Fußvolk, 10 Schwadronen Reiterei und 20 Stücken Geschütz, wurde aber von Schmettau befehligt, und sollte so rasch als möglich Zittau gewinnen. Schmettau hatte darauf bestanden, diese Truppen zu befehligen, und der Prinz ihm nachgegeben, obgleich er früher Winterfeldt dazu bestimmt hatte. Dieser mußte sich begnügen, eine zweite Schaar zu führen, welche nun, im Gegensatze jener vorausgesandten Truppen, die eigentliche Vorhut heißen sollte. Er marschirte am 17. mit 6 Bataillonen ab, meistens Grenadiere, welche einen Zug von beinahe 4000 Wagen zu decken hatten, die im Gebirge nur einer hinter dem anderen fahren konnten. Die Kroaten griffen diesen langen Zug hin und wieder mit Vortheil an, brachten Verwirrung und Stockung in denselben, und es mußte ein Bataillon zurückmarschiren und den Feind vertreiben. Winterfeldt wird von Schmettau

beschuldigt, seine Truppen widersinnig eingetheilt zu haben, welches dem erfahrnen, scharfblickenden Kriegsmann schwer zuzutrauen und auch durch die näher angegebenen Umstände gar nicht erwiesen ist. Bei einer der häufigen Stockungen, als Winterfeldt sich neben seinen Soldaten im Walde ausruhte, und eben sein Flaschenfutter hervorholen ließ, brachen Kroaten plötzlich aus dem Gebüsch hervor, und er entkam nur mit genauer Noth der Gefahr, erschossen oder gefangen zu werden. Warnery, der dies erzählt, setzt hinzu, er habe ihm nicht mehr derselbe geschienen, wie vor der Schlacht von Prag; ob seine dort erlittene Verwundung so nachgewirkt, oder der schlechte Gang der Sachen ihn gebeugt habe, genug, er sei weniger entschlossen und rüstig gewesen, und habe alles gehen lassen wie es wollte. Gegen das Erstere möchten sich aus Warnery's eignen späteren Anführungen Zweifel erheben lassen. Das Letztere dürfen wir hievon als das Sicherste annehmen, jedoch weder Winterfeldt's Wahl noch Schuld dabei zugeben.

Inzwischen war der König mit der Führung der Sachen durch seinen Bruder mit jedem Tag unzufriedener geworden, und sprach sich darüber mit heftigen Worten aus. Er bereute, ihm auf sein eifriges Bitten eine so wichtige Befehlführung anvertraut zu haben, da derselbe seinem Auftrage so durchaus nicht gewachsen sei, und er dachte schon durch den Prinzen Heinrich ihn zu ersetzen. Allein dieser hatte schon im voraus beschlossen, sich der Absicht des Königs zu entziehen, und in der That kam sie nicht zur Ausführung. Ueberhaupt erfuhr der König, wie selbstherrschend und befehlstreng sonst, grade von seinen Nächsten unaufhörlich Widersinn und Tadel, die sich dann auch die Umgebungen mittheilten, und in den gehässigsten, ungebührlichsten Reden aussprachen. Was er that und anbefahl, wurde bitter gemeistert, den gröbsten Irrthümern oder kleinlichsten Triebfedern zugeschrieben, die Gesinnung und Fähigkeit des Königs in aller Weise herabgesetzt. Es ist ein Wunder, daß der König bei so vielem Mißwollen der Seinigen noch immer seine Zwecke so glücklich hat durchsetzen können, und es ist sehr natürlich, daß er die wenigen Männer, von denen er sich wahrhaft

geliebt und begriffen wußte, um so höher schätzte, und um so vertrauenvoller gebrauchte.

Erst am 19. Juli gelangten die Schmettau'schen Truppen nach Zittau, fanden aber den Eckartsberg daselbst vom Feinde schon besetzt, eine zahlreiche Macht theils aufmarschirt, theils im Anzuge, und am 20. war das ganze österreichische Heer vor Augen. Der Prinz August Wilhelm war mit dem Haupttrupp noch zurück, Winterfeldt durfte nicht eilen, sondern mußte sich jenem nächst voran halten, und überall die Bahn brechen, unter beständigen Plänkeleien mit dem Feinde; schon rückten sogar aus der Gegend von Zittau 6000 Oesterreicher auf die Berge von Kreiwitz vor, um den Preußen den Weg zu sperren; Winterfeldt eilte ihnen zuvorzukommen, und schlug unterwegs einige Angriffe ab. Besorgt, bei der Eile der Vortruppen, nicht schnell genug nachzukommen, schickte der Prinz einen Adjutanten an Winterfeldt mit der Erinnerung, langsamer zu marschiren, worauf dieser, durchdrungen von der augenscheinlichen Gefahr, daß, wenn er nicht dem Feinde zuvorkäme, das ganze Heer verloren sei, dem Adjutanten unmuthig erwiedert haben soll: „Der Prinz mag mich ungeschoren lassen, und sich nur um sich selbst bekümmern; ich weiß besser, was ich zu thun habe, als er." Der Prinz, um sich in Zusammenhang mit ihm zu erhalten, ließ hierauf die 13 vordersten seiner Bataillone schleuniger nachrücken, welche Winterfeldt an sich zog, und nun mit ansehnlicher Macht die Berge bei Kreiwitz besetzte. Der Prinz folgte dahin nach. Der ganze Rückzug hatte die traurigste Gestalt; umgeben vom Feinde und oft schon wie abgeschnitten, ohne Zuversicht und Ermuthigung, wanden sich die Truppen mühsam in den schlechten Wegen fort; stets aufgehalten und doch ohne Rast, weil der Feind unaufhörlich neckte, Gepäck und Nachzügler wegnahm; ohne Lebensmittel, und sogar der Zelten entbehrend, die nicht mehr aufgeschlagen wurden; auch liefen jede Nacht viele Soldaten fort. Man muß die Schilderung bei Warnery nachlesen. Winterfeldt brach von Kreiwitz alsbald wieder auf, und ging nach Romburg, wo er den General von Seydlitz aufnahm, der seine Reiterei von Zittau, wo sie nutzlos und gefährdet war, glücklich dem Prinzen

wieder zuführte. Unter Drangsalen, Gefechten und Verlegenheiten aller Art kam der Prinz am 22. Juli bei Zittau mit seinen Truppen an. Allein die Oesterreicher beherrschten die Zugänge der Stadt, und Schmettau befand sich mit allen Vorräthen, auf welche der Prinz für seine Truppen rechnete, dort eingeschlossen. Winterfeldt rückte mit einigen Grenadierbataillonen zwischen die Stadt und das österreichische Lager, und während er ein lebhaftes Geschützfeuer aus diesem bestand, konnte Schmettau mit 7 Bataillonen, und Brotvorräthen auf 2 Tage sich aus der Stadt herausziehen und in das Lager des Prinzen einrücken. Am folgenden Tage schossen die Oesterreicher Zittau in Brand, die noch übrige preußische Besatzung entkam zum Theil noch, die Vorräthe jedoch gingen im Feuer auf.

Nach diesem Verluste konnten die Preußen hier nicht länger verweilen. Der Feind wagte zwar ungeachtet seiner großen Ueberlegenheit keinen Hauptangriff, allein der Brotmangel entschied den weitern Rückzug. Am 24. Juli abends brach Winterfeldt wieder auf, und marschirte diesmal mit 10 Bataillonen und 30 Schwadronen, über Herrnhut nach Löbau, wohin der Prinz sogleich nachfolgte. Der Marsch geschah in bester Ordnung und Haltung. Am 26. Juli war Rasttag, und Winterfeldt schrieb einen Bericht an den König, worin er sagt, der Feind wolle die Preußen, wie bei Zittau, ebenfalls von dem Magazin zu Bautzen abschneiden, der Prinz habe deßhalb beschlossen, am folgenden Tage nach Bautzen zu marschiren; weil aber der König angemessen finden möchte, noch die Verbindung bis Löbau zu behaupten, so habe Winterfeldt den Vorschlag gethan, mit seinen Vortruppen noch heute Abend vorauszugehen, auf dem halben Wege nach Bautzen den Engweg bei Hochkirchen zu besetzen, und wenn das Heer nach Bautzen durchgezogen sei, bis auf weiteren Befehl dort stehen zu bleiben; noch habe der Feind Scheu, und getraue sich nicht, und nur seine Streifpartheien wagten sich weit vor. In den Berichten Winterfeldt's, die aus dieser bedrängten Zeit sich noch erhalten haben, findet sich keine Spur von Anklage des Prinzen, noch von Erbitterung gegen andere Generale, im Gegentheil stets die gleiche sachgemäße

Fassung und muthige, feste Stimmung, wie in allen früheren. Der Prinz genehmigte den erwähnten Vorschlag, und Winterfeldt blieb mit seinen Truppen bei Hochkirchen stehen; da jedoch eine zu starke feindliche Macht heranrückte, so schloß er sich am 28. Juli doch ebenfalls dem Lager bei Bautzen an.

Hier endlich wollte nun auch der König mit ansehnlicher Verstärkung eintreffen, und der schweren, undankbaren, und dem Prinzen August Wilhelm durch die nachtheiligsten Umstände fast unlösbar gewordenen Aufgabe eine bessere Wendung geben, indem er, was längst wäre nöthig gewesen, die Truppenstärke mit der des Feindes wieder in einiges Gleichgewicht stellte. Am 29. Juli frühmorgens wurde der König erwartet. Der Prinz versammelte alle seine Generale, und ritt ihm entgegen; nur Winterfeldt und Goltz fehlten, welche der König schon früher zu sich beschieden hatte, wie Retzow von dem letzteren dies ausdrücklich sagt. Eine Viertelmeile von Bautzen begegneten sich die beiden Züge. Hier fand nun ein merkwürdiger Auftritt Statt, an welchen sich viele beklagenswerthe Folgen anreihten, und den wir mit den Worten der Lebensbeschreibung von Schmettau hier wiedergeben. „Der König hatte Winterfeldt und Goltz zu seinen Seiten, der Prinz Heinrich und der Herzog Ferdinand von Braunschweig ritten mit seinem übrigen Gefolge hinter ihm. Als er sich dem Prinzen August Wilhelm auf ungefähr dreihundert Schritt genähert hatte, hielt er still. Der Prinz that ein Gleiches, indem er und seine Begleiter durch Abnehmen der Hüte grüßten, welches das Gefolge des Königs erwiederte. Dieser aber kehrte statt dessen sein Pferd um, stieg ab und legte sich auf die Erde nieder, als erwarte er seine nachkommenden Truppen; Winterfeldt und Goltz ließ er neben sich sitzen. Alle seine Offiziere stiegen ebenfalls von den Pferden, wie auch der Prinz nebst seinem Gefolge auf der andern Seite. — Indessen kam die Spitze der Königlichen Truppen an. Der König stieg wieder zu Pferde, und ritt mit seinem Gefolge immer in der Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten um den Prinzen herum nach Bautzen. Der Prinz folgte nebst seinen Begleitern hinten nach." So weit die Lebensbeschreibung Schmettau's. In einer Hauptsache jedoch

weichen wir von ihr ab. Nach Schmettau wäre der General von der Goltz gleich dort zu dem Prinzen herüber gesandt worden, ihm und allen seinen Generalen den harten Unwillen des Königs auszudrücken. Nach dem Grafen von Schwerin aber, dem Neffen des Feldmarschalls und damaligen Adjutanten Winterfeldt's, war es dieser, welcher nach dem Einreiten in's Lager, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, öffentlich im Parole-Kreise, in welchem der Prinz und alle seine Generale standen, ihnen sagen mußte: „Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo sie denn dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse." Der König stand unweit des Kreises und horchte, ob Winterfeldt auch strikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke sich bediene. Winterfeldt that es, fährt sein Adjutant fort, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck seiner Worte sogleich sehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreise, und ritt, ohne den König zu sprechen, nach Bautzen. Der Graf von Schwerin, der seine Nachrichten in reiferen Jahren schlicht und partheilos niederschrieb, und als naher Augenzeuge berichtet, dünkt uns für diesen Auftritt ein besserer Gewährsmann, als Schmettau, der hier wesentlich betheiligt, vielleicht eine würdige Vertheidigungsrede des Prinzen nicht fehlen lassen wollte, welche dieser in einem früheren oder späteren Augenblick auch wirklich an Goltz gerichtet haben mag. Auch hatte Schmettau sich schon früher entfernen müssen, da der König ihm hatte sagen lassen, er solle ihm nicht vor die Augen kommen. Mußte der ganze Vorgang aber die von dem Zorn des Königs so hart Betroffenen mit Unmuth und Schmerz erfüllen, so empfingen sie in dem unglücklich gewählten Werkzeug nun auch ein Ziel bezeichnet, auf welches ihr Groll sich wenden konnte. Besonders Schmettau war gebeugt, welchem der König sagen ließ, er wolle ihn nicht sehen. Winterfeldt sollte nun der Urheber der Ungerechtigkeit und Härte sein, über die man sich beklagte. Es ist durch nichts erwiesen, daß er dem Könige heimliche Berichte über den Prinzen abgestattet, noch weniger, daß er

diesen oder einen seiner Generale verläumdet habe. Die Aussage österreichischer Offiziere, die einige Briefe Winterfeldt's wollten aufgefangen haben, hat das Ansehen leerer Erfindung, und müßte, als gegründet, ganz bestimmte Aufschlüsse geliefert haben, die doch durchaus fehlen. Wenn aber der König ihn fragte, durfte er die Antwort versagen? und konnte er dem Könige die Sachen als gut geleitet vorstellen? Ihm selber war schlecht mitgespielt worden, allein er blieb in Eifer und Thätigkeit sich gleich, und scheint sich nicht einmal beschwert zu haben. Er hatte die Strenge des Dienstes früh ertragen gelernt, und murrte und schalt nicht gleich über jede Widrigkeit, wie die Anderen, welche an Werth und Gunst ihm doch nicht gleichstanden. Er wurde unverdient das Opfer seiner Stellung, deren Verwickelungen diesmal zu hoch reichten, als daß er sie hätte lösen können. Der unglückliche Ausgang des brüderlichen Zwistes gab seinen Namen noch mehr der üblen Nachrede preis, welche nicht selten sogar den König in seinem Lieblinge treffen wollte.

Der Prinz August Wilhelm, gekränkt und unwillig, war sogleich entschlossen, sich von dem Heere nun ganz zurückzuziehen. In Bautzen, wo der König ihn nicht rufen ließ, schrieb er demselben in französischer Sprache, wie die Geschwister unter einander gewohnt waren: „Daß die empfangenen Kabinetsbefehle, besonders aber die eben erfahrene unerwartete Begegnung, genugsam zu erkennen gäben, daß er, nach des Königs Meinung, Ehre und Ruf verscherzt habe. Da er sich keine Vorwürfe machen könne, so erwecke dies zwar Betrübniß, aber keine Erniedrigung in ihm. Er sei vollkommen überzeugt, weder nach Eigensinn gehandelt, noch dem Rathe derer gefolgt zu sein, die guten Rath zu ertheilen nicht im Stande gewesen wären. Alle bei seinem Heer angestellten Generale müßten ihm dies Zeugniß geben. Er halte es hiernach für überflüssig, den König zu bitten, sein Benehmen untersuchen zu lassen, es würde derselbe ihm dadurch eine Gnade erzeigen, folglich dürfe er darauf nicht rechnen. Seine Gesundheit sei durch die Anstrengung seines Körpers, noch mehr aber durch Kummer erschüttert; er sei

daher nach Bautzen gezogen, um solche wiederherzustellen. Den Herzog von Bevern habe er ersucht, von allem, was das Heer betreffe, Auskunft zu geben; indeß möchte der König versichert sein, daß, ungeachtet des nicht verdienten, drückenden Unglücks, er niemals seine Gesinnung für den Staat aufgeben werde, und daß es ihm, einem treuen Mitgliede dieses Staates, zu unaussprechlicher Freude gereichen werde, den glücklichen Ausgang der Königlichen Unternehmungen zu erfahren." Der König antwortete hierauf aus dem Lager bei Bautzen am 13. August eigenhändig: „Mein lieber Bruder! Ihr ungeschicktes Benehmen hat meine Umstände sehr zerrüttet. Nicht der Feind, sondern Ihre übelgewählten Maßregeln sind es, die mir all dies Unglück zuziehen. Meine Generale sind nicht zu entschuldigen; sei es, daß sie Ihnen schlecht gerathen, oder die Ausführung Ihrer so üblen Entwürfe zugegeben haben. Ihr Ohr ist nur an Schmeicheleien gewöhnt; Dann hat Ihnen nicht geschmeichelt, und Sie haben die Folgen davon erfahren. In dieser traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerste zu wagen. Ich werde angreifen; und wenn wir nicht siegen können: so wollen wir uns Alle todtschießen lassen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Urtheilskraft bei der Wahl der möglichst guten Entschlüsse. Wer nur noch wenig Tage zu leben hat, bedarf der Verstellung nicht. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen begegnet sind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einsicht und Entschlossenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich voraussehe, ist Ihnen zuzuschreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; sein Sie indeß versichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieser Gesinnung sterben werde." Die Hindeutungen in diesem Schreiben auf die verzweifelte Lage Friedrichs und auf die Möglichkeit seines nahen Todes erhalten ihren vollen Bezug erst dadurch, wenn man bedenkt, daß der Brief zu dem Prinzen spricht, der, im Falle jenes Ausgangs, als der nächste

zum Throne dasteht, und den die Vorwürfe und Warnungen daher um so stärker angehen.

Auf das Gesuch des Prinzen, sich nach Dresden begeben zu dürfen, antwortete der König dem Adjutanten des Prinzen, Lieutenant von Hagen, der ihm das Schreiben überbracht hatte, bloß mündlich: der Prinz könne hingehen, wohin er wolle. Als derselbe von Bautzen abreiste, machten ihm die Generale, welche unter ihm gedient hatten, sämmtlich ihre Aufwartung, und es fehlte nicht an Aeußerungen des Mißvergnügens. Ja der Herzog von Bevern wollte dem Beispiele des Prinzen folgen, und das Heer verlassen. Dieser aber vermochte ihn, einem Vorhaben zu entsagen, zu welchem er nicht so dringend veranlaßt war, und dessen Ausführung auch dem Schritte des Prinzen nur einen gehässigen Schein geben konnte. „Lassen Sie mich", sagte er, „das Opfer für Sie alle werden; wahrscheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen." Späterhin, als Dresden von dem Feinde bedroht werden konnte, begab sich der Prinz, dem Befehle des Königs gemäß, nach Torgau, und von dort nach Leipzig. Er fühlte jedoch das Bedürfniß, den König, gegen den er seinerseits doch auch im Fehle stand, zu versöhnen, und wünschte dazu eine glückliche Gelegenheit zu benutzen. Es war bekannt, daß der König darauf ausging, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, und Prinz Heinrich hatte dem Prinzen August Wilhelm versprochen, ihn gleich vom Anfange der Schlacht zu benachrichtigen, da dieser denn auf unterlegten Pferden eiligst eintreffen, der Schlacht beiwohnen, und nach dem Siege, an welchem nicht gezweifelt wurde, dem Könige Glück wünschen sollte. Die Sache scheiterte an der Schnelligkeit, mit welcher die Schlacht von Roßbach entschieden war; der Prinz war schon unterwegs, als er den Sieg erfuhr, und da er an Kampf und Gefahr nicht mehr Theil haben konnte, so kehrte er nach Leipzig zurück. Er begab sich dann nach Berlin, und starb an einem Fieber im folgenden Sommer am 12. Juni auf dem Lustschlosse zu Oranienburg, welches der König in früheren Jahren ihm geschenkt hatte. Der Prinz litt schon längere Zeit an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, wobei er sich den

Kopf beschädigt hatte; seitdem er aber das Heer verlassen, zehrte er sichtlich ab. Man sagte laut, der Gram habe ihn getödtet, und der Haß gegen das Andenken Winterfeldt's, der an des Königs Unwillen schuld gewesen sein sollte, fand darin neue Nahrung, und wurzelte bei des Königs Brüdern so fest, daß noch bei den spätesten Anlässen seine Spuren sichtbar wurden.

Wir kehren zu Winterfeldt zurück, dessen Laufbahn auch schon ihrem Ende naht. Der König sah die Lage der Dinge täglich gefahrvoller werden, und mußte mit Ernst daran denken, gegen die Franzosen aufzubrechen. Winterfeldt verfaßte den Entwurf zum Abmarsch für die sämmtlichen Truppen, wobei die schnelle Beweglichkeit und feste Ordnung derselben wohl bedacht, das Gepäck eingeschränkt, die Verpflegung gesichert, und allen sonstigen Nachtheilen möglichst vorgebeugt wurde. Die Gunst des Königs hinderte jedoch nicht, daß auch Winterfeldt die Mißlaune desselben erfuhr, und seine Vorschläge zu einigen Beförderungen, die er in seinem Regimente nöthig hielt, sah er durch die eigenhändigen Worte des Königs abgewiesen: „Da ist nun keine Zeit vor, ich habe keine Kanzlei mit; wann der Feind wird geschlagen seind, so ist Zeit an Avancement zu denken; mehr als zwei Stabskapitains müssen nicht bei die Regimenter seind.“ Aber gleich am nächsten Tage wieder, am 5. August, theilt ihm der König aus Weißenberg seine Nachrichten und Absichten umständlich mit, und will Winterfeldt's Gedanken darüber wissen, und dieser antwortet sogleich, er freue sich herzlich, daß der König sich fest entschlossen, den Feind anzugreifen; er habe noch niemals ein so gutes Vertrauen gehabt, daß mit Gottes Hülfe alles recht gut gehen und bald redressirt sein werde, als eben jetzt, da es überall in der Krise vor ihnen sei; er glaube, der Feind werde in seinen vermeinten starken Posten stehen bleiben und sich angreifen lassen, das werde ihm aber zum Unheil gereichen, denn er verlasse sich ganz auf seine Batterieen, stünde aber auf einem so schmalen Terrain, daß er sich nicht rühren könne, es käme also nur darauf an, eine seiner vorderen Batterieen still zu machen, um ihn dann hardiment zu attakiren, denn er müsse gleich

in Verwirrung gerathen, und schlage sich dann selbst, und sein Gepäck und Geschütz werde seinen Rückzug hindern. Darauf giebt Winterfeldt Nachrichten über die Stellung des Feindes, er habe nicht alle Höhen besetzt, man finde schon ein Loch, wo ihm beizukommen. Zuletzt sagt er: „Ew. Majestät Kavallerie hat sich besonnen, und wird gut thun. Die Infanterie ist vom besten Willen." — Doch fügt er hinzu: „Mit dem gefällten Bajonet und ohne zu schießen kommen wir nicht durch, denn unsre Leute verlassen sich nunmehro gar zu sehr auf ihre 60 Patronen."

Der König beschied Winterfeldt am 6. August zu sich nach Weißenberg, um nähere Rücksprache mit ihm zu nehmen. Zwei Tage später schreibt er, von einem Ritt gegen Löbau zurückgekehrt, mit guter Laune: „Allda stehet nichts, als miserable Husaren und Panduren; wann Er Putenjungens in seinem Gut braucht, so kann Ihm mit unsere Gefangene dienen." Am 10. August theilt der König nähere Nachrichten mit, so wie seine Anschläge, durch welche der Feind getäuscht werden und nicht wissen soll, von welcher Seite man an ihn kommen wolle; die Truppen sollen nach verschiedenen Richtungen sich zu trennen scheinen, dann aber plötzlich vereinigt dem Feinde mit Anbruch des Tages auf den Hals gehen. „Diese Affaire", sagt er, „wird sehr decisiv werden; können wir Meister von denen Leuten werden, so seind sie total geschlagen, ihre Kanonen und Bagage sind unser, und müssen wir die Menge Gefangene machen." Winterfeldt freut sich des Vorhabens, und fühlt in seiner Seele die feste Zuversicht auf den entschieden guten Ausgang der Sache; zugleich sendet er umständliche Nachrichten und Erörterungen ein, zu welchen der Oberst von Puttkammer und Oberstlieutenant von Schönfeldt beigetragen haben; den ersteren bietet Winterfeldt zum Führer an, als der das Land genau kenne und ein Mann von prompter Resolution sei. Hierauf antwortet am 11. der König wieder: „Der Ueberschlag, so Er mit Puttkammer gemacht hat, hat mir desto mehr Plaisir gethan, daß ich das Land nicht recht kenne, und sehr nöthig Leute bedarf, die mir von allem informiren. Unser erster Marsch muß bis 2 Meilen von Zittau sein,

damit der zweite kleiner wird, und wir desto näher am Feind kommen, und mehr Zeit haben zu rekognosciren, und uns vorhero zum andern Tag zu schicken. Dann muß morgen von beide Theile der Marsch regulirt werden, wie auch die Oerter, wo die Läger stehen sollen, und wo wir wieder zusammenstoßen wollen. Adieu. Gott bewahre." Winterfeldt sandte unverzüglich die geforderten Anordnungen, und die beabsichtigten Märsche zum Angriff konnten jeden Augenblick erfolgen. Am 16. August rückte der König nach Bernstädel vor, wo der österreichische General von Beck eiligst weichen mußte. Inzwischen hatten der Prinz Karl von Lothringen und Daun schon bestimmte Nachricht über das Vorhaben der Preußen erhalten, und in deren linke Flanke nach Ostritz eine starke Truppenschaar unter Nadasdy vorgesandt, Daun aber behielt seine feste Stellung, machte nur durch eine geringe Bewegung besser Front gegen die Preußen, und stand hinter dem Wittgendorfer Grunde auf dem Eckartsberg völlig unangreifbar. Der König selbst erklärte bei näherer Besichtigung, er wolle hier seine Truppen nicht an den verzweifelten Versuch wagen; seine Hoffnung, den Feind durch List zu täuschen und hervorzulocken, scheiterte ebenfalls. In dieser Lage schrieb der König an Winterfeldt aus Tittelsdorf am 17. August: „Weilen ich hier gar nichts gegen den Feind ausrichten kann, so bin ich willens, heute Ostritz besetzen zu lassen, da müßte ein Husarenregiment mit; dann von dieser Seite ein Detaschement nach Görlitz zu schicken, um solches zu nehmen. Auf Seiner Seite hinter Ihm wollte meinen linken Flügel Kavallerie fouragiren lassen, um dadurch dem Feind hier alle Subsistenz zu benehmen; dann einen Marsch gegen Jauernik und Bernstädel zurücke zu machen, und was nach Schlesien zu detaschiren. Indessen wird das Land von Fourage und Lebensmitteln so entblößet werden, daß der Feind nicht im Stande sein wird vorwärts zu kommen." Der General von Werner überfiel am 17. Nadasdy'n bei Ostritz, und zwang ihn zu eiliger Flucht. Winterfeldt aber ging mit 10,000 Mann am 18. mittelst einer unterhalb Hirschfeld's geschlagenen Brücke über die Neiße, um den rechten Flügel des Feindes zu bedrohen, fand aber die Gegend

sehr schwierig und den Boden durch Regen verdorben, und empfing gleich nach dem Uebergang längs des Weges, den er ziehen mußte, von unangreifbaren Anhöhen ein furchtbares Geschützfeuer in die rechte Flanke, mußte daher links ausbiegen, und suchte gegen Reichenau vorzudringen. Er ließ auch seinerseits Geschütz auffahren, und beschoß den Feind mit guter Wirkung, allein ohne weiteres Ergebniß. Nadasdy befehligte hier, und erhielt von Daun sogleich ansehnliche Verstärkung. Winterfeldt konnte nichts ausrichten, und ließ gegen Abend dem Könige, der mit dem Prinzen Heinrich vom Mittag an im stärksten Regen den Erfolg der Sache abgewartet hatte, die Meldung zugehen, er habe keinen Angriffspunkt ausfinden können. Das preußische Heer lagerte von Bernstädel längs den Anhöhen von Jauernik bis an die Neiße; Winterfeldt lagerte bei Rohna, durch die Neiße getrennt von dem übrigen Heer, und dem Feinde am nächsten, der ihn jedoch nicht anzugreifen wagte.

Der König wünschte vergeblich eine Schlacht, Daun stand in seinem Lager bei Eckartsberg unerschütterlich fest, und zum Abwarten war keine Zeit mehr. Der Augenblick war nahe, wo der König nach Thüringen aufbrechen mußte, und er hatte nur die Sorge, wie während seiner Abwesenheit Schlesien und Sachsen zu sichern wären. Mittlerweile hatten die Oesterreicher Görlitz geräumt, und 5 preußische Bataillons unter dem General von Grumbkow den Ort besetzt. Für die Verbindung mit Schlesien war dies von großer Wichtigkeit. Der König wollte den offnen Weg sogleich benutzen, und schrieb am 20. August aus Tittelsdorf an Winterfeldt, er solle 2 Grenadierbataillons und 12 Kanonen nach Görlitz schicken, um Grumbkow daselbst abzulösen, der nach Schlesien marschiren solle. Er setzte hinzu, daß er von dem fruchtlosen Anmarsch gegen Daun seinen Rückzug gut gemacht habe, mit den Dragonern sei es nicht ganz in der Ordnung gewesen, er habe sich aber doch so durchgeholfen, daß er es verantworten könne. Gleich nach diesem Schreiben, auf welches Winterfeldt gutes Glück verheißend und mit der Hindeutung geantwortet haben muß, daß auch die Türken dem Feind auf anderer Seite bald zu thun geben würden, ist das

folgende einzuschalten, welches sich ohne Zeitangabe vorfindet: „Ich glaube dieses Jahr an keinem Glücke; auf die Türken zu rechnen ist kein Staat zu machen, wann dar was zu hoffen wäre, so hätte ich schon gewisse Zeitungen. Laß uns sprechen, was wir zu thun haben. Er muß auf Nadasdy vigiliren, daß er dem Grumbkow auf dem Marsch nichts anhaben kann. Sollte Nadasdy nach Schlesien wollen, so muß Er ihm folgen. Was die Husaren und Dragoner von Görlitz angehet, so ist Sein Schreiben meiner Intention ganz gemäße. Adieu."

Noch zuletzt am 20. August machte der König einen Versuch, Daun aus seiner Stellung zu locken, ja er schien geneigt, ihn in derselben anzugreifen, was allen seinen Generalen ein Werk der Verzweiflung und der gewisse Untergang des Heeres dünkte, nur Winterfeldt soll den König in seiner Kühnheit bestärkt haben. Man erwartete für den folgenden Tag eine Schlacht, allein am Abend bewog der Prinz Heinrich von Preußen seinen Bruder, das Vorhaben aufzugeben, und Winterfeldt's Gegner sahen dies als einen Sieg über ihn an!

Wiewohl eben aus Schlesien noch üble Nachrichten einliefen, wo am 14. August der österreichische General von Jahnus die Preußen bei Landshut unter den Generalen von Kreytzen und von Mitschefal geschlagen hatte, so rief den König doch nun die größere Sorge nach entgegengesetzter Richtung, er mußte die Franzosen hemmen, die schon über Erfurt hinausgerückt waren. Er ließ den Herzog von Bevern mit 36,000 Mann zurück, um die Oesterreicher zu bewachen, und trat selber am 25. August mit 18 Bataillonen und 30 Schwadronen den Marsch nach Thüringen an. Winterfeldt blieb mit seiner Truppenschaar, bei welcher auf seinen besondern Wunsch der König auch diesmal Zieten und die Zieten'schen Husaren zurückließ, dem Heer in der Lausitz zugetheilt, unter den Befehlen des Herzogs, den er aber berathen und nöthigenfalls leiten sollte. Der König selbst sagt in seinem Geschichtswerke, er habe Winterfeldt dem Herzoge beigeordnet, und auf jenen eigentlich sein Vertrauen gesetzt. Das Mißverhältniß, welches bisher so schlimme Früchte ge-

bracht, wurde hiedurch fortgesetzt, und der schon vorhandene Widerwillen unglücklich gesteigert. Hätte der König, wie schon früher in manchen Fällen, dem Herkommen getrotzt, und den Oberbefehl Winterfeldt's Händen vertraut, so würde die Störung kaum größer, der Gang der Sachen aber unfehlbar glücklicher gewesen sein. Jetzt wurde sein Liebling das Opfer eines edlen und verdienten Zutrauns, dessen innerem Gehalte nur das äußere Gepräge fehlte. Winterfeldt scheint in gewohntem Dienstgehorsam keinen Wunsch, keinen Einspruch gewagt, sondern sich der Anordnung des Königs schweigend gefügt zu haben. Nur brachte er die bisher aufgeschobenen Beförderungen in seinem Regimente wieder zur Sprache, da es an Offizieren zum Dienst fehlte, indem viele krank oder verwundet waren. Bei dem letzten Zusammensein, als der König, der vom Pferde gestiegen war, schon Abschied genommen, wandte er sich nochmals zu Winterfeldt, umarmte ihn, und sagte: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben! Nur diese weiß ich für Ihn: Erhalte Er sich mir!"

Der Herzog von Bevern bezog mit 22,000 Mann ein Lager bei Schönau, zu seiner Rechten deckte der Prinz Franz von Braunschweig mit 4000 Mann das Magazin von Bautzen, zu seiner Linken jenseits der Neiße auf einer Anhöhe bei Radmeritz — denn er stand immer gern hoch, bemerkt der Fürst von Ligne, — beobachtete Winterfeldt mit 10,000 Mann die Truppen Nadasdy's, der bei Seidenberg lagerte, und seine Uebermacht bald zu benutzen suchte. Die Oesterreicher überfielen am 30. August Winterfeldt's Husaren-Feldwacht bei Lomnitz, und hatten sehr gut die Zeit gewählt, wo die Hälfte der preußischen Reiterei mit Futterholen beschäftigt war; doch Winterfeldt ließ ungesäumt 3 Bataillone Fußvolk vorrücken, welche den Feind zum Weichen brachte, worauf die vom Futterholen zurückkehrende Reiterei sich schnell ordnete und durch raschen Angriff ihn völlig zurückwarf. Der Herzog von Bevern aber fand die ganze Stellung zu ausgedehnt, und glaubte auch seine Verbindung mit Schlesien besser zu sichern, wenn er das ganze Heer bei Görlitz zusammenzöge. Winterfeldt, ohne Zweifel auf die Vorschriften

des Königs gestützt, stimmte dieser Ansicht nicht bei, sondern behauptete mit fester Entschiedenheit die an der Neiße genommene Stellung dürfe nicht eher verlassen werden, als bis der König aus Thüringen wiedergekehrt sei. Dieser Widerspruch mißfiel dem Herzoge, dessen Abneigung gegen Winterfeldt sich nur vermehrte, und der das Zusammenrücken nach Görlitz nun bestimmt anbefahl. Winterfeldt mußte gehorchen, so ungern er gerade jetzt vor dem Feinde wich, der sich einbilden konnte, ihn durch den eben stattgehabten Angriff verscheucht zu haben. In der Nacht zum 31. August brach der Herzog mit seinen Truppen auf, und nahm ein festes Lager auf der Höhe bei Görlitz, die Landeskrone genannt. Winterfeldt hingegen blieb noch bis zum anderen Morgen stehen, ließ dann alle Trommeln rühren, und die Truppen ausrücken, als ginge es zum Gefecht, und erst, als er dem Feinde solchergestalt Trotz geboten, ließ er den Abmarsch antreten. „Die Preußen", sagt der Fürst von Ligne, welcher damals als junger Hauptmann bei Nadasdy's Truppen stand, „schieden mit größter Ordnung und Artigkeit, und behielten bei dem demüthigenden Schritte noch das Ansehen der Ueberlegenheit; ihre Nachhut war nicht anzugreifen; die Fronte, hinter der alle Bewegungen ruhig vorgingen, schmolz endlich in den Nachtrab ein." Winterfeldt nahm sein Lager in zwei Treffen auf dem rechten Ufer der Neiße, vorwärts Görlitz, auf einem etwas erhöhten Boden zwischen zwei Bächen; eine Brücke oberhalb Görlitz diente zur Verbindung mit dem Herzoge; den linken Flügel deckten 2 Bataillone und die Husaren von Werner; vor dem rechten Flügel lag das Dorf Moys und daneben der Jäckel- oder Holzberg, welchen er mit 2 Grenadierbataillonen besetzte, die für ihre Kanonen eine leichte Verschanzung aufwarfen. Die Husaren von Zieten lagerten am Fuße des Berges; zwischen ihnen und dem rechten Flügel der Hauptstellung stand noch ein Grenadierbataillon vorgerückt. Die Gärten von Ober-Moys waren ebenfalls durch ein Grenadierbataillon besetzt. Die Stellung war gut gewählt, wie der Fürst von Ligne bei späterer Besichtigung bezeugt, und seinen früheren Tadel, daß es sehr unangemessen sei, den Holzberg zu besetzen, zurück-

nimmt. Andere dagegen tadelten, daß nicht auch die gegenüberliegende Höhe, der Galgenberg, von den Preußen besetzt worden. Allerdings waren die Truppen auf dem Holzberge, mehr als 3000 Schritt von der Hauptstellung entfernt, und konnten von dieser aus nicht gehörig unterstützt werden; allein sie hatten Befehl, bei einem ernstlichen Angriffe sich zurückzuziehen. Dieser schien auch kaum zu erwarten, am wenigsten ein Ueberfall, da die Posten vorsichtig aufgestellt und mit den besten Truppen versehen waren.

Ein besonderer Zufall aber warf übermächtig alle diese Annahmen um. Der österreichische Minister Graf von Kaunitz war im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen eingetroffen, tadelte die Unthätigkeit der Feldherren, die einen so viel schwächeren Feind vor sich hatten, und diese beschlossen, die Anwesenheit des Ministers durch irgend eine Waffenthat auszuzeichnen. Der Angriff sollte gegen Winterfeldt gerichtet, und ihm der Holzberg entrissen werden. Schon am 2. September im Lager bei Ostritz begannen die Vorbereitungen der Oesterreicher zu diesem Unternehmen. Sie setzten zu dem geringen Zweck, einen Vorposten wegzunehmen, das ganze Heer in Bewegung. Dann nahm sein Lager am 6. September bei Groß-Schönau, zwischen Bernstadt und Görlitz, um die Aufmerksamkeit des Herzogs von Bevern zu beschäftigen. Nadasdy rückte in der Nacht zum 7. September nach Schönbrunn, wo beträchtliche Verstärkungen zu ihm stießen; 42 Grenadierkompanieen, bei welchen auch der Fürst von Ligne sich befand, führte der Herzog von Aremberg ihm zu, die versammelten Truppen betrugen über 15,000 Mann. Sie brachen frühmorgens in aller Stille auf, begünstigt von einem dicken Nebel. Um 7 Uhr morgens wurden die preußischen Vorposten hin und wieder angegriffen, doch schien kein rechter Ernst dabei. Winterfeldt war durch einen Kundschafter von des Feindes Absicht benachrichtigt, achtete aber wenig darauf, da er seine Anstalten gut in Ordnung wußte, und weil die Nacht, in welcher der Angriff geschehen sollte, schon vorüber war, so hielt er die feindlichen Bewegungen, die ihm von seinen äußersten Posten gemeldet wurden, bloß für solche, wie sie beim Futterholen gewöhnlich

sind. Da er von dem Herzoge, wegen mancherlei Rücksprache, in Görlitz erwartet wurde, so ließ er sich durch die unbedeutenden Plänkeleien nicht stören, sondern ritt in das Hauptquartier. Hier befand er sich mit einigen Offizieren eben in dem Buchladen von March, um Landkarten zu kaufen, als ein Adjutant kam und ihm berichtete, der Feind mehre sich. Winterfeldt setzte sich zum Schreiben hin, und es kamen wiederholte Meldungen. Noch immer hielt er die Sache für unbedeutend; „ich weiß wohl", sagte er, „es sind Kroaten, die uns auskundschaften", und schrieb weiter. Inzwischen hatte Nadasdy seine Truppen, verdeckt durch einen Birkenwald und das Dorf Hermsdorf, bis zum Holzberg herangeführt, den Galgenberg und andere günstige Höhen mit 24 Kanonen besetzen lassen, und eröffnete um halb 10 Uhr ein furchtbares Feuer auf die Grenadiere, welche den Holzberg besetzt hielten, und auf die Zieten'schen Husaren, die am Fuße desselben lagerten. Als Winterfeldt Kanonenschüsse vernahm, sprang er auf, rief munter aus: „Aha! da sind meine Gäste! Nun will ich sie auch bewirthen!" warf sich zu Pferde, und eilte zu seinen Truppen. Schon hatte das Geschützfeuer fast eine Stunde gedauert, als die österreichischen Grenadiere in drei Abtheilungen hervorbrachen, und den Holzberg hinanstürmten, während Schwärme von Kroaten sich ausbreiteten, gegen welche Zieten mit seinen Husaren in dem durchschnittenen Boden nichts vermochte. Die beiden Grenadierbataillone auf dem Holzberge wollten ihren Posten nicht ohne Gefecht verlassen, und ihr anfänglicher Widerstand nöthigte sie zu fortgesetztem; sie schlugen zweimal die Stürmenden zurück, allein da Nadasdy selbst an deren Spitze trat, immer neue Schaaren heranführte, so wurden jene überwältigt und den Berg hinabgetrieben. In diesem Augenblick erschien Winterfeldt mit der Brigade seines rechten Flügels, welche der General von Kannacher führte, und nahm das Gefecht auf, sei es, um seine Grenadiere an sich zu ziehen, oder den verlorenen Posten wieder einzunehmen. Bald erkannte er den ganzen Ernst des Kampfes und die große Uebermacht des Feindes; um so wichtiger, mochte er denken, sei es für die Ehre der preußischen Waffen, hier

nicht zu weichen, und den Muth und die Kühnheit des Feindes nicht wachsen zu lassen. Er hatte gleich Anfangs den Herzog von Bevern benachrichtigt und um Unterstützung ersucht, er sandte in kurzen Zwischenräumen mehrere Adjutanten, um die Gefahr dringender zu schildern, die Hülfe schleuniger zu begehren. Allein der Herzog schien nicht sehr bereitwillig, und seine zögernden Anstalten ließen keine Unterstützung hoffen, die noch zu rechter Zeit erschiene; da Winterfeldt jede Hülfe ausbleiben sah, und in den zurückgebrachten Antworten wohl gar erkennen mochte, daß ein ihn betreffender Verlust auf der eignen Seite fast eben so gern wie auf der feindlichen gesehen würde, so wollte er, durch den Drang unglücklicher Umstände herausgefordert und auf sich selbst und seinen Heldenmuth zurückgewiesen, seine ganze Kraft versuchen, um der Schadenfreude ihren Gewinn zu vereiteln. Er wollte gegen Freund und Feind das Aeußerste einsetzen. Voll Grimm rief er seiner Brigade, den beiden Regimentern Manteuffel und Treskow, sein muthiges „Vorwärts!" zu, und führte sie gegen den Holzberg mit kühnster Entschlossenheit an. Zieten wollte den Angriff abrathen, wurde aber nicht gehört. Die beiden Regimenter erneuten den Kampf mit glänzender Tapferkeit. „Nie", sagt der Fürst von Ligne, „sah ich so schöne und brave Leute, Winterfeldt an ihrer Spitze rückte wie ein Verzweifelter auf uns los." Die Oesterreicher, welche schon den Berg herabgekommen und unten Stand halten wollten, wurden seitwärts abgedrängt, und die Preußen stürmten die Höhe hinan. Zu gleicher Zeit drangen aber auch wieder Oesterreicher von der anderen Seite hinauf, oben trafen sie auf einander, kreuzten die Bajonette, und das wildeste Handgemenge wogte hin und her. Mittag war schon vorüber, und das Gefecht wandte sich für die Preußen günstig. Winterfeldt eilte, nun auch seine Grenadiere wieder zu sammeln und heranzubringen. Da traf ihn, als er seitwärts von Moys auf einem schmalen Wege hinritt, der Schuß eines Kroaten, die Kugel drang in die Brust bis zum Rückgrat, tödtlich verwundet sank er vom Pferde, und mit ihm sank alle Hoffnung des Sieges. Seine Grenadiere trugen ihn fort, erst nach Moys, später nach Görlitz.

Als die Soldaten seinen Fall vernahmen, kämpften sie noch um die Ehre des Tages, und um Rache für den Feldherrn aber mit gebrochener Kraft. Nadasdy griff wiederholt mit frischen Truppen an, und nach 1 Uhr mittags blieb er im Besitze des Berges. Die Oesterreicher drangen bis Moys vor, dann aber zogen sie sich wieder zurück. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten in dem vierstündigen Gefecht betrug über 1600 Mann, drei ihrer Generale, worunter Nadasdy selbst, waren verwundet. Die Preußen verloren gegen 2000 Mann, und das auf dem Holzberge gestandene Geschütz. Der größte Verlust blieb der ihres Anführers.

Er war nach Görlitz in das Haus eines Zollbereiters nahe am Reichenbacher Thor gebracht worden, wo ihm jede wundärztliche Sorgfalt zu Theil wurde, die aber schon im ersten Augenblick als fruchtlos erkannt worden war. Unter den heftigsten Schmerzen behielt er vollen Muth und rüstige Geistesgegenwart, ließ seine Generale zu sich fordern, gab ihnen Befehle für das, was sogleich zu thun war, und für eintretende Fälle die nöthigen Vorschriften; nur Zieten vermied absichtlich ihn noch zu sehen, und grollte noch mit dem Sterbenden. Dieser diktirte zuletzt einen Brief an den König; allein die Schmerzen wurden heftiger, seine Kräfte ließen nach, und am 8. September 3 Uhr morgens hauchte er den letzten Athem aus. Galster, der nicht von seiner Seite gewichen war, drückte ihm die Augen zu.

Sein Leichnam wurde einbalsamirt, und nach Schlesien auf seine bei Polkwitz gelegenen Güter gebracht; der Prinz Karl von Lothringen erlaubte dem Zuge den Weg durch die österreichischen Posten zu nehmen, ließ dem todten Helden alle kriegerischen Ehren bezeigen, und ihn bis Bolkenhain durch eine Schutzwache begleiten. In Barschau wurde er beigesetzt; Galster besorgte dies traurige Geschäft mit treuem Eifer, und reiste dann zu der Wittwe nach Berlin.

Das unglückliche Gefecht von Moys hat vielen Streit erweckt, ob es wäre zu vermeiden, ob anders zu führen gewesen, ob Winterfeldt im Anfange zu sorglos und dann zu ungestüm und eigensinnig verfahren sei. Warnery tadelt, daß Winterfeldt nicht alle seine Truppen in's Gefecht ge-

führt, allein er vergißt, daß dann das ganze Heer von dieser Seite bloßgestellt gewesen wäre, und eine starke feindliche Truppenmacht stand in 2 Treffen als Rückhalt bereit, um augenblicklich Vortheil davon zu ziehen. Auch der Umstand ist eigens bemerkt worden, daß der Offizier, welcher das Regiment Manteuffel herbeiholen sollte, aus Irrthum das Grenadierbataillon desselben Namens von Ober-Moys abgerufen habe, wodurch der österreichische General Graf Palffy dort vordringen, über das sogenannte Rothwasser gehen, und gleich anfangs die preußischen Unterstützungstruppen in die Flanke nehmen konnte. Ohne den unglücklichen Schuß, der den Feldherrn traf, wäre das Gefecht vielleicht von den Preußen gewonnen worden, und welchen Ruhm hätte dann die kleine Schaar geärntet! Aber auch so ging die Frucht der von ihr bewiesenen heldenmüthigen Tapferkeit nicht verloren. „Die tapfere Vertheidigung dieses Berges", sagt Tempelhof, „brachte den Oesterreichern eine solche Ehrfurcht für die Preußen bei, daß sie sich nicht getrauten, etwas zu unternehmen." Wirklich verfolgten die Oesterreicher den mühsam und blutig errungenen Vortheil nicht, sondern gaben sogar den Holzberg am folgenden Morgen wieder auf, und Nadasdy führte seine Truppen in das frühere Lager zurück. Auch der Herzog von Bevern glaubte hier nichts weiter unternehmen zu können, hob am 10. sein Lager auf, und zog sich nach Schlesien; die österreichische Macht folgte ihm dahin, und lieferte am 22. November die Schlacht von Breslau, welche der Herzog verlor, und am Tage darauf persönlich in Gefangenschaft gerieth. Seine Anstalten und Maßregeln sind viel getadelt worden, gleich denen Winterfeldt's; beide waren ganz unzweifelhaft höchst tapfre und einsichtsvolle Kriegsmänner, allein auch die größten können Fehler begehen. Winterfeldt's Tod machte einen großen, doch sehr verschiedenen Eindruck. Seine Feinde selbst waren bestürzt, indem sie den unläugbaren Werth des Mannes, und die Lücke, welche der Dienst des Königs erlitt, im Stillen überlegten. Allein die Befriedigung, einen solchen gefürchteten Nebenbuhler los zu sein, konnte sich keineswegs verbergen. Der Prinz August Wilhelm, krank und mißmuthig

wie er war, rief aus: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist;“ und noch ein halbes Jahr darauf, als er sich selbst dem Tode nahe fühlte, sprach er die Worte: „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat, aber Winterfeldt ist derjenige, der es mir verkürzte.“ Doch ist anzunehmen, daß die gereizte Stimmung des Prinzen so ausschließlich auf Winterfeldt erst nachträglich gerichtet worden, da er früher, als er die Eigensucht und widerwillige Uneinigkeit seiner Generale als Ursache seines Unglücks beschuldigte, auch Fouqué, Schmettau und Goltz mitnannte. Die Soldaten betrauerten schmerzlich einen Anführer, der sie fast immer zum Siege geführt, dessen Muthe sie gern vertrauten, und dessen muntre und fürsorgliche Leutseligkeit ihre ganze Zuneigung erworben hatte. Am härtesten mußte der König von diesem unerwarteten Schlage getroffen werden. Noch stand er in Thüringen gegen die Franzosen und Reichstruppen, in seinem Rücken war die Verbindung oft schwierig, ein Gerücht konnte leicht der amtlichen Nachricht zuvorkommen. Beunruhigt erließ der König am 14. September aus dem Lager bei Erfurt nachfolgendes Schreiben an Winterfeldt: „Mein lieber Generallieutenant von Winterfeldt. Es ist allererst heute, daß ich Euer Schreiben vom 26. vorigen Monats erhalte, da mir inzwischen gar nichts weiter von Euch zugekommen ist. Was das von Euch bei Eurem unterhabenden Regiment vorgeschlagene Avancement anbetrifft, da beziehe ich mich darunter auf dasjenige, so ich auf die von Euch deßhalb beigefügte Specifikation eigenhändig beigesetzet habe, und hoffe übrigens, daß Eurer Orten noch alles gut sein, und ich von des Herzogs von Bevern Liebden bald einige Nachrichten deßhalb erhalten werde. Ich bin Euer wohl affektionirter König.“ Darunter schrieb er eigenhändig Folgendes: „Hier geht alles nach Wunsch. Es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mir in großen Sorgen setzet; ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibet man mir, Er wäre todt, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über der Schulter; aus diesem kann ich mir nicht

vernehmen; der Prinz Franz sei gefangen, und Anhalt todt. Der Prinz von Bevern wird mir gewisse geschrieben haben, der Jäger muß seind aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum besten! Fch."

Als der König diese Zeilen schrieb, war das Auge welches sie lesen sollte, schon sechs Tage geschlossen, und das schauerliche Blatt, welches die edle Bekümmerniß in den einfachen Worten so rührend ausspricht, konnte nur noch den Sarg des Lieblings treffen. Bald darauf empfing der König die Gewißheit der schrecklichen Todeskunde, einen Augenblick darauf die Nachricht, daß die hannöverschen Truppen durch den Vertrag von Kloster-Seven für seine Sache verloren seien, hingegen die Russen und Schweden nun ernstlich gegen ihn auftreten würden, da rief er aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber einen Winterfeldt finde ich nicht wieder!" Und Thränen entstürzten seinen Augen. Den Menschen, den Freund, welchen er verlor, konnte ihm nichts ersetzen. Aber auch den General, dem der König so ganz vertraute, auf den er für die Erhaltung Schlesiens gerechnet hatte, mußte er in der bedrängtesten Lage schmerzlich vermissen!

Winterfeldt war von großer, kräftiger Gestalt, gedrungenen starken Gliedern, rasch und entschieden in seinen Bewegungen, von kriegerischem Ansehen; seine großen Augen blickten scharf und durchdringend, sein Mund hatte einen freimüthigen, ironischen Zug. In seinen letzten Jahren wurde er etwas beleibt, und erschien deßhalb weniger gewandt, sein Auftreten bekam eine plumpere Derbheit; doch blieb sein Wesen im Ganzen noch immer einnehmend. Er konnte sich sehr gefällig darstellen, doch wollte er es nicht immer, sondern fühlte sich in stolzem Selbstbewußtsein über manche Gunst hinaus. Seine Gegner standen meist über oder doch neben ihm; die Untergebenen und Geringeren freuten sich seiner, und schlossen sich ihm gern an. Die Soldaten hingen mit größter Liebe und Ehrfurcht an ihm, sie waren stolz von ihm befehligt zu sein, und ein Wort von ihm, wie sein Beispiel, konnte sie zu allem bringen. Daß er jede Gefahr, jede Mühseligkeit mit ihnen theilte, vor dem Feinde immer auch Soldat war,

ist schon im Einzelnen mehrfach dargelegt. War ein beschwerlicher Marsch zu machen, mußte bei schlechtem Wetter unter freiem Himmel gelagert werden, fehlten die Lebensmittel, so sahen in ihm die Truppen das Beispiel muntrer Ausdauer: „Kinder," sprach er zu ihnen, „heut geht es uns schlecht; aber seht, ich bleibe bei euch, und verlange es nicht besser als ihr; ein andermal wollen wir uns dann einen guten Tag machen." Sein Name wurde im ganzen Heere mit Ruhm genannt, und noch viele Jahre nach seinem Tode blieb sein Andenken hoch gefeiert, die alten Krieger sprachen mit Lob und Ehrerbietung von ihm, und wußten Züge seines Muthes, seiner Leutseligkeit und seines eisernen Willens zu erzählen. Auch bei dem Feinde stand er in höchster Achtung, die Anführer hatten die größte Scheu, gegen ihn etwas zu unternehmen, die Soldaten erkannten ihn leicht, und meinten, wo er gegenüber stehe, sei nicht viel auszurichten. Ihm anzugehören, war eine Ehre, in seinem Regimente zu dienen, eine Auszeichnung. Einst kamen zwei Ueberläufer zu ihm, und verlangten Dienste aber nur im Regimente Winterfeldt, und nirgends anders; er stellte ihnen vor, das Regiment stehe in weiter Ferne, bei einem anderen Heere, da sie jedoch beharrten, so gab er ihnen Pässe und einige Dukaten Reisegeld, und überließ ihnen, das Regiment aufzusuchen; sein Zutrauen wurde nicht getäuscht, die beiden Leute gelangten richtig hin, und traten ein. Die Truppen, welche unmittelbar unter ihm standen, hatten immer die wenigsten Ausreißer.

Seiner Eigenschaften als Krieger brauchen wir nicht einzeln zu gedenken, seine Umsicht, Geistesgegenwart und Entschlossenheit, sein rastloser Eifer im Kleinsten wie im Größten, sein richtiges Urtheil und seine Fruchtbarkeit in Entwürfen, sind in seinem Kriegsleben schon geschildert. Er war Soldat und Feldherr im ganzen Umfange des Worts; kriegerische Anstalten und Hülfsmittel, Gefechte, Märsche, Schlachten, Feldzüge, alles umfaßte er, mit Rath und That, mit Eifer und Fertigkeit. Er hielt streng auf Zucht und Ordnung, und wollte den Bürger und Landmann stets geschont wissen, jede Grausamkeit oder Plünderung wurde hart bestraft. Auch gewann er überall das Zutrauen des Volks, und die Art, wie er

Nachrichten aufnahm, bewirkte, daß man ihm gern deren brachte. Sogar die Kundschafter waren ihm anhänglicher und treuer, als ihr Gewerbe erwarten ließ, und er wurde vortrefflich von ihnen bedient, verrathen fast nie. Seine Rechtschaffenheit wußte man unerschütterlich, seine Großmuth so uneigennützig als freigebig. Er übersah kleine Nachtheile, die ihn trafen; im zweiten schlesischen Kriege hatte er eine längere Zeit nicht auf dem Feldetat gestanden, er fragte nicht darnach, nur erst als er von dem Kriegskommissariat wegen des Lieutenants von Winterfeldt, seines Neffen und Adjutanten, Schwierigkeiten befürchtete, machte er deßhalb eine Erinnerung. Als der König an alle seine Generale einen strengen Befehl gegen Unordnungen und Erpressungen ergehen ließ, schrieb Eichel, der mit der Ausfertigung beauftragt war, entschuldigend an Winterfeldt, daß auch ihm dergleichen zugeschickt werde, woran er nicht erinnert zu werden brauche, aber der König habe es ausdrücklich befohlen. Später hatte der Generaladjutant Oberstlieutenant von Wobersnow, in Betreff anbefohlener Uebungen, die gleiche Entschuldigung an ihn gerichtet. Wie ihm der König die Verwendung großer Summen anvertraute, wohl wissend, daß Winterfeldt eher von dem Seinigen dazulege, als für sich einen Vortheil suche, ist mehrmals berühmt worden; wie er die Anerbieten in Prag großmüthig abgewiesen, und dagegen die Gelder, welche er bei Uebernahme seines Regimentes vorräthig fand, verwendete, haben wir erzählt.

Aus seiner strengen Rechtlichkeit floß auch seine Wahrheitsliebe, sein Abscheu vor jeder Lüge und Prahlerei. In seinen Mittheilungen herrschte die größte Aufrichtigkeit, er ließ das Thatsächliche unverstellt reden, und war ein gefährlicher Zeuge, wenn Andere bisweilen ein Ereigniß, dem auch er beigewohnt, in einiger Ausschmückung vorlegen wollten. Daß er in dieser Art manchen Schein zerstörte, machte ihm viele Feinde, die sich in gleicher Weise an ihm nicht rächen konnten. Seine Untergebenen mußten ihm in ihren Meldungen die strenge Wahrheit berichten, ließen sie gegen Fremde sich etwa prahlerisch vernehmen, so konnte auch hier sein Widerspruch unerwartet eintreten. Nach einer Schlacht er-

schien in den Zeitungen ein Aufsatz, worin ein gewisser Offizier gerühmt wurde, daß er mit 60 Husaren 500 Gefangene gemacht habe; Winterfeldt stutzte, ließ die Sache untersuchen, und es fand sich, daß der Offizier auf dem Rückwege von einer Entsendung ungefähr 200 Flüchtlingen begegnet war, die ohne Waffen und Führer umherirrten, jener den Aufsatz aber selbst eingeschickt und mit einem Dukaten für den Zeitungsschreiber begleitet hatte; worauf Winterfeldt ohne weiteres durch dieselben Zeitungen die ganze Nachricht widerrufen ließ.

Sein Geist war vielseitig ausgebildet, lebhaft und feurig für alle Gegenstände des praktischen Lebens, auch für den geselligen Umgang ergiebig, reich durch Erfahrung, belebt durch Munterkeit und satyrische Kraft. Was ihm an Unterricht abging, ersetzte er durch Aufmerksamkeit und Scharfsinn. Doch fehlte es ihm nicht ganz an Kenntnissen; das Französische war ihm geläufig, er änderte die Briefentwürfe, die in dieser Sprache ihm vorgelegt wurden, nach eignem Sinn. Wie seine deutsche Schreibart war, hat sich uns vielfältig gezeigt. Seine Handschrift ist angenehm zu lesen, sie zeichnet sich durch starke und klare Züge aus; er muß äußerst schnell und frei geschrieben haben. Auch bloß zu seiner eignen Befriedigung schrieb er mancherlei nieder, Bemerkungen und Entwürfe, die keinem augenblicklichen Gebrauche dienten. Wissenschaftliche Kenntnisse fehlten ihm, doch schätzte er sie, und beklagte oft ihren Mangel. Bei dem Uebergewicht seines thätigen Verstandes war er von dem Gebiete der Dichtung und Kunst ganz abgewendet, wiewohl reich an Einbildungskraft und Begeisterung, wo diese durch Wirklichkeiten erregt wurden. So führte er einige Zeit ein handschriftliches Tagebuch von den Feldzügen Gustav Adolphs in der Tasche, und pflegte begeistert daraus vorzulesen.

Heftigen Ehrgeiz und großes Selbstvertrauen maßen auch seine Freunde ihm bei. Man warf ihm vor, daß er stolz und übermüthig sei, Schmeicheleien gern höre, Angebereien begünstige, und sogar, daß er den Wein liebe, der aber, wie Warnery hinzusetzt, ihm weder den Kopf verwirrte, noch ihn am Arbeiten hinderte. Sein Haß wurde sehr gefürchtet, doch

haftete derselbe nicht leicht auf Unbedeutendem. Er haßte den Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau, der ihn durch herbe Gemüthsart und enge Denkweise abstieß, und den schlesischen Minister Grafen von Schlabrendorf, dessen durchgreifende Maßregeln die Provinz drückten, welche er freilich eben durch jene auch dem Könige erhalten half. Aber Winterfeldt war ohne Neid und kleinliche Eifersucht; wäre er überzeugt gewesen, sagt von ihm eine nach seinem Tode herausgekommene Schilderung, ein Anderer sei geschickter zu diesem oder jenem Geschäft, er hätte ihn unfehlbar sich selbst vorgezogen; viele Personen hatten ihm ihr Glück zu danken, ohne es zu wissen. Das Gemeinbeste ging ihm über alles; wie die Gunst des Königs nie seinen Gehorsam minderte, so auch nicht seinen Freimuth, er sagte bestimmt heraus, was er als gut und nützlich erkannt hatte. Warnery meint, die nachher eingeführte, so verhaßte französische Finanzverwaltung würde nie zu Stande gekommen sein, wenn Winterfeldt gelebt hätte, denn er sei ein guter Bürger gewesen, und habe frei zum Könige geredet, der denn auch ein unbegränztes Zutrauen in ihn gesetzt.

Er starb in der Kraft des Mannesalters, im 51sten Lebensjahre. Was er noch geleistet haben, wohin er noch emporgestiegen sein würde, wenn er länger gelebt hätte, läßt sich nicht ermessen. Friedrich fand in seiner eignen Geistesgröße und Gemüthskraft die Mittel, um seine gewaltige Aufgabe siegreich zu lösen, auch fehlten ihm nicht ausgezeichnete und tüchtige Gehülfen, aber in solcher Pairschaft, wie Winterfeldt, konnte zu ihm kein anderer seiner Kriegsgenossen bestehen.

Außer seinen ererbten Gütern in Pommern, war Winterfeldt durch seine Gattin auch in Mecklenburg mit Gütern angesessen; in Ostfriesland hatte der König ihm das Lehn Gödens geschenkt, welches er aber für 40,000 Thaler verkaufte, und dafür in Schlesien die drei Güter Barschau, Porschütz und Polach erwarb. Seine Wittwe überlebte ihn noch 10 Jahre. Ein paar zwischen ihr und dem Könige gewechselte Briefe betreffen Karten und Plane, unter anderen von Polen und dem Weichselstrom, welche von Winterfeldt's Hand gezeichnet

in seinem Nachlasse sich vorfanden, und für welche der König ihr ein ansehnliches Geschenk zustellen läßt. Sie verkaufte die schlesischen Güter im Jahre 1759 für 70,000 Thaler an eine Gräfin Campanini, welche daraus ein noch bestehendes Stift für schlesische Fräulein schuf. Winterfeldt hinterließ keine Nachkommenschaft; zwei Söhne und zwei Töchter, die er gehabt, waren jung gestorben. Seine Besitzungen fielen an Seitenverwandte, deren einer, Moritz Adolph von Winterfeldt auf Nieden, das Leben des Helden mit Fleiß und Eifer, aber mit unzureichenden Mitteln, geschrieben hat.

Den Sekretair Winterfeldt's, Galster, der in so viele Geheimnisse eingeweiht und ein sehr fähiger Mann war, nahm der König in sein Gefolge, und machte ihn bald zum geheimen Kabinetsrath. Auch den Adjutanten Winterfeldt's, den Grafen von Schwerin, nahm der König zu sich, und ernannte ihn in Erfurt zum Hauptmann und Flügeladjutanten. Winterfeldt's früherer Adjutant und Neffe, der wie er selbst Hans Karl hieß, diente im Heere fort, und starb als Major. Noch wird ein Hauptmann von Voigt genannt, der in Küstrin gelebt, und Winterfeldt's vertrauter Gehülfe und Gefährte gewesen sein soll. Galster hatte bis zuletzt das volle Vertrauen Winterfeldt's gehabt, eine namhafte Summe von ihm geerbt, und auch die Freundschaft der Wittwe durch seine treue Redlichkeit erworben. Er gewann ebenso das Vertrauen und die Gunst des Königs; fiel aber später in Ungnade; der König hielt ihn für strafbar, allein, wie alles andeutet, ohne Grund. Er zog sich zu seinem Bruder, dem Prediger in Alten-Plathow bei Magdeburg, in ländliche Ruhe zurück, wo er erst im Jahre 1800 starb. Die ehrenrührigen Angaben Büsching's über jene Ungnade und Dienstentlassung, deren eigentliche Ursachen nie recht bekannt geworden sind, hatte er auf gerichtlichem Wege siegreich abgewiesen, und in seiner Abgeschiedenheit fortwährend die Achtung der würdigsten und ausgezeichnetsten Männer bewahrt. Namentlich der Minister Freiherr von Zedlitz schrieb ihm als einem verunglimpften Ehrenmanne. Es bleibt sehr zu beklagen, daß ein so nah an uns heranreichendes Leben für die geschichtliche

Ueberlieferung unbenutzt hingegangen ist; er hat keine schriftlichen Nachrichten hinterlassen, und niemand daran gedacht, seine mündlichen Aufschlüsse hervorzurufen.

Das Andenken Winterfeldt's blieb dem Könige seine ganze Lebenszeit hindurch in höchstem Werth. Er nannte seinen Namen nur mit innigster Wehmuth und größter Würdigung. Zu dem russischen Feldmarschall Romanzoff, der mit dem Großfürsten Paul Petrowitsch im Sommer 1776 in Berlin war, sagte der König einmal, nachdem er ihn eine Weile nachdenklich angesehen: „Ich finde die größte Aehnlichkeit zwischen Ihnen und meinem General Winterfeldt." Der Feldmarschall erwiederte, es sei ihm höchst ehrenvoll, einem Generale zu gleichen, der Seiner Majestät so gut gedient habe; worauf der König versetzte: „Doch bedürfen Sie nicht erst solcher Aehnlichkeit, da eigne Thaten Sie unsterblich machen." Späterhin, als der König einen jungen Offizier, den nachherigen General von Rüchel, öfters zu seiner Unterhaltung berief, und die Rede auf das Treffen von Moys kam, sagte der König: „Da blieb Winterfeldt. Er war ein guter Mensch, — ein Seelenmensch, — er war mein Freund!" und seine großen, feuchtwerdenden Augen gegen das Fenster wendend, öffnete er es, und blieb lange davor stehen, bis er, wieder zu Rüchel gewandt, diesen mit sichtbarer Erweichung durch die Worte entließ: „Gute Nacht! Ich bin Sein Diener!" —

Im Jahre 1777 ließ der König auf dem Wilhelmsplatz seines Freundes Standbild von Marmor errichten, welches die Gebrüder Räuz aus Kassel, damals berühmte Bildhauer, verfertigt hatten. Dagegen auf dem Denkmal, welches der Prinz Heinrich von Preußen, zum Andenken seines Bruders August Wilhelm und aller Helden der drei schlesischen Kriege zu Rheinsberg aufstellen ließ, fehlt Winterfeldt's Namen, während viel mindere dort aufgezeichnet sind. Ein in Oel gemahltes Bild hängt in der Garnisonkirche zu Berlin. Von Dichtern haben Ramler und Gleim seiner ruhmvoll gedacht.

Hundert Jahre nach Winterfeldt's Tod, am 7. September 1857, am Jahrestage des Treffens bei Moys, wurden die Ueberreste des Helden, auf Anregung der Familie mit beifälliger Zustimmung und demgemäß ertheilten Befehlen des

Königs, auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin unter den üblichen militairischen Ehren feierlich einer neuen Ruhestätte übergeben, und die bei dieser Gelegenheit zahlreich versammelten Geschlechts- und Stammgenossen verfügten zugleich die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals von Granit und Erz. —

Feldmarschall Graf von Schwerin.

Das Geschlecht Schwerin ist uralten Adels und hauptsächlich in Pommern heimisch, wiewohl dasselbe früh auch in Mecklenburg, Brandenburg, Preußen, und selbst in Polen und Schweden, sich verzweigt findet. In Pommern bei Anklam, auf dem Gute Löwitz, kam Kurd Christoph von Schwerin am 26. Oktober 1684 zur Welt. Sein Vater war Ulrich von Schwerin, Erbherr auf Wusseken und Ducherow, schwedischer Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeister im Herzogthum Pommern, und Schloßhauptmann zu Alten-Stettin; seine Mutter Anna Lukretia war eine geborne von Ramin aus dem Hause Stolzenberg. Kurd Christoph hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester. Von seiner Jugend ist wenig aufgezeichnet. Es wird gesagt, daß er gute Hauslehrer gehabt, und zum Edelmann und zum Christen erzogen worden; beiderlei Bezeichnung ist hier im deutschen Sinne jener Zeit zu nehmen, welche mehr praktische Tüchtigkeit als geistige Bildung hatte, und letztere meist aus der Fremde her. Bis in sein dreizehntes Jahr blieb er in Pommern, dann rief seines Vaters Bruder, der hessische Generallieutenant Detlof von Schwerin, welcher im holländischen Kriegsdienst Inhaber eines Regiments war, ihn zu sich nach dem Haag, wohin die Eltern ihn gern entließen, da Holland in jener Zeit nicht nur als Sitz gründlicher Wissenschaft, sondern auch als Schule der großen thätigen Welt, und als offne Bahn der Auszeichnung und des Glückes angesehen wurde. Der Vater gab dem Sohne beim Abschied einen Thaler, und dabei eine Ohrfeige, mit der Weisung: „Dieses leide von keinem weiter;“ eine dem Ritterschlag entlehnte Formel, welche den Jünger gleichsam der väterlichen Zucht

entließ und in das Gebiet der Ehre versetzte. Er selbst hat dieses Vorgangs in späterer Zeit gegen Friedrich den Großen öfters erwähnt, und dieser ihn uns dadurch überliefert, daß er in seiner Anrede an die pommerschen Abgeordneten, welche im Jahre 1780 wegen Stiftung ihres landschaftlichen Kreditvereins nach Berlin kamen, den Zug erzählte; der Zweifel, den man gegen die Richtigkeit der Sache zu erheben gesucht hat, dünkt uns von keinem Gewicht.

Der Oheim hatte, so scheint es, für den lebhaften und fähigen Jüngling die größte Sorgfalt, und diese mußte bald völlig die väterliche ersetzen, da noch in demselben Jahre 1697, in welchem Kurd Christoph nach Holland gekommen war, daheim der Vater starb. Vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre blieb nun der Jüngling unter des Oheims Obhut, und dieser wünschte, da er den eifrigen und fähigen Kopf erkannte, daß derselbe sich vorzugsweise den Studien widmen und für ein Staatsamt ausbilden möchte. Er habe ihn deßhalb auf die Universität nach Leiden gesandt, so wird berichtet, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Nähe dieser damals in großer Blüthe stehenden Lehranstalt für den Unterricht Kurd Christoph's wird benutzt worden sein; nur läßt seine Jugend uns zweifeln, daß er dort so früh förmlich als Student gelebt und noch dazu seine Studien ordentlich beendet habe; fabelhaft aber dünkt uns, daß er dann auch noch in Greifswald und Rostock auf der hohen Schule gewesen sei; er wird wohl, nur ehe er nach Holland ging, als Knabe gelegentlich mit dem Vater diese beiden Universitätsorte besucht haben, und hieraus mag jene Angabe entstanden sein. Sein jugendlicher Sinn und Trieb, obwohl den Studien nicht grade feindlich, war indeß mehr den Waffen zugewandt, und als die politischen Aussichten im Jahre 1700 sich allgemein kriegerisch anließen, begehrte er, nach dem Beispiele seines Oheims und eines älteren Bruders, Bernd Detlof von Schwerin, der in des Oheims Regiment als Oberstlieutenant diente, gleichfalls dem Kriegsdienste zu folgen, worin ihm auch endlich willfahrt werden mußte.

Noch nicht völlig siebzehn Jahr alt, trat er bei der Kompanie seines Bruders in den holländischen Dienst als Fähn-

rich ein. Das verwandtschaftliche Verhältniß empfand er zunächst nicht als Annehmlichkeit. Der Bruder sah ungern, daß er diese Laufbahn wählte, und wünschte sie ihm noch zu verleiden. Kein harter und niedriger Dienst wurde ihm erlassen, er mußte im Gegentheil alle Strenge und Rauhheit der Befehlsmacht ertragen. Doch weder die unfreundliche Behandlung, noch die Schwere der Prüfungen machte seinen Entschluß wanken, und alles, womit man ihn abschrecken wollte, befeuerte nur seinen Muth. Er suchte durch Abhärtung, durch Geduld und Beharrlichkeit und unverdrossenen Eifer, allem Auferlegten zu genügen, und er gewann nun erst recht alle Eigenschaften, welche sein neuer Beruf erforderte. Gern sprach er in späterem Alter von diesen schweren Dienstjahren, die es zwar übel mit ihm gemeint, aber ihn, wie er dankbar erkannte, doch wesentlich gefördert hatten, und mit Wohlgefallen blickte er auf ein Bild, das aus jener Zeit erhalten war, und ihn in seiner ersten Soldatentracht darstellte.

Zum Glück für ihn fiel diese Prüfung nicht in Friedenszeit, sondern der Reiz des Krieges trat alsbald hinzu, und jede Mühsal und Entbehrung wurde durch Spannung erleichtert und durch Gefahr veredelt. Zwei große Kriege erschütterten Europa im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der nordische Krieg, in welchem Karl der Zwölfte von Schweden als wunderbarer Kriegsheld glänzte, und der Krieg um die spanische Erbfolge, in welchem der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough als Feldherren Oesterreichs und Englands die gegen Frankreich vereinigten Kriegsvölker anführten. Schwerin machte seinen ersten Feldzug in den Niederlanden, wo der holländische General Coehorn, schon berühmt als Kriegsbaumeister, den Festungskrieg thätig betrieb. Als der Herzog von Marlborough auf dem Schauplatz erschien, wurden die holländischen Truppen unter seinen Oberbefehl gestellt, und ein Theil derselben folgte ihm nach Oberdeutschland, als er mit seinem Heere dorthin zog. Das Regiment, in welchem unser Schwerin nun schon als Lieutenant diente, war bei diesem Zuge, focht am 2. Juli 1704 in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwörth mit, wo der Oberstlieutenant Bernd Detlof beim Sturm erschossen

wurde. Die Kriegsereignisse folgten einander rasch, und Kurd Christoph fand manche Gelegenheit seine Tapferkeit zu zeigen, der ruhmvollste Tag aber, den er mitmachte, war die Schlacht von Hochstädt am 13. August, wo Eugen und Marlborough den Franzosen die vollständigste Niederlage beibrachten. Die Kriegslaufbahn eröffnete sich ihm nun immer heller und reicher, noch nicht einundzwanzig Jahr alt wurde er am 10. September 1705 zum Hauptmann ernannt, und bekam auch sogleich in seines Oheims Regiment eine Kompanie.

Diese glänzende Bahn wurde jedoch plötzlich unterbrochen, und zwar von einer Seite her, von der er dies am wenigsten zu erwarten schien. Der Oheim nämlich fand sich im nächsten Jahre bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Da der Krieg noch in voller Stärke fortdauerte, so konnten nur Alter und Krankheit einen solchen Schritt rechtfertigen, und wurden auch als Beweggründe angeführt. Allein für den Neffen konnten diese nicht ebenso gelten, und da er gleichwohl mit dem Oheim zugleich seinen Abschied nahm, so müssen wir vermuthen, daß irgend ein Verdruß oder eine Kränkung im Dienst, welche den einen oder den anderen betroffen, von beiden als gemeinsame Ursache zu dem sonst auffallenden Ausscheiden betrachtet worden; in den damaligen Heerverhältnissen fehlten solche Anlässe nicht, und Empfindlichkeit werden wir auch in der Folge noch öfters als einen der Karakterzüge unseres Helden wahrnehmen. Der Oheim ging nach Pommern zurück, und wohnte auf seinem Gute Putzar, wo er nur noch ein Jahr lang lebte. Der Neffe, welcher mit der Liebe eines Sohnes an ihm hing, folgte ihm dorthin nur auf kurze Zeit, denn neue Dienstverhältnisse zogen ihn bald wieder an. Da er als schwedischer Unterthan geboren war, so durfte ihm wohl das Nächste und Lockendste sein, sich seinem kriegerischen jungen Könige Karl dem Zwölften anzuschließen, dessen Siegesmacht eben auf dem Gipfel des Ruhmes stand. Allein die deutschen Edelleute fühlten damals die Verpflichtung zum heimischen Dienste nicht so dringend, als daß sie darüber die persönlichen Vortheile, welche sich nach Umständen anderwärts darboten, außer Acht gelassen hätten, und solche Vortheile waren für Schwerin eben jetzt schon bei

einem benachbarten Fürsten eingeleitet. Er ging nämlich an den Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, wo er am 30. November 1706 gleich als Oberstlieutenant in Dienst trat, und kaum ein Jahr später, am 3. November 1707, Oberst und Befehlshaber eines Regiments wurde; so war er nun als Dreiundzwanzigjähriger schon zu einem Range aufgestiegen, den in einem größeren Dienste so früh zu erreichen wohl nicht möglich gewesen wäre.

War ihm in solcher Jugend gelungen, die Stufen des Kriegsdienstes so rasch emporzuklimmen, so durfte er mit gleicher Zuversicht wohl unternehmen, auch andere Lebensbande früh und günstig einzugehen. Er verheirathete sich am 15. Juli 1708 mit der Freiin Ulrike Eleonore, zweiten Tochter des schwedischen Generallieutenants Freiherrn von Krassow aus dem Hause Pansewitz auf Rügen. Die Heirath gründete sich auf Neigung, war aber auch in anderen Beziehungen eine vortheilhafte; sie knüpfte ehrenvolle neue Verhältnisse im Vaterlande, half den Wohlstand des Hauses mehren, und erhöhte dem jungen verehelichten Manne das Ansehen und Zutrauen, welche dem ledigen nicht in gleichem Grade anzugehören pflegen. Die vieljährige Verbindung war nicht unfruchtbar, gab aber dennoch keine Nachkommenschaft, denn zwei Söhne und eine Tochter starben in früher Kindheit. Dieser Mangel störte die gegenseitige Zufriedenheit nicht. Schwerin wurde von seiner Gattin treu geliebt, ohne Eifersucht und mit völliger Einstimmung in alles, was er wollte und wünschte. Sonst aber hatte sie männlichen Sinn, und wandte diesen mit Erfolg auf ihr Hauswesen und späterhin auf die Bewirthung der Güter.

Inzwischen hatte der nordische Krieg aus Rußland und Polen sich bis nach Deutschland erstreckt, und die deutschen Länder an der Ostsee waren den Kriegsunruhen preisgegeben. Karl der Zwölfte unaufhörlich neue Kämpfe suchend, verlor endlich gegen die Russen am 8. Juli 1709 die Schlacht bei Poltawa, und mit ihr den Glanz und die Frucht aller seiner bisherigen Siege. Er entging kaum der Gefangenschaft, und gelangte mit kleinem Gefolge in die Türkei, wo er als ein verbündeter Fürst ehrenvoll aufgenommen wurde, und große

Hülfsmittel und noch größere Versprechungen empfing. Er überließ seinen Feldherren die Fortsetzung des Krieges in den Ländern, wo die schwedischen Kriegsvölker sich noch behaupteten, und wollte selber nicht zurückkehren, bis er dies an der Spitze eines großen siegversprechenden Heeres zu thun vermöchte. In der Nähe von Bender war um ihn her eine Art Lagerstadt entstanden, und von hier aus betrieb er die eifrigsten Verhandlungen mit Konstantinopel, mit seinem Anhange in Polen, und seinen sonstigen Verbündeten; von hier aus erließ er die Befehle, die er von Zeit zu Zeit nach Schweden und an seine Generale sandte, um das Kriegsfeuer stärker anzufachen. Doch machten seine Feinde nun stets größere Fortschritte, die Russen drangen überall siegreich vor; in Verein mit Sachsen und Dänen besetzten sie Mecklenburg und bedrohten Pommern. Die Entfernung des Königs machte alle durchgreifenden Maßregeln schwierig, und die politischen Verhältnisse fielen in die größte Verwirrung, wobei stets neue Vorschläge und Ereignisse zu berücksichtigen waren.

Unter solchen Umständen eröffnete der schwedische Feldmarschall Graf von Stenbock, welcher sein Hauptquartier in Schwaan hatte, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, daß der König von Polen dringend nöthig erachte, Depeschen von großer Wichtigkeit durch sichere Hand an den König von Schweden nach Bender gelangen zu lassen, und daß er deshalb, auf Verlangen des Königs von Polen, den Herzog bitte, dem Obersten von Schwerin, der für die Sendung vorzüglich geeignet scheine, zu dieser Reise die Erlaubniß zu ertheilen. Dies Gesuch erging am 27. November 1712, und am 29. erfolgte die Einwilligung des Herzogs. Schwerin, der sich zu Schwaan bei Stenbock befand, wurde zur mündlichen Besprechung zum Herzoge berufen, kehrte jedoch bald wieder zu Stenbock zurück, der sich bereitete, die von Holstein hereindringenden Dänen anzugreifen. Der Ausgang dieses nahen Kampfes war jedenfalls abzuwarten, und Schwerin machte an Stenbock's Seite am 20. Dezember die heftige Schlacht von Gadebusch mit, in welcher die Tapferkeit der Schweden den Sieg gegen die feindliche Ueberzahl errang. Durch diesen Sieg, in Folge dessen die Kriegsereignisse sich aus

Mecklenburg nach Holstein zogen, war das schwedische Ansehen neu befestigt, und Schwerin, welchem der Herzog am 23. Dezember noch besondere Vollmacht und Anweisung zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen Mecklenburg und Schweden ertheilte, mußte nun ohne Säumen abreisen.

Er nahm seinen Weg über Berlin, von wo er am 28. Dezember weiter reiste. Der schwedische Gesandte daselbst, Freiherr von Friesendorf, schrieb an den Herzog von ihm: „J'ai eu la satisfaction d'entendre faire au colonel de Schwerin la relation de la glorieuse journée de Gadebusch; et ce n'est pas la seule grace, dont nous sommes recevables à Votre Altesse Sérénissime que celle d'avoir bien voulu nous prêter ce témoin oculaire, pour qu'il allât en faire un rapport fidèle au roi à Bender." Am 4. Januar 1713 meldete Schwerin dem Herzog seine Ankunft in Wien, wo er sich indeß nicht aufhielt, sondern sogleich seine Reise nach Jassy fortsetzte. Hier traf er am 20. ein, und wollte sogleich nach Bender eilen, empfing aber vom Könige den Befehl, ihm augenblicklich alle Papiere zu schicken, selbst aber in Jassy zu bleiben, bis er Erlaubniß erhielte, nach Bender zu kommen, — „pour des raisons que j'ignore", berichtet Schwerin in Betreff dieses Verbots, das ihn allerdings in Verwunderung setzen mußte, wofür der Grund aber wohl nur in den schwierigen Verwickelungen zu suchen ist, welche der König bereits mit den türkischen Behörden hatte, die ihn zum Weggehen aufforderten, und denen er mit gewaltsamem Eigenwillen trotzte. Schon drei Wochen vor Schwerin's Ankunft hatte der Pascha von Bender den König mit ernstlichen Maßregeln bedroht, und da dieser bei seiner Weigerung verblieb, so fingen die Türken schon an, den Verkehr des Königs zu beschränken und ihm die Lebensmittel abzusperren. Noch schenten sie die Person des Königs selber anzugreifen, aber gleiche Schonung wiederfuhr nicht seinem Gefolge, und einzelne Schweden, deren man habhaft werden konnte, erfuhren harte Behandlung.

Schwerin erkannte, daß er im unglücklichsten Zeitpunkt eingetroffen sei, wo auch seine Aufträge ganz unnütz wurden. Da die Erbitterung der Türken gegen die Fremden mit jedem

Tage zunahm, und heftige Ausbrüche zu befürchten gab, so ließ der Statthalter der Moldau, Fürst Mawrokordato, den schwedischen Residenten zu Jassy, Schwerin, und mehrere Offiziere, die sich dort aufhielten, am 24. Januar in Haft nehmen, mehr zu ihrer eignen Sicherheit, als daß er ihnen mißtraut oder übel gewollt hätte; sie durften auch sogar ihre Waffen und Pferde behalten. Als nun die Nachricht kam, die Tataren würden einfallen und die Gefangenen wegschleppen, so brach Schwerin die Haft, und begab sich mit seinen Gefährten an einen sichern Ort, von wo sie dem Fürsten anzeigten, weßhalb sie die Haft gebrochen, und daß sie keinesweges entfliehen wollten. Auf dessen bestimmte Zusage, daß er sie schützen werde, kehrten sie nach Jassy zurück, und wurden nach drei Wochen völlig freigelassen. Schwerin berichtete am 24. Februar über diese Vorfälle an den Herzog, ließ durch ihn seine Frau und Kinder grüßen, und bat dann auch um Geld; er habe seit seiner Abreise aus Wien, schrieb er, seine Kleider nicht abgelegt, und fügte hinzu: „La figure que je fais ici est assez extraordinaire, pas un ne sait au vrai qui je suis et je me garde de tirer aucun d'erreur." Bei ihm war auch der Oberst Klingstädt, welcher kurz vor ihm aus Schwerin über Zweibrücken nach Bender abgegangen und zehn Tage vor ihm angekommen war.

Ueber das fernere Geschick und Benehmen des Königs nach seiner Ueberwältigung durch die Türken, so wie über seine eigne Lage und Bedürftigkeit, berichtete Schwerin wiederholt. Am 16. März schrieb er von Bender aus, und bat auf's neue um vierhundert Dukaten, indem er schon bis über die Ohren in Schulden stecke; dabei schlug er dem Herzoge den Ankauf von türkischen Meubeln und Pferden, wie auch von ungarischen Weinen vor, indem er sich die Rückreise, wie es scheint, gern ganz nahe vorstellte. Allein diese sollte er noch lange genug hinzögern sehen, und mittlerweile sogar die Nachricht empfangen, daß der Herzog Friedrich Wilhelm am 31. Juli in Mainz, wohin er sich aus dem Schlangenbad hatte bringen lassen, gestorben sei, und daß sein Nachfolger der Herzog Karl Leopold am 4. August die Regierung ange-

treten habe. Nachdem die Lage Karls des Zwölften in Demitocca, wohin man ihn gebracht, wieder etwas günstiger geworden, durfte auch Schwerin endlich dorthin kommen, und konnte nun persönlich dem Könige seine Aufträge eröffnen; sie waren nun veraltet und bei ganz veränderten Umständen unbrauchbar, in dieser Hinsicht also seine Sendung eine erfolglose zu nennen. Doch fand er für alle ausgestandenen Mühen und Gefahren reiche Schadloshaltung in dem täglichen Umgang und den reichen Gesprächen des wunderbaren Kriegshelden, der die Welt fortwährend in Staunen setzte, und in dessen Nähe gelebt zu haben schon Merkwürdigkeit und Zauber war. Seine Unterhaltung, ausschließlich auf Kriegsthaten und Kriegswesen gerichtet, galt für die belehrendste Weihe, deren man in diesem Fache theilhaftig werden könne; sie in solcher Fülle wie Schwerin genossen zu haben, galt als ein beneidenswerthes Glück, und gewiß hat diese Reise dem späteren Rufe seiner großen Kriegserfahrung einen stärkeren Vorschub gethan, als wenn er ein paar Feldzüge mehr gemacht hätte; er selbst pflegte dies rühmend auszusprechen.

Wie schwer und sogar gefährlich es war, mit Karl dem Zwölften umzugehen, ist aus vielen Zügen dieses starren Karakters bekannt. Schwerin scheint einigermaßen in Gunst bei ihm gestanden zu haben, wie er denn wohl vor Anderen geschickt sein mochte, den König zugleich mit Nachgiebigkeit und mit Festigkeit zu behandeln. Man behauptete sogar, er habe sich in die trotzige Sinnesart desselben so gut gefunden, daß einiges davon in sein eignes Gemüth übergegangen sei; doch blieb in Schwerin der Trotz, den er wohl öfters zeigte, stets durch Güte und Freundlichkeit gemildert. Die Züge von des Königs Starrsinn aber pflegte er nicht ohne Wohlgefallen zu erzählen, und einen solchen, nach seiner Erzählung überlieferten, wollen wir auch hier beifügen. Der König lag in einem Lusthause auf seinem Bette, wie er in jener Zeit oft wochenlang zu thun pflegte, aber das Bette stand zufällig so, daß die Sonne ihm heftig auf den Kopf brannte, dies belästigte ihn sehr, doch kein Mittel der Abhülfe war vorhanden, als Veränderung des Ortes; natürlich rieth man ihm

sein Bette wegrücken zu lassen, allein zu solcher Nachgiebigkeit war er nicht gewöhnt, er verweigerte daher dies beharrlich, und ertrug fernerhin die heißen Sonnenstrahlen, welche diesen Kopf durch alle Marter nicht beugten.

Doch mußte des Aufenthalts in der Türkei, die auch der König nun zu verlassen sich ernstlicher anschickte, für Schwerin endlich genug sein, und gewiß nicht ungern empfing er seine Abfertigung. Der König entließ ihn am 5. November 1713 von Demitocca mit einem kurzen Dankschreiben an den Herzog Karl Leopold, und die Heimreise fand nun kein weiteres Hinderniß. Er hatte in der Türkei fast zehn Monate zugebracht, und sein lebhafter Geist, bei aller Ungunst der Verhältnisse, daselbst einen Reichthum von Beobachtungen und Merkwürdigkeiten eingesammelt, der ihm in aller Folgezeit unschätzbar blieb.

Er fand im Vaterlande vieles verändert. Der Herzog Friedrich Wilhelm war ein lebensfroher, gutmüthiger Fürst gewesen, den es tief kränkte, bei seinem besten Willen doch nur in Hader und Verwirrung mit seinen Unterthanen zu stehen, die er überdies den Unruhen und Bedrängnissen des Krieges preisgegeben sah. Unter seinem Nachfolger dauerten die Kriegsunruhen fort, die Streitigkeiten mit seinen Unterthanen aber brachen in hellere Flammen aus. Der Herzog Karl Leopold war ein schöner Mann, von guten Anlagen, die aber durch Rohheit und Eigensinn erstickt worden. Jähzornig zugleich und halsstarrig, herrschsüchtig und mißtrauisch, flößte er nur Furcht und Widerwillen ein. Doch war er bei diesen Eigenschaften nur um so mehr die Beute arglistiger Umgebungen, seine Vertrauten mißbrauchten ihn, seine Geliebte, die er als seine Gemahlin hielt, war ihm untreu. Er hatte im Lager Karls des Zwölften die Feldzüge in Polen mitgemacht, und wollte nach dessen angestauntem Beispiel alles mit militairischer Strenge leiten, wodurch er aber nur alles verdarb, und sich selber in's Elend brachte. Ein Kriegsmann von Einsicht und Entschlossenheit, wie Schwerin, und der überdies von dem Könige von Schweden heimkehrte und mit Bewunderung von dessen Standhaftigkeit erzählte, war dem Herzoge sehr willkommen, der ihn auch sofort zum

Brigadier und gleich darauf zum Kommandanten in Rostock ernannte. Doch um den neuen Kommandanten gehörig einzusetzen, mußte der Herzog sich einer List bedienen. Die Stadt nahm wohl Herzogliche Truppen ein, behielt aber neben diesen ihre eignen, und die Thorschlüssel verwahrte der jedesmalige worthabende Bürgermeister; nur wenn der Herzog selbst erschien, wurden sie ihm überreicht, der sie dann alsbald zurückzugeben pflegte. Jetzt reiste der Herzog also nach Rostock, und empfing üblicherweise die Thorschlüssel, doch anstatt sie dem Magistrat zurückzugeben, überlieferte er sie dem Kommandanten, der sie dann auch aller Klagen ungeachtet behielt.

Schwerin gehorchte seinem Fürsten als Krieger, und vollzog die ihm ertheilten Befehle als Aufgaben seines Amtes; über diesen Kreis aber ging er nicht hinaus, und am wenigsten ertheilte er Rathschläge zu harten Maßregeln, die er wohl eher mißbilligte. Allein der Herzog fand andere Diener genug, welche seiner Eigensucht und Gewaltsamkeit schmeichelten. Als einer seiner verderblichsten Rathgeber wird ein Minister von Petkum genannt, den er aus der Fremde mitgebracht; in Dänemark hatte dieser das Beispiel einer unumschränkten Regierung vor Augen gehabt, und wollte eine solche auch in Mecklenburg einführen. Das Land aber war entschlossen, seine Rechte zu vertheidigen, und besonders kämpfte die Ritterschaft mit Muth und Erfolg gegen die Eingriffe des Herzogs, der willkürlich Steuern ausschrieb, Verhaftungen anbefahl, und überhaupt im Lande schaltete, als wenn es weder Gesetze noch Verfassung gäbe. Das Land, die Ritterschaft an der Spitze, wehrte sich tapfer, und machte seine Klagen beim Reichshofrath in Wien anhängig. Der Herzog empfing von den höchsten Reichsbehörden und von dem Kaiser selbst die schärfsten Mahnungen, von seinen Gewaltthaten abzulassen, die benachbarten Höfe boten ihre guten Dienste zur Ausgleichung an, allein nichts verfing bei ihm, er setzte seine trotzige Handlungsweise thöricht fort. Auf Gütern und Städten wurden den Widerspenstigen willkürlich Truppen zur Verpflegung eingelegt, und Mecklenburger selbst wetteiferten in Plünderung und Verheerung ihres Landes mit

den Fremden. Mehrere Jahre vergingen so unter Kampf und Drangsalen.

Inzwischen hatte der Herzog Karl Leopold, nachdem er schon früher von seiner ersten Gemahlin sich getrennt, am 19. April 1716 zu Danzig sich mit einer russischen Prinzessin, Nichte des Zars Peters des Großen, zum zweitenmale vermählt, und bei dieser Verbindung hauptsächlich eine politische Stütze beabsichtigt. Der nordische Krieg hatte auf's neue russische Kriegsvölker nach Mecklenburg geführt, welche das Land hart bedrängten, und als im Jahre 1717, durch die wiederholten Klagen der Ritterschaft, und durch die Verwendung des Kaisers, endlich bei dem Zar erwirkt wurde, daß er die russischen Truppen nach Polen zurückzuführen befahl, so vereitelte der Herzog diese Wohlthat zum Theil wieder, indem er zwei Regimenter Fußvolk und zwei Grenadierkompanieen, zusammen 3300 Mann, mit des Zars Bewilligung zurückbehielt und in Sold nahm. Auch seine deutsche Kriegsmacht vermehrte er ansehnlich, und hielt zusammen über 12,000 Mann unter Waffen. Schwerin, der am 3. September 1718 zum Generalmajor befördert wurde, erhielt den Oberbefehl aller dieser Truppen, deren Erhaltung neue Bedrückungen nöthig machte, die sie denn auch selbst ausführten. Sie betrafen hauptsächlich den Adel, der größtentheils von seinen Gütern vertrieben wurde, aber im Ausland nun um so lauter gegen den Herzog schrie, und die Hülfe von Kaiser und Reich anrief. Die heftigen Klageschriften, welche der Adel an den Kaiser richtete, sprachen auch persönlich gegen Schwerin mancherlei Vorwürfe aus, die er jedoch damit abzulehnen suchte, daß er die Befehle des Herzogs nicht zu verantworten habe, für die Aufführung der Soldaten aber bei dem besten Willen nicht durchaus einstehen könne. Uns scheint zu seinen Gunsten am meisten der Umstand zu sprechen, daß er in mehreren Jahren thätigen Dienstes bei einem so schlechten Heere und in einer so schlechten Sache keinen dauernden Schaden an seinem Ruf erlitten, sondern seinen Namen ehrenvoll erhalten hat.

Da jedoch der Herzog keiner Vorstellung Gehör gab, sondern nur immer unsinniger wüthete, so beschloß endlich

der Kaiser, auch von Seiten des Reiches Gewalt eintreten zu lassen. Hannover und Braunschweig wurden beauftragt, ihre Truppen in Mecklenburg einrücken zu lassen, um die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen. Die Zeitverhältnisse begünstigten ein solches Verfahren, die deutschen Reichsstände stimmten bei, die russische Kriegsmacht war größtentheils nach Polen zurückgegangen, und Karl der Zwölfte am 11. Dezember 1718 vor Friedrichshall in Norwegen erschossen worden, so daß der Herzog von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte, sondern auf seine eignen Truppen beschränkt war. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Erste, erließ noch am 16. Januar 1719 eine ernstliche Ermahnung an den Herzog, von den harten Bedrückungen des Adels abzustehen, allein vergeblich; die Einziehung der Güter wurde fortgesetzt, so wie auch die gewaltsame Werbung, welche die Leute von der Landstraße zum Soldatendienste, so wie die Pferde von den Kutschen für die Reiterei wegnahm. Dabei hatte der Herzog die Dreistigkeit, den Kaiser seiner völligen Unterwerfung, und die Höfe von Hannover und Braunschweig der geschehenen Abstellung aller Beschwerden zu versichern, so daß ihre Truppen nur ruhig zu Hause bleiben könnten. Doch diese waren bereits, gegen 13,000 Mann stark, unter dem hannöverschen General von Bülow im Anmarsch, und gingen am 25. Februar bei Zollenspieker und bei Artlenburg über die Elbe. Schwerin sollte mit etwa 8000 Mann nach Boitzenburg vorrücken, und die dortige Gränze vertheidigen. Der Oberst von Waldow führte den Vortrab, fand aber Boitzenburg vom Feinde schon besetzt, und zog sich daher zurück. Schwerin meldete hierauf dem Herzoge den Stand der Sachen, und daß er ihm getrost überlassen könne, den hannöverschen Truppen den Rückweg zu weisen, wenn er selbst nur inzwischen nach Wien eilte und den Kaiser zu versöhnen suchte. In Wittenburg empfing Schwerin neue Befehle, und diese schrieben ihm vor, alle Thätlichkeiten zu vermeiden und sich auf die Hauptstadt Schwerin zurückzuziehen. Der Herzog selbst aber, beim Annahen der wirklichen Gefahr bald unschlüssig und dann kleinmüthig, reiste nach Berlin ab, und überließ die militairische Entwickelung der

mißlichen Sache seinem General, dem doch die empfangenen Befehle zum voraus allen Erfolg abschnitten.

Im Verdruß und Unwillen über den ganzen Zusammenhang dieser schlecht berechneten Dinge scheint Schwerin nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben, dem Feinde wenigstens zu beweisen, daß er die Waffenentscheidung nicht fürchte; denn bestand auch ein Theil seiner Truppen aus Neulingen, so waren doch die Russen und die Reiter und Dragoner alte, in manchem Streit bewährte Soldaten, und diese theilten seine Stimmung. Der Zufall begünstigte ihn bei seinem Absehen. Auf seinem Rückzuge stieß er am 5. März in Parum auf ein hannöversches Dragonerregiment, das bis dorthin vorgedrungen war, doch da noch keine Feindseligkeiten angefangen hatten, so zog er ruhig weiter, und weil der Mond hell schien, so wollte er durch einen Nachtmarsch den Vorsprung, den der Feind über ihn gewonnen, wieder einzubringen suchen. Als er nun um Mitternacht bei dem Engwege von Walsmühlen anlangte, wo er beim früheren Vormarsche gegen die Elbe zur Sicherung eine Feldwache von 30 Reitern zurückgelassen, fand er diese verjagt, die Brücken abgetragen und jenseits ein hannöversches Regiment in Linie aufgestellt. Der General von Bülow hatte dieses Regiment vorausgesandt, um den Mecklenburgern den Durchzug zu wehren. Schwerin ließ den Obersten d'Alleur, der das Regiment befehligte, durch einen Adjutanten auffordern, ihm freien Durchzug zu gestatten, er würde dann seinen Rückzug friedlich fortsetzen, doch der Oberst lehnte dies ab, und als Schwerin selber zum Ufer ritt, um mit dem Obersten zu sprechen, gaben die Hannoveraner Feuer und tödteten fünf Russen in Schwerin's Gefolge, ihn selbst traf eine Kugel auf das Schienbein des rechten Fußes. Nun entzündete sich das Gefecht von selbst; die Russen, um ihre verrätherisch getödteten Landsleute zu rächen, stürzten zum Angriff herbei, ein Müller zeigte Nebenwege, durch welche man über das Wasser kommen und dem Feinde in den Rücken fallen konnte; Schwerin sandte eine Abtheilung hinüber, und nun zwischen zwei Feuer gebracht, mußten die Hannoveraner bald unterliegen, der Oberst d'Alleur wurde schwer verwundet, sein

Oberstlieutenant getödtet, und das ganze Regiment, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, in die Flucht gesprengt, die Fahne und mehrere Gefangene fielen in die Hände der Mecklenburger. Schleunigst ließ Schwerin die Brücke herstellen, und zog nun mit Truppen, Geschütz und Gepäck hinüber; das hannöversche Dragonerregiment, welches er bei Parum gesehen hatte, und das ihm unvermerkt gefolgt war, versuchte noch seinen Nachtrab anzugreifen, wurde aber von Schwerin, der persönlich zwei Pelotons Fußvolk heranführte, schnell zurückgetrieben. Als es Tag wurde und alles glücklich herüber war, ließ Schwerin die Brücke wieder abbrechen, und setzte seinen Marsch in der alten Richtung fort. Plötzlich aber wurde gemeldet, feindliche Reiterei ziehe in bedeutender Stärke herbei, worauf Schwerin seine Truppen sogleich aufmarschiren ließ. Der General von Bülow hatte das Schießen vernommen, und war mit seinen Generalen und so viel Reiterei, als in der Eile aufsitzen konnte, herbeigesprengt, um die Seinigen zu unterstützen; zwar fand er diese schon geschlagen, und die Mecklenburger über den Engweg weit hinaus, allein auch jetzt noch wollte er sie in ihrem Rückzuge hemmen, und warf sich mit 8 Schwadronen, die ihm zunächst gefolgt waren, ungestüm auf den linken Flügel, der noch nicht völlig geordnet stand. Sie wurden jedoch hier so unerschrocken und mit so tüchtigem Feuer empfangen, daß Bülow seine abgewiesenen Reiter nicht zum zweitenmale vorführen mochte, sondern, um Fußvolk abzuwarten, nach Wittenburg zurückzog. Schwerin blieb noch zwei Stunden auf dem Wahlplatze stehen, dem Feinde gleichsam zur Herausforderung; doch da dieser nicht wieder erschien, so marschirte er ruhig nach der Hauptstadt, wo er mittags einrückte.

Der General von Bülow erließ am 8. März aus seinem Hauptquartier Wittenburg an Schwerin ein Schreiben voll heftiger Vorwürfe, daß er gewagt, die Truppen, welche im Namen von Kaiser und Reich in Mecklenburg einrückten, feindlich anzugreifen, wozu er gewiß nicht befehligt gewesen; Bülow drückte sich so aus, als ob Schwerin für seine Verwegenheit durch die erlittene Niederlage schon bestraft worden, drohte ihm aber noch schwere Verantwortung an, und forderte

binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine bestimmte Erklärung, ob er befehligt sei, die noch täglich erneuerten Gewaltthaten gegen den Adel fortdauern zu lassen, ob er die weggenommenen Pferde und Ochsen zurückgeben, und schließlich, ob er die Russen ohne Zögern aus dem Lande schaffen wolle? Schwerin antwortete am 13. März, die Gegenstände jener Anfragen lägen außerhalb seiner Befugniß, er habe darüber an den Herzog berichtet, wegen des stattgehabten Gefechtes aber sei er ganz ruhig, da er die Feindseligkeiten nicht angefangen, und was den Ausgang betreffe, so könne er nur wünschen, wenn er künftig mit Feinden zu thun habe, so wie bei Walsmühlen geschlagen zu werden, und werde keinen solchen Sieg, wie da über ihn gewonnen worden, ihnen jemals mißgönnen. Bülow erwiederte hierauf, Schwerin habe nicht nöthig gehabt, bei Walsmühlen den Durchzug zu erzwingen, er habe noch andere Wege gehabt, seinen Rückzug fortzusetzen. Dies war richtig, allein die Thatsache, daß Schwerin der angegriffene Theil gewesen, dadurch nicht umgestoßen, und rechtfertigte den Krieger hinlänglich, nun auch seinerseits keinen Waffenvortheil verschmäht zu haben. Der aufgebrachte Adel häufte ebenfalls wegen jenes Kampfes alle Schuld auf Schwerin, und veranlaßte den Reichsfiskal gegen ihn zu verfahren; doch bei näherer Untersuchung fiel die Sache von selbst.

Während dieser Verhandlungen hatten die Mecklenburger ihren Rückzug fortgesetzt, die Stadt Schwerin und darauf auch Sternberg geräumt, wohin die hannöverschen Truppen ihnen folgten. Der Herzog war in Berlin durch den Bericht Schwerin's von dem Gefechte bei Walsmühlen erfreut worden, und ernannte denselben zum Lohne seines tapfern Verhaltens gleich am 8. März zum Generallieutenant. Auch dem Könige von Preußen gefiel die Entschlossenheit des jungen Anführers, auf den er seitdem mit Gunst blickte; doch die Sache des Herzogs war dadurch nicht besser geworden, der König rieth ernstlich zur Nachgiebigkeit, und bald war der stolze Sinn des trotzigen Fürsten so gebeugt, daß er allen Widerstand aufgab; Schwerin mußte Bützow, Güstrow und endlich auch Rostock räumen; an die äußerste Gränze

des Landes gedrängt, lagerten die Truppen einige Zeit am See von Malchin, allein dem Herzoge wurde nicht gestattet, auch nur einen Theil derselben zu behalten, er sah sich genöthigt, sie zu entlassen; die Russen nahmen ihren Rückweg in die Heimath, wohin sie schon längst verlangten. Der Herzog begab sich nach Dönitz, wo er nur wenige deutsche Mannschaft behielt, und von geringen Einkünften lebte, während sein ganzes Land von fremden Truppen besetzt blieb und durch eine in Rostock niedergesetzte Kaiserliche Kommission verwaltet wurde. Diese Kommission untersuchte alles Vorgefallene, und ließ auch Schwerin zur Rechenschaft vorladen, allein er glaubte sich dieser entziehen zu dürfen, erschien nicht, und erfuhr auch weiter keine Anfechtung.

Diese mecklenburgischen Dienstjahre und Verhältnisse bilden den schlimmsten Zeitraum in Schwerin's Leben, und es ist ein seltener Fall, aus so traurigen Verwickelungen, welche den besten Mann zu Grunde richten können, mit gutem Namen und sogar mit Ruhm hervorzugehen. Die Erbitterung der Ritterschaft gegen ihn betraf mehr sein Verhältniß, als seine Person, und verschwand alsbald, nachdem er aus jenem getreten war. Diesen Vortheil dankte er ohne Zweifel der Klugheit, nur innerhalb seiner militairischen Befugnisse zu handeln, und weder Günstling noch Rathgeber sein zu wollen, welche Stellung übrigens bei dem Herzoge Karl Leopold keine beneidenswerthe sein konnte. Da die Sache dieses Fürsten unwiederbringlich verloren war, und seine Lage keine Verbesserung hoffen ließ, so hörte Schwerin's Dienstverhältniß von selbst auf; er konnte daher ohne Schwierigkeit seine Entlassung nehmen, und sich nach Pommern auf seine Güter zurückziehen.

Er und sein Bruder Bogislaw hatten sich in die väterliche Erbschaft getheilt, die das Gut Löwitz nebst Antheilen an den Gütern Strettense und Kummerow begriff, und nur geringes Einkommen abwarf. Aber durch die Hinterlassenschaft des Oheims Detlof von Schwerin, der sein im holländischen Dienst erworbenes Vermögen anwandte, das zerstreute Familiengut für seine Neffen wieder zusammenzubringen, hatte sich ihr Besitz bedeutend vermehrt. Während der

Kriegesunruhen war alles Grundeigenthum in Werth und Ertrag gesunken, es bedurfte kluger Anstalten und sorgsamer Aufsicht, demselben wieder aufzuhelfen. Schwerin aber hatte in diesem Bemühen den glücklichsten Erfolg, die Einkünfte mehrten sich bedeutend, und in kurzer Zeit erhoben sich beide Brüder zu bemerkbarem Wohlstand. Doch lag es nicht in ihrem Sinne, ganz innerhalb des Landlebens sich abzuschließen; sie trafen zweckmäßige Anordnungen für die damals noch sehr einfache Bewirthschaftung, und fanden sich in aller Freiheit, persönlich der glänzenderen Bahn des Staatsdienstes zu folgen.

Durch den Stockholmer Frieden vom 1. Februar 1720 gelangte Preußen zum vollständigen Besitz von Pommern bis an die Peene, und Schwerin wurde dadurch ein Unterthan Friedrich Wilhelms des Ersten, in dessen Diensten sein Bruder Bogislaw schon als Finanz- und Kriegsrath stand. Der König hatte den günstigen Eindruck von Schwerin's Tapferkeit nicht vergessen, und bezeigte das Verlangen, ihn nebst dem Obersten von Waldow und einigen anderen ausgezeichneten Offizieren, die sich dazu meldeten, in seinen Dienst aufzunehmen. Schwerin trat am 10. April in das preußische Heer als Generalmajor, mit dem Patent vom 1. Februar und mit dem Versprechen eines Regiments bei nächster Erledigung. Er konnte noch einige Zeit auf seinen Gütern zubringen und für deren gute Verwaltung Sorge tragen; bald aber berief ihn der König zu sich, um seine Fähigkeiten in politischen Geschäften zu benutzen. Er stellte ihn der Königin, einer Prinzessin von Hannover, mit den Worten vor: „Das ist der Mann, der Ihre Landsleute bei Walsmühlen geklopft hat!" und diese Waffenthat wurde ihm überhaupt auf das vortheilhafteste angerechnet. Seine ersten Verrichtungen im preußischen Dienste waren diplomatischer Art. Er ging im Jahre 1721 als preußischer Gesandter nach Dresden, und im Sommer des folgenden Jahres in gleicher Eigenschaft nach Warschau, wo ihn später sein Bruder Bogislaw ablöste. An beiden Höfen genoß er Achtung und Vertrauen, und seine Geschäftsführung erwarb des Königs völlige Zufriedenheit.

Als erwünschten Beweis derselben empfing er gleich nach seiner Rückkehr, am 13. Januar 1723, ein Regiment Fußvolk, eines der schönsten im Heere, vor zehn Jahren errichtet und dem General von Schwendy anvertraut, nun durch dessen Tod erledigt, und nach seinem neuen Inhaber fortan auf lange Zeit das Schwerin'sche genannt. Schwerin begab sich unverzüglich nach Frankfurt an der Oder, wo das Regiment seinen Standort hatte, übernahm dasselbe, und wandte seinen ganzen Eifer an, die gute Verfassung, in der es sich befand, noch zu erhöhen. Dem äußeren Glanze sollte die innere Tüchtigkeit entsprechen, der Genauigkeit im Dienst und in Waffenübungen die strenge Ordnung und ehrbare Zucht. Er empfahl neben der Strenge aber auch Milde, und verbot willkürliche Härte. Sein wohlwollender Sinn hatte das Vertrauen der Offiziere wie der Soldaten gewonnen, und die letzteren, welche vorzüglich der Gegenstand seiner Fürsorge waren, liebten ihn wie einen Vater. Doch widerfuhr ihm in der Handhabung seines Regiments ein Mißgriff, der in der Folge auffallend wurde. Ein junger Fähnrich, den er zwar wegen seines Diensteifers beloben mußte, aber gar klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Kommandiren fand, wurde deßhalb von ihm nicht befördert, sondern statt seiner bei wiederholtem Anlasse jedesmal einer der Ausländer eingeschoben, die Schwerin aus dem mecklenburgischen Dienste mitgebracht hatte, ansehnliche und reiche Leute — sagte man —, die er begünstigte, deren Eigenschaften übrigens seiner Begünstigung nicht unwerth waren. Nachdem der Fähnrich auf die Weise viermal übergangen worden, schrieb er unter dem 28. Juli 1724 an den König, und bat, daß ihm, etwa durch Versetzung in ein anderes Regiment, seine Beförderung gewährt würde, worauf der König in Folge von Schwerin's Bericht, dem dreisten Fähnrich ohne weiteres seine Entlassung gab. Dieser Fähnrich aber war Hans Joachim von Zieten, dessen Namen später zu nicht geringerem Ruhm emporstieg, als der Schwerin's.

Das Jahr 1724 brachte einen besonderen Anlaß, Schwerin von seiner militairischen auf's neue zu diplomatischer Thätigkeit abzurufen. In der Stadt Thorn hatten die Pro-

testanten lange Zeit die Oberhand besessen, doch mit den Katholiken in Frieden gelebt. Als aber die Jesuiten dort eingedrungen, verstärkte sich die katholische Parthei, und versuchte bald Eingriffe in die Rechte der Protestanten. Die außer Uebung gekommene öffentliche Begehung des Frohnleichnamsfestes wurde wieder eingeführt, und die Jesuitenschüler, eine starke, wohlgeordnete Schaar voll Uebermuth und Kraft, maßten sich an, die zufällig anwesenden Protestanten zum Niederknien zu zwingen. Hiedurch entstand eine blutige Schlägerei, und das gemeine Volk in höchster Erbitterung fiel über die Schüler her, trieb sie in die Flucht, und stürmte dann das Jesuitenkollegium, welches bald in Flammen aufging. Die flüchtigen Jesuiten erfüllten das ganze Land mit ihren Klagen, und der Reichstag in Warschau verfügte eine gerichtliche Untersuchung des Vorgangs. Doch die Stimme der Jesuiten galt hier allein, und sie brachten es dahin, daß der Bürgermeister von Thorn nebst mehreren Bürgern zum Tode verurtheilt, und die Stadt ihrer bisherigen Freiheiten verlustig erklärt wurde; ferner sollte die bisher protestantische Liebfrauenkirche den Katholiken übergeben werden, der Rath ausschließlich aus diesen bestehen, und den Protestanten, oder, wie sie als politische Parthei in Polen hießen, den Dissidenten, kaum noch Boden und Luft verbleiben. Der Reichstag bestätigte diesen Ausspruch, und ein Fürst Lubomirski rückte mit Truppen als Vollstrecker gegen Thorn. Der König von Preußen, durch seinen Gesandten in Warschau, Bogislaw von Schwerin, von diesem grausamen und ungerechten Beschluß unterrichtet, brach in den größten Unwillen aus. Er war als Theilnehmer des Friedensvertrages von Oliva verpflichtet, die Protestanten bei ihren durch diesen Frieden gesicherten Rechten zu schützen, und er trat nachdrücklich für sie auf; seine redliche Gesinnung und sein frommer Eifer ließen kein Mittel unversucht, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Er rief die mitverpflichteten Höfe von England, Schweden und Dänemark zu kräftigem Einspruch gegen die Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen auf. Er selber schrieb an den König von Polen, um wenigstens Aufschub für den schmachvollen Urtheilsspruch zu erlangen,

und um dem Schreiben größeres Gewicht zu geben, ließ er dasselbe durch Kurd Christoph von Schwerin überbringen. Beide Brüder betrieben mit vereintem Eifer ihren Auftrag, allein ihr Bemühen war vergebens, die katholische Partheisucht überwog, und Lubomirski, befürchtend, der Aufschub möchte dennoch bewilligt werden, beschleunigte die Hinrichtung, die am 7. Dezember wirklich vollzogen wurde. Schwerin überließ nun seinem Bruder und dem großbritannischen Gesandten die fernere Rechtserörterung dieser jammervollen Sache, und kehrte voll Trauer und Grimm nach Berlin zurück, wo der König auf neue Maßregeln sann, den Bedrängten beizustehen, oder doch das Vergeltungsrecht für sie zu üben.

Im folgenden Jahre finden wir Schwerin wieder bei seinem Regiment in Frankfurt an der Oder. Von seinem guten Verhältnisse mit dem Könige zeugt ein Schreiben an denselben vom 11. Juni; er bietet ihm darin die Bildnisse von Stanislaus Leszinski und von dessen Gemahlin mit dem Wunsche an, dafür das Bild des Königs zu erhalten. Wir schalten diese Probe damaliger inkorrekter Eleganz, wie sie auch selber in Frankreich nicht selten vorkam, hier gebührend ein. Schwerin schrieb: „Sire! Votre Majesté m'ayant marqué désirer voir le portrait de Stanislas Lesczinski et celui de son épouse, ainsi j'ai l'honneur de les lui présenter bien au naturel, ils ont l'un et l'autre toute la ressemblance possible, au moins tels qu'ils etoient 1711. J'ai depuis encore fréquenté familièrement ce seigneur en Turquie, où il n'avait rien perdu de son air, et comme des personnes qui l'ont vu depuis peu m'ont assuré, il n'y a aucun changement en lui que la différence de l'habillement. Si Votre Majesté souhaite garder ces deux portraits, je les lui offre de grand coeur en échange du sien; mon intéressement en cette rencontre ne doit pas déplaire à Votre Majesté, un pauvre gentilhomme qui troque avec son roi y doit gagner naturellement, outre que peut-être de longtems il ne s'offrira pas une occasion si favorable, pour vous demander votre portrait que j'aurai en vénération toute ma vie. Je

suis avec toute la soumission respectueuse etc." Der König behielt diese Bildnisse, und befahl das seinige zu übersenden. Am 30. November desselben Jahres erhielt Schwerin auch die Amtshauptmannschaft zu Jerichow und Alten-Platow, deren Einkünfte jährlich 500 Thaler betrugen. Wegen ansehnlicher Forderungen, welche Schwerin aus seiner früheren Dienstzeit noch in Mecklenburg zu machen hatte, und lange fruchtlos ansprach, gewährte ihm der König seine kräftige Verwendung, und er gelangte zu seiner Gebühr. Von seiner Gunst bei dem Könige, und in wie menschenfreundlichem Sinn er sie benutzte, finden wir noch folgende Erzählung: „Ein Page des Königs war mit einem seiner Kameraden in Händel gerathen, ohne davon die Ursach gewesen zu sein, und hatte das Unglück gehabt, denselben zu erstechen. Der König, welcher in dergleichen Fällen keine Nachsicht hatte, befahl, daß er den Kopf verlieren sollte. Alles nahm an dem Schicksal des Pagen Antheil, und bat für denselben um Gnade. Es war aber umsonst, und selbst die Bitten der Königin wurden nicht erhöret. Endlich übernahm es Schwerin den Unglücklichen zu retten. Der König war einst bei guter Laune, über ein Geschäft, welches Schwerin wohl ausgeführt hatte, und befahl ihm daher sich eine Gnade zu erbitten. „Es sei welche es sei?" fragte Schwerin, der diesen Zeitpunkt zu benutzen suchte: Ja! erwiederte der König. — „Versprechen mir Ew. Majestät bei Ihrem Königlichen Worte, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen wollen?" — Der König, der keine Verzögerungen ertragen konnte, ward schon ungeduldig und sagte: „Ja! ja! Was ist es denn?" — „Nun", fuhr Schwerin fort, „so bitte ich um das Leben des jungen Menschen, der das Unglück gehabt hat, seinen Kameraden zu erstechen." — Nein, erwiederte der König, alles in der Welt, aber das nicht. — Schwerin ergriff den Rockschoß des Königs und sagte: „Ew. Majestät haben mir Ihr Königliches Wort gegeben, und ich lasse Sie nicht, bis Sie es gehalten haben." — Der König, der sich so in die Enge getrieben sah, antwortete: Schwerin! Ihr vergreifet Euch an meiner Person? — „Nehmen Ew. Majestät meinen Kopf", versetzte Schwerin, „wenn ich ein Verbrechen begehe,

aber schenken Sie einem jungen Menschen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann, und der schon dazu so gute Hoffnungen gegeben hat." — Nun, sagte der König mit Unwillen, er soll Gnade haben, aber er muß mir nie wieder vor das Gesicht kommen. —

Der Feldzeugmeister Graf von Seckendorf, welcher als Gesandter des Kaisers im Jahre 1726 nach Berlin kam, und lange Zeit in dieser Stellung verblieb, wußte den König bald für sich einzunehmen und sich in dessen Vertrauen festzusetzen. Die Verhältnisse in Berlin erfuhren dadurch große Veränderungen. Um den König her hatten sich, wie dies sein offner und rascher, aber leichtgläubiger und beschränkter Sinn wider seinen Willen veranlaßte, schon früher vielfache Ränke gesponnen; der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nebst dem Feldmarschall von Grumbkow hatten zum Theil die Fäden in der Hand, zum Theil waren sie selbst davon umstrickt. Nun trat Seckendorf als der Klügste und Feinste hinzu, und hatte bald mit jenen die Verbindungen angeknüpft, die für seine Zwecke nöthig waren. Alles am Hofe von Berlin empfand fortan mehr oder minder den Einfluß dieser Namen. Seckendorf lenkte die Neigung des Königs entschieden auf die Seite Oesterreichs, und entzweite ihn mit Hannover und Großbritannien, wodurch auch in der Familie des Königs ein verderblicher Zwist entstand. Wir finden Schwerin während dieser Zeit selten genannt, allen Ränken und Verwickelungen, welche sich unheilvoll ausbreiteten, scheint er völlig fremd geblieben. Dem Fürsten von Anhalt-Dessau hatte gleich anfangs Schwerin wenig gefallen, wie diesem auch der Fürst nicht; ihre Gemüthsart und Handlungsweise standen in entschiedenem Gegensatz, Rohheit und Bildung mußten einander abstoßen. Auch Grumbkow und Seckendorf konnten in Schwerin weder einen Verbündeten noch ein Werkzeug finden, und sein Rang und seine Stellung waren noch nicht so wichtig, um einen Gegner in ihm fürchten zu lassen. Auch auf diesem schwierigen Boden kam die schon früher bewährte Klugheit ihm zu Statten, sich auf den ihm zugewiesenen Wirkungskreis einzuschränken, und dies konnte

er um so leichter, als er bei seinem Regiment und auf seinen Gütern genugsame Beschäftigung fand.

Der König indeß bezeigte sich ihm fortwährend gnädig, und ernannte ihn am 25. Juli 1730 zum Gouverneur von Peitz. Der Sommer dieses Jahres wurde verhängnißvoll durch den offnen Bruch, in welchen der zwischen dem Könige und dem Kronprinzen schon lange bestehende Zwiespalt überging. Der Kronprinz wurde nach Küstrin gefangen gesetzt. Schwerin war mit diesen Mißverhältnissen in keiner Art verflochten, sie konnten auch ferner an ihm still vorübergehen. Doch seine Theilnahme für den liebenswürdigen Prinzen, dem nicht nur die Freiheit genommen, sondern dessen Leben sogar bedroht war, mochte er nicht verhehlen, und in Frankfurt an der Oder demselben so nah, fühlte er sich verpflichtet, sie ihm auch thätig zu bezeigen. Sobald Friedrich wieder einige Freiheit genoß und Briefe empfangen durfte, schrieb Schwerin tröstend und dienstbötig an ihn, und suchte seinen Wünschen mit allem Eifer zu entsprechen. Ein lebhafter Briefwechsel dauerte längere Zeit fort, und legte den Grund zu der besondern Achtung und Zuneigung, welche Friedrich stets für Schwerin hegte. Die Briefe sind nicht bekannt geworden, mögen aber noch irgendwo verwahrt sein. Man weiß, daß Friedrich in einem derselben sich von Schwerin einen Hautboisten seines Regiments erbat, den er einst auf der Durchreise in Frankfurt, als die Studenten ihm eine Abendmusik brachten, als vortrefflichen Flötenbläser kennen gelernt, und den er jetzt bei sich zu haben wünschte, um sein eignes Flötenspiel von ihm begleiten zu lassen. Dies war Fredersdorf, der Sohn eines Stadtmusikanten zu Pasewalk, seitdem der vertraute Liebling Friedrichs, und später sein Geheimer Kämmerier, der große Fähigkeit besaß und bis zu seinem Tod in des Königs Gnade blieb.

Der Frieden wurde in dem Königlichen Hause nach und nach hergestellt, doch mehrere Personen, welche der König als solche erkannt, die seinen Absichten entgegengewirkt, blieben in Ungnade. Unter diesen war der Minister Baron von Knyphausen, der sogar den Abschied erhielt, und sich auf seine Komthurei Lietzen zurückziehen mußte, wo er bald starb.

Dieser Fall traf Schwerin sehr nahe, er stand mit dem Hause in enger Verbindung, suchte die bei beträchtlichem Vermögen doch verwickelten Angelegenheiten zu ordnen, wurde für die acht hinterbliebenen Kinder ein sorgsamer Vormund, und für die noch schöne und geistesanmuthige Wittwe, geborne von Ilgen, ein treuer Anwalt; den ältesten Sohn nahm er mit Bewilligung des Königs in sein Regiment. Für ihn selber entstand weder aus dieser Fürsorge, noch aus dem Verkehr, den er mit dem Kronprinzen gehabt, ein Nachtheil, der König maß ihm keine üblen Absichten bei, und ließ ihn auch deßhalb in nichts zurückstehen. Schwerin wurde am 30. Mai 1731 Generallieutenant und gleich darauf auch Ritter des schwarzen Adlerordens.

In Mecklenburg dauerten die Unruhen noch immer fort. Die Kaiserliche Kommission waltete im Lande, und die hannöverschen und braunschweigischen Truppen mußten von den Einwohnern verpflegt werden, die Ritterschaft und die Städte wollten ihre Rechte behaupten, der Herzog von seinen Ansprüchen nicht ablassen. Die Landtage, anstatt die Mißhelligkeiten zu schlichten, vermehrten nur den Zwiespalt und die Verwirrung. Der Herzog Karl Leopold hatte in Dömitz die beschränkte Macht, die ihm verblieben war, zu schrecklichen Hinrichtungen mißbraucht; ein Geheimrath von Wolffradt war angeblich wegen Verrathes enthauptet worden, dessen Frau aber, eine natürliche Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte der Herzog zu sich genommen und einen Sohn mit ihr gezeugt. Doch der Ort war ihm nun durch das Blutvergießen verleidet, und er begab sich nach Danzig, wo er die Hülfe Rußlands auf's neue anrief, und wirklich Truppen zu werben begann. Da man in Wien sich überzeugte, die Zerrüttung des Landes werde unter diesem Fürsten nie aufhören, so verfügte der Reichshofrath, daß des Herzogs Regierung gehemmt und das Land seinem Bruder, dem Herzoge Christian Ludwig, unter Kaiserlicher Aufsicht zur Administration überwiesen würde. Hierauf kehrte Karl Leopold mit kleinem Gefolge von Danzig unerwartet nach Schwerin zurück, und forderte seine Unterthanen auf, ihm gegen die Kaiserliche Administration beizustehen. Er hatte noch einigen

Anhang im Volke, die Geistlichkeit und die Bauern waren gegen die Ritterschaft, auch einige Mitstände des Reichs wurden bedenklich, und hielten das Verfahren des Kaisers für unberechtigt. Der Aufstand wurde zwar durch die hannöverschen Truppen im Namen der Administration sogleich gedämpft, doch Karl Leopold hielt die Städte Dömitz und Schwerin besetzt, und als ihn die hannöverschen Truppen einzuschließen drohten, rief er die Vermittelung des Königs von Preußen an, der schon längst vom Kaiser zur Stillung der mecklenburgischen Unruhen mit beauftragt war. Die Kaiserliche Administration verwandelte sich nun wieder in eine Kommission mit dem Herzoge Christian Ludwig an der Spitze, und beide Brüder befehdeten einander in Schriften und Handlungen auf das härteste, es fielen Gefechte vor und Ueberfälle, die Landtage wurden ebenfalls Kampfplätze, ganz Mecklenburg war von Gräuel und Jammer erfüllt. Solchem Unheil ein Ende zu machen, fühlte der König von Preußen sich schon als Nachbar verpflichtet; und nachdem er den Herzog Karl Leopold bewogen, ein Unterwerfungsschreiben an den Kaiser zu richten, beschloß er eine hinlängliche Truppenmacht in Mecklenburg einrücken zu lassen, um zunächst den jetzt bedrängten Herzog in Schutz zu nehmen, dann aber auch die Rechte der Ritterschaft und der Städte wahrzunehmen und den Frieden im Lande vollkommen herzustellen. Der Kaiser sah diese Einmischung höchst ungern, erklärte das Unterwerfungsschreiben des Herzogs für ungenügend, und ließ durch seinen Gesandten in Berlin alle Mittel versuchen, um des Königs Vorsatz rückgängig zu machen, oder die Ausführung zu hintertreiben; allein diesmal scheiterte Seckendorf's Bemühen an des Königs Festigkeit. Die Truppen wurden in Marsch gesetzt, und Schwerin, als des Landes und der Verhältnisse kundig, zu ihrem Befehlshaber ernannt. An der Spitze eines Regiments Fußvolk und zweier Reiterregimenter rückte dieser aus der Priegnitz in Mecklenburg ein, und besetzte am 20. Oktober 1733 die Stadt Parchim. Die große Schwierigkeit war, mit den hannöverschen und braunschweigschen Truppen, welche die meisten Orte besetzt hielten, jeden feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, und gleichwohl

die Quartiere und die Verpflegung zu erlangen, deren man bedurfte. In Parchim glückte dies durch eine List, die Preußen begehrten auf dem Durchmarsch ein Nachtlager zu halten, die dort liegenden Braunschweiger durften dies nicht hindern; am folgenden Tage aber blieben die Preußen stehen, und jene fanden nun gerathen nach Sternberg abzuziehen. Allmählig dehnten sich die Preußen nach Goldberg, Plaue, Lübitz und Grabow aus, wodurch sie einen beträchtlichen Theil des Landes inne hatten, und die Städte Schwerin und Dömitz gegen Einschließung sicherten.

Im Anfange des Novembers wurde zu Rostock der Landtag eröffnet, und es erregte Aufsehen, daß auch Schwerin sich dort einfand. Die Ritterschaft war noch voll Groll gegen ihn aus der früheren Zeit, und das Bewußtsein, ihn mit Worten und Handlungen arg verunglimpft zu haben, erhöhte das Mißtrauen derjenigen, welche jetzt seiner Rache bloßgestellt waren. Allein Schwerin gedachte der früheren Beleidigungen nicht, und hielt sich streng in den Gränzen seiner jetzigen Aufgabe. Seine Anträge gingen fürerst darauf hin, daß man hier die Bereiche der Quartiere für seine und die übrigen fremden Truppen festsetzen und die nöthige Verpflegung anordnen möchte. Sodann übergab er eine Denkschrift, worin die Verminderung der das Land belastenden Truppen gewünscht, und der Vorschlag gemacht wurde, daß von jedem der drei Höfe nur die gleiche Zahl von 600 Mann zurückgelassen würde, und damit die hannöverschen Truppen keinen Vorwand hätten, ihren Abmarsch zu verzögern, bis sie vollkommen bezahlt worden, so sollte man in der Fremde eine Anleihe machen, um die Truppen sogleich zu befriedigen. Die Zweckmäßigkeit dieser ganz für das Beste des Landes berechneten und durchaus billigen Anträge war nicht abzuläugnen; allein der Adel sah in den hannöverschen Truppen hauptsächlich seinen Schutz, in den preußischen mehr den des Herzogs, und glaubte daher bei jenen wenn auch dem Lande ersprießlichen Vorschlägen doch für sich keinen Gewinn; der Landtag ließ sich demnach mit Schwerin auf nichts ein, sondern behauptete, hierüber müßten erst die Bestimmungen des Kaisers abgewartet werden. Voll Verdruß, des Königs gute

Absicht verkannt und seinem eignen Auftreten nur mit Mißtrauen begegnet zu sehen, kehrte Schwerin von dem Landtage zurück, quartierte selbst seine Truppen in die Städte und Fürstlichen Aemter ein und traf nun alle Anordnungen selbst, die er dem Lande hatte überlassen wollen. Der Adel sollte ohne Einlagerung bleiben; und da die Ritterschaft anzeigte, daß die preußischen Reiter bei adeligen Bauern Futter einforderten, antwortete Schwerin, er wisse solche nicht zu unterscheiden, würde aber, nach erhaltener Angabe, Befehl geben sie zu verschonen. Die Verpflegung war dem Lande eine harte Last, wurde jedoch durch Schwerin's aufmerksame Sorgfalt möglichst erleichtert; er ließ durch den Ober-Kriegskommissair eine Kasse zu Parchim errichten, wohin die Beamten und Pächter der von den Preußen besetzten Domainen ihre Zahlungen machen mußten, und es wurde das Geld so genau verwaltet, daß beträchtliche Vorschüsse im folgenden Jahre zurückgezahlt werden konnten.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen, Ordnung und Einigkeit in Mecklenburg herzustellen, kamen die betheiligten Höfe überein, ihre Truppen gleichzeitig zurückzuziehen; nur wenige Mannschaft sollte zurückbleiben, um als Unterpfand der noch nicht berichtigten Forderungen einige Aemter besetzt zu halten. Da jedoch das Land zu seiner Sicherheit nothwendig fremder Truppen bedurfte, so traf der Herzog Christian Ludwig im Namen der Kaiserlichen Kommission die Vorkehrung, ein holsteinisches und ein schwarzburgisches Regiment in Sold zu nehmen. Die hannöverschen und braunschweigischen Truppen verließen hierauf Mecklenburg, und ebenso die preußischen, mit Ausnahme von 100 Reitern und 200 Mann Fußvolk, welche auf den dem Könige überlassenen Pfandämtern Plaue, Wendenhagen, Marnitz und Eldena blieben, und später durch ein Bataillon Husaren abgelöst wurden. Schwerin hatte dem Landrath am 14. Februar 1734 schriftlich angezeigt, seine unterhabenden Völker würden nunmehr das Land verlassen, und er verspreche bei dem Ausmarsch gute Ordnung zu halten; allein er werde nothwendig einige adelige Güter berühren müssen, deßwegen er wünsche, daß die Eigenthümer sodann dort zugegen sein möchten. So schonend verfuhr er

mit seinen Gegnern, die auf alle Weise bemüht gewesen waren, und noch fortfuhren, ihm Haß und Widerwillen zu erwecken. Doch inmitten aller Partheisucht erhoben sich auch billigere Urtheile, und die Folgezeit erkannte sein Verdienst bereitwilligst an. Dieser Kriegszug, mit welchem Schwerin's Namen dem Anscheine nach nur ungünstig verknüpft sein konnte, gereichte in Wahrheit zu dessen erhöhtem Ruhme. Die mecklenburgischen Streitigkeiten waren zwar keineswegs geschlichtet, die Unruhen dauerten fort, der Herzog Karl Leopold wurde für immer auf Dömitz beschränkt, und sein Bruder und Erbfolger Herzog Christian Ludwig behielt die Landesverwaltung, aber noch lange blieben fremde Truppen im Lande, und bis in späte Zeit erstreckten sich die Nachwehen. Doch vermochte der Rath und die Macht der Nachbarn, in jenen Tagen so wenig wie in den unsrigen, solche Verwirrungen zu stillen, wo sich das Recht in den unglücklichsten Formen hülflos verstrickt hatte, und zwar gehandhabt, aber auch das persönliche Ansehen geschont werden sollte. Der König von Preußen war als Friedensstifter aufgetreten, allein der Erfolg lag nicht in seiner Hand, noch weniger in der Hand Schwerin's, welcher nur bestimmte Befehle auszuführen hatte, und sich hierauf um so mehr beschränken mußte, als er seinen guten Willen nur übel aufgenommen sah.

Der König war mit Schwerin's Verrichtung durchaus zufrieden, und wünschte seitdem öfter dessen Gegenwart, sowohl zur Unterhaltung, als zur Berathung. Doch dauerten im Allgemeinen die Verhältnisse fort, welche den Boden des Hofes ungünstig für ihn machten, und ihn den seiner Güter und den seines Regiments vorziehen ließen. Die einflußreichsten Personen sahen ihn wo nicht mit Feindschaft, doch mit Mißtrauen, und Andere suchten seine feinere, aber in ihren Augen gezierte und anspruchsvolle Bildung lächerlich zu machen; sie gaben ihm den Spottnamen des kleinen Marlborough, wovon die Erinnerung noch in später Zeit wiederklang. Dabei gaben auch Schwerin's persönliche Verhältnisse, die Folgen seines erregbaren Sinnes und Herzens, den Gegnern allerdings Blößen, welche der strengeren Denkart des Königs nur mißfällig sein konnten. Ein naher Anlaß brachte

diese Denkart zu einer namentlich für Schwerin sehr empfindlichen Ausübung.

Die Wittwe des Staatsministers von Knyphausen war mit Schwerin durch seine ihr und ihren Kindern gewidmete Fürsorge in ein näheres Verhältniß gekommen, das bald die größte Vertraulichkeit erreicht hatte. In Folge derselben kam sie im Jahre 1735 mit einem Kinde nieder, dessen Geburt sie als mehrjährige Wittwe möglichst verheimlichte, aber doch nicht völlig verbergen konnte. Dennoch wäre die Sache wahrscheinlich ohne Aufsehen hingegangen, hätte nicht der damalige Tribunalspräsident und nachherige Großkanzler von Cocceji den König davon benachrichtigt, der höchst aufgebracht über solches Aergerniß, welches er unterdrücken, aber auch bestrafen wollte, ohne weiteres eine Buße von 12,000 Thalern bestimmte, wodurch die Sache abgemacht und dem geistlichen Gericht entzogen bleiben sollte. Die reiche Frau bezahlte das Geld ohne Widerrede, und rühmte sich, den König dennoch betrogen zu haben, denn sie sei schon früher einmal heimlich niedergekommen. Der Kronprinz, an die freiere Denkart der Franzosen gewöhnt, und Vergehen der Sinnlichkeit mit Nachsicht beurtheilend, bedauerte die Frau von Knyphausen, und mißbilligte die ihr auferlegte Geldstrafe, so daß er sogar fragte, ob man solch Geld mit gutem Gewissen erben könne? Schwerin aber fühlte sich durch jenes Verfahren tief beleidigt, und warf auf Cocceji die heftigste Feindschaft, beschuldigte ihn der Bosheit und Tücke, nannte ihn verächtlich den weißen Michel, und verfolgte ihn mit bittern Spottreden. Die Feindschaft wurde von Cocceji mit aller Heftigkeit erwiedert, und er fand bald andere Waffen, als Spottreden, um die des Gegners zu vergelten.

Die Vorfahren Schwerin's besaßen in Pommern ein bedeutendes Gut Spantikow, dessen letzter Besitzer im Jahre 1634 mit Hinterlassung einer Schwester starb, die den schwedischen Grafen Stenbock geheirathet hatte. Dieser machte Ansprüche geltend, die ihm den Pfandbesitz des Gutes verschafften, und er behauptete sich darin lange Zeit; die Familie Schwerin konnte seine unverhältnißmäßige Forderung von 150,000 Thalern, gegen die er das Gut ausliefern wollte,

weder zugestehen, noch aufbringen. Als der große Kurfürst im Jahre 1677 nach Pommern vordrang, belehnte er seinen General Bogislav von Schwerin mit Spantikow, allein als Schweden durch den Frieden zu Saint-Germain wieder in den Besitz von Pommern gelangte, kehrte auch die Familie Stenbock in den Pfandbesitz jenes Gutes zurück. Im Jahre 1720 wurde durch den Stockholmer Frieden das Land völlig an Preußen abgetreten, doch mit Gewährleistung des vorgefundenen Besitzstandes, und die Familie Stenbock sah sich hiedurch in ihrem angeblichen Rechte bestätigt, dem sie indeß doch einigermaßen mißtraute, denn sie trat ihre Ansprüche nunmehr dem Könige für die mäßige Summe von 50,000 Thaler ab, und Spantikow blieb seitdem eine Königliche Domaine. Doch Kurd Christoph von Schwerin, nun selbst ein preußischer Unterthan, erneuerte den Anspruch der Familie, und konnte von Friedrich Wilhelm dem Ersten alle Gerechtigkeit hoffen. Der König übergab die Sache herkömmlich dem Präsidenten von Cocceji, dessen Kenntniß und Eifer im besten Ansehen standen. Dieser machte gegen alles Erwarten eine Ausführung, in Folge deren die Familie Schwerin abgewiesen und ihr der fernere Rechtsweg verschlossen wurde. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß Cocceji hiebei seinem Hasse gegen Schwerin mehr gefolgt sei, als seiner Rechtsüberzeugung. Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten wurde der Familie Rechtsweg im Jahre 1820 neu eröffnet, und im Jahre 1832 die Sache durch ein schließliches Urtheil zu Gunsten der Schwerin'schen Nachkommen erledigt.

Aber auch ohne dieses Gut war der Grundbesitz, dessen Schwerin sich erfreute, schon sehr bedeutend, und er versäumte keine Gelegenheit, denselben zu erweitern und im Werthe zu erhöhen. Auf seinem Hauptgute Kummerow, in der Mitte seiner Besitzungen, hatte er den Bau eines prächtigen Schlosses begonnen, der viele Jahre hinter einander mit Eifer fortgesetzt und im Jahre 1738 bis auf die innere Ausschmückung vollendet wurde. Der König besuchte ihn daselbst mehrmals; bei seiner Anwesenheit im August 1733 gab er dem Orte den Namen Schwerinsburg, nebst der Gerechtigkeit allerlei städtische Handwerker dort anzusetzen. Schöne Gärten und

Baumgänge umgaben das Schloß, und gute Wege erleichterten den Zugang. Die übrigen von Schwerin theils ererbten, theils durch Kauf oder Einlösung erworbenen Güter hießen: Wusseken, Stretense, Drevelow, Panschow, Löwitz, Wietstock, Ducherow, Neuendorf, Kurdshagen, Muggenburg, Thurow und Teterin, wozu in der Folge noch das von ihm errichtete Vorwerk Molwitz kam. Alle diese Güter lagen im Anklamschen Kreise.

Der König liebte in Schwerin den wackern Kriegsmann, aber auch den trefflichen Landwirth hielt er in Ehren. Das zentnerschwere Kalb, welches regelmäßig jedes Jahr aus Schwerinsburg in der Hofküche zu Berlin eintraf, wurde mit Dank aufgenommen, und veranlaßte Gegengeschenke des Königs; so empfing Schwerin z. B. einmal schwarzen Marmor, den er für die Bekleidung zweier Kamine in Schwerinsburg gewünscht hatte. — Auf den Reisen, welche der König zur Musterung der Truppen machte, mußte Schwerin ihn öfters begleiten, insbesondere nahm er ihn im Juli 1737 mit nach Stettin, wo er das Urtheil desselben über den Zustand der Festungswerke hören wollte. Eine merkwürdige, durch gesunden klugen Sinn und treuherzige Gradheit ausgezeichnete Kabinetsordre erließ der König an ihn, wie an alle Regimentsinhaber, aus Potsdam vom 10. Februar 1738, worin über den Aufwand der Offiziere gute Lehren ertheilt werden; nachdem einige Vorschriften über die Livreen der Offizierbedienten gegeben worden, welche nicht zu prächtig und im ganzen Regimente gleich sein sollen, heißt es ferner: „Ich will daß hinfüro, wenn die Offiziers beisammen kommen, sie nicht, wie bei einigen Regimentern der Gebrauch ist, viele Gerichte und Wein prätendiren, sondern mit einander hauswirthlich vorlieb nehmen sollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet, noch übel genommen werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorsetzet, sondern dies eben so gut angenommen werden soll, als wann Wein vorgesetzt würde. Ihr habt also nebst dem Kommandeur des Regiments darauf Acht zu geben, daß diesem meinem Willen nachgelebt, und eine gute Oeconomie unter denen Offiziers geführt werde." Die Offiziere des Schwerin'schen Regiments durften dies vor anderen

beherzigen; sie waren zum Theil sehr wohlhabend, und galten für starke Trinker, mit denen sich hierin nicht messen zu können auch für den jungen Zieten ein Uebelstand gewesen war. Der König war aber im Uebrigen mit dem Regimente zufrieden, und fand dessen Haltung und Fertigkeit bei der Musterung am 24. Mai desselben Jahres bei Tempelhof so ausgezeichnet, daß er dasselbe anderen zum Vorbild aufstellen konnte.

In seinen letzen Lebensjahren sah der König gern, wenn in Berlin die Lustbarkeiten des Winters recht belebt und vergnügt waren, und der Hof erschien aus diesem Grunde besonders zahlreich und glänzend. Die Gesellschaft hatte sich seit einigen Jahren sehr verändert; Grumbkow war todt, Seckendorf entfernt, der Fürst von Anhalt-Dessau weniger oft beim Könige; dagegen wurde der Einfluß des Kronprinzen sichtbar, der Umgang überhaupt milder und geistiger. Auch Schwerin kam die beiden letzten Winter wie gewöhnlich zum Besuche des Königs, blieb aber nun länger als sonst. Die Königin Sophia Dorothea zeichnete ihn besonders aus. Der Kronprinz hatte ihm seine Zuneigung geschenkt, und bei den übrigen Prinzen stand er in größter Achtung. Er nahm nun auch lebhafter Theil an den Vergnügungen, besonders an den glänzenden Schlittenfahrten, welche sich mehrmals wiederholten, und bei denen er in geschmackvoller Pracht erschien.

Der König verlieh ihm aus besonderer Gnade am 22. Mai 1739 das Amt eines Drosten über die in Mecklenburg preußischerseits noch besetzten Pfandämter, und am 23. ernannte er ihn zum General der Infanterie. Das Jahr endete aber mit einem großen Verdruß, der in den damaligen Verhältnissen einem wirklichen Unglücksfalle gleich kam. In dem Regimente Schwerin's, dem Muster von Ordnung und Sorgfalt, dem der Inhaber wie ein Vater vorstand, hatten neun Engländer, von denen einige eben erst angeworben waren, ein Komplott gemacht, das nicht ohne blutigen Kampf konnte vereitelt werden, und dem die Anwendung der schrecklichsten Strafen folgen mußte. Der König selbst, in seiner am 10. Dezember 1739 auf den Bericht Schwerin's erlassenen

Antwort, spricht seine Bestürzung über den Vorfall aus, und bedauert von Herzen den Kummer, welchen der General deßhalb empfinden müsse; er bestimmt, welche Leute erschossen, welche durch die Spießruthen — drei Tage nach einander auf Leben und Tod — geführt und dann für immer nach Küstrin gebracht werden sollen. Doch hat sich seine Strenge schon so gemildert, daß er hinzufügt, das letztere solle nur so gesagt sein, denn, wenn die Zeit der Musterung herankomme, werde er auf Schwerin's Erinnern doch schon Gnade für Recht ergehen lassen, und diese Leute wieder zum Regiment geben. So erregt ist der König durch den Vorfall, und so betrübt erscheint ihm Schwerin, daß er noch durch besondere Zeilen ihn trösten zu müssen glaubt, und eigenhändig hinzufügt: „Je suis faché de tout ce malheur qui vous arrive cette année; Dieu vous préserve dans l'avenir!"

Im Anfange des Jahres 1740 war Schwerin wiederum in der Hauptstadt, und trotz der sichtbaren Abnahme der Kräfte des Königs mußten die üblichen Lustbarkeiten Statt finden. Am 8. Februar wurde eine prächtige Schlittenfahrt gehalten, aus vier Quadrillen bestehend, deren zweite Schwerin anführte. Der König hatte großes Vergnügen von dem Anblick, und ließ dieselbe Schlittenfahrt wiederholen. Unmittelbar darauf begab er sich nach Potsdam, wo sein Zustand bald hoffnungslos wurde, und sein starker Muth dem Tode unerschrocken entgegensah.

Friedrich Wilhelm der Erste starb am 31. Mai 1740. Schwerin folgte der Leiche bei deren vorläufiger Beisetzung am 4. Juni, so wie später bei der feierlichen Bestattung, die am 22. Juni gehalten wurde, und bei welcher letztern er das Reichspanier hielt. Der junge König Friedrich der Zweite zeichnete ihn alsbald durch besondere Gnaden aus. Einen Monat nach seinem Antritt der Regierung, am 30. Juni, ernannte der König ihn zum General-Feldmarschall. Der alte Fürst Leopold von Anhalt Dessau betrachtete diese Gunst als eine Kränkung für ihn selbst, besonders war ihm unleidlich, daß Schwerin als Feldmarschall ihm nun gleichstand, und er und seine Söhne verhehlten nicht den Haß, den sie fernerhin unversöhnlich gegen den Nebenbuhler ihres Ansehens

und Einflusses trugen. Wieder einen Monat später, am 31. Juli, erhob der König den neuen Feldmarschall nebst seinem Bruder Hans Bogislav in den Grafenstand; die Urkunde hierüber empfing Schwerin zu Frankfurt an der Oder aus des Königs eigner Hand, als dieser zur Huldigung in Königsberg dort durchreiste und das Schwerin'sche Regiment musterte. Zur Errichtung neuer Regimenter, mit denen der König sogleich das Heer vermehrte, mußte auch Schwerin's Regiment einige Offiziere und Mannschaft abgeben, die letztere wurde jedoch durch Werbung ersetzt. Zum Herbst wurde Schwerin selbst nach Berlin eingeladen, allein vor seinem Eintreffen daselbst dringend nach Rheinsberg beschieden, wo der König von dem am 20. Oktober erfolgten Ableben Kaisers Karls des Sechsten Nachricht erhalten hatte, und durch dieses Ereigniß zu den wichtigsten Unternehmungen erweckt war. Ein viertägiges Fieber, an dem er litt, konnte ihn nicht abhalten, alle Gedanken dem großen Vorhaben zu widmen, das er zu fassen gewagt. Preußen hatte Ansprüche auf Schlesien, und diese mit den Waffen geltend zu machen, hatte er bei sich beschlossen. Er berieth indeß die Sache reiflich, und wollte besonders die Meinung Schwerin's wissen. Dieser sowohl als der Minister von Podewils, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete und mit zu den Erörterungen berufen war, hatte große Bedenken gegen ein Wagniß, das die Kräfte Preußens weit zu übersteigen schien. Der König selbst hat in der Geschichte seiner Zeit die Gründe für und wider in scharfen Zügen dargelegt, ohne Zweifel giebt er darin den Kern der damals in Rheinsberg gepflogenen Berathungen. Auch der Fürst von Anhalt-Dessau wurde in das Geheimniß gezogen, der sich aber dem Vorhaben mit heftiger Leidenschaft widersetzte, und einen Krieg wider Oesterreich mit seinem Sinn unvereinbar fand; ihn konnte der König nicht dahin bringen, sein Recht anzuerkennen, und eben so wenig die Gunst des Augenblicks einzusehen, unwillig und grollend ob des heillosen Anschlags, wie er ihm dünkte, zog er sich nach Dessau zurück. Bei Podewils und Schwerin hingegen, so wie bei anderen Vertrauten, fanden die Gründe des Königs Eingang, und ohne Verzug schritt dieser zur Ausführung.

Schwerin wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmt, welche mittlerweile schon im Stillen gegen die Gränze vorgerückt waren. Der König selbst, um die schlimmen Eindrücke, welche der Fürst von Anhalt-Dessau gegen das Vorhaben verbreitet hatte, wieder auszulöschen, versammelte vor dem Ausmarsche der Besatzung von Berlin die Offiziere derselben, und hielt ihnen eine Anrede, worin er sie an den alten Ruhm der preußischen Waffen mahnte, und ihnen im voraus sagte, sie würden einen tapfern Feind zu schlagen haben. Von einem Maskenball wegfahrend stieg er in den Reisewagen, ereilte bald seine Truppen, und begann seinen ersten Kriegszug an der Spitze eines Heeres, mit dem er eine große Reihe nachfolgender Schlachten durchkämpfen sollte!

War jemals ein König selbstständig, im Unternehmen wie im Ausführen, so war es gewiß Friedrich, der mit entschiedenem Wollen auch hohe Umsicht und vielseitige Kenntniß verband. Doch zeigte er sich hier noch in einiger Abhängigkeit von fremdem Uebergewicht. Kannte er auch das Kriegswesen in allen seinen Zweigen, hatte er auch den Krieg gesehen, und konnte er aus eigner Einsicht befehlen und anordnen, so entbehrte er als Feldherr doch der so nöthigen Erfahrung, lehnte daher Rath und Leitung, wo sie ihm richtig dünkten, keineswegs ab, und ließ sich demnach für diesen ersten Feldzug Schwerin gleichsam als Lehrmeister gefallen, der ihn begleitete, dem er vertraute.

Am 16. Dezember 1740 rückten die unter Schwerin's Oberbefehl bei Krossen versammelten Truppen in Schlesien ein. Der Marsch war höchst beschwerlich, doch die Truppen trotzten allen Mühsalen, und beobachteten zugleich die strengste Mannszucht. Eine gedruckte Kundmachung, von Schwerin unterzeichnet, wurde überall angeschlagen; sie gab die Ursachen des Einrückens an, und versprach den Einwohnern Schutz und Ordnung. Das Land, von Truppen entblößt, stand fast unvertheidigt offen; der österreichische General Graf von Browne hatte für Schlesien kaum 3000 Mann zur Verfügung. Die Preußen rückten rasch vor Groß-Glogau, und umstellten die schwach besetzte, ganz unvorbereitete Festung. Ueber die Anordnung des Weitermarsches waren die Ansichten

verschieden; Schwerin wollte die Truppen mehr ausdehnen, der König aber sie möglichst enge beisammen haben; ersterer schrieb hierüber an einen Freund sehr unzufrieden; „Si l'on voulait m'écouter patiemment, et examiner un plan d'opération que je viens d'arranger sur la situation du pays, je crois que le dessin du roi réussirait sans obstacle, mais comme sa Majesté persiste à ne vouloir jamais séparer son armée, je prévois bien des dangers qu'on ne pourra plus réparer dans la suite, non du côté de l'ennemi, mais par le peu de terrain, que nous embrassons, sans aucune nécessité. Et tandis que le Roi persévérera dans l'idée de vouloir toujours marcher serré avec toute l'armée, je n'oserai lui proposer mes idées, qui y sont tout opposées, ou que nous n'avons aucun ennemi à craindre." Der König gab in so fern nach, daß er selber mit 6 Bataillons und 10 Schwadronen auf dem nächsten Wege auf Breslau marschirte, Schwerin aber mit den übrigen Truppen über Bunzlau, Liegnitz und Schweidnitz vorrückte, und sich dann persönlich ebenfalls vor Breslau einfand. Die Stadt, welche in Gemäßheit ihres alten Vorrechts eben erst abgelehnt hatte österreichische Truppen aufzunehmen, schloß auch den preußischen die Thore; nach getroffener Uebereinkunft ritt nur der König mit Schwerin und wenigem Gefolge hinein. Der Besuch war bald abgethan, und die Besetzung der Stadt wurde auf künftige Gelegenheit verspart. Der König zog nun mit dem linken Flügel seines Heeres die Oder aufwärts vor Ohlau, während Schwerin mit dem rechten über Frankenstein gegen Neiße anrückte. Hatte Schwerin den König früher getadelt, so schrieb er ihm jetzt lobend: „Les mesures que Votre Majesté prend sont justes et le plus expérimenté capitaine ne saurait mieux faire." Die wenigen Oesterreicher hielten nirgends das Feld, nur bei Frankenstein kam es zu einem Scharmützel, Schwerin ließ durch seine Reiterei 400 österreichische Dragoner verjagen und bis Ottmachau verfolgen. Hier hatte Browne 3 Grenadierkompanieen unter dem Major von Müffling in das Schloß geworfen, und Schwerin verlangte zu dessen Beschießung von dem Könige schweres Geschütz. Der König schrieb ihm zur

Antwort eigenhändig aus Grottkau vom 10. Januar 1741. „Mon cher et brave ami. Je suis pénétré de joie de vos heureux succès, je vous envoie mon canon et mes mortiers. Il ne faut point donner de capitulation aux grenadiers, mais les faire prisonniers de guerre. Je vous joindrai demain vers le soir. Ménagez votre personne, si vous m'aimez, elle m'est plus précieuse que 10,000 hommes; je sais que vous vous exposez trop. Je partagerai aves vous tant que je vivrai ma fortune et tout ce qui dépend de moi. Je vous joindrai demain; je plains les mort; ayez soin des blessés, ce sont mes enfants. Adieu, cher et digne ami. Tout mon cœur est à vous, Frédéric. J'attends avec impatience le moment de rejoindre mes chers soldats. (Tournez!) Comme mon canon est obligé de passer à une mille de Neisse, je ne peux l'amener que demain au soir moi-même. Il faut bombarder le château et le prendre avec des Brandkugeln et des carcasses. Pour l'amour de Dieu, ménagez mes soldats et votre personne! F." Als aber der König mit dem Geschütz eintraf und das Schloß beschießen wollte, fand der österreichische Befehlführer sich bewogen, dasselbe ohne Bedingung zu übergeben.

Der nächste Angriff war gegen Neiße gerichtet, doch der Kommandant, General von Roth, hielt tapfer Stand, und die Preußen bombardirten die Stadt ohne Erfolg. Ein Versuch gegen Glatz mißglückte ebenfalls. Schwerin drang indessen mit 7 Bataillons und 10 Schwadronen nach Oberschlesien vor, ein kurzes Gefecht am 24. Januar bei Grätz war durch das preußische Gewehrfeuer schnell entschieden, und die Ueberreste der Oesterreicher zogen über Jägerndorf und Troppau nach Mähren, wo sie Winterquartiere nahmen; die Preußen aber breiteten sich über Oderberg und Teschen bis nach Jablunka aus, und sahen sich im Besitz von beinahe ganz Schlesien. Die strenge Witterung machte alle weitere Feindseligkeiten aufhören. Der König kehrte am 24. Januar „gewisser Angelegenheiten wegen" nach Berlin zurück, und übertrug Schwerin den Oberbefehl über alle Truppen, den dieser jedoch nur nach einer ausführlichen in sechsundzwanzig

Punkten entworfenen Anweisung führen sollte. Schwerin fand seine hauptsächliche Beschäftigung mit den Verpflegungsanstalten für die Truppen, denen er stets allen Lebensbedarf reichlich geben ließ, aber auch um so strenger jede Gewaltsamkeit untersagte; in Benutzung der Hülfsquellen des Landes, das im Bereiche seines Kriegsbefehles war, bewies er die größte Klugheit, die Einwohner empfanden seine Schonung, und leisteten nun um so williger das Nothwendige. Auch in das benachbarte Mähren erstreckte er diesen Einfluß, und beschied am 29. Januar 1741 den Grafen von Salm und den Freiherrn von Schubitz dorther zu sich nach Troppau, um mit ihnen die Kriegszahlungen einzurichten, welche das Land aufbringen mußte, um dafür gegen willkürliche Streifereien und Schatzungen gesichert zu sein. Am 30. Januar erließ er eine Bekanntmachung, welche die Einwohner ermahnte, sich ruhig und gehorsam zu verhalten, in welchem Falle sie alles Schutzes versichert, im entgegengesetzten Falle aber mit harter Strafe bedroht wurden. Am 7. Februar begab sich Schwerin nach Breslau, um daselbst die Errichtung von Magazinen anzuordnen; auch begehrte er daselbst, in Gemäßheit von Berlin gekommener Befehle, die Verhaftung eines Herrn von Grossa, welche der Magistrat dem preußischen Ansinnen nicht zu weigern wagte. Nach viertägigem Aufenthalt, während dessen er durch ärztliche Hülfe auch von einiger Brustbeklemmung, die ihn befallen hatte, wieder genas, kehrte er am 11. Februar zu den Truppen in Oberschlesien zurück, wo jedoch in der nächsten Zeit, außer Neckereien der leichten Truppen, nichts Kriegerisches vorfiel.

Die Verhandlungen, durch welche der König die Abtretung eines Theils von Schlesien, wenn auch nur das Herzogthum Glogau, zu erlangen hoffte, blieben fruchtlos, und er mißkannte nicht, daß er seine vorläufige Eroberung durch neue Waffenerfolge würde behaupten müssen. Er sandte daher frühzeitig eine Verstärkung von 10 Bataillons und 25 Schwadronen ab, die im Februar 1741 zu Schweidnitz eintraf, so wie gegen Ende des Monats er selbst. Er hatte beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen der Oesterreicher, wollte deß-

halb den Feldzug früh eröffnen, und ließ zuvörderst am 9. März Groß-Glogau durch stürmenden Ueberfall nehmen.

Schwerin unterlegte gegen Ende des März dem Könige einen ausführlichen Plan für die nächsten Bewegungen, er hatte früher viel über die Unerfahrenheit der Offiziere geklagt, und rieth auch jetzt zur Vorsicht, besonders wenn man weiter in Feindesland eindränge. „Um Gotteswillen aber, sagte er, keine gar zu große Armee, noch weniger zu viel Kavallerie, denn diese kostet zu viel zu unterhalten", auch seien, merkte er an, in der Gegend keine Ebenen, wo man sie mit Vortheil gebrauchen könnte. Ueberhaupt war bei den Preußen damals das Fußvolk alles, die Reiterei kam wenig in Betracht, und nur der König fühlte den Mangel, und wünschte die Reiterei zu haben, worin ihm Schwerin wie die meisten Generale wenig zustimmten.

Die Oesterreicher waren indeß auch schon rege. Unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen von Neipperg, der zu diesem Behuf der Festungshaft entlassen war, die seinen übereilten Abschluß des Friedens von Belgrad bestrafen sollte, hatten sich ansehnliche Kriegsvölker bei Olmütz zusammengezogen, denen die Wiedereroberung Schlesiens gelingen konnte. Neipperg rückte mit diesen im Anfange des April vor, und richtete seinen Marsch zwischen die preußischen getrennten Truppentheile hinein gradezu nach Neiße, um diese Festung zu entsetzen. Schwerin, der, nach damaliger Sitte, wenig Sorge trug, zuverlässige und stets frische Nachrichten vom Feinde zu haben, glaubte sich in Oberschlesien vollkommen sicher, und dem Könige, der ihn aufforderte, auf das linke Ufer der Neiße zurückzugehen, und sich mit ihm und den Truppen von Niederschlesien zu vereinigen, erwiederte er zuversichtlich, es sei keine Gefahr, und mit Hülfe einiger Verstärkung werde er Oberschlesien bis zum Frühjahr recht gut behaupten. Der König glaubte dem erfahrenen Feldherrn, und zog nun selbst an der Spitze von 9 Bataillons und 8 Schwadronen nach Jägerndorf; auch sollte die Belagerung von Neiße nun ernstlich unternommen werden. In Neustadt trafen der König und Schwerin zusammen, und letzterer wußte nicht anders, als daß die österreichischen Truppen noch in ihren mährischen

Quartieren zerstreut lägen, übrigens erwartete er stündlich die Rückkunft eines ausgesandten Kundschafters. Der König und Schwerin ritten nun selber nach Jägerndorf. Hier aber brachten Ueberläufer am 2. April unerwartet die schlimme Nachricht, daß Neipperg mit gesammelter Streitmacht im Anmarsche und schon auf anderthalb Meilen nahe sei; im nächsten Augenblick erschien sogar eine Schaar seiner leichten Truppen und hatte vor den Thoren ein lebhaftes Scharmützel. Der König erkannte nun klar den Stand der Sache, zog eiligst alle Truppen zusammen, und rückte am 4. April nach Neustadt, am 5. nach Steinau, dem über Zuckmantel und Ziegenhals vordringenden Feinde zur Seite folgend. Er hatte nur erst 13 Bataillons und 15 Schwadronen beisammen, hielt sich aber gefaßt, den Feind, im Fall er angriffe, auch mit dieser geringen Macht festen Fußes zu bestehen. Der General von Kleist empfing den Befehl, die Berennung von Brieg aufzuheben, und sich mit den Truppen heran zu ziehen, gleiche Weisung wurde wiederholt dem Herzoge von Holstein-Beck zugefertigt, den aber die an ihn gesandten Offiziere wegen der österreichischen leichten Truppen nicht erreichten, und der unfähig eignen Entschlusses nun in Frankenstein nutzlos stehen blieb. In Steinau ging die Nachricht ein, daß Neipperg schon mit ganzer Macht bei Neiße stehe, der König mit seinen wenigen Truppen war nun fast abgeschnitten, sein Geschütz und seine Vorräthe in Ohlau standen in größter Gefahr, zwischen ihm und diesem Orte war die Neiße und der Feind. Der Uebergang der Preußen über die Neiße wurde bei Lassor durch 6 österreichische Reiterregimenter unter dem General von Römer verhindert, dann aber am 8. April bei Michelau und Löwen, wo der General von der Marwitz mit den von Brieg und Schweidnitz herbeigeführten Truppen angelangt war, noch glücklich bewerkstelligt. Aber die Stadt Grottkau, wohin der Marsch nun gerichtet war, fand sich auch schon vom Feinde besetzt, nachdem sie der Lieutenant von Mitzschefal mit nur 48 Mann heldenmüthig drei Stunden lang vertheidigt hatte. Nun war für den König kein anderer Ausweg als eine Schlacht, er mußte den Feind, der sich zwischen ihn und seinen Rückhalt gesetzt hatte, aus dem Felde schlagen, und

dies ohne Verzug, weil Ohlau, wohin der Feind schon vorrückte, sonst verloren war. Der König traf sogleich alle Vorbereitungen. Seine Truppen hielt er in vier Dörfern eng beisammen, die Hauptstärke stand in Pogarell und Alzenau, von wo er Offiziere nach Ohlau abfertigte, daselbst seine Annäherung kund zu geben, und zwei Kürassierregimenter, die dort herum eingetroffen sein mußten, zu ihm heranzuziehen. Doch die herumschwärmenden österreichischen Partheien ließen keinen dieser Offiziere sein Ziel erreichen. Während der letzten Tage war unaufhörlich Schnee gefallen, und dieses Schneegestöber machte am 9. April jedes Vorrücken unmöglich. Die Lage der Preußen wurde um so schlimmer, als schon die Lebensmittel zu mangeln anfingen; eine rasche Entscheidung durch die Waffen durfte nicht zögern. In Voraussicht einer solchen wurde vom Könige noch am 9. eine Disposition unterzeichnet, für sämmtliche Generalität, Offiziere und Truppen strenge Verhaltungsregeln ertheilend, deren Abfassung von Schwerin herrühren soll.

Am 10. April wurde das Wetter hell, und die Truppen konnten ausrücken. Der König wußte den Feind in der Nähe, doch nichts von dessen eigentlicher Stellung und Stärke. Gleich am frühen Morgen wurde daher der General von Rothenburg an der Spitze eines Vortrabs von 8 Schwadronen, worunter 3 Schwadronen Husaren, zur Erkundigung des Feindes ausgesandt. Hierauf ordnete der König sein kleines Heer bei der Mühle von Pogarell in vier Truppenzüge, die beiden äußeren aus Reiterei bestehend, die beiden inneren aus Fußvolk, und zwischen diesen in der Mitte zog das Geschütz. Die ganze Stärke betrug etwa 24,000 Mann, nämlich 31 Bataillons und 40 Schwadronen, worunter 10 Schwadronen Husaren, die des Vortrabs mitgerechnet. Nach damaliger Ordnung hatte jedes Bataillon seine zwei Feldstücke, außerdem aber führte der König 28 schwere Kanonen bei sich. Die Truppen hatten ihre Tornister und Brotsäcke auf die Kompaniewagen ablegen müssen, und marschirten leicht und schweigend, wie auf dem Exerzirplatz, in der Richtung der Ohlauer Straße vor; bei dem Dorfe Pampitz wurde Halt gemacht, und anderthalb Stunden unter dem Gewehr auf Nachricht gewartet. Die größte Stille herrschte, jedes

Sprechen sogar war bei Lebensstrafe untersagt. Endlich nach 10 Uhr kam die Meldung Rothenburg's, er sei jenseits auf österreichische Husaren gestoßen, habe sie geworfen und verfolgt, einige Gefangene gemacht, und von diesen erfahren, daß das feindliche Heer in Mollwitz, Gröningen und Hünern stehe. Auf diese Nachricht setzten sich die Preußen wieder in Marsch, der geraden Richtung auf Mollwitz folgend. Etwas über zweitausend Schritt vor dem Dorfe begannen sie sich in Schlachtlinien zu entfalten. Das erste Treffen bestand aus 20 Bataillons, und eben so vielen Schwadronen, auf jedem Flügel 10. Das zweite Treffen hatte 11 Bataillone, und auf dem rechten Flügel 4 Schwadronen, auf dem linken 6. Die Husaren wurden nicht als zur Linie gehörig angesehen. Dem Gepäck zur Bedeckung blieben 2 Bataillone bei Pampitz zurück. Der Aufmarsch geschah langsam und regelmäßig, mit aller strengen Ordnung, zu welcher die Truppen gewöhnt waren. Der Feind ließ sich noch nicht blicken, und die preußische Entwickelung in zwei Treffen geschah ohne Hinderniß. Nur war das Erdreich überall mit Schnee bedeckt und daher wenig unterscheidbar, wohl aber in Betreff der Beschaffenheit und Raumweite täuschend, so daß die Anlehnungspunkte der Flügel nicht genau zu bestimmen waren. Der rechte Flügel sollte sich an Hermsdorf anlehnen, der linke an den Laugwitzer Bach, in dessen Nähe der Boden morastig wurde, wodurch der Raum für die Truppen sich beengte. Der General von der Schulenberg, die Reiterei des rechten Flügels anführend, verfehlte seine Aufstellung, blieb von Hermsdorf weit ab und gegen die Mitte hingedrängt, wodurch der Raum für das Fußvolk nun so enge wurde, so daß der König 3 Bataillons aus dem ersten Treffen zurückzog und zwei davon in einen Haken stellte, das dritte aber dem zweiten Treffen anreihte. Während der König den rechten Flügel ordnete, war Schwerin auf dem linken in gleicher Art beschäftigt. Auch hier war der Raum viel zu eng, das Grenadierbataillon von Puttkammer hatte diesseits des Laugwitzer Baches nicht mehr aufmarschiren können und hielt in Zügen hinter der Linie des ersten Treffens. Schwerin ließ dieses Bataillon eine Flankenstellung gegen den Bach nehmen, und die Reiterei dieses

Flügels, welche noch weiter zurück hinter dem zweiten Treffen hielt, über den Bach vorgehen, um jenseits die Linie fortzusetzen, doch nur die des zweiten Treffens, damit die feindliche Reiterei, im Fall sie anrückte unter das Feuer jener Flankenstellung geriethe, so wie unter die schrägen Schüsse der nächsten Bataillone und Kanonen. Der König hatte überdies, weil er den Feind an Reiterei sehr überlegen wußte, die seinige, nach dem Beispiele Gustav Adolphs in der Schlacht von Lützen, mit Fußvolk untermischt, so daß auf dem rechten Flügel zu äußerst 4 Schwadronen, dann das Grenadierbataillon von Bolstern, hierauf wieder 3 Schwadronen, nächst diesen das Grenadierbataillon von Winterfeldt und dann schließlich wieder 3 Schwadronen angereiht standen. Aehnlich auf dem linken Flügel. Von den schweren Kanonen standen 18 vor der Mitte des ersten Treffens, die 10 anderen vor dem rechten Flügel, welcher der nächste am Feinde war. Denn der ganze Aufmarsch hatte sich durch die erwähnten Umstände links hin geschoben und der linke Flügel war hierbei gegen den rechten bedeutend zurückgeblieben.

Rothenburg war inzwischen mit seinem Vortrabe bis nahe an Mollwitz herangekommen, und sah die Oesterreicher in ganzen Schaaren aus diesem Dorfe hervorbrechen; da er Befehl hatte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, so versäumte er die gute Gelegenheit sie anzugreifen, und zog sich auf den rechten Flügel zurück. Er hätte vielleicht im ersten Anrennen den vollständigsten Sieg errungen, denn der Feind war noch ganz unvorbereitet. Neipperg hatte keine Ahndung gehabt, daß der König ihm so dicht im Rücken heranziehe, und nicht seine leichten Truppen, sondern die aufsteigenden Raketen und Meldungen des Kommandanten von Brieg hatten ihn zuerst aufmerksam gemacht. Als er die Preußen in voller Stärke vor sich sah, faßte er sich gleich und traf seine Anordnungen schnell und zweckmäßig. Seine bisher nach Ohlau gerichtete Front mußte sich nun umkehren, sein rechter Flügel wurde zum linken, der linke zum rechten, eine Veränderung, wodurch sich in den Berichten manches verwirrt hat. Er befahl keinen Schuß zu thun, bevor nicht die Schlachtordnung vollständig entwickelt sei, dann aber mit ganzer Stärke, mit

allen Waffen zugleich, das Fußvolk mit geschultertem Gewehre, die Reiterei mit erhobenem Pallasch, zum Angriff vorzurücken. Seine Reiterei, in Mollwitz angehäuft, war alsbald ausgerückt, langsamer kam aus Laugwitz das Fußvolk heran; das preußische Geschützfeuer schlug in beide gleich von Anfang sehr verderblich. Der König hatte nämlich dem Zeughauptmann von Dieskau befohlen mit 18 schweren Stücken fünfhundert Schritt vor die Mitte des ersten Treffens hinauszurücken, doch weil grade hier der Boden sich allmählig erhob, und Aussicht und Wirkung unmöglich machte, so fuhr Dieskau noch fünfhundert Schritt weiter, wo er denn auf dem Rande der Erhöhung unerwartet Mollwitz nur etwa tausend Schritt entfernt vor sich liegen und die Oesterreicher aus dem Dorfe herausrücken sah. Schwerin soll dieses weite Vorgehen sogleich gemißbilligt, der König aber es gut geheißen haben. Dieskau seinerseits nahm des Vortheils wahr, und beschoß die Schaaren des Feindes, Fußvolk und Reiter, noch ehe sie sich ordnen konnten; das österreichische Geschütz war weder zahlreich noch rasch, und leistete während der ganzen Schlacht wenig, das preußische hingegen wurde so gut bedient, daß die Schüsse aus dem Kleingewehr nicht geschwinder sein konnten; die Oesterreicher erlitten dadurch ansehnlichen Verlust, und ihre Aufstellung wurde sehr verzögert.

Sie war noch nicht vollendet, als der General von Römer, der mit 6 Reiterregimentern links vor Mollwitz im preußischen Geschützfeuer hielt, schon den rechten Flügel der Preußen drohend in der Nähe sah, dessen Angriff alles entscheiden konnte, bevor Neipperg nur in Schlachtordnung stände. Diese Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und da ohnehin die österreichischen Reiter durch das wirksame Kanonenfeuer, das sie erlitten, höchst ungeduldig wurden, und fast nicht mehr zurückzuhalten waren, so führte Römer sie noch weiter links, und erschien unvermuthet auf dem preußischen rechten Flügel, den er schon überragte. Jetzt wollte der General von der Schulenburg eiligst seine fehlerhafte Aufstellung verbessern, und die Anlehnung an Hermsdorf gewinnen, erbat sich vom Könige die Erlaubniß, eine Viertelsschwenkung rechts zu machen, und begann sie auszu-

führen, allein sie geschah so langsam und schwerfällig, daß Römer seinen Vortheil ersah, und mit seinen 30 Schwadronen, denen er keine Zeit ließ sich zu entwickeln, so wild und heftig heranstürmte, daß die 4 äußersten preußischen Schwadronen, welche in ihrer unglücklichen Bewegung grade die linke Flanke entblößt boten, sogleich geworfen und auch die 3 nächststehenden mit fortgerissen wurden. Der König hielt bei dem Bataillon von Winterfeldt, und sah die Flucht jener Reiterei; sogleich setzte er sich entschlossen, doch wenig kriegserfahren, an die Spitze der noch stehenden 3 Schwadronen Karabiniers, und wollte die Fliehenden aufhalten, mußte aber lernen, daß die Hinzukommenden in solchen Fällen nur die Flucht vermehren; seine 3 Schwadronen und er selbst wurden unwiderstehlich in den Strom gezogen, der längs des ersten Treffens hinabstürzte; erst durch den Zwischenraum der beiden letzten Bataillone konnte der König mit einem Theile der fliehenden Reiter wieder in die Linie zurückkehren, und die mit ihm Versprengten einigermaßen sammeln.

Die österreichischen Reiter griffen nun die beiden preußischen Grenadierbataillone an, welche, von ihrer Reiterei verlassen, ganz vereinzelt im Felde standen; sie schienen verloren, allein die treffliche Haltung der Truppen, und die Entschlossenheit der Anführer zeigte sich hier im höchsten Glanze. Das Bataillon Bolstern bog sein erstes Peloton zur Deckung der rechten Flanke in einen Haken zurück, machte mit dem dritten Gliede Kehrt, und nahm seine 2 Kanonen auf die Flanken. Winterfeldt aber ließ alle graden Pelotons seines Bataillons die Fronte rückwärts nehmen, und so, nach vorn und hinten geschützt, hielt er sich den Feind vom Leibe. Unter beständigem wohlgenährten Feuern, geordnet und langsam, zogen beide Bataillons sich nun links, und gewannen ihren Anschluß an das Fußvolk des ersten Treffens.

In die rechte Flanke dieses Fußvolks einzubrechen, versuchte die österreichische Reiterei zu wiederholten malen, stieß aber auf jene Flankenstellung von 2 Bataillonen, welche der Zufall früher veranlaßt hatte. An diesen Bataillonen scheiterte der Ungestüm und die Uebermacht des feindlichen Angriffs; ihr rasches und wirksames Feuer wies ihn standhaft

zurück. Dasselbe geschah von den nächsten Bataillons des ersten wie des zweiten Treffens; der Feind konnte nirgend eindringen, dreimal erneuerte er den Versuch, doch stets vergebens, und Römer selbst verlor dabei das Leben. Aber auch Schulenburg, dem der König einige gesammelte Reiter wieder zugeführt, konnte gegen die feindliche Reiterei nichts ausrichten, und fand in einem fruchtlos versuchten Angriffe den Tod.

Die geworfene preußische Reiterei floh in verschiedenen Richtungen; ein Theil, in den der König verwickelt gewesen, eilte längs des ersten Treffens hinab, setzte über den Laugwitzer Bach, und suchte hinter der Reiterei des linken Flügels sich wieder zu ordnen. Ein anderer Theil warf sich auf die nächsten 4 Schwadronen des zweiten Treffens, und riß diese mit in die Flucht fort, im Rücken der Schlachtordnung ebenfalls gegen den linken Flügel hin. Die nachjagende österreichische Reiterei theilte sich gleicherweise. Ein Theil folgte den Flüchtigen längs des ersten Treffens, und warf zwar die preußischen Reiter, die wieder vorzugehen wagten, schnell zurück, empfing aber die wirksamen Schüsse des preußischen Fußvolks, und setzte nun um so eiliger seinen Weg fort bis zum Laugwitzer Bach, ritt längs desselben hin, bis sich eine Stelle zum Uebersetzen fand, und gelangte so gleichfalls zu ihrem jenseitigen Flügel. Ein anderer Theil, sich im Rücken des preußischen Geschützes findend, bemächtigte sich desselben; dies waren die vor der Mitte weit hinausgefahrnen Kanonen, denn die vor dem rechten Flügel aufgestellten hatten noch Zeit gehabt, sich in die Linie zurückzuretten; jedoch war auch jener Gewinn kein dauernder und voller, weil die preußischen Kanoniere, als sie die Reiterei kommen sahen, schleunigst die Stränge abgeschnitten, und sich mit den Pferden verhängten Zügels in das erste Treffen geflüchtet hatten. Die schweren Stücke waren nun ohne Bespannung, und nur 4 Kanonen wurden von den Dragonern des Regiments Althann, die sie genommen, auch wirklich fortgebracht. Ein kleiner Theil der österreichischen Reiterei drängte sich anderen Flüchtigen zwischen das erste und zweite Treffen der Preußen nach, gerieth aber hier in das Gewehrfeuer des letzteren, und nur wenige

Reiter konnten sich durch die Zwischenräume der Bataillone retten, die meisten wurden getödtet oder gefangen. Freieren Raum hatte derjenige Theil der Verfolger, welcher sich völlig in den Rücken der preußischen Schlachtordnung warf; allein das Fußvolk zu erschüttern gelang auch hier nicht. Das dritte Glied aller Bataillone machte Kehrt, pflanzte die Bajonette auf, und schlug alle Versuche des Feindes mit Gewehrfeuer und blanker Waffe glücklich ab. Auch eine Schaar, welche noch weiter rückwärts das bei Pampitz aufgefahrne preußische Gepäck angriff, wurde mit Verlust zurückgewiesen.

Fast alle österreichische Reiterei des linken Flügels war in diesem Drange sonderbar auf den rechten hinübergekommen, nur wenige hundert hatten sich wieder auf den linken zurückziehen können.

Auf dem linken Flügel der Preußen, jenseit des Laugwitzer Baches, hatte der Kampf ebenfalls mit einem Angriff der österreichischen Reiterei begonnen; sie rückte, trotz des Kanonenfeuers der preußischen Bataillone, muthig vor, allein wich sogleich zurück, als sie in das Pelotonfeuer der im voraus für solchen Fall angeordneten Flankenstellung gerieth; hierauf rückte der Oberst von Posadoffski mit der preußischen Reiterei hervor, allein diese mußte sogleich wieder der österreichischen weichen, und zog sich wieder in den Schutz des Gewehrfeuers zurück.

Das preußische Fußvolk stand überall undurchbrochen, allein dieses durchziehende Getümmel Verfolgter und Verfolgender, vor, hinter und zwischen seinen Linien, hatte doch diese einigermaßen erschüttern und verwirren müssen. Das Gewehrfeuer im ersten Treffen hatte sogar ohne Befehl begonnen, und von dem ersten Bataillon Garde, weil dieses bei den Friedensübungen hierin den folgenden Bataillonen zum Vorbilde zu dienen pflegte, sich längs der ganzen Linie verbreitet. Als aber auch das zweite Treffen zu schießen begann, und Freund und Feind kaum noch unterschieden wurde, nahm die Sache ein gefahrvolles Ansehen, die Befehlshaber selber wurden unschlüssig, und der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, der das zweite Treffen befehligte, that nichts, um das Feuer aufhören zu machen.

Schwerin war vom linken Flügel, wo er bisher verweilte, als er das Kleingewehrfeuer auf dem rechten anheben hörte, sogleich im Galopp herbeigesprengt, um zu sehen, was es hier gebe, und welcherlei Anordnung nöthig sei. Der König, welcher bei dem Fußvolke des linken Flügels kaum aufgeathmet, und gleich nach Schwerin gefragt hatte, folgte ihm eiligst nach. Er traf den schon durch einen Streifschuß leicht verwundeten Feldmarschall in großer Entrüstung, denn dieses ohne Befehl angehobene Feuer beider Treffen, wobei das zweite durch seine Kugeln das erste gefährdete, galt ihm als ein Zeichen völliger Auflösung und größter Gefahr. Er hat nachher oft erwähnt, daß er bei seiner Entschlossenheit und kaltem Blute, welches ihm die Vorsehung verliehen, und bei dem großen Vertrauen, das er auf das preußische Fußvolk gesetzt, durch diese Unordnung fast erschüttert worden. Da er nun zu gleicher Zeit den Feind, dessen Fußvölker jetzt völlig entwickelt und noch ganz frisch waren, zu einem allgemeinen Angriff heranrücken sah, so erschien ihm der Stand der Dinge so schlimm, daß er die Entfernung des Königs für dringend nöthig hielt, sowohl um dessen Person in Sicherheit zu wissen, als auch um selber freie Hand zu bekommen, und, im Falle die Sachen noch zum guten Ausgange zu bringen wären, das hiezu Erforderliche ungestört anordnen zu können. Er gab dem Könige daher den dringenden Rath, das Schlachtfeld augenblicklich zu verlassen; die Schlacht, meinte er, sei zwar noch unentschieden, ihr Gewinn noch möglich, aber auch ihr Verlust; im letzteren Fall würde der König in Gefahr sein gefangen zu werden, und dann sei alles verloren; dagegen, wenn er jetzt, da es noch Zeit, für seine Person so geschwind als möglich über die Oder und jenseits nach Ohlau zu gelangen suchte, so würde er bald die Truppen des Herzogs von Holstein treffen, und diesen aus seinem Schlaf erwecken, die geschlagenen Truppen aufnehmen, und auch Ohlau vielleicht noch retten. Schwerin hoffte, wenn ihm freie Hand bliebe, desto sicherer alle Kräfte aufzubieten, um den Sieg noch zu erringen, und stellte daher dem Könige vor, daß er die Sachen in guter Hand ließe, und alles, was Muth und Hingebung vermöchten, erwarten

dürfe. Dieser Rath aber mißfiel dem Könige sehr, und nachdem er unmuthig widersprochen, ritt er eine Strecke weiter, kehrte jedoch bald zurück, und da die Oesterreicher stärker anzudringen schienen, auch Schwerin mittlerweile den Generaladjutanten des Königs, Grafen von Wartensleben, für seine Ansicht gewonnen hatte, und Beide nun wiederholt in ihn drangen, so gab er nach langem Zögern, und als schon der Tag zu sinken anfing, endlich nach, beschloß sich zu entfernen und nach Oppeln zu reiten, um über die dortige Brücke auf das jenseitige Oderufer zu gelangen. Mit aller Besonnenheit sandte er zum Gepäck den Befehl, seine Kabinetsräthe sollten mit Papieren und Geldern ihm nach Oppeln folgen, und sprengte dann mit einem kleinen Gefolge von Offizieren und Leibpagen fort. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau sandte ihm eine Schwadron Gendarmen unter dem Major von der Asseburg zur Bedeckung nach.

Der König hatte kaum das Schlachtfeld verlassen, so drängten sich mehrere Generale und Oberoffiziere um Schwerin, und fragten bestürzt, wohin der Rückzug zu nehmen sei? „Auf den Leib des Feindes!“ erwiederte Schwerin mit feuriger Entschlossenheit. Er sandte sofort seinen Adjutanten, Major von Lepel, zum Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau und ließ ihn wissen: „Der König habe sich entfernt und ihm dem Feldmarschall die Führung der Sachen übertragen; so mißlich nun bis jetzt alles aussehe, so hoffe er doch zuversichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Muth des Fußvolkes zu siegen; dieses würde aber unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden, wie es eben geschehen sei; er müßte also Seine Durchlaucht bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten, und dabei nicht vergessen, daß Sie über alles dieses dem Könige Rechenschaft zu geben schuldig sein würden.“ Der Erbprinz gab hierauf zur Antwort: „Daß wegen desjenigen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, er niemanden als den König für seinen Richter anzusehen hätte; bitte aber den Feldmarschall zu glauben, daß er alles thun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm auf-

erlegte, ohne daß es nöthig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; von dem Muth des Feldmarschalls sei er versichert, und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück — er würde ihm nach Möglichkeit beistehen." Schwerin ließ sich diese halb trotzige, halb gehorsame Antwort genügen, und schritt zu weiteren Anordnungen.

Nachdem er die beiden Grenadierbataillone Bolstern und Winterfeldt in die rechte Flanke gestellt, und ihnen den gemessenen Befehl ertheilt, im Fall die feindliche Fronte sich links hin ausdehnte, auch ihrerseits wieder in die erste Linie zu rücken und diese zu verlängern, ritt er selbst vor den rechten Flügel, hielt neben dem General von der Marwitz, und redete die Truppen an. Die Soldaten hatten den König im Getümmel der Reiterei gesehen und wohl erkannt, und waren seinethalben in sichtbarer Unruhe. Daher beruhigte Schwerin die Leute zuvörderst durch die Versicherung, daß dem Könige nichts geschehen sei und er sich wohlbefinde; darauf sagte er ihnen: „Die Reiterei sei zwar geworfen, aber durch sie allein werde keine Schlacht gewonnen oder verloren, die Entscheidung stehe vielmehr bei dem Fußvolke, und von dessen Muth erwarte er alles; er hoffe seine Kriegsgefährten würden ihn nicht verlassen; ihn selbst aber würden sie immer voran sehen, und sollten sie wahrnehmen, daß er davon liefe, so gebe er ihnen hiermit öffentlich die Freiheit ein Gleiches zu thun." Nach dieser Anrede ritt er vor die Fahnen des ersten Bataillons Garde neben den Major Schulz, und ließ die Trommel rühren zum Vorrücken. In schönster Haltung und Ordnung, wie auf dem Paradeplatz, setzten sich die Truppen in Marsch.

Neipperg seinerseits hatte sein Fußvolk endlich in Linie aufgestellt, und rückte den Preußen mit ganzer Front entgegen. Da jedoch auf dem preußischen rechten Flügel sich wieder ein Reitergeschwader zeigte, das sich auf's neue gesammelt hatte, so wollte der österreichische Feldherr vor allem noch einen Versuch gegen dieses machen, welches, wie der ganze Anmarsch der Preußen, seine linke Flanke unmittelbar bedrohte. Mit größter Anstrengung raffte er einige Schaaren zusammen, und hieß den Obersten Grafen von Bentheim-

Steinfurt an ihrer Spitze gegen die preußische Reiterei losbrechen; diese war auch sogleich geworfen, und nun sollte der Angriff mit Nachdruck in die Flanke des preußischen Fußvolks fortgesetzt werden, doch das Feuer desselben war so rasch und wirksam, daß weder die Reiterei noch das Fußvolk der Oesterreicher sich heranwagten, und dem wiederholten Befehle vorzugehen nicht gehorchten. Neipperg, schon von einer Kugel an der Hand verwundet, achtete weder Schmerz noch Blutverlust, den er nur eiligst durch ein umgebundenes Schnupftuch zu stillen suchte, und bemühte sich den Kampf anzufrischen. Er ließ auch seinerseits 2 Bataillons zur Deckung seiner linken Flanke einen Haken bilden, und in größter Eile Reiterregimenter herbeiholen, 2 vom rechten Flügel, und 1 von hinter Mollwitz her, wo Römer dasselbe als Rückhalt aufgestellt hatte. Der General von Berlichingen, welcher diese Regimenter heranführte, machte mit ihnen verschiedene Angriffe, die aber von dem Fußvolke nicht unterstützt wurden. Dieses versagte ganz; anstatt vorzugehen, drängten sich die Leute rückwärts um sich einer hinter dem anderen zu sichern, und so geschah es, daß manche Bataillone 30 bis 40 Mann Tiefe bekamen, die Fronten aber ganz schmal wurden, und weite Oeffnungen den Zusammenhang der Linie unterbrachen. Indeß nahmen frische Bataillone, welche Neipperg unausgesetzt aus seinem rechten Flügel herbeizog, den Kampf muthig auf, und nährten ihn lange Zeit. Das Gewehrfeuer dauerte mehrere Stunden in voller Heftigkeit, unter beiderseitigem großen Verlust, mit hartnäckigster Erbitterung. Da die Patronen, deren jeder Soldat damals nur 30 bei sich führte, zu mangeln anfingen, so wurden vom Boden die der Gefallenen aufgerafft und verbraucht.

Schwerin, als er wahrnahm, daß der Feind seine weichenden Bataillons immer gleich ersetzte, konnte nicht zweifeln, daß diese Unterstützung aus dessen rechtem Flügel käme, der noch unangegriffen stand, und daher beträchtliche Mannschaft abgeben konnte. Auch die Preußen hätten aus ihrem linken Flügel Verstärkung heranziehen und dadurch ihrem rechten neues Uebergewicht geben können. Er wählte aber ein kürzeres Mittel. Er sandte dem Markgrafen Karl von

Brandenburg den dringenden Befehl, mit allem Fußvolk des linken Flügels im Geschwindschritt vorzugehen und den Feind in seiner rechten Flanke rasch und nachdrücklich anzugreifen. Dies geschah, und gleichzeitig schritt nun die ganze Linie der Preußen vor. „Ich kann wohl sagen", schrieb hierüber ein österreichischer Offizier, „mein Lebtage nichts Prächtigeres gesehen zu haben; sie marschirten mit der größten Haltung, und so nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als ein stetiges Donnerwetter." Der Angriff des Markgrafen entschied die Schlacht, die Oesterreicher wichen auf allen Punkten, ein Theil der Truppen floh in wilder Auflösung, den noch stehenden befahl Neipperg selbst den Rückzug, den er mit Reiterei so gut als möglich deckte. Es war Abends nach 7 Uhr, nach fünfstündigem heißen Kampfe, daß das Schlachtfeld den Preußen gehörte. Schwerin sah den Rückzug des Feindes, und hätte ihm gern noch stärker zugesetzt; allein das Geschütz erreichte ihn nicht mehr, und eine Schwadron Gendarmen, die einzige Reiterei, die auf dem rechten Flügel noch beisammen war, konnte nichts ausrichten. Er sandte jedoch durch einen seiner Adjutanten den Befehl nach dem linken Flügel, alles, was von Reiterei dort vorhanden, zur Verfolgung aufzubieten.

Schwerin hatte einen zweiten Schuß bekommen, der ihm die rechte Hand und das Gefäß des Degens, das er festhielt, quetschte, während die Klinge abschnellte. Er ließ sich eben verbinden, als der Erbprinz von Anhalt-Dessau und andere Generale heransprengten, um ihn wegen der gewonnenen Schlacht zu beglückwünschen. In demselben Augenblicke wurde gemeldet, daß die von Ohlau her längst erwarteten 12 Schwadronen eben auf dem Wahlplatze anlangten; ihr Marsch war durch österreichische Husaren aufgehalten worden, sonst würden sie zur Schlacht eingetroffen sein, und diese wahrscheinlich gleich entschieden haben. Schwerin wollte sie ohne Verzug dem Feinde nachsenden, allein der Erbprinz von Anhalt-Dessau widerrieth es, als der Absicht des Königs entgegen, welches dessen Generaladjutant Graf von Hacke

bestätigte. Schwerin gab noch nicht nach, fühlte aber seine Kräfte schwinden und konnte sich nicht mehr zu Pferde halten, übergab daher die Befehlführung dem Erbprinzen, und als dieser ihn noch über einiges befragen wollte, antwortete er kurz, derselbe möchte nun alles nach eigenem Gutbefinden anordnen, nur erbat er sich von ihm den Adjutanten Johann Albrecht von Bülow, — da seine eignen alle verschickt waren, — um dem Könige den Sieg zu melden. Er selbst begab sich nach Mollwitz in das Haus des dortigen evangelischen Predigers, wo in der vorigen Nacht Neipperg geschlafen hatte, und sein Frühstück zum Theil noch unversehrt stand.

Die Oesterreicher zogen sich im Schutze der Nacht unverfolgt gegen Neiße zurück. Ihr Verlust betrug über 5000 Mann, worunter 1200 Gefangene, 6 Kanonen, und außerdem verloren sie von den 4 eroberten preußischen Geschützen 3 wieder, ferner 3 Standarten, und eine Anzahl Pulverwagen. Die Preußen verloren fast ebenso viel an Todten und Verwundeten, und 1 Kanone, welche der Feind mit nach Neiße führte. Von beiden Seiten waren die Oberbefehlshaber verwundet, mehrere Generale geblieben. Die österreichische Reiterei hatte sich anfangs tapfer, dann muthlos, das österreichische Fußvolk, besonders wo die Mehrzahl Rekruten waren, unkundig und verzagt, die preußische Reiterei unbeholfen und leicht erschreckbar, doch eben so leicht wieder sich fassend, erwiesen; nur das preußische Fußvolk blieb in unwandelbar tapferer Stimmung. Ihm hauptsächlich, seiner trefflichen Einrichtung, strengen Ordnung, raschen Bewegung und wundervollen Fertigkeit im Gewehrfeuer, wobei die eisernen Ladstöcke im Vergleich der hölzernen des Feindes, auch die Stellung in drei Gliedern anstatt in vier, wie noch bei dem Feinde der Fall war, ihren Vorzug bewährten, gebührt nach allseitigen Zeugnissen die Ehre des Tages, demnächst der Einsicht und Tapferkeit Schwerin's, der den Werth dieser Truppe erkannte, ihr vertraute und sie persönlich anführte.

Wir müssen aber hier vor allem nun dem Könige nachfolgen, der, wie erwähnt, bei noch sehr zweifelhaftem Stande der Dinge das Schlachtfeld verließ. Der König ritt so schnell, daß sein Gefolge Mühe hatte, bei ihm zu bleiben,

die nachgesandten Gendarmen ihn bald aus dem Gesicht verloren, und in Löwen an der Neiße, wohin sie in der Nacht kamen, ihn nicht mehr fanden. Er hatte daselbst nur kurze Zeit verweilt, und da sich mehrere Versprengte ihm angeschlossen hatten, von denen er nicht begleitet sein wollte, so ließ er beim Weiterreiten das Thor hinter sich sperren, mit dem Befehl, niemand ihm folgen zu lassen, als wer zu ihm gehöre. Doch unterwegs gesellten sich auf's neue manche Reiter zu ihm, und so kam er mit seiner kleinen Schaar vor dem Thor von Oppeln an. Dasselbe war verschlossen; die Preußen riefen: „Macht auf!" Als man von innen fragte: „Werda?" riefen sie: „Preußen, auch preußische Kouriere." Hierauf erfolgte kein weiteres Wort, aber das Thor blieb verschlossen. Nun kam der König auf den Gedanken, die Stadt, wo er noch seine Truppen zu finden geglaubt, könne vom Feinde besetzt sein, und als auf weiteres Rufen einige Schüsse durch das Gitter heraus gefeuert wurden, konnte er nicht mehr zweifeln. Er kehrte daher mit den Seinigen um, und kam mit Tages Anbruch wieder nach Löwen, fand hier die Schwadron Gendarmen, aber auch schon den ihm nachgeschickten Adjutanten des Erbprinzen von Anhalt-Dessau mit der Siegesnachricht Schwerin's. Nach einer kurzen Erholung ritt er spornstreichs wieder in die Gegend von Mollwitz, wo er die weiteren Bewegungen der Truppen anordnete, und sich hierauf nach Ohlau begab.

Für den König wurde es bei dem siegreichen Ausgang der Schlacht um doppelt kränkend, daß er vor demselben weggeritten war, und er fühlte, daß der üble Schein, in der ersten Schlacht seine Truppen verlassen und die höchste Gefahr und den größten Ruhm nicht mit ihnen getheilt zu haben, sich über sein ganzes Leben als Vorwurf erstrecken würde. In seinem Unmuthe hierüber grollte er zumeist seinem Rathgeber, der ihn dazu beredet. Schwerin's Verdienst erkannte er ehrend an, und dankte ihm für den wichtigen Sieg, ohne welchen Schlesien wahrscheinlich verloren gewesen wäre, allein er verwünschte zugleich das übergroße, in dessen Erfahrung und Einsicht gesetzte, aber ihm zu persönlichem Mißgeschick ausgeschlagene Vertrauen, und konnte ihm nie

verzeihen, durch ihn um den Erstlingslorbeer seiner Feldherrnbahn so schmählich gebracht worden zu sein. Schwerin war allerdings schon gewohnt, sich dem Könige gegenüber in Kriegssachen als Lehrmeister zu benehmen, was denn in der persönlichen Gegenwart meist so hinging; aber nun verlautete, Schwerin habe im ersten Augenblicke, nachdem auf seinen Rath der König davon geritten, sich über den Abwesenden in schnöder Weise ausgelassen, und das war nicht ebenso zu verzeihen. Es hieß auch, um recht zu zeigen, daß der König beim Ausgange der Schlacht nicht zugegen gewesen, habe Schwerin absichtlich am Abend vor des Königs Rückkehr die Parole „Jesus Christus" und ein eben so andächtig lautendes Feldgeschrei gegeben, woraus jederman schließen konnte, da dies gar nicht in des Königs Art war, derselbe müsse dem Schlachtfelde fern gewesen sein. Wiefern bei diesen und anderen Angaben die Feinde Schwerin's dem Könige Falsches, oder doch Uebertriebenes hinterbracht, ist nicht auszumitteln. Aber des Königs Unwille war nie völlig zu beschwichtigen, Schwerin gelangte nie wieder zu der frühern Stellung in des Königs Gnade und Vertraulichkeit, und hatte bei manchem Anlasse die bittern Nachwirkungen schwer zu empfinden. Auch der Generaladjutant Graf von Wartensleben, bisher ein Liebling des Königs, wurde ihm wegen seines Antheils an jener Sache von nun an zuwider, erhielt bald eine andere Dienstanstellung, und kam nie wieder in des Königs Nähe.

Ueber dieses ohne sein Verschulden entstandene Mißverhältniß war Schwerin tief betrübt, und empfand die Folgen sehr schmerzlich, so daß er von der ganzen Begebenheit nicht ohne ein bitteres Gefühl, ja kaum ohne Thränen sprechen konnte, und in dem größten Bedauern, daß die Sache so gekommen, doch standhaft dabei blieb, er würde in gleichem Falle noch immer denselben Rath ertheilen müssen. Wie er sich über den Vorgang mit offener Herzlichkeit vernehmen ließ, erkennen wir aus folgender Aufzeichnung, die uns von seinen Reden überliefert worden: „Als ich die preußische Kavallerie — sagte er — verfolgen sah, welches in dem Augenblick geschah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte, und im Galopp nach dem rechten ritt, so

hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verloren, daß die Infanterie noch alles redressiren könnte. Als ich aber den König mit im Gedränge der flüchtigen Kavallerie sah, so war es natürlich, daß mich dieser Anblick in eine Art von Bestürzung setzte, und dieses vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorstellung von dieser Erscheinung in dem Augenblick machen konnte, als daß der König durch übereilten Muth sich diese Gefahr selbst zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem ersten Gedanken des Wunsches, daß er sich nicht gegenwärtig befinden möchte, denn ich hatte schon dazumal den Entschluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen, oder den Verlust nicht zu überleben. Meine Bestürzung wurde aber durch die Salve des zweiten Treffens um ein Großes vermehrt, theils weil es mich von einer Armee, die so wie die preußische in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Offizier des Pelotons geschehen mußte, sehr befremdete, und dann weil auch durch dieses Feuer das erste Treffen sehr muthlos gemacht werden mußte, — und von diesem Augenblick an überzeugte mich mein Verstand und mein Herz von der Nothwendigkeit: meinen jungen König voller Muth und Ambition, der die Gefahr nicht kannte, und um desto weniger scheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorschlags: das Schlachtfeld zu verlassen. Wäre dieser Bewegungsgrund nicht bloß und allein die persönliche Erhaltung des Königs gewesen, so war es sehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit, als bei der Armee finden könnte, denn wenn auch die Schlacht verloren gegangen, so konnte keine andere Retirade, als über Oppeln genommen werden, wo denn eine obgleich geschlagene Armee noch immer Ressourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen dieses Vorschlags tadeln, fordere ich auf, einen besseren zu sagen. Ich habe dieses dem Könige geschrieben, und mündlich vorgestellt, er hat mir sein Königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht gethan, und daß hierüber niemals die Rede sein sollte. Wie der König aber dieses befolgt, das weiß die ganze Armee; und wie dieser Vorschlag mein ganzes übriges Leben verbittert hat, daß nicht

allein keine Gelegenheit vorbeiging, wo ich diesen Groll nicht empfand, sondern daß der König selbst Gelegenheit suchte, mich öffentlich in Tort zu setzen."

Die Gereiztheit des Königs zeigte sich gleich am Tage nach der Schlacht, indem er den Vorschlag Schwerin's, eine starke Truppenschaar über Pampitz nach Grottkau zu schicken, um dem Feinde noch auf dem Rückzuge möglichst Abbruch zu thun, sogleich mißfällig verwarf, ohne Gründe seines Verwerfens anzugeben. Dies geschah in der Folge noch oft, und Schwerin hatte von dem abweisenden, mißtrauischen Wesen des Königs, der ihn mit offenbarer Ungnade behandelte, viel zu leiden.

Die Wunden Schwerin's waren bald geheilt, und er konnte nach kurzer Ruhe wieder an den Kriegsereignissen Theil nehmen. Neipperg hatte sich unter die Kanonen von Neiße zurückgezogen, und der König, wiewohl durch die eingetroffene Reiterei und die vom Herzog von Holstein befehligte Truppenschaar ansehnlich verstärkt, wagte ihn in jener Stellung nicht anzugreifen. Er bezog ein Lager bei Mollwitz, und ließ durch den Feldmarschall von Kalckstein die Belagerung von Brieg unternehmen, welche Festung am 4. Mai sich auf Bedingung ergab. Drei Wochen noch blieben die Preußen bei Mollwitz im Lager, während welcher Zeit der König die Festungswerke von Brieg herstellen und die Stadt mit Lebensmitteln versehen ließ, die Truppen aber unausgesetzt übte, und besonders die Reiterei zu größerer Schnelligkeit und Sicherheit anleitete. Gegen die leichten Truppen der Oesterreicher fielen mancherlei Gefechte vor, nicht selten zum glänzenden Vortheile der Preußen. Später bezog der König ein Lager bei Strehlen, woselbst wichtige diplomatische Unterhandlungen Statt fanden, deren Verlauf in Friedrichs Geschichte seiner Zeit vortrefflich dargelegt ist. Für beiderlei Geschäfte, die kriegerischen wie politischen, war Schwerin's Anwesenheit nicht gleichgültig, und der Groll des Königs gegen den ihm mißfällig gewordenen Rathgeber hinderte ihn nicht, doch ferner demselben zu vertrauen und sich seiner zu bedienen.

Es fand sich hiezu bald eine auserlesene Gelegenheit.

Der König erkannte, daß Neipperg in seinen noch nicht aufgegebenen Plänen zur Wiedereroberung Schlesiens nicht nur auf seine stets verstärkten Waffen, sondern auch auf geheime Einverständnisse rechnete, deren Sitz vorzüglich Breslau war. Eine Anzahl vornehmer Damen, die im Alter, zum Ersatz anderer Neigungen, leidenschaftlich religiöse und politische Partheiung ergriffen hatten, hegte fanatischen Haß gegen die Preußen, und leitete Umtriebe ein, welche den Zweck hatten, die Stadt Breslau den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Der Plan war schon weit gediehen, Neipperg genau unterrichtet; Mönche machten die Zwischenträger; einige erste Beamte der Stadt waren gewonnen, und auf den katholischen Theil der Bevölkerung glaubte man rechnen zu können. Allein Friedrich erfuhr von diesen Anschlägen, und es gelang ihm, unter die wüthigen Glaubensschwestern eine falsche, ihm ergebene einzuschieben, die ihn von jeder neuen Abrede sogleich benachrichtigte. Er sah ein, daß die festgesetzte Partheilosigkeit Breslau's nur noch eine Täuschung sei, und daß er den Oesterreichern in Besetzung der Stadt zuvorkommen müsse. Dies als einen Handstreich auszuführen, unerwartet und schnell, wo möglich ohne Blutvergießen, war von größter Wichtigkeit. Schwerin erhielt den Auftrag, den er willig übernahm, und mit geschickter List glücklich vollbrachte. Die dem österreichischen Hause am eifrigsten ergebenen Syndiken und Schöffen wurden auf den 10. August zu einem großen Fest in das Lager des Königs berufen, wohin auch die in Breslau anwesenden fremden Gesandten eingeladen waren; mittlerweile zogen einige preußische Bataillone auf verschiedenen Wegen in die Vorstädte, und Schwerin begehrte für ein preußisches Regiment den Durchzug durch die Stadt, wie dies für kleinere Truppenschaaren und Zufuhren schon öfters geschehen und bewilligt worden war. Der Magistrat, seiner bedeutendsten Mitglieder beraubt, wagt nicht das Begehren abzuschlagen, trifft aber sorgfältige Maßregeln. Die sämmtlichen Stadtsoldaten müssen ausrücken und ein Theil der bewaffneten Bürgerschaft, um für die durchziehenden Preußen Spalier zu machen, der Stadtmajor von Wutgenau soll diese morgens früh am Nikolaithore einlassen und ohne Aufent-

halt zum Sandthore wieder hinausführen; der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, welcher die preußischen Truppen befehligt, tauscht mit dem Stadtmajor die üblichen Begrüßungen aus, und der Durchzug beginnt, der Stadtmajor mit gezogenem Degen als Führer voran. Unterdessen bricht ein Wagen im Sandthore, das nun nicht verschlossen werden kann, preußische Grenadiere nähern sich aus der Vorstadt, dringen durch das Thor ein, und erscheinen plötzlich in den Straßen; bevor man sich von der Ueberraschung erholen kann, erschallt das Geschrei: die Preußen hätten auch schon das Oderthor besetzt und sich des Zeughauses bemächtigt. Wutgenau fragt den Erbprinzen, was das heißen solle? Dieser antwortet kurz: Breslau sei nun preußisch, sein Amt habe aufgehört, er solle den Degen einstecken und heimreiten. Es war nichts anderes zu thun, keine Hand regte sich zur Gegenwehr, kein Tropfen Blutes floß. Aufgestellte Signalkanonen gaben augenblicklich dem Könige die Nachricht, daß der Streich gelungen.

Schwerin aber, der das Ganze geleitet, eilte auf das Rathhaus, wo schon um 9 Uhr vormittags der auf sein Geheiß versammelte Rath nebst dem Ausschusse der Bürgerschaft von ihm die Eröffnung empfingen: „Wie der König nicht länger habe dulden können, daß hier so viele Ränke und Meutereien gegen ihn betrieben, mit dem Feinde Einverständnisse gepflogen, die Sicherheit des preußischen Heeres gefährdet und dessen Unternehmungen gehindert würden; aus diesen und anderen wichtigen Ursachen habe der König nöthig erachtet, die Stadt mit seinen Truppen besetzen zu lassen; hierbei versichere er die Einwohner der ferneren Gnade und des kräftigsten Schutzes Seiner Majestät, einer vollkommenen Amnestie für alles Vergangene, dagegen ermahne er sie zur strengen Beobachtung aller dem Könige schuldigen Pflichten, und fordere diesemnach die Anwesenden auf, demselben sogleich die Huldigung und den Eid der Treue zu leisten.“ Dieses geschah auf der Stelle ohne den geringsten Widerspruch, von den Meisten mit größter Bereitwilligkeit, worauf Schwerin ein dreimaliges Lebehoch für Friedrich König in Preußen und Herzog in Schlesien ausrief. Sodann begab er sich auf

den Salzring, und verpflichtete die dort hinbeorderten Stadtsoldaten und ihre Offiziere. Am folgenden Tage wurden die Gelehrten und Kaufleute, die sämmtlichen Zünfte und Gewerke zur Huldigung berufen; von der evangelischen Geistlichkeit forderte Schwerin nur einen Handschlag, indem er zu erkennen gab, es bedürfe von so würdigen Dienern Gottes keines förmlichen Eides, worauf er jeden derselben küßte; sodann trat er auf die Rathhaustreppe, und rief wiederum für den König dreimal ein gesteigertes Lebehoch unter das Volk, welches mit freudevollem Zuruf antwortete, worauf Schwerin im Namen des Königs nach üblicher Weise Geld auswerfen ließ. Die katholische Geistlichkeit hatte sich Bedenkzeit erbeten, und Schwerin ihr diese bis zum folgenden Tage gewährt, sie machte auch dann noch Schwierigkeiten und mußte Strafe zahlen, allein Schwerin wartete diese Sachen nicht ab, sondern übertrug sie dem Generallieutenant von der Marwitz, der zum Gouverneur der Stadt ernannt war; ihn selbst rief ein Befehl des Königs noch am 11. abends ungesäumt in's Lager, wohin er sich sogleich begab.

Seine Wunde am Fuß war jedoch schlecht geheilt und wieder aufgebrochen, so daß er große Schmerzen litt, und eine Zeitlang das Ruhebett nicht verlassen konnte. Während dieser unfreiwilligen Muße beschäftigte er sich mit einem Entwurf, den Feind entweder gänzlich nach Mähren zu drängen, oder ihn zu nöthigen, über Glatz nach Böhmen zurückzugehen. Den ausführlichen Plan hiezu sandte er aus Neudorf am 14. September an den König, und sagte demselben am Schlusse des Begleitschreibens: „Je m'estimerais heureux, si mon peu de génie pouvait encore procurer quelques avantages aux armes glorieuses de Votre Majesté."

Die thätigen Unterhandlungen des Königs hatten unterdessen zu einem Vertrage geführt, dessen Abschluß durch den König selbst in einer geheimen Zusammenkunft mit Neipperg am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf bei Oppeln zu Stande kam. Die Feindseligkeiten sollten nur zum Scheine noch fortdauern, insbesondere die Beschießung von Neiße bis zur vorausbestimmten Uebergabe, in der That aber ein Waffenstillstand eintreten und nichts Feindliches mehr unternommen

werden. Bis zum wirklichen Friedensschlusse bedurfte der König des Anscheins fortdauernder Feindseligkeiten, um Frankreich zu täuschen, dessen Gesandter Marquis von Valory sich im Lager befand. Schon vor jener Zusammenkunft hatten beide Theile zu diesem Zwecke einverstanden gehandelt, und als am 25. September zwei preußische Bataillons über die Neiße gingen, zogen sich die österreichischen Posten sogleich zurück, der König aber ließ aus allem Geschütz ein schreckliches Feuer anheben, wiewohl kein Feind zu sehen war, und Schwerin half dieses Kriegsschauspiel mit aufführen, indem er bei Hennersdorf gleicherweise heftig in's Blaue kanonirte. Der französische Gesandte war begierig zu erfahren, was vorginge, und empfing von den Offizieren des Königs übereinstimmend eingelernte Angaben über die Zahl der Todten und Verwundeten, so daß er an dem Ernste der Sache nicht zweifelte. Neiße wurde in gleicher Art, unter dem Scheine der Eroberung, doch der anfänglichen Abrede zuwider erst am 31. Oktober den Preußen überlassen, und ganz Schlesien von den Oesterreichern geräumt.

Friedrich hatte die Erblandshuldigung von Schlesien schon auf den 2. Oktober angesetzt, doch sie konnte, weil er die von den Oesterreichern verzögerte Uebergabe von Neiße abwarten wollte, erst am 7. November Statt finden. Bei dieser feierlichen Handlung sollte Schwerin das Reichsschwert halten, allein dasselbe war zufällig vergessen und für den Augenblick nicht herbeizuschaffen; der König half der Verlegenheit lächelnd ab, indem er seinen Degen zog, und ihn dem Feldmarschall einhändigte, der ihn nun anstatt des Reichsschwertes hielt, und den Knopf üblicherweise zum Küssen hinreichte.

Oesterreichischerseits war das Abkommen von Klein-Schnellendorf weder pünktlich erfüllt, noch streng geheim gehalten worden. Schon dieser letzte Umstand mußte die Fortsetzung des Krieges zur Folge haben. Noch mehr aber die Unternehmungen der Oesterreicher gegen den Kurfürsten von Baiern. Es galt nun, die Unterhandlungen mit Umsicht fortzuführen, und zugleich mit den Waffen bereit zu sein. Der König begab sich indeß fürerst nach Dresden, um die neuen mit Sachsen angeknüpften Verhältnisse wahrzunehmen, und sodann nach

Berlin; während das Heer in Schlesien unter die Befehlführung Schwerin's und des Erbprinzen von Anhalt-Dessau gestellt blieb. Der letztere rückte mit seinen Truppen nach Böhmen vor, einige Regimenter umstellten Glatz; Schwerin aber, der inzwischen auch zum Gouverneur von Brieg und Neiße ernannt worden, zog nach Oberschlesien und nahm daselbst am 20. November Winterquartiere. Er besichtigte mit dem General von Wallrawe diese Festungen auf's genauste, verstärkte deren schwache Seiten zweckmäßig, und ordnete auch auf anderen Punkten der Gegenden, die er besetzt hielt, angemessene Vertheidigungsmittel an. Die Winterquartiere waren aber von keiner Dauer. Schwerin erhielt vom Könige aus Berlin vom 9. Dezember den Befehl, mit seinen Truppen sogleich das mährische Gebirge zu besetzen, und auch in Mähren selbst einzudringen und so weit als es ohne Gefährde möglich vorzugehen, wenigstens bis Hof und Sternberg, wenn es nicht etwa gar gelingen sollte, Olmütz durch Ueberraschung einzunehmen. Schwerin rückte mit den schnell gesammelten Truppen eilig vor, bemächtigte sich Troppau's und Freudenthal's, und stand unerwartet vor Olmütz, welche Festung nach schwachem Widerstande sich am 27. Dezember ihm durch Kapitulation ergab. Hier sollte nun Schwerin sogleich beträchtliche Vorräthe anhäufen, weil der König hier den bevorstehenden Feldzug mit großer Macht eröffnen wollte.

Wie hart und gewaltsam in jener Zeit die Kriegsnoth auf Land und Volk drückte, stellt uns ein Schreiben des Obersten Georg Konrad Freiherr von Goltz vor Augen, dem der König den größten Theil der Geschäfte eines Intendanten des Heeres anvertraut hatte. Die französischen Truppen hatten den größten Theil von Böhmen besetzt, und schatzten und plagten das Land auf das äußerste; ihr Intendant Sechelles, den man wegen seiner durchgreifenden Macht den König von Böhmen nannte, wollte auch noch die von den preußischen Truppen besetzten drittehalb Kreise mit seinen Ausschreibungen belasten; dies nun wies der Oberst von Goltz rund ab; in welchem Grade jedoch die armen Einwohner schon preußischerseits gedrückt waren, ergiebt sich aus dem Schreiben, das in seiner Aufrichtigkeit merkwürdig ist, und seinen Urheber höch-

lich ehrt, der seine Obliegenheit als ein Mann der That und Kraft zwar erfüllt, aber dabei die Aufwallungen edlen Unwillens empfindet. Das Schreiben ist aus Jung-Bunzlau vom 27. Dezember 1741 höchstwahrscheinlich an den Staatsminister Kaspar Wilhelm von Borcke gerichtet, welcher die sämmtlichen Kriegsgelder verwaltete, und lautet wie folgt: „Monsieur! Je ne fais que recevoir la lettre que Votre Excellence m'a fait l'honneur de m'écrire le 24 de ce moi. Je ne manquerai pas d'examiner par la faute de qui elle est restée si longtemps en chemin. Madame la duchesse de Bavière et tous les autres habitants de nos cercles ont raison de nous donner à tous les diables. Il n'y a pas un mot de menti à tout ce qu'on vous a dit de notre conduite, peut-être même qui ne savent pas tout encore. Votre Excellence a pris le meilleur parti de se retrancher sur le nego, mais, comme elle dit, cet échappatoir ne peut guères durer, et par conséquent il n'y a rien de tel que de faire banqueroute aux plaintes. Mr. de Klinggräff n'a qu'à voir comment il s'en tirera. Il est vrai que tous les paysans et bourgeois, jusqu'aux gens de 50 à 60 ans, se sont retirés dans les bois, bien armés s'il vous plait, et prêts à montrer les dents. Le fourrage ne se fournit point, et l'argent Dieu sait comment. Les exécutions que j'envoie reviennent les mains vides, puisqu'elles ne trouvent que des femmes dans les villages. Ce n'est pas tout; nous voyons que nous avons manqué le coup, toutes nos violences n'ayant produit que 300 hommes tout au plus, dont les trois quarts s'enfuiront avant que nous quittions la Bohême; par conséquent, pour arriver à notre compte, nous demandons à chaque village un homme capable de servir, si tant y a que le pays ne veuille plus être inquiété. Il vous laisse à juger, si c'est le moyen d'appaiser les habitants. Personne n'en souffre plus que moi, j'ai charge de fournir les régiments de fourrage et d'argent, tout le monde refuse l'un et l'autre, je menace, on s'en moque. Cependant le roi tire sur moi des 40, 60 mille écus comme si c'était des Kreuzer. Aussi Sa Majesté me per-

mettra-t-elle de renvoyer ses assignations avec proteste, comme un banqueroutier. — C'est une nouvelle pour moi que Votre Excellence me dit, que le Roi de Bohême ou bien Mr. de Séchelles, comme il lui plaira, prétend de faire contribuer nos cercles à la somme des 6 millions à fournir avant la fin de l'hiver. Je lui jure sur mon âme qu'ils n'en auront pas le sou. Que Votre Excellence fasse le compte, si elle veut. Le roi prétend tirer de nos quartiers 480,000 écus pour son profit, outre ce que je dois payer aux régiments et aux généraux marqués sur mon état, ce qui fait la somme de 1,001,304 écus pour les six mois et par conséquent 166.884 écus par mois, sur les deux cercles et demi que nous occupons, sans compter les fourrages, les frais des marches, des logements, des corvées etc. Jugez après cela, je vous supplie, si l'armée de France et le roi de Bohême peuvent espérer quelque chose de ce côté-ci, d'autant plus que le comté de Glatz doit être eximé, ou tant vaut. Mes derniers ordre disent: „Ich will und muß vorhero das Meinige haben, und so lange dieses nicht eingekommen ist, statuire ich keine andere Ausschreibungen, hernach mag nehmen wer da will, das kann mir gleich viel gelten." Sans prejudicier à cela, nous voulons faire des magasins sans argent quand les quartiers seront finis, ce qui tend à un pillage général de ces provinces. Il y a encore deux ou trois bagatelles pareilles qui vont au même but. Je n'entre point dans les raisons politiques, qui devraient nous empêcher d'en agir sur ce pied-là, je m'en tiens à la possibilité que je n'y trouve point, surtout depuis le tintamar que nous venons de faire et qui continue toujours. Je voudrais que Votre Excellence fut déjà à Berlin, pour pouvoir rectifier un peu nos idées. Si elle passe par ici, j'aurai l'honneur de lui en parler plus à long. — — Je suis de la dernière impatience d'apprendre l'événement des opérations entre M. de Broglie et M. de Neipperg, lesquelles tireront à grande conséquence pour nous autres. Je ne crois pas que nos troupes, qui sont dans le cercle de Chrudim puissent être de la fête, nos dragons ayant dû

repasser l'Elbe hier, pour rentrer dans leurs anciens quartiers, comme monseigneur le prince Léopold n'aura pas manqué de vous en informer; mais je ne doute pas que ces mêmes troupes ne levent le piquet bien vite si contre toute attente Neipperg a le dessus. M. le maréchal Schwerin doit être actuellement en Moravie, le coup de Troppau ayant réussi à souhait. Il s'agit de savoir comment il s'y maintiendra. Je supplie Votre Excellence de m'informer bien vite des événements, pour que je puisse un peu arranger les choses ici dans l'absence du prince. Sans doute que la révolution arrivée à la cour de Russie doit couper toute espérance à la pauvre reine. Mais basta! ne parlons point!" — —

Wir haben nunmehr eines Mannes zu gedenken, der in Schwerin's Leben, wie überhaupt in dem preußischen Kriegsdienste, wirksam und bedeutend wurde. Der Freiherr von Schmettau, in Berlin geboren, aber durch Umstände früh in auswärtige Kriegsdienste gezogen, hatte den österreichischen schon vor dem Kriege mißvergnügt als Oberstlieutenant verlassen, und war darauf in den preußischen als Oberst eingetreten. Der König berief ihn nach Schlesien, wo er im Lager von Mollwitz anlangte, durch seine Fähigkeiten das Vertrauen des Königs gewann, und von ihm zum Generaladjutanten und Generalquartiermeister ernannt wurde. Er leistete hier vielfache Dienste, half manchen Mängeln in dem Heerwesen ab, und trug besonders dazu bei, die Reiterei geschickter zu machen, und die Husaren im kleinen Krieg zu unterrichten. Als der König abreiste, ließ er ihn bei Schwerin zurück, zur Aushülfe sowohl als zur Aufsicht, denn solche Aufstellungen hatten immer etwas Zweifelhaftes. Schmettau jedoch, offen und klug zugleich, gewann bald auch Schwerin's Vertrauen und Achtung, und blieb mit ihm stets in gutem Einverständniß. Der Feldmarschall sandte ihn im Januar 1742 nach Berlin, um den König von allem Vorgefallenen zu unterrichten und ihm für die nächsten Bewegungen die Entwürfe Schwerin's darzulegen. Der König war gegen Schmettau sehr gnädig, schien auch mit allem wohlzufrieden, sandte ihn aber unerwartet schnell an Schwerin zurück, dem er wichtige Befehle

überbringen sollte, unter welchen besonders der mit Nachdruck hervorgehoben wurde, in Olmütz große Magazine anzulegen. Dies Letztere hatte Schwerin schon begonnen, wie er denn dafür galt, in der Sorge für den Lebensunterhalt seiner Truppen besonders geschickt und eifrig zu sein. Schmettau fand bei seinem Eintreffen in Olmütz schon alles angeordnet, und der besondere Eifer, mit welchem der König grade dies eingeschärft hatte, mußte wenigstens überflüssig dünken. Aber es scheint, der König hatte die Schwierigkeiten vorgefühlt, und die Stärke seines Befehls sollte sie überwinden helfen. Schwerin hatte nur 10,000 Mann nach Mähren geführt, und mit diesen, da er nicht weiter, als Wischau vorrücken durfte, nur etwa ein Drittheil des Landes wirklich besetzt, die Landleute flüchteten ihre Vorräthe oder vergruben sie, ohne Gewalt war nichts herbeizuschaffen, und meistentheils fehlten sogar die nöthigen Fuhrmittel. Roggen, Gerste, Hafer und Heu fand man noch allenfalls, aber alles Mehl war fortgeschafft, und wegen der zugefrornen Gewässer gingen keine Mühlen. Dazu kam, daß Schwerin von dem Feldkommissariat in Schlesien nur 4 Verpflegungsbeamte hatte erlangen können, daß die zugesagten mehreren nie kamen, und er Offiziere aus den Regimentern zu diesem ungewohnten Dienste nehmen mußte. Er selbst war dazwischen auf einige Tage nach Neiße zurückgekehrt, und bei seinem Wiedereintreffen in Olmütz erkrankte er. Wäre ihm mehr Zeit geblieben, so würde er dennoch den Auftrag des Königs mit größter Anstrengung vielleicht erfüllt haben, allein er hatte die Befehlführung in Mähren nur vier Wochen, alsdann kam der König, und übernahm die Leitung der Dinge selbst.

Ein neuer sonderbarer Umstand trug dazu bei, den König gegen Schwerin zu verstimmen. Der König hatte unterwegs seinen Gesandten bei dem Kurfürsten von Baiern, den Feldmarschall von Schmettau, einen Bruder des Obersten, zu sich beschieden, und mit ihm mancherlei Vertrauliches gesprochen. Schwerin aber, mit dem Obersten von Schmettau in Landskron den König erwartend, vertraute seinerseits dem jüngern Bruder einen Plan, die bei Iglau unter dem Fürsten von Lobkowitz stehenden Oesterreicher nicht nur aus Mähren,

sondern auch über die Donau zu vertreiben; die Landkarten wurden aufgelegt, die Märsche berechnet, die Quartiere bezeichnet und alles genau bis in's Einzelne aufgeschrieben. Als nun der König am 26. Januar in Landskron angekommen war, benutzte Schwerin die erste geheime Unterredung, und trug seinen mit Schmettau's Hülfe entworfenen Plan dem Könige vor. Dieser stutzte, und wies den Vorschlag mit Kälte zurück. Der Plan war nämlich genau derselbe, den der König unterwegs dem Feldmarschall von Schmettau vertraut hatte. Der Gedanke lag nah, dieser müsse ihn seinem Bruder mitgetheilt haben, und es reizte den König nicht wenig auf, daß man ihm das, was er selbst ausgedacht, nun als fremden Fund zur Genehmigung vorzulegen wage. Auch Schmettau fühlte, daß er nicht wie sonst in Gnaden war, und da er sonst keinen Grund finden konnte, so glaubte er, der König sei ungehalten über die Grafenwürde, welche so eben der am 24. Januar 1742 erwählte römische Kaiser Karl der Siebente beiden Schmettau's verliehen hatte. Erst nach einigen Tagen klärte sich der Irrthum auf, indem der König offen seinen Argwohn mittheilte, und dagegen Schmettau betheuern konnte, daß Schwerin und er selbst keine Ahndung von dem Plane des Königs gehabt und den ihrigen selbstständig erdacht hätten. Hiemit bezeigte sich der König wohlzufrieden, und es schien alles ausgeglichen.

Aber gleich fand sich neuer Anlaß zum Mißvergnügen. Der König war durch Böhmen gereist, wohin ein verbündetes französisches Heer vorgedrungen war, und hatte dort für die schwierige Verpflegung der neuverbündeten sächsischen Truppen, die ihm folgten und auf welche nirgend gerechnet sein konnte, den französischen Intendanten Sechelles angesprochen. Dieser gewandte, in seinen Ausführungen erfolgreiche, dabei freilich äußerst harte und schonungslose Mann hatte geantwortet: „Ich werde das Unmögliche möglich machen.“ Er machte sein Wort auch wirklich wahr; die Truppen bekamen alles was nöthig war. Noch ganz erfüllt von diesem glänzenden Beispiel französischer Anstelligkeit und Beeiferung kam der König am 26. Januar nach Olmütz, und fragte nach den Magazinen, die er anbefohlen hatte, und deren Zweck sich nun

offenbarte. Schwerin mußte bekennen, daß die Absichten des Königs nur erst in geringem Maße erfüllt seien. Dieser war äußerst unwillig, und bediente sich gegen Schwerin sehr harter Ausdrücke. Er schrieb ihm aus Selowitz am 18. März folgenden vorwurfsvollen Brief: „Ich habe Euer Schreiben vom 16. hujus erhalten und kann nicht umhin Euch darauf zu antworten, daß die wenige Präkaution, welche Ihr im vorigen Winter in Oberschlesien gebrauchet, die üble Haushaltung, welche mit dem Natzmer'schen Regiment vorgenommen und wodurch dasselbe ganz inutil und ruiniret worden, sammt die unterlassene Exekution Meiner Ordres wegen Zusammenbringung eines Magazins in Mähren, und endlich die wenige Vorsorge, welche man vor meine Bagage zu Olmütz gehabt, daß man solche ganz ohne Konsideration in der Vorstadt liegen und vom Feinde zu unserm großen Affront nehmen lassen, die Ursachen sind, warum ich den Prinzen Leopold beordern müssen, die Regimente von Bevern und Hautcharmoy zu nehmen, mit solchen nach Oberschlesien zu marschiren und mit Ansichziehung anderer Regimenter daselbst wider die Irruption der Ungarn dienliche mesures zu nehmen. Von dem Baireuth'schen wie auch Bredow'schen Regiment sollet Ihr Euch nicht meliren, sondern es bei der von mir gemachten Position lassen, wie dann auch das Kleist'sche Bataillon wieder nach Leipnik, wo es gewesen, hin muß. Ihr werdet Euch selbst justice thun und erachten, ob ich von Eurer Konduite zufrieden sein kann, da ich gleich von dem Anfang an, als die Regimenter in Mähren eingerücket sind, befohlen auch beständig erinnert habe, daß man vor allem andern Magazine anschaffen und das Benöthigte dazu auf alle Weise nehmen solle, um einen Vorrath auf drei bis vier Monate vor die Armee zusammen zu bringen, damit ich demnächst die Kampagne mit Zusammenziehung der Armee bei Olmütz und Hradisch eröffnen könnte. Gleichwohl ist nichts geschehen, da man alles haben können, und ich bin gewiß, daß die Armee kaum auf einen Monat jetzo subsistance hat, da wir jetzo alles zusammen haben könnten und sollten. Inzwischen sind nun die Ungarn dazu gekommen, welche das Land zum Theil konsumiren, zum Theil die Lieferungen zu

denen Magazinen auf verschiedene Art hindern, so daß ich frappiret bin, wann daran gedenke, woher die Armee ihre subsistance und Magazine nehmen soll in einem Lande, so von vorne vom Feinde konsumirt ist, von der Vorderseite von den feindlichen Truppen abgeschnitten, und von der andern Seite und hinterwärts wegen der diffizilen Transports über die Gebürge keine Zufuhre haben kann. Von welchen Inkonvenienzen allen man jetzo nichts fühlete noch wüßte, wenn meine Ordres die schuldige Folge geleistet und das Land gleich anfänglich zu Zusammenschaffung des Magazins angehalten worden wäre. Was dieses nun vor Verantwortung, mir aber vor chagrin nach sich ziehen kann, lasse ich Euch selbst urtheilen, und ob ich solchergestalt zufrieden sein könne, da ich sonsten sehr gerne bin und bleiben werde Euer wohlaffektionirter König. Eigenhändig setzte er hinzu: „Vous n'avez pas exécuté le moindre de mes ordres en Moravie, vous avez voulu ménager la chèvre et le chon et aprésent vous le gatez avec tous les deux. Federic."

Schwerin antwortete hierauf aus Olmütz am 22. März umständlich, und vertheidigte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe mit Gründen von Gewicht. Zuletzt sagt er doch: „Si après tout j'ai manqué dans quelque chose depuis que je suis ici malade, on n'en doit pas être surpris, parceque j'ai des accès de faiblesse qui me font plus penser à la mort qu'à la vie, et souvent ne sai je à quoi je pense, tant mes maux me travaillent. Cependant autant qu'il me reste de raison, il ne me souvient pas d'avoir jamais ménagé personne au préjudice des intérêts de Votre Majesté. L'expérience de 42 ans de service m'a appris qu'il ne faut employer la sévérité que lorsque la raison ne veut être écoutée, et dans pareil cas je défie qui que ce soit de me prouver d'avoir usé d'indulgence envers qui que ce soit. Mais si je n'ai pas d'abord suivie la fougue de chaque particulier, qui n'était chargé que d'un objet, c'est étant chargé dans la haute Silésie de la machine et de toutes ses branches tandis que Votre Majesté n'y était en propre personne, j'ai été obligé de temporiser dans un article pour en avancer un

autre plus important afin de parvenir au vrai but tout à la fois, ou du moins autant que mon génie, mon intelligence et expérience m'ont pû fournir d'idées. — Votre Majesté peut encore être persuadée de mon zèle pour sa gloire et son service en ce que je n'envie en aucune façon la gloire du commandement au prince Léopold en haute Silésie, je rends justice à son mérite, et connais le peu que je vau, et ce que je valais s'abaisse avec mon âge et infirmités; qui plus est, Sire, c'est que si Dieu me rend la santé et des forces, je serai charmé, pour le bien de votre service et la gloire de vos armes, d'apprendre quand ce serait du moindre soldat, et d'employer tout ce que j'ai d'acquit et de sang pour votre intérêt, car je ne vous ai jamais servi pour l'amour de moi, mais pour l'amour de vous. Vous voyez, Sire, que je ne cherche en aucune façon à pallier mes fautes et ce en quoi je puis avoir manqué, j'avoue mon incapacité. Si je me donnais pour plus que je ne suis, je mériterais votre indignation au lieu de votre compassion dans l'état présent de ma santé, à laquelle j'ai recours et me mets à ses pieds, étant etc."

Der König sah auch die Schwierigkeiten, mit welchen Schwerin, besonders während seines Krankenlagers zu kämpfen gehabt, sehr wohl ein, und mußte sie nachher selbst genug erfahren. Allein die Vorstellung stand in ihm fest, Schwerin habe hinsichtlich der befohlenen Anhäufung von Vorräthen den Willenseifer nicht gehabt, den doch eben erst ein Fremder, jener Franzose, so musterhaft und erfolgreich dargethan. Auch noch in der späteren Zeit, als er die Geschichte dieses Feldzuges niederschrieb, sprach der König diesen Vorwurf aus, welchen doch Schwerin und seine Anhänger nie wollten gelten lassen, sondern die Unmöglichkeit vorschützten, daß unter den gegebenen Umständen mehr hätte geleistet werden können.

Schwerin aber empfand die Vorwürfe des Königs sehr bitter; er sah die üble Stimmung fortdauern, sich selber zurückgesetzt, und bei den weiteren Kriegsunternehmungen ohne Wirksamkeit. Denn der König wollte ohnehin die Sachsen, denen er mißtraute, und deren Generale schwierig zu behandeln waren, unter seinem eignen Oberbefehl haben. Unter

diesen Umständen hielt es Schwerin für angemessen, zur Herstellung seiner Gesundheit einen Urlaub zu erbitten, der ihm auch nicht versagt wurde, jedoch sollte er fürerst nach Neiße sich begeben, wo seiner ein wichtiges Geschäft harrte, das ihm schon früher war überwiesen worden. Durch den Beitrittsvertrag vom 1. November 1741 hatte nämlich der Kurfürst von Sachsen aus dem zu hoffenden Ländergewinn ein Stück von Böhmen und den größten Theil von Oberschlesien ausgesetzt erhalten. Die künftigen Gränzen mußten demgemäß bestimmt werden, und der König hatte hiezu Schwerin und den Geheimenrath von Nüßler als Bevollmächtigte ernannt, welche mit sächsischen Abgeordneten deßhalb in Neiße zusammentreten sollten. Der Vertrag bestimmte, daß auf dem rechten Ufer der Neiße ein Strich Landes eine Meile breit noch preußisch bleiben solle. Wie genau der König die Sache nahm, ergiebt sich aus dem Schreiben, welches er als Antwort auf einige erhobene Zweifel am 10. Februar aus Groß-Bitesch an Schwerin erließ, und worin er sagte: „Ich habe Euch meine Intention deßhalb dahin bekannt machen wollen, daß zuvörderst die Größe einer jeden Meile bei dieser Gränzeinrichtung wenigstens auf 2500 rheinländische Ruthen festgesetzt werden muß, da von mir gleich vom Anfange her und beständig hin eine gute deutsche Meile konditioniret worden, welche dann so lang als es möglich ist gezogen werden muß. Was den zweiten Punkt, die Abschließung der Gränzen angehend, betrifft, da muß es wohl dabei verbleiben, daß wenn etwa eine Stadt, Dorf oder Flecken, durch die Gränzlinie durchgeschnitten wird, solcher Ort mir verbleibe, wie denn auch, wenn eine Stadt, Dorf oder Flecken, in meiner Gränze belegen, das dazugehörige über der Gränzlinie befindliche Feld, Holzung ꝛc. dabei verbleiben muß. Sollte letzteres auch sächsischerseits prätendiret werden, und die Sache nicht viel importiren, kann darin endlich gefüget werden, so viel aber immer möglich ist, muß dahin gesehen werden, daß ich nichts dadurch verliere.“ Der Auftrag war ehrenvoll genug, Schwerin's Weggehen zu beschönigen, allein es schmerzte ihn doch, das Heer zu verlassen; er machte daher vor der Abreise noch einen Versuch, sich dem Könige zu nähern. Dieser be-

lagerte Brünn, doch bei dem Mangel an schwerem Geschütz und bei der Tapferkeit des österreichischen Generals von Seher waren alle Anstrengungen vergebens. Da ließ Schwerin durch Schmettau den König wissen, er habe Einverständnisse mit Offizieren und Soldaten der Festung, und wenn für einen schon entworfenen Handstreich einige Regimenter zur Verfügung gestellt würden, so müsse binnen vierundzwanzig Stunden auf den Wällen die preußische Fahne wehen. Der König antwortete nur: „Ich will es nicht." Zu anderer Zeit hätte er mit Schwerin die Gründe besprochen, die er zur Ablehnung der Sache haben mochte, und die wir in seiner Geschichtserzählung hinreichend angedeutet finden; jetzt mußte Schwerin das schroffe Nein als eine persönliche Abweisung nehmen, und da nun keine Hoffnung eines guten Verhältnisses blieb, so reiste Schwerin endlich nach Neiße ab. Das Geschäft aber stockte, denn die sächsischen Bevollmächtigten waren zwar ernannt, kamen aber nie. Schwerin fragte nun an, was geschehen solle, und wünschte seinen Urlaub anzutreten, worauf ihm der König aus Selowitz am 3. April 1742 sehr gnädig antwortete: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Bei Eurer jetzigen Anwesenheit in Neiße werde ich sehr gerne sehen, wann Ihr, so viel Euer Gesundheitszustand leiden will, mit dem Königlich polnischen und kursächsischen Minister und Envoyé dem von Bülow die Euch aufgetragene Kommission wegen Regulirung der Gränzen zwischen Nieder- und Oberschlesien sofort eröffnet, um die Sache in Gang und demnächst zu Stande zu bringen. Sollte Euer Gesundheitszustand alsdann nicht leiden, die Konferenzen weiter zu kontinuiren, Ihr auch, um Euch zu retabliren, Eure Reise nach dem Bade fortsetzen müssen, so kann der Geheimerath von Rüßler, so von allem informirt ist, die Negotiation kontinuiren, an Eurer Statt aber will ich, während Eurer Abwesenheit, den Generallieutenant von Marwitz substituiren, welchem der Etatsminister Graf von Podewils die benöthigte Autorisation zusenden wird, und welchem Ihr, so viel Euer Zustand es leiden will, die gehörige Information geben könnet, zumalen bei der Ausarbeitung und bei dem Detail der von Rüßler doch das Meiste besorgen muß. Ich wünsche bald,

gute Zeitungen von Eurem Retablissement zu haben, wozu Ihr alles Mögliche beizutragen und mir öfters Nachricht davon zu geben habet. Ich bin u. s. w. Friedrich."

Ein anderer Vorgang drängte sich unangenehm und sonderbar in diese Verhältnisse. Der General von Wallrawe, welcher später so unglückliche Berühmtheit erlangt hat, war damals beauftragt, die Festungswerke von Neiße zu verstärken. Er wünschte durch Schwerin's Empfehlung auch Kommandant dieser Festung zu werden, und schmeichelte ihm auf alle Weise; doch als er wahrnahm, daß dieser ihm nicht günstig sein wolle, oder vielleicht auch nicht mehr könne, versuchte er auf dessen Kosten sich bei dem Könige selbst beliebt zu machen. Er schrieb diesem: Seine Majestät hätten gewiß vernommen, daß die oberschlesischen Stände dem Feldmarschall für die Sorgfalt und Schonung, mit denen er die Winterquartiere eingerichtet, 30,000 Thaler verehren wollten; weil es aber Seiner Majestät nicht an Mitteln fehlen würde, dem Feldmarschall andere Vortheile zufließen zu lassen, so schlüge er vor, diese Summe ihm zur Befestigung von Neiße anzuweisen. Der wackre Eichel, des Königs Geheimer Kabinetsrath, der mit staatsmännischer Einsicht immer des Guten wahrnahm, gab Schwerin sogleich von dieser Tücke Nachricht, konnte aber nicht hindern, daß der König, in Voraussetzung der Wahrheit jener Angabe, an Schwerin in übrigens sehr gnädigen Ausdrücken schrieb, er bestimme wirklich jene Summe für den Festungsbau von Neiße. Schwerin verwies dem hämischen Anzettler dieser Sache seine schnöden Ränke in Gegenwart vieler Offiziere mit harten Vorwürfen, welche dieser jedoch ablehnte, indem er läugnete an den König geschrieben zu haben. In seiner Antwort an den König aber sagte Schwerin: Die oberschlesischen Stände hätten ihm nie ein Geschenk angeboten, und es sei dem Könige bekannt, daß er nie ohne seine Erlaubniß Geschenke dieser Art angenommen hätte; würde es ihm auch gewiß gemeldet haben, wenn es geschehen wäre; lieb würde es ihm übrigens sein, wenn die oberschlesischen Stände eine solche Summe zum Festungsbau hergäben. Worauf der König, ohne weiter das Wahre und Falsche sondern zu wollen, aus der gegebenen Anregung den

Vortheil festhielt, und den Befehl gab, die Stände sollten jene Summe zu dem erwähnten Zweck aufbringen, wie denn auch in der That geschehen mußte.

In Mähren aber fand die Verpflegung nun allerdings immer größere Schwierigkeit. Der König selbst ging eifrig in alle Einzelheiten dieser Fürsorge ein; er schrieb am 3. Februar an Voltaire: Von einem Gehirn, worin nur Heu, Hafer und Häckfel sei, dürfe man nichts verlangen! Freilich gelang auch ihm nicht, was Schwerin versäumt haben sollte; die nöthigen Vorräthe waren nicht aufzubringen, wiewohl jetzt ganz Mähren besetzt und für die Leistungen in Anspruch genommen war. Allein es blieb immer die Frage, ob nicht grade im ersten Augenblicke hätte geschehen können, was späterhin unmöglich wurde, eben weil nun mehr Truppen im Lande und alle Theile desselben unmittelbar angestrengt waren. Die Preußen hielten anfangs Ordnung, allein die Bundesgenossen wollten sich zu solcher nicht fügen, und Friedrich sah sich bald genöthigt, jede Truppe für ihren Bedarf nach eigner Weise sorgen zu lassen. Nach Ungarn und Oesterreich wurden zwar Streifschaaren entsandt, welche neben Kriegsgeldern auch Lebensmittel einbrachten, doch die Füllung der Magazine konnte damit nicht bestritten werden, und endlich mußte man dies Bemühen ganz aufgeben.

Inzwischen wurde der König sowohl durch die Kriegsumstände, als hauptsächlich auch durch politische Rücksichten bewogen, mit seiner Hauptmacht Mähren zu verlassen, und in Böhmen einzurücken. Unter dem Fürsten Dietrich von Anhalt-Dessau sollten 19 Bataillons und 25 Schwadronen bei Olmütz in einem vortheilhaften Lager stehen bleiben, und der König meinte, sie würden sich haben behaupten können, wenn Schwerin seine Schuldigkeit in Einrichtung der Magazine gethan hätte. Daß diese Truppen weichen mußten, fiel also auf's neue Schwerin zur Last. Welche Gereiztheit der König in dieser Zeit fühlte, sehen wir aus einem vertraulichen Briefe, den er an Jordan schrieb, und worin es heißt: „Monsieur ***, mauvaise copie de quelque chétif original anglais, vient de prendre le parti décisif de nous quitter.

Vous pouvez vous imaginer jusqu'à quel point je regrette sa perte.

Cet imitateur sans génie
De l'extérieur des Anglais.
En a copié la folie,
Mais il manqua leurs meilleurs traits.
Sans le vrai tout est ridicule;
Mars n'a jamais l'air d'Alcidon,
Sans la force on n'est point Hercule,
Ni sans la sagesse un Caton.

Pardonnez à ce trait qui m'est échappé contre un homme, que vous honorez de votre estime; mais je crois que cette estime est du nombre de celles.

Que tous les jours de nouvel an
L'on se débite en compliment,
Qu'on se jure et qu'on se proteste,
Quand sous la barbe doucement
L'on voudrait plus sérieusement
Que l'autre crevât de la peste."

Der Brief ist datirt: „A Chrudim, ce 29 d'avril 1742. Jour satirique, d'un soleil clair, et le premier du bourgeonnement de quelques arbustes." Man nimmt an, mit der Bezeichnung *** sei ganz entschieden Schwerin gemeint, als von dem schon in früher Zeit spöttisch gesagt worden, er ahme den Herzog von Marlborough nach. Wir sagen nur, daß in solchem Falle die Ausdrücke des Königs ganz erstaunlich sind, auch wenn die Verselust eines hellsonnigen Frühlingstages in Anschlag gebracht wird. Für maßgebend aber dürfen wir solche Ausdrücke nicht erkennen, sie sind der Schaum des Verhältnisses, nicht das Verhältniß selber, welches gehaltvoll und kräftig unter jener Laune sich nur verbirgt, und in ernsten Worten und Thaten des Königs längst seine wahre Würdigung offenbart hat.

Schwerin hatte unterdessen vergeblich in Neiße auf die sächsischen Bevollmächtigten gewartet. Das ganze Geschäft fiel durch die Ereignisse in Mähren ohnehin weg, und Schwerin fand sich in völliger Unthätigkeit. Er schrieb daher

an den König um neue Anstellung im Felddienste. Die Antwort war, er möchte sich noch etwas gedulden; und nach einiger Zeit, als der König mit seinen Truppen Mähren verließ, und in Böhmen einrückte, sandte er ihm den Befehl, mit den in Niederschlesien und bei Glatz befindlichen Bataillons zum Heere zu stoßen. Dieser Truppen waren zu wenige, als daß, nach Schwerin's Meinung, schicklich ein Feldmarschall sie hätte befehligen können, und er überließ daher dem General von Derschau die Befehlführung, reiste selber erst nach dem 12. Mai von Neiße ab, und folgte jenen Truppen nach, deren Marsch aber sich so sehr verzögerte, daß sie das Unglück hatten, erst am 18. Mai, grade den Tag nach der Schlacht von Chotusitz, einzutreffen! Dies Mißgeschick mußte gegenüber dem Siegesglanze des Königs den Feldmarschall vollends verdunkeln, er fühlte sich gedrungen zurückzutreten, verließ nun wirklich das Heer, und begab sich nach Karlsbad. Ungeachtet aller Mißhelligkeiten dauerte doch zwischen ihm und dem König auch jetzt noch ein guter Anschein fort. Schwerin schrieb aus dem Bade dem Könige mancherlei Neuigkeiten, und hatte auch in Betreff seines Regiments Anfragen und Wünsche, worauf der König dankend und freundlich antwortete. Als im Juni die Franzosen und Sachsen in Böhmen verschiedene Rückzugsbewegungen machten, die dem Könige nicht gleichgültig sein konnten, gab Schwerin ihm sogleich umständliche Nachricht hierüber, und fügte am Schlusse hinzu: „Les eaux continuent à me faire un bien infini; j'espère que les bains de Tœplitz achèveront de me guérir, que tous les médecins unanimement m'ordonnent pour la guérison de ma tête et pour fortifier les nerfs que j'ai extrêmement relâchés. Si cependant Votre Majesté avait besoin de mon service, je terminerais ma cure à celle d'ici, et je me rendrais là où Ses ordres m'appelleront, puisque j'ai déjà repris quelque force, que j'aimerais mieux sacrifier à Son service que me trainer comme j'ai fait plusieurs mois. Et en ce cas je supplie Votre Majesté de m'honorer promptement de Ses ordres, pour que je puisse me remettre en équipages, ayant été obligé de me défaire d'une partie des miennes, après que mes

appointements et fourrages m'ont été retranchés. Je suis avec mon attachement ordinaire de zéle et de soumission, Sire, de Votre Majesté le très-humble, très-obéissant et très fidèlement dévoué serviteur Comte de Schwerin." Allein der König war nicht veranlaßt, ihn in seiner Kur zu stören, die er ruhig vollenden konnte. Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt an der Oder, wo er sich von dem guten Zustande seines Regiments überzeugte, ging Schwerin sodann auf seine Güter, wo er mit aller Sorgsamkeit sich wieder der Landwirthschaft annahm, und nützliche Anlagen und Verbesserungen betrieb. Dies konnte er mit desto freierem Herzen, als der Krieg rasch endete und die Waffen bald nicht für ihn allein mehr, sondern für Alle ruhten.

Der Friedensvertrag von Breslau, geschlossen am 11. Juni 1742 und bestätigt in Berlin durch einen weitern Vertrag vom 28. Juli, sprach dem Könige das eroberte Schlesien als bleibende Erwerbung zu, und gewiß durfte Schwerin das stolze Bewußtsein hegen, daß er zu diesem großen und folgenreichen Gewinne bedeutend mitgewirkt. Doch dies Bewußtsein fühlte er sich gedrungen auch auszusprechen, und that dies bezeichnend genug, indem er einem neuen Vorwerke, welches er bei seinem Gute Ducherow angelegt, den Namen Mollwitz gab. Wir finden nicht, daß der König den allerdings nicht gleichgültigen Sinn, den diese Namenswahl verräth, durch irgend eine Aeußerung des Mißfallens oder Spottes gerügt habe.

Der Rest des Jahres 1742 und das folgende Jahr 1743 vergingen, ohne daß Schwerin von seinen ländlichen Beschäftigungen wäre abgerufen worden, doch machte er im Mai 1743 eine Reise in's Bad von Aachen. In Hannover sah er den König von England, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Friedrich, dem er hievon Bericht gab, antwortete ihm am 6. Juni: „J'ai bien reçu votre lettre du 31 Mai, par laquelle vous me faites part de la manière dont vous avez été traité à Hanovre. Ce récit m'a diverti et je vous en tiendrai compte. Mais n'oubliez pas de me faire un plus grand détail de l'entretien que le roi a bien voulu vous accorder." Prinz Heinrich sandte ihm nach

Aachen einen erbetenen Plan der Schlacht von Chotusitz mit den verbindlichsten Worten. Im Juli kehrte Schwerin von Aachen zurück, und begab sich nach Berlin, wo er dem Könige seine Ankunft meldete, zugleich aber seine Ungeduld ausdrückte, nach seinem Regiment in Frankfurt zu sehen. Friedrich antwortete ihm gnädig und sagte: „Je vous y verrai à la tête de votre régiment dont j'espère de pouvoir être satisfait. Cependant vous m'accompagnerez en Silésie et à mon retour." Zu besondern Aufträgen und Einwirkungen scheint jedoch kein Anlaß gewesen zu sein. Doch als die Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich im Herbste 1743 sich wieder spannten, wurde auch sein Name sogleich wieder genannt, und das Gerücht gab ihm für den vermutheten Feldzug im voraus eine neue Wirksamkeit. Dies ging so weit, daß in Regensburg und Augsburg ein angebliches preußisches Kriegsmanifest feilgeboten wurde, welches Schwerin als Oberfeldherr zur Eröffnung des neuen Feldzugs gegen Oesterreich erlassen haben sollte. Der Mißbrauch seines Namens mußte ihm desto verdrießlicher sein, als die Ausdrücke keineswegs geziemend waren, und ihm gereichte deßhalb zur Genugthuung, daß von Berlin unter dem 14. Dezember 1743 ein öffentlicher Widerspruch erging, durch welchen der König jenes Manifest für eine untergeschobene, frevelhafte Lügenschrift erklären ließ.

Inzwischen ergab sich ein Anlaß, daß Schwerin sich dem Könige wieder nahen mußte, und dieser begegnete seinerseits dem verdienten Feldherrn mit ehrenvoller Güte. Am 17. Januar 1744 nämlich durfte Schwerin als Feldmarschall, der das Reichsschwert zu halten hatte, bei der feierlichen Handlung nicht fehlen, durch welche der König in Berlin die Herzoge von Würtemberg-Oels und Bernstadt mit ihren schlesischen Fürstenthümern belieh. Daß Schwerin aber auch in militairischen Sachen thätig und mit dem Könige stets in gutem Verkehr blieb, ersehen wir aus zwei Kabinetsordern vom Mai dieses Jahres, welche Preuß in seinem Urkundenbuche mittheilt. In der einen belobt Friedrich die ihm von Schwerin mitgetheilten taktischen Bemerkungen; er findet sie sehr solid und gut, fügt aber hinzu: „Inzwischen solltet

Ihr Euer Regiment die Mouvements nur so machen lassen, so wie ich solche denen Offiziers, so von Eurem Regiment hier gewesen, gewiesen und gelernet habe." Die Vorschläge, meint er, möchten gut sein, wenn es gelte, den Feind in Verschanzungen oder in Dörfern anzugreifen, aber im freien Felde Fußvolk gegen Fußvolk dürfte es mißlicher sein, weil die Linie zu groß werde, als daß man sie überall halten könne; zuletzt empfiehlt er noch, sehr darauf zu sehen, daß, wenn sein Regiment auf einem Platze, wo keine Linien abgezeichnet sind, aufmarschire, alsdann der linke Flügel jedesmal eher etwas zurück, als vor sei. Ist hier die auch das Kleinste berücksichtigende Sorgsamkeit des Königs merkwürdig, so zeigt sich in der zweiten Kabinetsorder die kluge Milde auffallend, mit der er über das Einzelne und Geschehene hinwegsieht, doch für das Allgemeine und Künftige warnende Mahnung giebt. Friedrich schreibt unter dem 18. Mai 1744 aus Potsdam: „Ihr ersehet aus der abschriftlichen Vorstellung vom Generallieutenant von Jeetz, so ich Euch im Vertrauen kommunizire, was derselbe für Beschwerde führet, daß Eure Offiziers die Deserteurs seines Regiments im schwedischen Territorio engagiren. Nun will ich zwar darüber gar keinen Streit haben, Ihr sollet auch die benannten fünf Kerls behalten. Aber weil es ihm doch zum Nachtheil gereichet, wenn Eure Offiziers im Schwedischen gleichsam auf dergleichen Deserteurs lauern, die froh sind, neues Handgeld neben der Impunité ihres Verbrechens zu erhalten, welches nothwendig zu mehreren Desertionen Anlaß und Gelegenheit geben muß: so glaube ich, Ihr werdet so billig sein, Halt darin zu machen und Eure Offiziers dergestalt zu instruiren, daß sie besagtem Regiment keinen so palpablen Tort thun sollen." Wir sehen hier ein freundliches Vernehmen bis zur Begünstigung ausgedrückt. Dieser gute Anschein erhielt sich auch fernerhin. So nahm auch an den Vermählungsfeierlichkeiten der Schwester des Königs, Louise Ulrike, mit dem erwählten schwedischen Thronfolger Herzoge von Holstein, im Sommer des genannten Jahres, Schwerin seinem Range wie seiner Gesinnung gemäß eifrig Theil, und bewirthete die Prinzessin auf ihrer Durchreise nach Schweden am 29. Juli

in Schwerinsburg, von wo er sie dann bis zum letzten Gränzorte begleitete.

Die politischen Aussichten aber hatten sich längst getrübt, und Friedrich mußte, den Besitz von Schlesien zu sichern, abermals zu den Waffen greifen. Zu den früheren Berathungen und geheimen Anstalten, welche dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges vorhergingen, wurde auch wieder Schwerin von dem Könige berufen, und ihm die Befehlführung eines der drei Heerzüge bestimmt, welche von verschiedenen Seiten zugleich in Böhmen einbrechen sollten. Der Feldzug begann erst in der Mitte des August 1744, und Schwerin führte seinen Heertheil gradezu gegen Prag, wohin auch die anderen Heertheile, der von dem Könige selbst befehligte aus Sachsen, und der dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau übertragene aus der Lausitz, ihre Richtung nahmen. Sie trafen sämmtlich im Anfange des Septembers, ohne großen Kampf, vor den Thoren dieser Hauptstadt ein; der König auf dem linken Ufer der Moldau, vor der sogenannten Kleinseite, Schwerin und der Erbprinz Leopold auf dem rechten Ufer, vor der Altstadt. Die Belagerung wurde in der Nacht zum 11. September durch ein heftiges Geschützfeuer eröffnet; Schwerin aber hatte den Ziskaberg vor sich, und ein darauf gelegenes Fort deckte auf dieser Seite die Stadt. Es wird erzählt, des Königs Bruder Prinz Heinrich, damals noch sehr jung, sei während der Nacht zu Schwerin gekommen, um den Angriff mit anzusehen, und habe den Feldmarschall gefragt, ob er wisse, wie die Kapelle jenseits der Moldau heiße, wo des Königs Hauptquartier sei? Sie heiße Sankt Viktoria, habe er dann seinen Hut schwingend hinzugefügt, und Schwerin, erfreut über den frischen Jugendmuth, habe scherzend erwiedert: „Einer so schönen Heiligen müssen wir denn auch was zu Ehren thun." Am nächsten Morgen erstürmte er das Fort und einige dahinter liegende Verschanzungen, unter den Augen des Königs, der auf dem jenseitigen Ufer zusah, und an dessen Seite der Markgraf Wilhelm von Brandenburg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Nach sechstägiger Beschießung übergab der österreichische General von Harsch, der kein Mittel

sah den schon vorbereiteten Sturm abzuwehren, die Stadt auf Bedingungen, die er mit Schwerin abschloß.

Inzwischen hatte der König Nachrichten erhalten, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheer aus dem Elsaß, wohin er vorgedrungen war, in starken Märschen durch die Oberpfalz nach Böhmen heranziehe, daß ferner der Graf von Batthyani 12,000 Oesterreicher aus Baiern schon nach Böhmen zurückgeführt habe, und längs der Beraun vordringe. Ein Anschlag, den letzteren zu überfallen, mißlang, und der Feind ging nach Pilsen zurück. Jetzt kam alles darauf an, welchen Entschluß der König fassen würde. In der Nähe von Prag die Streitkräfte zusammen zu halten und den Feind zu erwarten, erschien späterhin als der beste Rath, damals aber unthunlich. Der König selbst hätte vorgezogen, sich gegen Pilsen auf Batthyani zu werfen, und dem Prinzen von Lothringen die dortigen Eingänge von Böhmen zu sperren. Derselbe hätte sich dann freilich nach Eger wenden und sich dort mit den Sachsen vereinigen können. Eben deßhalb rieth Schwerin, sogleich selber nach Eger aufzubrechen, sich des Platzes zu bemächtigen, die feindlichen Magazine wegzunehmen, und die Vereinigung der Oesterreicher mit den Sachsen, welche letztere sich noch nicht erklärt hatten, aber schon als Feinde anzusehen waren, zu verhindern. Der König indeß folgte diesmal politischen Rücksichten, und gab den dringenden Wünschen seiner Verbündeten Gehör, den Baiern und Franzosen, welche für wichtig hielten, daß die Preußen gegen Tabor, Budweis und Neuhaus vorrückten, um den Prinzen von Lothringen nach Süden abzulenken; in jener Richtung also brach der König auf. Schwerin zog mit seinem Truppentheil auf der großen Straße gegen Tabor, der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau mit dem seinigen mehr rechts längs der Moldau hinauf, durch unwegsames Land. Zwischen Tabor und Tein wurde ein Lager bezogen. Allein das von den Einwohnern großentheils verlassene Land bot wenig Lebensmittel, die leichten Truppen des Feindes, welche den preußischen weit überlegen waren, fingen die Zufuhren auf, und zwischen Gewässer, Wälder, Felsen, Moräste und Engwege gedrängt,

konnten die Preußen nicht einmal Gelegenheit zum Kampfe finden. Nach sechszehntägiger Ausdauer mußte man sich entschließen, die Stellung zu verlassen. Schwerin meinte, der anfängliche Zweck dürfe noch nicht aufgegeben werden, und das Heer solle nach Neuhaus vorrücken, damit der Feind für das Donauthal besorgt werde; der Erbprinz Leopold aber behauptete, man müsse nach Budweis rücken, wo die preußische Vorhut unter dem General von Nassau sich schon befand. Diesen Streit beseitigte ein Kundschafter, der die Nachricht brachte, der Prinz Karl von Lothringen sei mit ganzer Macht bei Protiwin, nördlich von Budweis; Schwerin war nicht geneigt dies zu glauben, aber der König ging augenblicklich über die Moldau und marschirte nach Wodnian, zwischen Protiwin und Budweis, doch hier ergab sich, daß jene Nachricht falsch gewesen. Hierüber brach der schon immer zwischen Schwerin und dem Erbprinzen Leopold glimmende Zwist in helle Flammen aus, und der König hatte, wie schon öfters, große Mühe durch sein Ansehen den Streit zu beschwichtigen. Diese Zwietracht, deren Schädlichkeit für das Gemeinbeste der König noch abgewendet haben will, wirkte offenbar auf das nachtheiligste, indem der König beide tapfere Männer doch immer wieder zugleich anhörte, und die Selbstständigkeit im Rathe, die er von ihnen verlangte, in der Ausführung wieder zu gänzlicher Selbstverläugnung herabdrücken wollte. Der Erbprinz scheint den König mit mehr nachgiebiger Klugheit behandelt zu haben, Schwerin aber, im Gefühl seiner Einsicht, mit herrischem Trotz, wodurch er seinem meist besseren Rathe weniger Eingang bewirkte.

Der Prinz Karl von Lothringen war unterdessen wirklich in die Nähe gekommen, hatte, mit den Sachsen bereits vereinigt, sich hinter der Wotawa zwei Meilen von Pisek aufgestellt, und schien im Rücken der Preußen über die Moldau gehen, und ihnen die Verbindung mit Prag abschneiden zu wollen. Hierauf wandte sich der König am 8. Oktober über die Moldau wieder nach Tabor, rief den nach Neuhaus vorgeschobenen General von Dumoulin dahin zurück, und sandte am 11. Schwerin mit 5000 Mann nach Beneschau voraus, um sich dieses wichtigen Punktes früher als der Feind zu

versichern, wohin am 18. er selbst mit allen übrigen Truppen nachfolgte. Die österreichische Hauptmacht war nun ebenfalls herbeigerückt, und bezog am 22. Oktober ein Lager bei Marschowitz. Der König freute sich ihrer Nähe, und beschloß sie anzugreifen. Die Preußen brachen mittags am 24. Oktober auf, und nach einem mühsamen wegelosen Marsch erblickten sie abends das feindliche Lager vor sich. Schmettau fand dasselbe unangreifbar, und machte durch seinen Bericht den König unwillig, der schon eine Schlacht für den folgenden Tag verkündigt hatte. Am frühen Morgen besichtigte der König selbst die Stellung des Feindes, und Schwerin und der Erbprinz Leopold begleiteten ihn. Schwerin, befragt, ob man den Feind in dieser Stellung angreifen könne? antwortete kurz: „Wenn Ew. Majestät es befehlen, so jagen wir ihn fort." Der Erbprinz antwortete ungefähr dasselbe. Der König aber sah die Mißlichkeit des Wagnisses ein, und führte die Truppen wieder in das Lager von Beneschau zurück. Doch fehlte hier schon das Futter für die Pferde, und der König ging daher am 27. Oktober über die Sazawa, und bezog ein Lager bei Pischely. Die Oesterreicher rückten in die Stellung von Beneschau.

Die Hoffnung, den Feind in dieser Gegend zu einer Schlacht zu zwingen, schwand mehr und mehr, und der König mußte befürchten, daß der Prinz Karl von Lothringen ihm in der Richtung gegen die Elbe zuvoreilte. Er beschied daher am 29. Oktober mittags sowohl Schwerin als den Erbprinzen Leopold, wie auch die Generale von Dumoulin und von Schmettau zu sich, und richtete zuerst an Schwerin das Wort; derselbe kenne, sagte er, den Zustand des Heeres, die Lage der Magazine, was sei zu thun? was könne der Feind wohl unternehmen? Schwerin, alles früheren Verdrusses eingedenk und durch die gegenwärtige Verlegenheit gereizt, gab zur Antwort: „Ich habe wohl geglaubt, daß es so kommen müsse; sobald wir statt nach Eger und Pisek zu gehen, den anderen Weg nahmen, konnte es nicht anders ablaufen." Der König versetzte scharf: „Ich frage nicht, was Er geglaubt hat, sondern was zu thun sei?" Jedoch Schwerin wiederholte die vorigen Worte nochmals, und nun wandte sich der

König von ihm weg zu den anderen Generalen; der Erbprinz, um seine Meinung befragt, behauptete, man müsse noch an der Sazawa stehen bleiben, der König stimmte dieser Ansicht bei, und entließ seine Rathgeber, ohne Schwerin weiter etwas zu fragen, noch sich sonst um ihn zu bekümmern; dies dauerte die folgenden Tage fort, und Schwerin sah sich völlig unbeachtet und zurückgesetzt.

Doch mußte der König gleichwohl die Sazawa bald verlassen, und sich der Elbe nähern. Er rückte am 31. Oktober nach Schwarz-Kosteletz, und darauf am 4. November nach Kaurzim, wo Schwerin mit dem rechten Flügel sich bis zum Kloster Zastmuk ausdehnte. Der König wollte Kuttenberg durch einen Gewaltmarsch erreichen, allein der Feind war ihm schon zuvorgekommen, und so blieb den Preußen nur übrig, sich nach Kollin zu wenden, um dort über die Elbe zu gehen, welches am 9. November geschah. Auf dem jenseitigen Ufer dachte der König sich zu behaupten, und seine Truppen ausruhen zu lassen. Allein am 19. November bewirkten auch die Oesterreicher bei Solonitz ihren Uebergang über die Elbe, ungeachtet des Widerstandes, den der Oberstlieutenant von Wedell ihnen leistete, der sich mit seinem Grenadierbataillon ihrer gesammten Macht entgegenwarf und sie fünf Stunden aufhielt, bis er selbst erschossen wurde. Nun mußte der König, da auch der Winter schon stark einbrach, das Feld räumen, und seine Truppen entweder nach Schlesien zurückführen, oder sich mit ihnen nach Prag werfen, welches von den Preußen noch besetzt war. Zum letzteren Entschlusse rieth der Erbprinz Leopold, doch der König wählte den ersteren. Dem General von Einsiedel, der in Prag befehligte, wurde die Weisung zugefertigt, die Festungswerke zu sprengen, und mit den Truppen abzuziehen. Er traf seine Anstalten aber so schlecht, daß sein am 25. November bewerkstelligter Abzug einer Niederlage gleichkam, und er nur mit großem Verluste durch die Lausitz nach Schlesien gelangte.

Der König wollte das Heer, während er selbst nach Berlin ginge, sichern Händen anvertrauen, doch der Erbprinz Leopold war plötzlich gefahrvoll erkrankt, und auf Schwerin konnte er jetzt nicht rechnen, da dieser bereits unter Angabe

von erlittenen Schlaganfällen im entschiedensten Mißmuthe wieder einen Urlaub genommen hatte; so berief er denn den alten Fürsten von Anhalt-Dessau zu sich, mit dem er am 4. Dezember in Tannhausen zusammentraf, und ihm den Oberbefehl übergab. Hiedurch war Schwerin's Entfernung um so stärker ausgesprochen. Der alte Widerspruch zwischen dem Fürsten von Anhalt-Dessau und Schwerin trat noch bei einem letzten Anlaß heftig auf; Schwerin nämlich suchte den General von Einsiedel wegen seines Unglücks zu entschuldigen, und trug auf eine milde Behandlung an, der Fürst hingegen erklärte, derselbe, wiewohl ehemals sein Günstling, sei des preußischen Namens unwürdig, verdiene Strafe und Verachtung, und solle ihm nicht vor Augen kommen. Einsiedel wurde vom Könige höchst ungnädig aus dem Dienst entlassen, und sogar ging später das Gerücht, er sei vor ein Kriegsgericht gestellt und insgeheim enthauptet worden. Schwerin wurde durch den Vorzug, der in allen Dingen seinem Gegner zu Theil wurde, noch tiefer gekränkt, und zog sich für lange Zeit auf seine Güter zurück. So lange der alte Fürst von Anhalt-Dessau noch lebte, kam Schwerin nicht wieder zum Heere.

Die schlagflüchtigen Zufälle, welche Schwerin als Grund seines Urlaubgesuches angeführt, sind in der Folge bisweilen wohl bezweifelt worden. In der That scheinen sie nicht von der Art gewesen zu sein, um ihn des Kriegsdienstes ganz unfähig zu machen. Dem widerspricht auch ein Vorfall, der ihn unmittelbar nach seinem Abgange vom Heere traf. Die Wege waren durch feindliche Partheien unsicher, und als Schwerin sein erstes Nachtlager genommen, erscholl plötzlich das Gerücht, der Feind sei da. Sogleich war Schwerin entschlossen und rüstig, verrammelte die Thüren des Wirthshauses und sogar die seines Zimmers, und ordnete seine Dienerschaft zur Vertheidigung. Da kein Feind erschien, so wurde über die Anstalten nur gescherzt, und man sagte, er habe dergleichen von Karl dem Zwölften in der Türkei gelernt. Doch ist der Zug hinlänglich, um darzuthun, daß nicht körperliche Hinfälligkeit allein ihn vom Heer entfernte. Ihr Zusammentreffen mit innerer Verstimmung rechtfertigt

aber auch nicht den Argwohn, daß sie nur dieser letzteren zum Vorwande gedient. Allerdings durfte Schwerin dem Könige nicht geradezu sagen, er wolle aus Unzufriedenheit weggehen, und er mußte deßhalb andere Beweggründe geltend machen, welche, wenn sie auch nicht die alleinigen waren, darum noch keine erdichteten zu sein brauchten. Die Verbindung zweier Triebfedern konnte sehr wohl bewirken, was jede derselben allein nicht vermocht hätte. Vielleicht aber würde er solche Zufälle, ohne das Hinzukommen jener Verstimmung, weniger beachtet, sondern es darauf gewagt haben, ob und wie sie ihn ferner träfen. Auf diese Weise erklärt sich sein Benehmen hinlänglich, ohne daß wir nöthig haben, eine doch immer widrige Verstellung dabei vorauszusetzen. Letztere würde auch bald ihre eigne Strafe geworden sein, denn der Kriegseifer des ruhmvollen Befehlshabers mußte bei den Thaten, die nun ohne ihn geschahen, sich in ganzer Stärke regen. Der folgende Feldzug brachte, im Laufe des Jahres 1745, am 4. Juni den Sieg von Hohenfriedberg und am 30. September den von Sorr, dann am 23. November den Sieg von Katholisch-Hennersdorf und am 15. Dezember den von Kesselsdorf, durch welche der Kriegsruhm des Königs, so wie des alten Fürsten von Anhalt-Dessau, im höchsten Glanze strahlten. Am 25. Dezember wurde durch den Dresdner Frieden der zweite schlesische Krieg zu Preußens Vortheil und Ruhm beendigt.

Schwerin lebte mittlerweile auf seinen Gütern, wo sein Gemüth neue Lebensfrische fand, und seine Gesundheit sich bald wieder herstellte. Auf die Spannungen und Thätigkeiten des Krieges scheint in der That keine Abwechselung trauriger und unerträglicher, als die des städtischen Müßigganges, keine angemessener und tröstlicher, als die der ländlichen Beschäftigung. Landwirthschaftliche Arbeit oder Verwaltung ist die natürliche Zuflucht des Kriegers. Wir haben in alter und neuer Zeit die glänzendsten Beispiele von Feldherren, deren Hand so glücklich den Pflug wie den Degen führte; harmloser und sicherer gewiß, als im Frieden die Staatsgeschäfte zu leiten, wobei mancher kriegerische Ruhm wieder eingeschwunden. Schwerin, wie später Blücher, empfand in freier

Ländlichkeit den Schmerz minder hart, seinem glänzenderen Beruf entrückt zu sein, doch ganz zu verwinden war dies Mißgeschick in keinem Fall.

Durch Zahl und Ausdehnung seiner Güter wurde Schwerin's Verwaltungsaufsicht sehr in Anspruch genommen. Wohl vier Meilen in die Runde konnte er auf eigenem Grund und Boden sich ergehen. Jeden Tag frühmorgens machte er sich auf, und besichtigte seine Besitzungen und die verschiedenen Anlagen und Bauten, welche er überall hervorrief. Gewöhnlich ritt er in solcher Art zwei Pferde täglich müde. Seine Beeiferung und Sorgfalt hatten das sichtbarste Gedeihen zur Folge, die Güter nahmen sich bedeutend auf, ihr Wirthschaftsertrag wuchs ungemein, und selbst ihr äußeres Ansehen machte sich vortheilhaft bemerkbar. In der Arbeit seiner Dienstleute und seines Gesindes herrschten Fleiß und Ordnung, und seine Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Er legte neue Vorwerke an, und strebte dahin, daß kein Stück Landes ungenutzt bliebe, sein Scharfblick entdeckte in der Art der Benutzung leicht neue Vortheile, und seine Aecker, Wiesen, Waldungen und Teiche bezeugten den kundigen Landwirth, wie seine Dörfer den wohlgesinnten Hausvater. Er befragte die Bauern nach ihren Umständen, kümmerte sich um ihre Lebensweise, und wo die Verhältnisse mangelhaft erschienen, half er aus eignen Mitteln nach. Er sorgte für den Aufbau neuer Kirchen, welche für jene Zeit und Gegend sehr ansehnlich ausfielen, baute den Predigern gute Wohnhäuser, zwar nur von Einem Stockwerk, aber von festem Gemäuer und von bequemer Einrichtung. Die Schulen suchte er gleicherweise durch äußere Nachhülfe und innere Belebung zu verbessern. Alle gemeinnützigen Anstalten unterstützte er kräftigst. Längs der Landstraßen durchweg Bäume zu pflanzen wollte nicht gelingen; dagegen ließ er die auf den Aeckern zahlreich vorfindlichen Feldsteine zusammenbringen, die größten Blöcke sprengen, und von diesen Steinen zu beiden Seiten der Wege Mauerwände aufrichten, wodurch die Felder geschützt und die Straßen gehörig abgegränzt wurden. Fremde konnten bald gewahr werden, daß sie den Boden einer sorgsamen Herrschaft betraten; die Bewohner selbst fühlten sich

gehoben, die Nachbarn mußten ein vorzügliches Gedeihen anerkennen.

Allein die umwohnenden Gutsherren wollten gleichwohl die Nachbarschaft nicht rühmen; sie meinten, auf ihre Kosten zum Theil mehre sich der Wohlstand des Schwerin'schen Besitzthums. Von alter Zeit her waren manche Gränzen nicht gehörig bestimmt, beträchtliche Grundstücke zweifelhaft, andere mehreren Besitzern gemeinsam; durch drängende Kriegsunruhen und säumige Rechtspflege waren viele Verhältnisse verwirrt und verdunkelt. Schwerin ging mit Eifer darauf aus, überall sein Recht und seinen Vortheil wahrzunehmen, seinen Besitz rein und frei zu stellen, und ihn zugleich auch möglichst auszurunden. Er forderte zurück, löste ab, tauschte, machte neue Ankäufe, und gerieth hiedurch in vielfache Streitverwickelungen, wegen deren die Gerichte angegangen wurden. Da er seine Rechtsstreite sehr eifrig betrieb, und nie geneigt war, von seinen Ansprüchen abzugehen, sondern jeden Vortheil auf's äußerste verfolgte, so wurde er auf allen Seiten von den Edelleuten als ein schlimmer Nachbar empfunden, wobei sein hoher Rang und persönliches Gewicht das Verhältniß nur drückender machen mußte. Ihn selbst aber störten diese Gerichtshändel in seiner Gemüthsruhe nicht; er besorgte sie gleich anderen Geschäften, unverdrossen und unerbittert, und größtentheils auch mit Erfolg. Nur in einem Hauptprozesse, wegen des Gutes Spantikow, vermochte er nicht durchzudringen; die nähere Bewandtniß dieser Sache haben wir schon früher angegeben.

Auf dem Schlosse Schwerinsburg herrschte anständige Pracht, vornehme und reiche, doch dabei behagliche Lebensart, und große Gastfreiheit. Besuche waren jederzeit willkommen, und fanden eine ausgewählte kostbare Tafel, wie eine freundliche, heitere Unterhaltung. Schwerin liebte bei der Mahlzeit munteres Gespräch, und nannte es die Würze des menschlichen Lebens; er selbst gab das beste Beispiel anmuthiger Mittheilung, und erzählte gern von den Merkwürdigkeiten, die ihm während seines langen und erfahrungsreichen Lebens aufgestoßen; die Eindrücke aus seiner Jugend in Holland, die Erinnerung an die Helden Eugen und Marlborough, und

die Geschichte von seinem Aufenthalte in der Türkei und von Karl dem Zwölften, gaben vorzugsweise den für die Zuhörer stets erwünschten Stoff. Auch Gespräche über Religion und Erörterungen ihrer Lehren fanden häufig Statt, sowohl mit weltlichen Personen, als mit vernünftigen Geistlichen, welche Schwerin gern um sich hatte. Er hegte mancherlei Zweifel, war aber im Wesentlichen gläubig; gern schloß er mit der Mahnung: „Laßt uns, Kinder, Gott lieben, und unseren Nächsten wie uns selbst! denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Frömmelei und geistliche Hoffahrt ließ er so wenig aufkommen, als Unglauben und Spötterei; doch bewies er im Allgemeinen gegen Andersdenkende die größte Duldung. Mit seiner Gattin hatte er, wenn auch nicht ein innig liebevolles, doch ein äußerst freundliches und wohlmeinendes Vernehmen; die Ehrerbietung, welche sie ihm einflößte, wurde durch seine stets aufmerksame und schonende Behandlung nur erhöht. Was Geschäfte und Geselligkeit an Zeit noch übrig ließen, wurde zum Theil mit Lesen ausgefüllt, zum Theil mit Schachziehen, dem einzigen Spiele, dem sich in seinen späteren Jahren Schwerin noch mit einiger Leidenschaft ergab.

Im Jahre 1745 am 25. Mai verlor Schwerin seine Mutter, Anna Lukrezia, geborne von Ramin. Er hatte das seltene Glück gehabt, sie das hohe Alter von zweiundneunzig Jahren erleben zu sehen, ein Alter, welches durch vielfache Freuden gesegnet war, am schönsten durch die liebevolle Zärtlichkeit eines solchen Sohnes. Die wegen ihrer großen Tugend und Rechtschaffenheit belobte Frau hatte vierzehn Kinder geboren, und sah in ihren letzten Lebensjahren bisweilen sechsundvierzig Personen ihrer Nachkommenschaft um sich versammelt. Schwerin bewies ihr die kindlichste Ehrerbietung, und feierte ihren Geburtstag jedesmal mit glänzenden Festlichkeiten. Der Hauptmann von Stamfort sagt hierüber in seiner Karakterschilderung Schwerin's: „Es war ein rührendes Schauspiel, bei solchen Gelegenheiten zu sehen, wie der alte Feldmarschall, nach den ersten Glückwünschungen, mit dieser zahlreichen Familie zu den Füßen seiner theuren Mutter hinkniete, und sie um ihren Segen bat; mit welchem

Vergnügen sie sich dann sämmtlich zu Tische setzten, und wie er nach aufgehobener Tafel, mit dieser von der ganzen Versammlung innigst geliebten Frau, einen Ball eröffnete, der bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, weil sie durch ihre ausnehmende Gefälligkeit und herzliche Theilnahme jeden zur Freude ermunterte, und selber um so vergnügter war, je aufgeweckter sie die Gesellschaft um sich her erblickte."

So vergingen ein paar Jahre, ohne daß Schwerin sich von seinen Gütern entfernen mochte. Er besuchte weder sein Regiment, von dessen Angelegenheiten er als Inhaber nur schriftlich Kenntniß erhielt, noch den König, zu welchem kein unmittelbarer Dienstberuf ihn forderte, und der seinerseits ihn vergessen zu haben schien. Doch war dies keineswegs der Fall; der König bemerkte mit Unzufriedenheit, wie der alte Feldmarschall sich von ihm entfernt hielt, und aus der Mißlaune eines Augenblicks unnöthig eine dauernde Entzweiung fortspann. In seinem hohen Sinne fiel es dem Könige nicht zu schwer, den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun. Er nahm dazu die erste Gelegenheit wahr, und als er zufällig den Bruder des Feldmarschalls, den Landjägermeister Grafen von Schwerin, auf der Redoute traf, richtete er die Frage an ihn: „Was macht Sein Bruder, Schwerin?" — Dieser antwortete: Er befindet sich ganz wohl auf seinen Gütern, und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben. — „Grüße Er ihn doch, fuhr der König fort, es ist ein braver, verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin." Wie sehr auch Schwerin durch diese Erinnerung geschmeichelt sein mußte, so fühlte er sich durch sie doch nicht bewogen, aus seiner Abgeschiedenheit hervorzutreten, sondern blieb ferner ruhig in Schwerinsburg. Erst als im Frühjahr 1747 der König selber an ihn schrieb, und ihn freundlich fragte, ob er denn nicht einmal wieder nach Berlin kommen wolle, betrachtete er dies als einen Befehl, dem er gehorchen müsse. Als er in Berlin ankam, fand er daselbst in den persönlichen Verhältnissen manches verändert; der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, sein Nebenbuhler und Widersacher, war am 9. April zu Dessau plötzlich gestorben, nachdem schon einige Zeit vor-

her sein Einfluß merklich abgenommen hatte, und dieses Gegners ledig, konnte Schwerin nur um so günstigere Erwartungen hegen. Doch war die erste Zusammenkunft mit dem Könige, dem nicht leicht jemand ohne ahndungsvolle Scheu nahte, für beide Theile noch als Prüfung zu bestehen. Wir wissen den eigentlichen Inhalt dieser Zusammenkunft nicht, deren innerer Verlauf keine Zeugen hatte; doch einige Umstände, welche in den Bereich äußerer Wahrnehmungen fielen, sind getreulich überliefert worden, und da selbst das Geringfügige, wenn es, wie hier, in verbürgter Aechtheit erscheint, einiges von der ursprünglichen Farbe des Augenblicks wiedergiebt, so dürfen wir dem einmal Ueberlieferten auch hier seinen Platz wohl gönnen. Die aus dem Munde des Kammerhusaren Deybert aufgefaßte Erzählung, welche auch der Ordensrath König so von ihm gehört zu haben bezeugt, lautet in der Unger'schen Anekdotensammlung wie folgt: „Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Deybert: „Guten Morgen, mein Sohn! Ist der König in seinem Zimmer und ist er schon angekleidet?" — Ja, Ew. Excellenz. — „Ist er gut disponirt? Habt Ihr nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?" — Nein, Ew. Excellenz. Ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen. — „Nun, sage Er ihm noch nicht, daß ich hier bin." — Deybert trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder in's Vorzimmer. — „Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs?" — O ja, Ew. Excellenz. — „So sag Er ihm, daß ich hier bin." Deybert ging zum Könige, und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, ging auf und nieder, und phantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an, und sagte zu Deybert: „Laßt den Feldmarschall herein kommen." Deybert öffnete die Thüre und winkte Schwerin mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?" — und gab darauf einen Wink, daß er allein sein wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen

Schwerin und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter, und zuletzt leise. Die Thür öffnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer heitern, zufriedene Miene, und der Monarch sagte zu ihm: „Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir.“ Das gute Einverständniß war nunmehr völlig hergestellt.

Doch behielt Schwerin seinen gewöhnlichen Aufenthalt noch in Schwerinsburg, wo seine Gegenwart um vieler angefangenen Dinge willen höchst nöthig war, und kam nur bei besondern Anlässen nach Berlin und Frankfurt, wo sein Regiment nun wieder seiner persönlichen Obhut und Fürsorge genoß. Am 9. Januar 1748, bei der feierlichen Belehnung des Fürsten Lobkowitz mit dessen schlesischem Fürstenthum Sagan, hatte er als Feldmarschall wieder zur Rechten des Königs das Reichsschwert zu halten, und den Knopf desselben dem Lehnsträger zum Kusse darzureichen; vier Tage später fand dieselbe Feierlichkeit für den Fürstbischof von Breslau wegen des Fürstenthums Neiße und Grottkau Statt. Glänzender und erfreulicher für ihn war das Ereigniß, daß er am 26. Mai desselben Jahres wieder selbst sein Regiment zur großen Musterung in Berlin einführte, und bei den Kriegsübungen in alter Kraft und Lebhaftigkeit thätig sein konnte. Als im folgenden Jahre 1749 am 30. Januar der Fürst von Auersberg mit dem Fürstenthum Münsterberg und dem Weichbilde Frankenstein belehnt wurde, wohnte Schwerin auch dieser Feierlichkeit in herkömmlicher Weise bei.

Friedrich, wiewohl nun schon mehrjährig im Besitze von Schlesien, verhehlte sich nicht, daß er diese theuer erkämpfte Erwerbung sorgsam bewachen müsse, indem nicht nur Oesterreich, sondern auch andere Mächte, deren Eifersucht rege geworden, nur zu deutlich erkennen ließen, daß ihre Feindschaft nur auf die günstige Gelegenheit warte, um auf's neue gegen ihn auszubrechen; ihre Betreibungen und Anschläge zu diesem Zwecke ruhten keinen Augenblick. Der König verfolgte mit scharfem Auge die mannigfachen Bewegungen der europäischen Staatsverhältnisse, und je sicherer sein Blick sie durchschaute,

um so gefahrvoller mußte ihm seine Stellung erscheinen, welche auf allen Seiten durch übermächtige Feinde bedroht wurde. Im Jahre 1750 wurde besonders das Verhältniß mit dem russischen Hofe zweideutig, wo der österreichische Einfluß schon längere Zeit sich mit Erfolg bemühte, dem Könige unversöhnliche Feindschaft zu erregen. Friedrich fühlte wohl, daß alle Klugheit und Geschicklichkeit, mit welchen er auf die politischen Verhandlungen einwirkte und den Ränken zu begegnen strebte, zuletzt der angestrengten und unablässigen Arbeit so vieler Werkzeuge doch würde weichen müssen, und sein Heil abermals in den Waffen liegen werde. Das Kriegswesen war ihm daher unablässig ein Gegenstand erhöhter Fürsorge, und bei dieser Gedankenrichtung mußte auch der Werth eines Mannes wie Schwerin täglich heller leuchten. Der König zog seinen alten Waffengefährten und Lehrmeister wieder in sein engeres Vertrauen, und der gewohnte Umgang, in welchem Schwerin, da noch kein wirkliches Handeln zum Widerspruch reizte, sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen konnte, schloß beide nur inniger zusammen.

Eine Gelegenheit, durch gerechte Ersatzgewährung mittelbar auch die innersten Gefühle Schwerin's wohlthuend anzuregen, fand sich in der Sache der verwittweten Staatsministerin von Knyphausen, deren vor fünfzehn Jahren erlittene willkürliche Behandlung dem Könige jetzt wieder in Erinnerung kam. Er übersandte derselben im August 1750 ein Geschenk von 12,000 Thalern in Gold, „aus besonderer Gnade" wie gesagt wurde, und begleitete dasselbe mit einem sehr gnädigen Handschreiben. Den Vorgang, auf welchen diese Erstattung sich bezog, haben wir früher mitgetheilt, so wie den Zusammenhang, in welchem Schwerin zu dieser Sache stand. Die Weise jedoch, wie der König sich dabei benahm, war so zart und rücksichtsvoll, daß weder das Gefühl der Dame noch das Andenken seines Vaters dabei verletzt wurden. Ein Brief von Voltaire, aus Berlin vom 1. September 1750 an den Grafen d'Argental geschrieben, giebt hievon den anerkennendsten Bericht, und findet hier billig seine Stelle. Voltaire schreibt: „Le roi de Prusse fait de très-belles actions sans en avertir son monde. Il vient d'envoyer cinquante

mille francs, dans une petite cassette fort jolie, à une vieille dame de la cour que son père avait condamnée à l'amende autrefois d'une manière tout-à-fait turque. On reparla, il y a quelque temps, de cette ancienne injustice despotique du feu roi. Il ne voulut ni flétrir la mémoire de son père, ni laisser subsister le tort. Il choisit exprès une terre de cette dame pour y donner ce beau spectacle d'un combat de dix mille hommes, — il prétendit que, pendant la pièce, on avait coupé une haie dans la terre de la dame en question. On ne lui avait pas abattu une branche." Schwerin mußte wohl dankbar empfinden, daß auch Rücksicht für ihn bei dieser Erstattung günstig mitgewirkt habe.

Wir finden aus den nächstfolgenden Jahren in Betreff Schwerin's wenig Erhebliches angemerkt. Formey, französischer Prediger und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, machte bisweilen Besuche bei seinen Freunden in Frankfurt an der Oder, und erzählt in seinen Souvenirs d'un citoyen, von einem dieser Besuche: „L'époque de septembre 1751 est encore bien chère à mon souvenir. J'y trouvai l'immortel héros, maréchal de Schwerin, qui voulut me voir tous les jours pendant le tems que j'y passai. Il était alors en froideur avec le roi; c'était le règne de Voltaire et des autres savans ou beaux-esprits avec qui le monarque vivait: le maréchal était fort curieux d'être instruit de toutes les anecdotes de Sans-souci, et personne n'était plus en état que moi de le satisfaire. Je le vis encore à Berlin en 1752, lorsqu'il vint aux manœuvres, où il me dit qu'il avait été plus harassé que dans aucun jour de bataille." Zwei Kabinetsschreiben des Königs, vom 9. und 13. August 1753, zeigen nur, daß derselbe über Dienstsachen wieder mit Schwerin regelmäßig verkehrte, und dieser seinem Regimente thätig vorstand. Die Genauigkeit, mit welcher ein König und ein Feldmarschall hier die geringsten Einzelheiten ausführlich verhandeln, ist für das damalige Kriegswesen bezeichnend, und man erkennt wohl jetzt nicht genug an, welch ein wesentlicher Bestandtheil der Vortrefflichkeit desselben, ja wir dürfen wohl

sagen der Größe des Königs, in dem Grundsatze lag, auch das Kleinste, sofern es sich als Gegenstand darbot, mit eben der Achtsamkeit zu behandeln, welche dem Wichtigsten gebührte.

Schwerin wurde in seinem siebzigsten Jahre Wittwer. Seine Gattin, Ulrike Eleonore von Krassow, starb am 2. Juli 1754, nachdem sie sechsundvierzig Jahre mit ihm in vergnügter Ehe gelebt. Er war ihr herzlich zugethan, und bezeigte ihr unwandelbare Hochachtung und Zärtlichkeit, so daß die Abwege und Untreuen, zu welchen gleichwohl sein empfänglicher Sinn verlockt wurde, weder die Eifersucht seiner Gemahlin weckten, noch überhaupt ihre Zufriedenheit störten. Dem großen Hauswesen, welches fast ein Hofstaat zu nennen war, so wie der Verwaltung der weitläufigen Güter, und der eigentlichen Bewirthschaftung derselben, hatte sie mit Einsicht und Fleiß vieljährig in so guter Weise vorgestanden, daß ihr Tod auch in diesem Betreff ein unersetzlicher Verlust war. Auch ihre persönliche Fürsorge hatte Schwerin stets dankbar empfunden; und er selbst, wie alle Hausgenossen und die sämmtlichen Unterthanen klagten über den Verlust ihrer wohlthätigen Pflegerin. Schwerin meldete mit schmerzlicher Klage seinen Verlust dem Könige, und dieser schrieb ihm tröstend zurück: „Vous connaissez mes sentimens pour vous, et vous ne devez donc point douter de la part véritable que je prends à votre juste douleur. Mais avec tout cela, tous vos regrets ne pourront vous rendre ce que vous avez perdu. Je vous prie donc de modérer votre affliction, et de ne point vous laisser abattre par un coup, qu'il n'a pas été dans votre pouvoir de détourner." Zum Schlusse fügte er noch die freundlichsten Wünsche bei, ihn bald in bester Gesundheit zu Potsdam wiederzusehen.

Für den Kundigen wird es nicht als Widerspruch gegen die Aufrichtigkeit der Trauer Schwerin's erscheinen, daß wir sogleich seine Wiedervermählung zu erzählen haben, die schon am 20. Oktober desselben Jahres Statt fand. Auffallender dürfte die Wahl seiner zweiten Gattin erscheinen. Diese war Philippine Louise von Wackenitz, Aebtissin des adeligen Stifts zu Barth in Vorpommern, deren Vater schwedischer Landeshauptmann gewesen war, und deren Mutter nachher

verwittwet fünfzehn Jahre als Hofmeisterin der Markgräfin Albrecht am Hofe in Berlin gelebt hatte. Die äußeren Verhältnisse boten keinen Anlaß zum Tadel, auch die schon vorgerückten Jahre der Erwählten gaben der Heirath ein ehrbares Ansehen. Allein es war nicht unbekannt geblieben, daß das Fräulein in jüngeren Jahren durch Schönheit und Lebhaftigkeit die Neigung Schwerin's gewonnen und durch Verführungskünste zur Leidenschaft gesteigert habe. Ihr selbst fiel dabei das Loos, Mutter zu werden, und Schuld und Geheimniß knüpften das Band um so fester. Fräulein von Wackenitz verheimlichte ihre Niederkunft anfangs glücklich, indem sie eine verheirathete Freundin bewog, den Schein einer Wöchnerin anzunehmen, und das Kind für das ihrige auszugeben. Doch im Verlauf der Zeit, da Schwerin fortfuhr, das Stiftsfräulein fleißig zu besuchen, erwachte mancherlei Argwohn, und als endlich die herangewachsene Tochter an seinen Adjutanten Major von Stedingk verheirathet wurde, verrieth er so warme Theilnahme und Fürsorge, daß man sie wohl als Vaterliebe deuten mußte. Gab unter solchen Umständen die zweite Heirath Schwerin's manchen streng richtenden Personen neues Aergerniß, so waren dagegen andere mildergesinnte geneigt, darin nur eine Sühne früheren Unrechts zu sehen. Dieser letztere Antrieb war auch, mündlicher Ueberlieferung zufolge, der eigentlich bestimmende für Schwerin, der übrigens den gewagten Schritt mit rascher Entschlossenheit vollführte; eines Sonntags nach der Predigt nahm er die Aebtissin bei der Hand, führte sie als seine Braut zum Altar, und sprach den Prediger, der allein unter allen Anwesenden vorbereitet war, um die kirchliche Trauung an.

Inzwischen hatten sich die politischen Aussichten Preußens immer mehr verdunkelt, und Friedrich mußte alle Hülfsmittel seines regen Geistes aufbieten, um in den vielfachen Verwickelungen unumstrickt zu bleiben. Sehr wichtig war es, sich mit Rußland klar zu stellen, dessen Verbindung mit Oesterreich und Großbritannien nur um so stärker geknüpft schien, als die Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich von persönlichem Haß erfüllt war. Zu dieser Spannung ereignete sich, daß im Anfange des Mais 1755 der russische Großmarschall

Graf Bestuscheff, welcher in den Staatsgeschäften vorherrschendes Ansehen hatte, auf einer Rückreise aus Deutschland nach St. Petersburg durch Frankfurt an der Oder kam. Schwerin, jetzt völlig wieder im Vertrauen des Königs und eingeweiht in die politischen Geheimnisse, benutzte die höflichen Besuche, welche zwischen ihm und dem russischen Staatsmann gewechselt wurden, um dessen Gesinnung in Betreff Preußens zu erforschen. Bestuscheff lehnte die Eröffnungen keineswegs ab, sondern machte deren auch seinerseits, auf welche er die Antwort des Königs noch vor seinem Eintritt in Rußland zu erfahren wünschte, und daher seine Weiterreise so einrichtete, daß Schwerin's Auskunft hierüber ihn noch diesseits der Gränze erreichen konnte. Der Bericht Schwerin's an den König fehlt uns, aber wir haben Friedrich's Antwort, welche den Inhalt und die Wichtigkeit der ganzen Verhandlung genügend erkennen läßt. Sie ist ein sprechendes Zeugniß der auch politischen Bedeutung Schwerin's, und wir schalten sie deßhalb hier ein. Der König schrieb auf das am 5. Mai aus Frankfurt an ihn ergangene Schreiben schon am 8. aus Potsdam zurück: „J'ai bien reçu la lettre que vous m'avez faite du 5 de ce mois, et je suis très sensible à la communication confidante que vous m'avez faite, de quoi il s'est agi dans l'entretien que vous avez eu avec le grandmaréchal comte de Bestuschef à son passage à Francfort. Comme il a pris des mesures avec vous pour avoir encore votre réponse avant que d'atteindre les frontières de Russie ou de Courlande, afin de savoir ma véritable façon de penser sur une réconciliation entre moi et l'impératrice sa souveraine, vous lui marquerez en prenant cependant toutes vos précautions, afin que votre lettre lui arrive sûrement: que je ne demandais pas mieux, qu'une réconciliation sincère entre moi et l'impératrice, et que je lui saurais infiniment gré, s'il voulait bien y travailler, ce qui lui serait d'autant plus aisé à parfaire, vû que la Russie et moi n'avions proprement rien à démêler entre nous, pas même jusqu'à des chicanes; mais que tout ce qui avait causé du refroidissement entre sa souveraine et moi n'était fondé au-

trement que sur des mensonges; des soupçons et des calomnies les plus grossières et les plus ridicules, qu'on avait malicieusement inspiré à l'impératrice contre moi, qui s'évanouiraient au moindre éclaircissement, et dont j'espérais que lui comte de Bestuschef voudrait bien désabuser cette princesse, pour laquelle j'avais gardé non obstant de cela toute l'estime possible. Enfin, qu'il serait bien désirable, même pour les vrais intérêts de la Russie, si ce comte saurait contribuer à ce que cette trop grande prédilection des Autrichiens et des Anglais se refroidisse tant soit peu et fut mise dans des bornes plus justes, que jusqu'ici. — Au reste mes vœux sont pour le parfait rétablissement de votre santé et de vos forces, dont je serais bien aise d'avoir de bonnes nouvelles. Et sur ce etc." — Doch hatte diese Anknüpfung keine weitere Folge, denn Bestuscheff selbst war gegen den König eingenommen, und der durch Schwerin etwa bewirkte günstige Eindruck mußte in St. Petersburg ganz erlöschen.

Ein bald nach diesem Vorgange an Schwerin aus Potsdam unter dem 20. Mai erlassenes Schreiben des Königs beschäftigt sich wieder lediglich mit der nahen Truppenmusterung und mit den hiefür bestimmten Vorschriften, welche wir zum merkwürdigen Gegensatze jener politischen Erörterung hier mittheilen. Der König schreibt: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Da Ihr mit Eurem unterhabenden Regimente nächstkommenden Donnerstag, als den 22. dieses, in Berlin zur Revue einmarschiren werdet; so ist mein Wille, daß die sämmtlichen dahin kommenden Regimenter des Morgens präzise um 8 Uhr einmarschiren sollen. Ich verbiete aber hierdurch expresse, daß kein Regiment etwa kurz vor dem Einmarsch sich die Haare pudere, oder sonsten propre machen und gleichsam Toilette halten soll, sondern jedes dieser Regimenter soll zwar reinlich, jedennoch dergestalt, wie es vorher aus seinem letztern Nachtquartier zum Einmarsch in Berlin aufbrechen wird, auch dergestalt zu Berlin in die Stadt marschiren. Im Uebrigen ersuche und bitte ich Euch hierdurch, daß Ihr beim Einmarsch derer Regimenter zu Pferde bleibet und nicht zu Fuße marschiret, als wodurch Ihr

mir eine Gefälligkeit erweisen werdet. Ich bin ꝛc. P. S. Da das Wetter so schlecht ist und die Wege so übel sind, so soll das Regiment nur die schwarzen Stiefeletten anhaben, wenn es zu Berlin einmarschiret.

Die mit rastlosem Scharfsinne fortgesetzten politischen Erwägungen des Königs reiften noch vor Ablauf dieses Jahres zu dem Entschlusse, für seine bedrohten Angelegenheiten eine ganz neue Wendung zu versuchen. Friedrich wußte längst, daß die Feindschaft, welche die Höfe von Wien, St. Petersburg und Dresden gegen ihn hegten, auch am französischen Hofe manche Verknüpfungen habe, und daß das Bündniß, in welches er mit diesem getreten war, keine Zuverlässigkeit gewähre. Er hatte deßhalb, da der Vertrag, auf welchem dies Bündniß beruhte, nächstens ablief und ihm völlig freie Hand ließ, sich dem großbritannischen Hofe genähert, der seinen Eröffnungen gern Gehör gab. Nun wünschte zwar Frankreich das Bündniß zu erneuern, und sandte zu diesem Behuf im Dezember 1755 den Herzog von Nivernois nach Berlin, aber mit so unangemessenen Vorschlägen, daß Friedrich sie nur als Scherz behandelte. Doch ging er mit seinen Vertrauten ernstlich zu Rathe, und berief auch Schwerin nach Potsdam, um dessen Meinung zu hören. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Podewils, behauptete standhaft, der König müsse mit Frankreich verbündet bleiben, denn alsdann würden die anderen Mächte nicht wagen ihn anzugreifen. Der Feldmarschall von Keith war derselben Ansicht, und auch Schwerin stimmte ihr bei. Die beiden letzteren und Schmettau kamen eines Tages von der Tafel des Königs, und setzten in Schmettau's Wohnung ihre Unterhaltung über die Angelegenheiten des Tages lebhaft fort. Keith und Schmettau machten es Schwerin zur Pflicht, den König, dem er doch näher stünde, als jeder Andere, vor der großen Gefahr zu warnen, in welche Preußen gerathen müßte, wenn der befürchtete Angriff der feindlichgesinnten Höfe erfolgte, und der König dann ganz vereinzelt stünde. „Was ist zu thun? antwortete Schwerin. Ich habe das alles dem Könige noch heute früh gesagt, und hinzugesetzt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes, und das einzige

Mittel bliebe, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Der König versicherte mich, er sei meiner Meinung, aber er würde sich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall setzen, von den Franzosen beständig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er sei es müde, diese Rolle zu spielen, und wolle sich in die Klasse der ersten Mächte unseres Welttheils erheben. Was ist nun hierauf zu antworten? Nur in der Phantasie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oesterreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen, und bei einem gekrönten Poeten hat alles auf kalte Vernunft gegründete Urtheil kein Gewicht." Diese Rede hat der jüngere Schmettau mit angehört, und durch seine Aufzeichnung erhalten. In Folge der von dem Könige so fest behaupteten Entschließung mußte der französische Gesandte unverrichteter Sache wieder abreisen.

Friedrich hatte jedoch im Stillen schon anderen Rückhalt gewonnen, und am 16. Januar 1756 wurde zu London ein Bündnißvertrag mit Großbritannien unterzeichnet. Nur Winterfeldt scheint den Werth dieses neuen Verbündeten nach Gebühr gewürdigt, und den König allmählig zu wahrem Vertrauen auf England gestimmt zu haben. Nachdem aber diese Wendung einmal geschehen war, mußten die politischen Verhältnisse zur höchsten Spannung steigen, und ein Krieg nun unvermeidlich dünken. Jedoch nur wenigen Personen war diese Lage der Sachen bekannt. Namentlich Schwerin glaubte nicht an Krieg. Der Feldmarschall Keith schrieb ihm am 10. April, er möchte diesen Sommer mit ihm nach Karlsbad reisen, worauf Schwerin aus Frankfurt an der Oder am 17. April antwortete: „Er habe beschlossen, dieses Jahr keine Kur in Karlsbad zu gebrauchen, da bei seinem Alter es kaum noch der Mühe oder Kosten werth sei, diese Reise zu machen, obschon ihm das dortige Wasser stets gut gethan, und die Rheumatismen vom letzten harten Winter her wohl eine solche Hülfe wünschen ließen; aber der Krieg scheine ihm nicht mehr so nahe bevorstehend, und so werde er wohl keine Gelegenheit haben, noch einen Feldzug zu machen, wie sehr es auch sein Wunsch sei; im Alter von zweiundsiebzig Jahren,

und nach sechsundfünfzigjährigen Diensten, könne niemand vernünftigerweise auf sich selber rechnen; und die Feldzüge, die für sie beide in ihrem Dienste zu erwarten stünden, besonders wenn man seine Pflicht seiner Annehmlichkeit vorzöge, erforderten einen kraftvollen Gesundheitszustand." Die Entwickelung der politischen Angelegenheiten erfolgte jedoch raschen Ganges. Am 9. Mai wurde zu Versailles ein Bündniß Frankreichs mit Oesterreich abgeschlossen, dessen feindliche Absicht gegen Preußen nicht verborgen war. Die Nachrichten, welche Winterfeldt aus geheimen, aber zuverlässigen Quellen schöpfte, und andere, welche dem Könige selber aus der sichersten Hand zugingen, ließen über die Anschläge seiner Feinde keinen Zweifel mehr, und nichts Geringeres als sein völliger Untergang wurde bezweckt. Auf's neue berief der König seine Vertrauten, und einem Schreiben vom 19. Juni 1756 an Schwerin, worin er diesem zugestand, den Lieutenant von Platen aus seinem Regimente als Adjutanten zu sich zu nehmen, folgte schon am 21. Juni ein anderes, worin er ihn für die nächste Zeit nach Potsdam beschied, und darauf am 23. ein drittes, welches den Tag seines Eintreffens noch beschleunigte. Als Schwerin angelangt war, beschied der König ihn nebst Winterfeldt und Retzow in sein Kabinet, eröffnete den Stand der Dinge, und erklärte, daß er fest entschlossen sei, den gegen ihn verschworenen Feinden zuvorzukommen, und den Krieg, mit dem man ihn bedrohe, selber und ohne Verzug anzufangen, es komme jetzt nur darauf an, den Plan des Feldzuges auszuarbeiten. Schwerin versuchte Einwendungen gegen ein so rasches Beginnen, und stellte die Gefahren vor, die auf solche Weise gewaltsam herbeigeführt würden, durch glimpfliches Warten aber vielleicht noch abzuwenden wären. Auch Retzow theilte diese Meinung. Nur Winterfeldt, vollständiger als die Anderen von allem unterrichtet, stimmte unbedingt dem Könige bei, der nun auch die aus dem Dresdner Archiv geschöpften Beweise vorlegte, daß von den Gegnern sein Untergang beschlossen sei. Gegen diese Zeugnisse verstummten die Einwendungen, und nach kurzem Schweigen rief Schwerin wie begeistert: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz

nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern." Sonach wurde der Krieg beschlossen, und diejenigen Vorbereitungen, welche bei dem schon immer gerüsteten Zustande des Heeres noch nöthig waren, unverzüglich angeordnet.

Schwerin aber empfand als eine Kränkung, daß der König ihm nicht schon früher die geheimen Nachrichten mitgetheilt, und den Plan und Entschluß zum Kriege ohne seine Theilnahme zur Reife gebracht habe. Die Unkenntniß, in welcher man ihn gelassen, hatte ihn zu dem anfänglichen Widerspruche genöthigt, und der König hätte ihm denselben allerdings ersparen können. Doch gab sich diesmal Schwerin keiner nutzlosen Empfindlichkeit hin, sondern war sogleich voller Feuer und Thätigkeit für die Ausführung des großen Unternehmens. Der König bewies ihm auch fortan das größte Zutrauen und die freundlichste Begegnung, und von den beiden Heeren, welche in's Feld rücken sollten, wurde dasjenige, welches sich in Schlesien gegen Böhmen zusammen zog, dem Oberbefehle Schwerin's überwiesen; das andere, gegen Sachsen bestimmte, wollte der König selbst anführen. Beim Ueberschlage der für Schlesien aufgezeichneten Truppen fand Schwerin, daß ihre wirkliche Zahl um 10,000 Mann geringer ausfalle, als der König sie ihm angegeben, und machte den Irrthum bemerklich; doch der König sagte: „Für diese 10,000 Mann will ich Ihn rechnen!" Eine Schätzung, die schon früher in einem Briefe ausgedrückt, späterhin in dem Geschichtswerke des Königs von ihm wiederholt worden.

Der König schrieb eigenhändig, am 2. August in Potsdam die näheren Verhaltungsbefehle für Schwerin, und wir theilen dieses in wenig korrekter Fassung doch für die Sache lichtvolle Stück hier um so lieber mit, als darin die genaue Sorgfalt des Königs, alles selbst zu bestimmen, gleichwohl zuletzt dem bewährten Feldherrn freie Hand läßt, alles nach eignem Ermessen und Urtheil anzuordnen: „Monsieur le maréchal. Je vous confie le commandement de mon armée de Silésie; les ordres en conséquence viennent d'être expédiés aux régiments qui seront sous vos ordres. Vous vous rendrez d'ici à Neisse sous prétexte de visiter votre

gouvernement, et en cas de guerre d'être à portée de prendre les premiers arrangements pour l'assemblée des troupes en attendant mon arrivée. — Le sieur de Klinkgräff, mon ministre à Vienne, a ordre de vous communiquer par son courrier qui passera par Neisse la réponse de la cour de Vienne. Vous serez en état de juger par cette réponse du parti que je prendrai. Pour que rien ne soit négligé pour le bien du service vous saurez que tous les régiments qui ont leurs cantons en haute Silésie ont reçu les ordres de retirer de leurs cantons non seulement les doubles-Beurlaubten, mais encore tous ceux qu'ils auraient mis le printems qui vient dans leurs régiments. Ces recrues nouvelles seront toutes livrées à Breslau, où je les ferai coudoyer à mes frais et dépens jusqu'au printems qui vient où les régiments les reprendrons pour s'en completer. Voici la distribution des garnisons: Glogau, le 1er bataillon de Lange; Breslau le 2e de Lange et le 4e de Lattorff; Brieg le 3e de Lattorff; Cosel, le 1e et le 2d de Lattorff; Neisse, 4 de Blankensee; Glatz, 4 de Nettelhorst; Schweidnitz, 4 de Mützhefal. Comme les commencements de la guerre seront très-difficiles pour le maréchal, qu'il a vis-à-vis de lui le corps de la Moravie, et à côté de lui l'armée de Bohême, le maréchal ne pouvant être partout sera obligé de garnir encore de troupes les forteresses qu'il laisse exposées par l'absence de son armée; comme par exemple s'il se porte vers Schweidnitz il faut qu'il mette le bataillon de grénadiers de Kreytzen à Kosel et deux bataillons à Neisse où il laissera en ce cas le général Kleist. Si au contraire il se met sur la Hotzeplotz, au lieu de laisser deux bataillons à Neisse, il faut qu'il les jette dans Schweidnitz. Ses troupes ne peuvent être prêtes à marcher qu'en 6 jours; comme je ne peut commencer mes opérations que sur la fin de ce mois, à savoir le 25, le maréchal n'assemblera pas ses troupes plus tôt, il parlera avec Schlabrendorff de l'endroit où il croira devoir assembler l'armée, pour moi je suis d'opinion que le camp de Frankenstein sera le plus convenable, parce qu'en le prenant il peut d'abord

marcher à Schweidnitz et camper l'armée entre les ouvrages, en cas que l'armée autrichienne de Bohême fasse mine de pénétrer en Silésie. Comme la basse Silésie est la partie essentielle de ce duché qu'il faut conserver, il faut, préalablement à tout, la couvrir; il peut en ce cas envoyer ses dragons et partie de ses hussards à Glatz pour incommoder les derrières des Autrichiens; mais comme cette situation ne peut être que passagère, et que je compte bien d'attirer autre part les Autrichiens par ma diversion, en cas que l'armée de la reine entre par la Bohême en Silésie, le maréchal s'en verra débarrassé bien vite; peut-être que dans leur retraite le maréchal trouvera occasion de tomber sur leur arrière-garde et de les punir de leurs fautes. Comme selon toutes les apparences cette armée autrichienne se tournera vers Prague, le maréchal pourra alors en rassemblant ses hussards et ses dragons s'avancer sur la haute Silésie et pousser jusqu'à Jägerndorff et Troppau. Pendant que la guerre réside du côté de Schweidnitz, le maréchal pourra se servir du major Eimbert, officier capable qui a levé la carte des montagnes, qui en connaît tous les camps et toutes les avenues, et qui peut lui fournir toutes les notions dont il a besoin pour ses entreprises. Si la guerre se transporte en haute Silésie, le maréchal peut se servir du capitaine Giese de Breslau, il connaît la haute Silésie, les deux rives de l'Oder, la Hotzeplotz et toute la Pologne jusqu'à Cracovie; c'est d'ailleurs un habile garçon et capable de choisir des camps tels que le maréchal les voudra. — Le corps reglé de troupes qui s'assemble en Moravie consiste en 20,000 hommes; on parle de 12,000 Hongrois qui doivent s'assembler auprès de la Jablunka pour pénétrer par là en Silésie, tout ceci empêche le maréchal de pénétrer en Moravie. Son attention principale se borne à couvrir les forteresses et le plat pays contre les incursions ennemies. Si la grande armée autrichienne envoit des secours à Piccolomini, je vous enverrai à proportion des détachements de mon armée. Si le maréchal se trouve obligé

de faire quelque gros détachement vers Glatz il le confiera au général Fouqué; si c'est vers Kosel il en donnera le commandement au général de Hautcharmoy; s'il n'a que des commandements de généraux-majors à donner, il ne se servira dans l'infanterie que de Treskow et de Brandis, les autres sont d'honnêtes gens mais ils manquent d'expérience; si ce sont des détachements de cavalerie, le prince Schönaich est bon pour de gros corps, Wartenberg pour des moindres. Les généraux-majors de la cavalerie ne sont pas faits pour conduire les détachements, ainsi, s'il en envoit, il faut les choisir de façon qu'ils se trouvent sous les ordres de Wartenberg. — Comme un de vos objets principaux est de couvrir le pays, vous aurez l'œil que les Hongrois qui viendront par la Jablunka ne pénètrent pas au-delà de Rosenberg, il faut couvrir Namslau, on risquerait trop si on les laissait pénétrer plus en avant. — Cette année-ci on se croit en sûreté contre les entreprises des Russes; il est à croire qu'ils se mettront en marche le printems qui vient. Dès que j'en aurai la nouvelle, je renforcerai l'armée du maréchal de 15 à 20 bataillons. Si alors la Silésie se trouvait menacée de ces troupes, je crois que leur intention sera de se joindre au corps de Piccolomini; pour les empêcher d'éxécuter ce projet, le maréchal pourvoira bien d'infanterie toutes les places fortes et y laissera des commandants, et alors il peut avec son armée aller une ou deux marches en Pologne à la rencontre des Russes pour les battre avant leur jonction, et revenir ensuite sur ses pas en Silésie, dont il rechassera promptement Piccolomini au cas qu'il y soit entré. — Je vous rends compte en gros de mes idées, il est impossible de prévoir tous les cas qui pourront arriver; l'avenir est incertain et les projets de la cour de Vienne sujets à bien des changements; mais comme je vous ai confié mes troupes et la défense d'une province que vous m'avez aidé à conquérir, je m'en repose sur votre fidèlité, sur votre habileté et sur votre expérience. Dans tous les cas inopiné vous prendrez votre partie selon que vous

le trouverez convenable au bien du service. Je vous donne pleinpouvoir d'agir comme vous le trouverez à propos et convenable dans les conjonctures actuelles. Je vous recommande comme une des principales attentions de ne point éparpiller vos troupes pendant les quartiers d'hiver, mais de les mettre de façon que vous puissiez les rassembler avant l'ennemi. — Tout ce qui regarde le commissariat, le soin des vivres, l'entretien de l'armée etc., on en a instruit le sieur Schlabrendorff; vous pourrez tirer de lui tous les éclaircissements nécessaires. Je dois vous avertir en gros, que je ferai une gratification aux officiers pour leurs quartiers d'hiver, et s'il manquait la moindre chose pour les troupes vous n'avez qu'à me dire un mot, et on y obvira. Je vous donne ci-joint l'état de votre armée, les chiffres pour les commandants des places et le chiffre dont vous vous servirez dans notre correspondance, et comme nous conserveront une communication ouverte et assez à portée, nous pourrons souvent nous donner réciproquement de nos nouvelles. — Sur quoi je prie Dieu, mon cher maréchal, qu'il vous ait dans sa sainte garde. Federic."

Schwerin machte schriftlich sogleich am 3. August einige Bemerkungen und weitere Fragen über diese Vorschriften, worauf der König unverweilt antwortete und die ausgesprochenen Wünsche befriedigte, auch 10,000 Thaler für geheime Ausgaben sofort anwies.

Schwerin's Regiment erhielt am 16. August den Befehl sich zum Ausmarsch zu bereiten, und rückte am 25. wirklich von Frankfurt nach Müllrose. Niemand wußte die weitere Bestimmung, das tiefste Geheimniß waltete über dem Zusammenhang der Truppenmärsche wie über dem eigentlichen Zweck derselben. Das Regiment schloß sich den Truppen an, welche in Sachsen eindrangen: Schwerin selbst aber war am 15. August in Neiße eingetroffen, um in Schlesien den Oberbefehl zu führen. Die bei Frankenstein aus Ober- und Mittelschlesien zum Anfange des Septembers zusammengezogenen Truppen betrugen ungefähr 27,000 Mann, nämlich 26 Bataillone und 50 Schwadronen nebst etwa 50 leichten und

20 schweren Stücken Geschütz. Schwerin behielt sein Hauptquartier bis zum 26. August in Neiße, und ließ die Truppen, die eine Hälfte unter dem General von Fouqué in der Gegend von Frankenstein, die andere Hälfte unter dem General von Hautcharmoy in der Gegend von Neustadt, Quartiere beziehen. Inzwischen hatte der König die sächsische Heeresmacht in ihrem Lager bei Pirna eingeschlossen, und der Ausgang dieses Unternehmens sollte abgewartet werden. Da sich aber die Oesterreicher in Böhmen stärker zu regen anfingen, so durfte der Einbruch der Preußen in dieses Land nicht länger verschoben bleiben.

Der König schrieb aus dem Lager bei Dresden am 4. September eigenhändig an Schwerin: „J'ai reçu vos lettres, mon cher maréchal, et je crois que dès le 12 vous pourrez entreprendre ce que vous jugerez à propos, je m'en rapporte entièrement sur vous et sur votre prudence. Je compte de tenir les Saxons dans le filet, leur agonie ne durera tout au plus que huit jours; ils sont retranchés jusqu'au dents, et manquent de pain et de fourrage. Le roi et Brühl sont au camp. Je compte de les avoir sans tirer un coup de pistolet. J'envoie ni plus ni moins mon avantgarde le 13 auprès de Peterswalde, ce qui bloquera mes gens de tous les côtés, et cette armée prise, je marche en Bohême et poursuis mon dessein. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Il n'y a point de gloire sans péril, ce qui fait que je n'en aurai guères cette année-ci, mais celle qui vient, les bons coup se donneront. Adieu. Federic. Je vous envoie les points principaux de la dépêche de Klinkgräff."

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig rückte mit einer starken Vorhut von dem Heere des Königs am 13. September aus Sachsen gegen Aussig vor, und gleich darauf drang auch Schwerin mit seinen unterdeß bei Glatz rasch vereinigten Truppen am 17. über Nachod in Böhmen ein. Der König schrieb ihm hierüber: „J'ai trouvé admirable la résolution que vous avez prise de commencer vos opérations dans la Bohême et d'y diriger votre route par le

pays de Glatz, de sorte que je ne puis qu'y applaudir parfaitement, et si vous pouvez les entamer cela ne saura que faire un très-bon effet dès le commencement de la guerre et leur inspirer du respect pour nous." Der österreichische Feldzeugmeister Fürst Piccolomini hatte am 16. bei Königingrätz hinter dem Adlerfluß mit etwa 24,000 Mann ein vortheilhaftes Lager genommen; und etwa 4000 Mann unter dem General von Buckow, welche der Feldmarschall Graf von Browne aus dem Lager zu Kollin entsandt hatte, standen bei Nachod. Diese wurden zurückgedrängt, und ein Theil ihrer Reiterei, welche den Kampf annahm, am 22. bei Jassena von Schwerin's Vortrab, aus den Husarenregimentern von Wartenberg und von Wechmar bestehend, lebhaft angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust in die Flucht geschlagen. Schwerin nahm hierauf ein Lager bei Anjest, um den Feind in seinem Lager bei Königingrätz, wo er sich täglich verstärkte, zu beobachten; ihn anzugreifen schien unthunlich, da seine Stellung durch die Beschaffenheit der Gegend und durch starke Verschanzungen ungemein fest war; allein der Zweck Schwerin's wurde schon erreicht, wenn nur der Feind selber in Unthätigkeit erhalten blieb, und dies gelang vollkommen. Für seine Vorposten traf Schwerin mit Erfolg die den österreichischen leichten Truppen abgesehene Anordnung, seinen Husaren stets einen Rückhalt von Fußvolk beizugeben, so daß dieses den eigentlichen Posten sicherte, jene dagegen ihre Aufmerksamkeit und Kräfte nun ungetheilt dem Streifen zuwenden konnten.

Der König lieferte am 1. Oktober die Schlacht von Lowositz, und erfocht einen glänzenden Sieg. Gleich am Tage darauf war er beeifert, Schwerin hievon und von dem ganzen Hergang durch ein ausführliches Schreiben zu benachrichtigen. Der König schrieb: „Mon cher maréchal. Pour que vous ne m'accusiez pas de craindre les 300 canons autrichiens, j'ai cru ma réputation engagée à faire un tour de force contre ces gens. Je suis parti le 28 de mon camp de Sedlitz tout seul. J'ai joint mon armée de Bohême, consistant en 60 escadrons et 28 bataillons, campés auprès d'Aussig dans un camp que j'ai jugé mau-

vais et peu avantageux aux troupes. J'ai pris sur la connaissance de toutes ces choses mon parti: Nach genauer Angabe der nächsten Bewegungen, kommt er zu dem Augenblicke, wo die feindliche Stellung ihm sichtbar wird; er sagt: „Le brouillard était épaix et tout ce que l'on pouvait distinguer était une espèce d'arrière-garde de l'ennemi qui ne demandait qu'à être attaquée pour se replier sur ses derrières. Comme j'ai la vue mauvaise, j'ai consulté de meilleurs yeux que les miens, pour me rendre compte de ce qui se passait; qui ont vû tout comme moi. J'ai envoyé pour les reconnaître, et tous les rapports que j'ai reçu ont été conformes à ce que j'en avais jugé." Nun folgt die Erzählung des eigentlichen Gefechts, und zum Schlusse sagt er: „Le prince de Bevern s'est si fort distingué, que je ne saurais assez chanter ses louanges. Avec 24 bataillons nous en avons chassé 72, et, si vous voulez, 300 canons. Je ne vous dirai rien des troupes: vous les connaissez. Mais depuis que j'ai l'honneur de les commander, je n'ai j'amais vu de pareils prodiges de valeur, tant cavalerie qu'infanterie. L'infanterie a forcé des enclos de vignes, des maisons maçonnées; elle a soutenu, depuis 7 heures jusqu'à 3 heures de l'après-midi, un feu du canon et d'infanterie, et surtout l'attaque de Lowositz, ce qui a duré, sans discontinuer, jusqu'à ce que l'ennemi s'est trouvé chassé. J'ai surtout eu l'œil à soutenir la hauteur de ma droite; ce que je crois a décidé de toute l'action. Montrez, je vous en prie, le croquis ci-joint a Fouqué; s'il ne le voyait pas, il ne me le pardonnerait jamais. J'ai vu par ceci, que ces gens ne veulent se hasarder qu'à des affaires de poste, et qu'il faut bien se garder de les attaquer à la housarde. Ils sont plus pêtris de ruses que par le passé, et croyez m'en sur ma parole que sans beaucoup de canon, pour le leur opposer, il en couterait un monde infini pour les battre. Moller, de l'artillerie, a fait des merveilles, et m'a prodigieusement secondé. Je ne vous parle de mes pertes que les larmes aux yeux. Les généraux Lüderitz et Oertzen sont tués, et Holtzendorff

des gendarmes. Je ne veux pas m'affliger en vous rappelant mes pertes: mais ce tour de force est supérieur a Sorr, et à tout ce que j'ai vu de mes troupes. Ceci fera rendre les Saxons, et finira ma besogne cette anné. Je vous embrasse, mon cher maréchal, et vous conseille d'aller bride en main. Adieu." Die Mahnung zur Vorsicht ist für den einundsiebzigjährigen Greis gewiß ein großer Lobspruch, sie bezeugt, daß der feurige Muth und die tapfere Verwegenheit des erprobten Kriegsmannes durch sein Alter nicht geschwächt waren, wie denn überhaupt die wahren Eigenschaften der Menschen gleichmäßig über Jugend und Alter sich erstrecken. Auf ein besonderes Blatt schrieb der König eigenhändig noch folgende Weisung in Betreff jenes Schreibens: „Dieser Brief ist vor den Feldmarschall Schwerin. Man muß noch zusetzen, daß wir 24,000 Mann gewesen, und der Feind 60,000 Mann, das ist die pure Wahrheit. Hiervon einen vernünftigen Extrakt, die Wahrheit vor meine Armee von Sachsen, aber vor der Welt etwas deguisirt, ohne die Umstände unserer Stärke und des Feindes seine zu berühren. Nach England u. s. w. zu schicken. Mein Brief ist an Schwerin, und muß ihm zugeschickt werden, und die Kopie vor Prinz Moritz, Winterfeldt, Leschwitz, meine Brüder, aber nicht weiter. Fch."

Schwerin antwortete dem König, daß er ihm von Herzen Glück wünsche zu dem erfochtenen Siege, den er mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken rühmte und ganz dem Könige zur Ehre rechnete, auch durch ein Tedeum und dreimalige Geschütz- und Gewehrsalven feierte. Allein er äußerte nebenher, er sehe aus allen Angaben, daß die Schlacht eine wahrhaft Königliche zu nennen sei, denn ein General, der sie unter solchen Umständen geliefert hätte, würde auch seinen Kopf dabei eingesetzt haben. Schwerin mochte mißmüthig sein, bei solchen Kriegsthaten nur ein entfernter Zuschauer zu bleiben und in gezwungener Unthätigkeit zu harren; der Ton des Tadels und der Belehrung klang wieder hervor, und war diesmal besonders unzeitig, da der König alle Ursache hatte, sich eines Erfolgs zu freuen, den er überdies mehr seinen Truppen, als sich selber zur Ehre rechnete. So begannen

die alten Keime der Mißhelligkeit alsbald wieder sich zu regen.

Die Folgen des Sieges bei Lowositz waren auch nicht so groß, um sogleich auf die Hauptsachen entscheidend einzuwirken, und Friedrich empfand manche Verlegenheit, die er durch wachsame Sorgfalt zu mindern strebte. Er schrieb am 9. Oktober über seine Lage an Schwerin eigenhändig: „Vous jugerez facilement que ce sont les Saxons qui dérangent principalement nos affaires. Pour moi qui n'ai que 24 bataillons, dont 14 ont souffert, je n'ose quitter les montagnes dont on me couperait, et comme l'Elbe n'est pas libre il me serait impossible d'avancer davantage sans déranger mes subsistances. Browne est fort de 44 à 45,000 hommes, ainsi j'ai fait l'impossible pour mettre les affaires dans l'état présent où elles se trouvent. Je crois que leur projet de campagne ne roule que sur l'idée de nous ôter les subsistances, pour nous obliger de quitter la Bohême, et qu'alors ils ont tous deux le dessein de nous harceler avec leurs troupes légères, et d'engager une affaire d'arrière-garde. Pour moi j'ai pris toutes mes mesures, au cas que l'affaire des Saxons me traine encore, pour tenir bon ici jusqu'à ce qu'elle sera terminée, et s'il faut que je rentre en Saxe j'ai aussi pris mes arrangements pour que ces gens ne puissent pas m'entamer; en même tems, si cela arrive, je tiendrais un corps prêts dans la Lusace pour marcher en Silésie dans le besoin. Vous verrez que si l'ennemi fait une tentative sur cette province, que ce ne sera qu'à la mi-décembre. Je serai attentif à tout, et pour que je sois averti plus vite de ce qui se passe de votre côté, il serait bon que quelque officier m'écrivit de Schweidnitz tout ce qui se passe sur les frontières de Bohême. Je crois que vous conviendrez aprésent que si vous aviez marché vers Hohenmauth que vous auriez causé un tout autre embarras à Piccolomini. Je vous recommande surtout, si vous êtes obligé de vous retirer devant l'ennemi, de faire votre marche avec bien de la circonspec-

tion. La démarche est délicate, et c'est le seul moment où Piccolomini osera vous entamer."

Die Thätigkeit Schwerin's mußte während dieses Feldzuges sich begnügen, durch seine Truppen die ganze Gegend, welche sie abreichen konnten, auszubeuten und zu brandschatzen. Schwerin bewies auch diesmal wieder, daß er ein Meister in der Kunst sei, seine Truppen reichlich zu verpflegen und gleichwohl das Land zu schonen. Er hielt auf strenge Ordnung und Mannszucht; Plünderung und willkürliche Erpressung wurde hart bestraft, sogar mit dem Tode. Nur von höherem Befehl ausgehende Forderungen durften gelten, und bei solchen Anordnungen leisteten die Einwohner viel und willig, ohne doch ganz erschöpft zu werden; sie mußten unter diesen Umständen sogar wünschen und begünstigen, daß sich der Kreis der preußischen Ausschreibungen erweiterte, weil dadurch die Last sich mehr vertheilte und sonach für jeden erleichtert wurde. Futter und Lebensmittel holten die preußischen Partheien sogar aus den Dörfern dicht vor dem österreichischen Lager. Den Streifereien auf dem rechten Elbufer wurde zwar dadurch Einhalt gethan, daß Piccolomini 2000 Mann in Sadowa aufstellte, doch in anderen Richtungen geschahen sie ungestört. Kleinere Gefechte waren meist zum Vortheil der Preußen; der Oberstlieutenant von Werner schlug am 10. Oktober eine größere feindliche Reiterschaar bei Reichenau. Schwerin schrieb hierüber an Keith, den er schon wegen des Sieges von Lowositz beglückwünscht hatte, aus Aujest am 18. Oktober: „Da mein Nachbar Piccolomini sich streng in sein Lager eingeschlossen hält, wo er sich bis an die Zähne verschanzt hat, so giebt er meinen Husaren nur selten eine kleine Beschäftigung. Oberstlieutenant Werner, Wechmar'schen Regiments, den ich am 10. gegen den feindlichen Nachtrab aussandte, warf mit seinen 250 Husaren eine Schaar von 400 Dragonern und 50 Husaren. Er verfolgte sie bis über Reichenau hinaus, und als sie über die Brücke der Festung mußten, sprengte er eine gute Anzahl in den Graben, tödtete ihrer noch viele dazu, und machte einige Gefangene. Andrerseits hat Major Bajar, von den Wechmar'schen Husaren, den ich ausgeschickt hatte in der

Nachbarschaft von Frankenstein die Gränzen von den dort streifenden Panduren und Husaren zu säubern, einen Lieutenant mit 50 Reitern in der Gegend streifen lassen. Diese stießen in der Nacht vom 14. auf den 15 mit 60 österreichischen Husaren zusammen, griffen sie trotz dreifacher Abfeurung ihrer Karabiner und Pistolen mit dem Säbel in der Faust an, tödteten einige, und brachten zehn Mann und elf Pferde gefangen. Wir verloren 12 Pferde in diesen Scharmützeln, und hatten etwa eben so viele Mann verwundet, aber keinen getödtet; ausgenommen etwa den Lieutenant Koschenbar, von dem wir noch nicht wissen, ob er getödtet oder gefangen sei."

Schwerin erhielt bald nachher vom Könige unter dem 16. Oktober aus Struppen die Nachricht, daß die zum Entsatz der Sachsen heraugerückten Oesterreicher geschlagen und die Sachsen zur Uebergabe gezwungen worden; eigenhändig hatte der König hinzugefügt: „Nous avons les Saxons. Browne a marché à leur secours avec 8000 hommes, je me suis mis en marche avec 15 escadrons pour joindre l'armée de la blocade; les Saxons, fiers du secours que Browne leur amenait, ont passé l'Elbe pour se retirer vers Schandau, mes troupes sont aussitôt entré dans leur retranchement, et se sont mis entre Königstein et Struppen, de l'autre côté ils ont 12 bataillons sur leur nez postés derrière des abatis. Le 14 Browne s'est retiré, et Warnery a défait totalement son arrièregarde composée de 200 grenadiers et 300 hussards. Les Saxons ont demandé à capituler, et ils sont tous à moi. Voilà la fin de cette campagne. Par les mêmes raisons qui vous obligent de sortir de Bohême je me vois obligé de faire la même chose; ce sera le 20 de ce mois que Keith se repliera sur Peterswalde, vous ferez bien de repasser en Silésie le même jour, mais de bien masquer ce mouvement pour que l'ennemi ne pénètre pas votre dessein. Je prendrai ici ma position de manière à avoir un gros corps dans la Lusace sur les frontières de la Bohême prêt à vous joindre ce qui se peut faire dans 5 jours vers Schweidnitz. Il me faut

souvent des avis de ce qui se passe là-bas, pour que mes mouvements viennent au secours des vôtres. Je n'ai rien su de vous depuis le 6 d'Octobre, il faut qu'un ou deux chasseurs soient perdus. Je vous envoie cette dépêche double parceque je la juge de conséquence. Adieu. Federic."

Als der König nun mit seinem Heer aus Böhmen zurückging, um in Sachsen Winterquartier zu nehmen, brach dem Befehl gemäß auch Schwerin mit seinen Truppen nach Schlesien auf. Doch verließ er erst am 22. Oktober sein bisheriges Lager bei Anjest, und marschirte nach Jaromir, wo er zwei Tage stehen blieb; der König schrieb ihm sogleich in Ziffern: „Le camp de Jaromir ne vaut rien, il est dangereux. Pour moi je quitte le 27 la Bohême, et je ferai mes détachements pour les quartiers d'hiver vers le 15 de Novembre, en attendant je tiens un corps prêt en Lusace qui au premier ordre pourra vous joindre." Aber Schwerin hatte beim Empfang dieser Zeilen das Lager, welches auch ihm nicht gar gut dünkte, schon verlassen, setzte seinen Marsch fort, und rückte darauf über Skalitz in die Grafschaft Glatz ein. Der Feind wollte den Marsch nicht ungehindert geschehen lassen, und rückte am 26. mit 6000 Mann unter dem General Spada gegen Skalitz an, um die preußische Nachhut anzugreifen, allein Schwerin selbst befand sich bei dieser, wollte an seinem Geburtstage sich nichts bieten lassen, hieß drei Reiterregimenter vorrücken und vier Bataillons Grenadiere nachfolgen, und flößte seiner an Zahl schwächeren Mannschaft solchen Muth ein, daß die Oesterreicher nach einigen empfangenen Kanonenschüssen und als sie des Fußvolks ansichtig geworden, alsbald ihren Rückzug nahmen, worauf Schwerin seine Husaren hervorbrechen ließ, und jene völlig in die Flucht gejagt wurden, wobei den Preußen noch manche Beute zufiel. Der König antwortete auf den Bericht hievon mit größter Zufriedenheit, und hatte die Aufmerksamkeit, Schwerin zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen: „Je vous fais d'ailleurs — schrieb er — mon compliment sincère sur l'entrée dans votre 73me année, faisant des vœux pour votre prospérité et que le

ciel vous continue encore une longue suite d'années heureures jusqu'à l'âge le plus reculé des humains." Am 2. November nahm Schwerin sein Hauptquartier wieder in Frankenstein. Der Feind blieb aber in beunruhigender Bewegung, und schien auch von anderer Seite in Schlesien eindringen zu wollen. Schwerin wollte rasch nach Troppau und Jägerndorf vorrücken, und die Oesterreicher dort vertreiben, jedoch der König stimmte dem Entwurfe nicht bei, sondern schrieb am 10. November eigenhändig zurück: „L'expédition que vous méditez serait bonne si vous aviez 50,000 hommes en Silésie, mais si vous l'entrepreniez aprésent je vous prophétise d'avance ce qui vous arrivera. Vous chasserez les Autrichiens de Troppau et Jägerndorf, mais un gros corps pénètrera par Landeck, marchera sur Patschkau, Ottmachau et Neustadt, ce qui vous obligera d'abandonner Troppau et Jägerndorf, de vous rassembler en hâte, et ensuite de rechasser l'ennemi de tous ces postes qui vous couperaient de la basse Silésie, vous donnerait lieu à une guerre d'hiver ruineuse pour les troupes, et dans le fond vous n'y gagnerez rien. Je crois que cela mérite que vous fassiez quelque réflection. Fr." In dem an demselben Tage von des Geheimen Kabinetsrathes Eichel Hand entworfenen Schreiben an Schwerin sagt der König unter anderen die später oft angeführten, und auch in der vom Könige verfaßten Geschichte des siebenjährigen Krieges wiederholten denkwürdigen Worte: „Je vous traite comme Turenne, vous n'avez que de petites armées, mais l'habileté du général supplie à 10,000 hommes." Worauf Schwerin am 13. November aus Frankenstein antwortete: „Sire! La lettre gracieuse de Votre Majesté du 10, dans laquelle il lui plait de me comparer en quelque façon au grand Turenne, me donnerait de la vanité si j'en était susceptible. Turenne, Sire, était un homme dans toute sa vigueur, elevé dès sa jeunesse et continué dans le commandement des armées. Il avait une routine si expérimentée, à laquelle je ne puis plus espérer de parvenir à mon âge décrépit, et avec une santé aussi faible que la mienne. Si Dieu a

béni jusqu'ici mes travaux, c'est à la sage direction de Votre Majesté que j'en dois les succès; mais ne comptez pas à la longue, Sire, sur mes services, quelques zélés qu'ils soient; je me ressent souvent des infirmités du corps et de l'esprit, qui abaissent tellement ma vivacité naturelle, que j'ai toutes les peines du monde d'agir, et d'exécuter ce que Son service exigera pendant tout l'hiver qui est d'ordinaire la saison qui m'est la plus fatale. Je croirais manquer à ce que je dois à Votre Majesté, si je ne l'en avertissai à temps." — Gegen Ende des November trat die nöthige Ruhe ein, um die Truppen weiter im Lande vertheilen zu können, und erst im Anfange des Dezembers rückten sie wirklich in die Winterquartiere. Schwerin nahm sein Hauptquartier in Neiße.

Schlesien, wohin der Feind ein besonderes Augenmerk zu richten schien, dünkte dem Könige durch Schwerin's geringe Truppenmacht nicht genugsam geschützt, und er sandte deßfalls eine Verstärkung von 3000 Mann in das schlesische Gebirge, um die noch ganz offene Gegend von Landshut zu decken. Die Besorgnisse und Bewegungen, welche auf dieser Seite fortwährend bis zum Frühjahre Statt fanden, sind bereits im Leben Winterfeldt's erzählt, und ebendaselbst die merkwürdigen Briefe, welche der König mit diesem genialsten und tüchtigsten seiner Generale gewechselt, im Auszuge mitgetheilt worden. Daß Winterfeldt in dem Vertrauen und der Gunst des Königs höher stand, als Schwerin, war diesem nicht verborgen, und leicht auch konnte der Argwohn entstehen, daß jener ihm nicht nur zur Aushülfe untergeben, sondern auch zur Aufsicht über ihn gesetzt sei. Wenn auch letzteres dem Sinne des Königs nicht ganz fremd sein mochte, so war doch Winterfeldt viel zu klug, um dergleichen ohne die äußerste Noth merken zu lassen. Wir finden auch nirgends, daß kleinliche Eifersucht zwischen diesen beiden Feldherren in störende Mißhelligkeit ausgebrochen sei, und wiewohl gesagt wird, Schwerin habe Winterfeldt nicht leiden können, und obgleich diesen das Gefühl der eignen Selbstständigkeit allerdings in jede Unterordnung begleitete, so hat doch jeder dieser Männer das gegebene Verhältniß treu zu

wahren gewußt, und das Wohl des Dienstes könnte nicht einträchtiger gefördert werden, als durch ihr gemeinsames Bemühen geschah.

Der König war eifrig bemüht, die Absichten zu erforschen, welche seine Feinde für den nächsten Feldzug haben konnten, und besprach diesen Gegenstand in dem Briefwechsel mit Schwerin wiederholt und sorgfältig. In einem Briefe aus Dresden vom 19. Dezember sagte er hierüber mit kühnem Zutrauen: „Nous aurons, mon cher maréchal, bien des ennemis à combattre, mais je ne crains rien. J'ai d'excellents généraux, d'admirables troupes, et si le ciel ne me prive pas du bon sens, j'espère aussi de faire mon devoir de mon côté. Je crois selon toutes les apparences que leur dessein est d'envoyer en haute Silésie les Cravates avec la cavalerie saxonne, de venir avec une armée vers la basse Silésie, avec une autre vers la Lusace, un corps qui passera la Thuringe pour entrer par le Halberstadt dans le Magdebourg, et un corps volant pour m'enlever mes magazins de l'Elbe, pendant qu'ils croiront par leurs mouvements m'éloigner de cette rivière. Outre tout ceci ils auront une armée dans l'Empire pour subjuguer les princes et les cercles et leur donner la loi. Si telle est leur disposition il faudra voir de quel côté on pourra frapper le plus grand coup, tomber en force sur l'une de ces armées, l'abîmer si l'on peut, et ensuite se tourner vers les autres. Mais nous aurons le temps d'éplucher cette matière et d'en raisonner avec plus de connaissance de cause. Je ne puis jusqu'à présent vous rien dire de positif sur les Russes; cela est encore incertain, mais je ne désespère pas encore. J'ai trouvé à propos d'ordonner une augmentation dans la cavalerie et les dragons, d'un officier par escadron, de 2 bas-officiers, et de 12 hommes et chevaux. Il faut faire tous les efforts imaginables pour résister à nos ennemis, il faut les terrasser, et ne redoutant ni leur nombre, ni leur puissance, se faire un honneur d'avoir une tâche difficile à remplir. On paie un danseur de corde, mais on ne donne rien à un homme qui marche uniment par

les rues, et il n'y a de réputation dans le monde que pour ceux qui surmontent les plus grandes difficultés. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Prenez tous les soins possibles de votre santé; l'état a grand besoin de vous l'année prochaine; c'est alors qu'il faudra combattre pro aris et focis. Soyez persuadé de mon estime et de ma considération." Schwerin, welcher Oberschlesien ernstlich bedroht sah, hätte gern eine rasche Unternehmung dorthin gelenkt, aber der König wollte dies nicht billigen, worüber jener an den Geheimen Kabinetsrath Eichel am 7. Januar 1757 schrieb: „Sa Majesté ayant désapprouvé mon idée, il ne me reste plus que de savoir ses ordres pour l'exécution de ce qui pourra se faire;" indem er ihn schließlich um fortgesetzte Nachrichten und Weisungen bittet, mit dem leisen Vorwurfe, daß Eichel ihm keine Mittheilungen solcher Art zu machen pflegt, obschon derselbe mit ihnen nicht karg sei für Andere, die vielleicht weniger Eifer hätten.

Während des Winters kam auch der König selber nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt für den 29. Januar 1757 zu sich nach Hainau, wo eine ausführliche Berathung Statt fand, sowohl über die Erfordernisse des Augenblicks, als über die zu entwerfenden Plane für den bevorstehenden Feldzug, der jedenfalls ein sehr verhängnißvoller zu werden drohte. Hier scheint kaum ein Widerspruch gewaltet zu haben, der König hatte in seinem Kopfe die kühnsten Entwürfe schon völlig zur Reife gebracht, die mit Schwerin's Vorschlägen im Ganzen übereinstimmten, und hielt den Erfolg, wenn die Ausführung den Vorschriften entspräche, für unfehlbar. Mit den Anstalten, welche zur Sicherheit von Schlesien getroffen waren, bezeigte er sich sehr zufrieden, und von dieser Seite beruhigt, kehrte er nach Dresden zurück, wo er den übrigen Theil des Winters in gewohnter Thätigkeit zubrachte.

Schwerin erfuhr die Genugthuung, die Redlichkeit und Ordnungsliebe, welche er in Böhmen bewiesen, auch von dem feindlichen Oberfeldherrn auf eine glänzende und sehr schmeichelhafte Weise anerkannt zu sehen. Während der Winterquartiere nämlich sandte der Feldmarschall Graf von Browne

für Schwerin und Keith ein bedeutendes Geschenk vortrefflichen Weines, wobei er beiden seinen Dank ausdrückte für die Uneigennützigkeit und Schonung, die sie an der Spitze der Kriegsheere gezeigt, und welche den Einwohnern von Böhmen unvergeßlich bleiben werde. Besonders war Schwerin wegen seiner einsichtsvollen Verwaltung ein Gegenstand der eifrigen Lobreden Browne's, der es öfters laut aussprach, daß jeder, der feindliche Länder richtig zu behandeln lernen wolle, bei Schwerin in die Schule gehen müsse.

Da nach der Entfernung des französischen Gesandten Graf von Broglie dessen Sekretair Henning noch in Dresden zurückgeblieben war, und es bei dem feindlichen Vorrücken französischer Truppen über den Rhein nicht rathsam schien, ihm längeren Aufenthalt zu gestatten, so wurde Schwerin vom Könige beauftragt, ihm den Befehl zur Abreise zu ertheilen. Allein wie früher der Gesandte, so weigerte sich jetzt der Sekretair, diesem Befehl zu folgen, er schützte die Vorschriften seines Hofes vor, und erklärte, daß er nur der Gewalt weichen würde. Schwerin war lange bemüht, ihn zum willigen Nachgeben zu bewegen, allein, da keine Vorstellungen fruchteten, so wurden zuletzt Maßregeln des Zwanges nöthig, und der Lieutenant von Wangenheim führte ihn bis zur Gränze.

Mit dem Frühjahr wurde die Kriegsthätigkeit auf allen Seiten rege. Der Briefwechsel zwischen dem Könige und Schwerin war äußerst lebhaft, und umfaßte die größten wie die kleinsten Angelegenheiten. Schwerin, öfters krank und schwach, bewies doch immer den größten Eifer, und hatte in den guten Augenblicken alle Frische heldenmüthigen Selbstvertrauens; so schrieb er am 11. Februar aus Neiße an den König: „Il faudra voir comment on se tirera d'affaire avec le prince Charles et les héros qu'il aura à sa suite, si tant y a qu'ils deviennent mes adversaires. Votre Majesté peut être persuadée que je ne me donnerai aucun relâche pour mettre tout en train, de façon que je serai pour le moins aussi tôt prêt que l'ennemi, dont les déserteurs me disent qu'il a encore bien des flûtes à arranger, avant de pouvoir se mettre en campagne; mais soit comme il voudra, avec l'armée que Votre Ma-

jesté me destine, je ne les crains pas, ni tôt ni tard." Aber nicht lange nachher wurde er auf's neue von einer heftigen Hämorrhoidalkolik ergriffen, die ihn fünf Wochen hindurch schwer leiden machte. Als er endlich dem Könige seine Besserung meldete, und seine neuen Anschläge für den Feldzug vorlegte, antwortete Friedrich am 16. März ihm aus Dresden eigenhändig: „J'ai reçu votre lettre, mon cher maréchal, avec toute la satisfaction possible y voyant des nouvelles de votre convalescence. Je vous assure que vous ne me pouvez faire un plus grand plaisir que de me dire votre sentiment naturellement et sincèrement. Mais, mon cher maréchal, ce qui m'empêche de m'y conformer ce sont les nouvelles que je reçois de tout côté et qui de jour en jour se confirment davantage. Voici donc, autant que j'en peux juger jusqu'à présent, en quoi consiste le plan de l'ennemi. Les Français doivent faire passer le Rhin à 80,000 hommes auxquels doivent se joindre quelques Autrichiens encore de Flandre et des troupes de l'Empire; 50,000 hommes doivent assiéger Wesel, et 30,000 hommes marcher dans le Magdebourg. Browne veut rester tranquille jusqu'au moment où il prévoit que je serai obligé de détacher pour m'opposer aux Français, et alors il veut agir ici avec toute sa force, espérant de me vaincre par sa supériorité. Or, il est sûr que, quoique la manœuvre des Français est très-difficile, qu'ils peuvent l'entreprendre; si donc cela se fesait je ne puis me tirer de cet embarras qu'en prenant les mesures suivantes: 1°. en formant un corps de 30,000 hommes qu'il faut envoyer contre les Français; 2°. il me faut ici une armée de 60,000 hommes opposée à Browne, un corps de 35,000 hommes en Lusace, et 15,000 hommes enployés à camper auprès de Schweidnitz et distribués dans les forteresses de la Silésie. Vous verrez ainsi que dès que l'on aura chassé les Français ou battu les Autrichiens, on dégagera aussitôt la Silésie, et alors nous pourrons agir offensivement. Voilà ce que j'ai imaginé de mieux dans ce moment; je vous prie de me dire si vous pensez quelque chose de mieux, et c'est

précisément ce qui me tient encore en suspens pour la distribution des troupes; aussi ne suis-je résolu de me former mes corps d'armée qu'à mesure que je verrai clair dans les démarches de mes ennemis. Je vous envoie ci-joint un extrait des nouvelles que j'ai reçues, par lesquelles vous jugerez facilement de l'importance du secret. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse de tout mon cœur. Federic." Schwerin antwortete hierauf am 19. voll guten Muthes, er glaube zwar noch nicht recht an den Ernst der Franzosen, aber auch im Falle der König 30,000 Mann gegen sie entsenden müsse, sei die Sache noch nicht verzweifelt; ihm sei vor allem wichtig zu wissen, wo der König in Person sein wolle, da müßte auch die Hauptstärke sein, denn wenn einer seiner Generale durch die Uebermacht des Feindes auch einen Schlag erleide, so habe das nicht so viel zu sagen, als wenn den König selbst ein Unglück träfe; übrigens glaube er, daß Schlesien stark besetzt sein müsse, denn von hier aus werde die Lausitz mit beschützt, wohin der Feind nicht wagen dürfe vorzudringen.

Die preußischen Vertheidigungsanstalten in Sachsen täuschten den Feind über die Absichten des Königs, die versuchten Einbrüche einzelner Schaaren nach Böhmen ließen keinen allgemeinen Angriff erwarten. Jedoch reiften die Anstalten des Königs in sichrem Geheimnisse dem Zeitpunkte ihres Vollzugs entgegen. Schwerin war im vollen Vertrauen der Plane, schrieb darüber offen seine Meinung, und wurde dafür von dem Könige belobt. Derselbe schrieb ihm aus Lockwitz am 26. März: „Mon cher maréchal, comte de Schwerin. Je ne fais qu'accuser ici la bonne réception de la lettre que vous m'avez écrite du 23 de ce mois, en me réservant de vous répondre encore de ma main propre sur plusieurs points que vous ne lirez que seul, et dont vous me garderez le plus grand secret, sans en laisser transpirer quelque chose. Je vous remercie des nouvelles que vous m'avez communiquées; autant que j'en comprends, je me persuade que l'ennemi n'a pas encore aucun autre dessein que défensif, quoique toujours je n'oserais pas m'y fier tout-à-fait." Und eigenhändig fügte

er hinzu: „Winterfeldt a un projet rempli de beaucoup de bonnes idées, j'y fais cependant toutes les difficultés, comme si je lui étais contraire, pour qu'il soit obligé de les lever, après quoi je prendrais mon parti définitif, me préparant déjà d'avance aux mesures qu'il me faudra prendre pour l'effectuer de mon côté. Le tout dépend du plus grand secret qu'il faut observer, car la moindre chose qui viendrait à transpirer perdrait tout. Comme Platen vous informera de quoi il est question, je crains de confier la chose à la plume; mais vous me comprendrez sans doute, et vous jugerez facilement quelles doivent être les manœuvres auxquelles je me prépare. Quand vous m'écrivez sur cette matière, je vous conjure que ce soit en chiffres pour plus de sûreté. Je me réjouis beaucoup de ce que votre santé va en s'affermissant; vous pouvez être persuadé que j'y prends une part véritable. Mes nouvelles de France sont que la Pompadour branle au manche, que l'on désire la paix, et que l'envie de la rétablir est si grande que l'on pourrait peut-être faire des propositions aux Anglais, cela est toujours très-bon. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse de tout mon cœur. Federic." Und gleich am 27. ließ der König folgendes eigenhändige Schreiben nachfolgen: „Vous avez très-bien envisagé les choses, mon cher maréchal, on voit que vous êtes un vieux routier qui connaissez le métier à fond et qui pouvez donner des bons avis aux jeunes gens. — J'ai lu et relu votre projet, il est admirable, je suis bien aise de m'être tant soit peu rencontré dans votre façon de penser, mais voici à peu près ce que je crois qu'il faudra régler nécessairement. 1°. Quinze jours de pain pour votre armée, 2°. dix jours de fourrages. Ensuite, comme vous le dites très-bien, il faut observer pour le tout un secret impénétrable. Quand à l'exécution, voici je crois ce qui se peut faire de notre côté. Le prince de Bevern a sûrement 30,000 hommes vis-à-vis de lui, il ne saurait agir offensivement avant que l'ennemi, sachant que vous lui venez à dos, ne lui donne le moyen d'avancer, car

le chemin de Gabel et de Reichenstein, garni de 30 à 40,000 hommes, ne se laisse pas forcer avec 25,000 hommes; mais pour faciliter l'opération du prince de Bevern je peux envoyer un gros détachement vers la Seigneurie de Hanspach pour inquiéter ceux qui sont du côté de Rumbourg et Schluckenau, et me porter ensuite sur la hauteur de Nollendorf; je ferai faire en même temps des mouvements sur ma droite au corps du prince Maurice, et si faire se peut il tombera sur quelque quartier des ennemis de son voisinage; vous commencerez alors vos opérations, Browne qui doit supposer que le grand coup se frappera de mon côté, attirera toutes ses forces sur moi, en même temps quand les Autrichiens de Reichenau vous sauront à leur dos, ils s'enfuiront, alors le prince de Bevern pourra les pousser aussi loin que possible; s'ils tournent vers Aussig, il les suivra l'épée aux reins; vous avancerez en attendant, Browne ne saura de quel côté tourner, si alors le prince de Bevern prend Tetschen je pourrais avancer vers Aussig, où les Autrichiens n'ont qu'un magazin pour les troupes legères et qui ne me servira pas de grand'chose. Je ne peut point prendre de camp auprès d'Aussig, à cause des difficultés, où l'on manque d'eau, où le terrain est désavantageux et mauvais, il faut se mettre à Karwitz qui est dans la plaine et où l'on peut bien s'accomoder, mais d'où prendrons nous de la paille? Il me faut 8000 chariots du pays pour me voiturer les vivres et fourrages; toute la partie de la Bohême où j'entre est radicalement mangée. Les magazins de l'ennemi sont à Budyn, je ne puis y arriver, ni subsister des miens, ce qui m'obligera à me borner simplement à des ostentations du côté de Nollendorf, Töplitz etc. et ce qui me mettra hors d'état d'empêcher Browne de faire des détachements contre vous. Aussig n'est point propre pour un magazin, et je ne saurais avancer à moins que le prince de Bevern ne balaie l'autre côté de l'Elbe; je serais d'ailleurs dans l'embarras de ne point avoir des nouvelles de Browne et de ne pas savoir de

quel côté il tourne. Mais s'il se retire même au-delà de l'Eger je ne puis l'atteindre; si je marche sans cavalerie je pourrais le combattre, mais sans succès; si je me charge de ma cavalerie, je manque de subsistence. Tout cela n'aurait pas lieu si les herbes étaient venues ou si dans ce pays ils avaient avanturé leurs dépots comme le long de vos frontières. — La politique et la raison de guerre veulent que j'entre en campagne avant que les ennemis ayent arrangé leurs flûtes, mais voilà des impossibilités physiques qui m'empêchent de faire grand'chose. Je me trouverai fort heureux si je parviens à contenir Browne ne fut ce que pour un temps; mais à moins qu'il ne fasse quelque sottise grossière, je ne serai guères en état de lui faire grand mal avant la crûe des blés. Je vous prie de me dire sur cela ce que vous pensez, car voilà au vrai comme j'envisage l'état des choses depuis que Browne a mis entre lui et moi la barrière de la famine. Je me réjouis beaucoup que votre santé s'affermit etc. Federic."

Schwerin hatte unter den Einflüssen des Winters hart gelitten und fühlte fortwährend seine Gesundheit tief erschüttert; doch die Aussichten des nahen Feldzuges stärkten ihn wieder, und er blickte mit frommer Zuversicht auf die Laufbahn, die sich ihm auf's neue eröffnen, vielleicht auch enden sollte. In dieser Stimmung schrieb er aus Neiße am 31. März an seine Gattin: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von seiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendiget. Nichts wird ihn mehr in dieser Welt beunruhigen. Wie glücklich sind, die bei Jesu Christo sind." — Aber diese fromme Stimmung that der kriegerischen keinen Eintrag, wir sehen Schwerin gleich in den nächsten Tagen wieder in voller Thätigkeit. In der That erforderten die Umstände die wachsamste Sorgfalt, denn der Feind war in Stärke, und es war zu fürchten, daß er früher im Feld erschiene, als die Preußen mit ihren Anstalten fertig wären. Der König schrieb in dieser Spannung

am 2. April aus Lockwitz an Schwerin durch Eichel's Hand aber in den geheimsten Ziffern: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Ich kann nicht umhin Euch vermittelst der Anlage dasjenige zu kommunizieren, was mir der Herzog von Bevern von der Aussage eines bei ihm angekommenen Espions gemeldet hat. Im Fall nun der Feldmarschall Browne etwas gegen die Lausnitz, entrepreniren sollte, ehe Ihr fertig würdet, so schreibe ich Euch im voraus was ich alsdann thun werde, und was Ihr zu thun haben dürftet, weil alsdann unsere Korrespondenz wohl auf einige Zeit unterbrochen sein dürfte, auf daß wir solchenfalls einer den andern sekundiren können. So viel muß ich Euch vorher sagen, daß wenn Browne en force auf Zittau kommet, ich den Herzog von Bevern auf den Fall beordert habe, sich von Zittau zurückzuziehen und auf Bautzen zu repliiren; so wie mich auch alsdann der Herzog von Bevern davon avertiren wird, so werde ich mit dem großen Klumpen zu ihm stoßen, wenn der Feind ungefähr in der Gegend von Görlitz sein wird, um demselben in den Rücken zu kommen, und würde ich solchen, wenn ich sähe, daß er nach Schlesien wollte, noch wohl etwas mehr vorlassen, um ihm alsdann so besser in den Rücken zu gehen. Also überlasse ich Euch solchenfalls ob Ihr, nach denen Nachrichten, so Ihr von denen Gränzen haben werdet, alsdann lieber auf des Feindes Magazine gehen, oder ihm in die Flanke in Schlesien kommen wolltet; welches Ihr dann so machen könnet, wie Ihr die Umstände vor Euch gut finden werdet. Ihr sollet Euch nicht allarmiren, wenn wir auch Zittau verlassen. Dieses schadet uns nichts und die Situation des Ortes ist so gemacht, daß wir die Höhen auf diesseit haben, und daß wenn wir also auch Zittau verlassen, wir es allemal wiederbekommen können, als welches der Feind nicht verhindern kann. Allem diesen ohnerachtet glaube ich fast noch, daß mich der Feind dahin zu ziehen gedenket, deßwegen ich hier warten und allererst sehen werde wie das Ding gehen will, alsdann ich klar sehen, und thun kann was ich will. Bleibet aber noch alles so lange wie Ihr wisset stille, so werde ich den General Goltze abwarten, und schreiben Euch dann auf Euer projet, wovon

ich das große schon goutirt habe, so daß es nur noch auf die übrigen Umstände ankommet. Uebrigens verlange ich, daß Ihr mir hierauf ja nicht anders als in chiffres antworten sollet. Ich bin ꝛc. Fch." Dasselbe wurde an Winterfeldt geschrieben, der aber nichts darauf antworten sollte, als daß er den Brief empfangen; so vorsichtig und genau nahm der König alle seine Maßregeln! Am folgenden Tage, nachdem der Generalmajor von Goltz mit mündlichen Erläuterungen des Schwerin'schen Anschlages bei dem Könige angekommen war, bestätigte dieser nochmals die schon getroffenen Anordnungen, empfahl vornämlich die rasche Wegnahme des Magazins von Jung-Bunzlau, wobei der Feind von Zittau bald zurücklaufen und der Herzog von Bevern Luft bekommen würde, so daß Schwerin mit demselben verbunden gradezu auf Leitmeritz marschiren könnte; der König selbst wollte inzwischen den Feldmarschall Browne beunruhigen und irre machen, damit derselbe nichts gegen die Lausitz hin unternähme. „Kommt der Feind auf Euch, — heißt es weiter, — so feind Ihr en force ihn zu schlagen; kommt solcher auf mich, so dürfet Ihr Euch keine Sorge machen." Der König führt hierauf seine weiteren Absichten, nach Verschiedenheit der möglichen Fälle, noch umständlich aus, und empfiehlt genaues Einvernehmen mit dem Herzog von Bevern. Am 5. April schrieb der König unter einen Befehl, der eine Dienstsache betraf, noch eigenhändig an Schwerin diese Worte: „J'aurais bien des bonnes choses à vous écrire, mais je ne les confie pas à la plume. Cependant cela va à la confirmation de ce que vous savez, et à l'affermissement de la bonne cause. A bon entendeur salut. Fr." Schwerin war mit dem Könige gleicher Ansicht und gleiches Muthes, und betrieb alle Anstalten nachdrücklichst. Am 7. April erbat er sich vom Könige den Oberstlieutenant von Warnery, als den der Gegend kundigsten Anführer, den er mit einigen Truppen im Gebirge zurücklassen wollte, während er selbst in Böhmen vorrückte; allein Friedrich schrieb auf die Rückseite eigenhändig zur Ausfertigung in Ziffern: „Er hat mich schon ausgeplündert an Offiziers, Warnery kriegt er nicht; durch Goltzen seine mitgebrachte Disposition habe schon ersehen, daß er

Truppen in's Gebirge stehen lässet; wegen der sächsischen Regimenter, so wäre mein Rath, 1 Bataillon nach Schweidnitz, 1 nach Neiße, 1 in Breslau, das 4te und das 5te mit auf Postirung in's Gebirge; dagegen nehme er 2 Bataillons Mützschefahl mit in's Feld und gebe ihnen Zelter, Kessels und alles von einem sächsischen Regiment, nur muß kein Sachse bei Magazins gesetzet werden, und müssen in die Festungen die Posten so meliret seind, daß zwei Drittel Preußen gegen 1 Drittel Sachsen stehet. Fch."

Der Feldzug des Jahres 1757 sollte mit dem von vier Seiten fast gleichzeitigen Einrücken der Preußen in Böhmen beginnen; zur äußersten Rechten sollte der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau über Basberg nach Kommotau, in der Mitte der König mit der Hauptmacht über Nollendorf und Außig, dann der Herzog von Bevern aus der Lausitz über Krottau und Kratzen, endlich zur äußersten Linken Schwerin, aus Schlesien mit 33 Bataillons und 60 Schwadronen, im Ganzen über 33,000 Mann stark, vordringen. Der allseitige Aufbruch war auf den 15. April angesetzt; allein die schwierigen Umstände, welche durch die Empörung der zum preußischen Dienst gezwungenen sächsischen Kriegsgefangenen herbeigeführt wurden, indem ganze Bataillone und Regimenter davongingen, verursachten große Verzögerungen, und besonders mußte Schwerin bedacht sein, einige unsichre sächsische Truppen gegen zuverlässige altgediente auszutauschen, so daß er vorausfah, kaum den 18. marschfertig sein zu können. Der König schrieb ihm hierüber am 8. aus Lockwitz eigenhändig: „Nous avions tout arrangé pour notre entrée en Bohême le 15 de ce mois, tout est reglé de ce côté-ci en conséquence. Il y a onze personnes qui savent notre secret, pour Dieu ne différez pas au 18. De cette expédition dépent le salut de l'état, et quand même il y aurait quelques régiments de fatigués, ce n'est pas une affaire. Le prince Bevern est instruit de tout; il faut qu'Oelsnitz reste là; si vous voulez vous consentir en outre avec lui, que cela soit en chiffre. Tout dépend àprésent du temps; si vous faites marcher les troupes par Patschkau dans le comté de Glatz vous gagnez du temps. Mes affaires, celles du

prince Maurice et de Bevern sont arrangées, mais chaque moment perdu est un hasard de plus. L'ennemi a ses magazins principaux à Badyn, Leitmeritz et Schlan, vous pouvez lui prendre celui de Leitmeritz; si je passe l'Eger entre Laun et Postelberg, vous sachant à Leitmeritz, ce serait bien le diable si je ne lui prends le magazin de Schlan, ou si je ne le force à une retraite honteuse dont on pourra profiter, ou à une bataille à laquelle il n'est pas préparé et que son projet de campagne est d'éviter. Marchez donc, et ne vous embarrassez pas de misères; si vous manquez de chevaux pour le Feldproviantwesen, prenez les des paysans et que les chevaux que Massow livre leur soient donnés dans la place; en un mot, il faut prévenir ces gens, et entrer en Bohême avant qu'ils campent. S'il plait à Dieu j'amuserai Browne jusqu'au 15 du côté d'Égra, mais cela ne va pas plus loin, et c'est le plus beau moment pour vous; en un mot, chaque moment perdu me met in pericula mortis. Adieu, je vous embrasse mon cher maréchal. Fr." Und bald nachher am 11. schrieb er auf's neue: „Il s'agit d'un enlèvement de quartiers; si nous donnons à l'ennemi le temps de camper, tout est perdu. Par la dépêche que Goltz m'a apportée vous m'avez fixé au 15. J'ai pris sur cela tous mes arrangements, ces arrangements mêmes trahiront mon secret, si vous différez de quelques jours. Hâtez-vous donc, autant qu'il sera possible, négligez tout ce qui est bagatelle, 10 hommes de plus ou de moins ne feront pas notre affaire; mais mandez-moi positivement le jour où vous entrerez en Bohême, pour que je règle mes mouvements sur les votres, et que j'aie le temps d'arrêter le prince Maurice; nous sommes tous prêts ici, sans vous j'aurais marché le 19 à Nollendorf, le 20 à Karwitz et le 21 j'aurais attaqué tout ce que j'aurais trouvé d'Autrichiens du côté de Töplitz, je me serais joint le 23 avec le prince Maurice à Linay, d'où j'aurais pu marcher sur l'Eger qui est le point principal de toute cette expédition pour tourner Browne; vous pouviez prendre le

magazin de Leitmeritz, j'aurais passé l'Eger à Postelberg où j'aurais mis Browne dans la nécessité de vous abandonner le magazin de Budyn ou de m'abandonner un très-gros magazin qu'il a à Schlan, ce qui l'aurait forcé ou à une fuite honteuse ou à combattre hors de son terrain préparé et ayant son armée protégée en déroute. Pour Dieu, pressez-vous donc, et mandez-moi précisément le jour de votre entrée, car je suis obligé de me règler la-dessus, et ne pensez pas à ces fichus Saxons, que 2000 hommes en désertent, cela ne fait rien pourvu que le grand coup réussisse, dont dépend la fortune de l'état, le sort de l'armée et la réputation de nous tous ensemble. Je crois que l'endroit le plus propre pour votre jonction avec le prince de Bevern est à Münchengrätz derrière l'Iser. Quand même il y aurait quelque marche fatigante pour quelques régiments, l'affaire est si importante que vous ne devez pas vous arrêter pour des bagatelles, et chaque moment perdu est irrachetable." Und noch an demselben Tage schrieb er ungeduldig den für Schwerin auszufertigenden Befehl: „Ich wollte lieber alle sächsische Regimenter kassiren, als seinen Marsch eine Stunde aufhalten; er möchte nicht verwechseln, und marschiren."

Schwerin antwortete hierauf am 13. April aus Landshut: „Euer Königlichen Majestät allergnädigstes Schreiben vom 11. d. habe richtig erhalten. Ich kann Höchstdenselben hiermit die allerunterthänigste Versicherung geben, daß ich so viel wie in der Welt möglich unser Vorhaben vor dem bereits gemeldeten Tag in Erfüllung zu bringen bemühet gewesen. Ohne gewisse Fatalitäten, Unglücksfälle, und auch gar große Fatigue für die Regimenter, bin ich nicht im Stande vor dem 18. dieses in Böhmen einzudringen, an diesem Tage aber wird solches nach der von Euer Königlichen Majestät gestern zugeschickten Disposition unfehlbar geschehen, und gedenke ich sodann in der Gegend von Nachod zu sein, einige Kolonnen aber dürften sich sodann wohl schon 2 bis 3 Meilen in der Gegend rechter Hand von Nachod und Trautenau wirklich befinden." Der König mußte sich in den Aufschub ergeben, säumte aber nicht, Schwerin wiederholt

mit den schärfsten Worten anzueifern, und schrieb eigenhändig an ihn: „Toutes vos dispositions au prince de Bevern sont bonnes, mais j'y trouve à redire la jonction de Tornau, qui vaudrait mieux à Münchengrätz. Que vous battiez l'ennemi ou que vous ne le battiez pas, je vous ordonne après l'avoir poursuivi de marcher sur l'Elbe vers Leitmeritz ou Melnik, qui est le coup décisif, c'est-là la force de notre plan, et vous en serez responsable si en cela vous n'exécutez pas mes ordres au pied de la lettre; si vous n'effectuerez pas ceci et que vous n'alliez sur l'Elbe, toute notre expédition ne sera qu'à pure perte. Il faut porter le coup mortel à l'ennemi derrière l'Eger, et Browne battu et chassé de son magazin, toute la Bohême tombe. Je me soucie fort peu d'une incursion que pourrait faire en Silésie l'armée de Königingrätz, Browne battu, elle s'enfuira bien vite. Voilà donc ma ferme volonté à laquelle je vous ordonne positivement de vous conformer en tout point. Voilà mon plan; si vous ne marchez pas sur l'Elbe à Leitmeritz, et que vous alliez ou vers Königingrätz ou Kollin, je serais obligé de me retirer en Saxe faute de vivres, et ce sera vous qui m'aurait fait faire cette sottise. Or de votre expédition dépend le salut de l'état; si vous ne la dirigez pas selon ma volonté, votre tête en sera responsable. Fr." Schwerin wiederholte seine Zusagen, und es gelang ihm, wirklich am 18. April sich in Marsch zu setzen. Er hatte diesen in fünf Truppenzügen angeordnet, die von verschiedenen Seiten gegen Königinhof vorrückten. Zwei dieser Truppenzüge, von den Generalen von Manteuffel und Winterfeldt befehligt, vereinigten sich unter Schwerin's persönlicher Anführung abends am 18. bei Trautenau, und gingen am 19. über die Elbe. Winterfeldt war bei Gülden-Else auf Panduren gestoßen, welche einen Felsen besetzt hielten und ihm den Weg versperrten; er hatte aber durch aufgerufene Freiwillige den Felsen ersteigen lassen, und nachdem die Panduren niedergemacht worden, seinen Marsch ungehindert fortgesetzt. Nicht so guten Erfolg hatten die drei andern Truppenzüge, welche unter den Generalen von Hautcharmoy,

von Brandeis und von Fouqué aus Friedland und der Grafschaft Glatz vorrückten, besonders wurden die beiden letzteren von den feindlichen Husaren und Kroaten dergestalt geneckt und aufgehalten, daß sie erst am 21. in Königinhof anlangten, wo Schwerin ihrer wartend zwei Tage in Gefahr stand, von überlegener Feindesmacht unter dem General Grafen von Serbelloni angegriffen zu werden; doch zum Glück ließ dieser ihn ganz außer Acht. Kaum sah Schwerin seine Truppen vereinigt, so eilte er die verlorne Zeit einzubringen. Ihm zur Rechten hatte der Herzog von Bevern am 21. bei Reichenberg einen harten Kampf gegen 20,000 Oesterreicher unter dem General Grafen von Königsegg bestanden, der sich zwar zurückzog, aber am 22. bei Liebenau eine Stellung nahm, welche den Engweg beherrschte, durch den die Preußen vorrücken mußten. Schwerin zog am 22. nach Miletin und am 24. nach Gitschin, wo er die Lage des Herzogs von Bevern erfuhr, der in seinem Marsche gehemmt und überdies im Rücken bedroht war. Sogleich sandte er Winterfeldt mit 10,000 Mann in den Rücken des Feindes, der nun eiligst seine Stellung verließ, und Jung-Bunzlau zu erreichen strebte, wohin aber auch Schwerin bereits in Marsch war. Oesterreichische Reiterei traf wirklich zugleich mit den Preußen dort ein, mußte aber weichen und sich südwärts auf Benatek ziehen. Schwerin erbeutete hier Magazine von dem Werthe mehrerer Millionen, und bewirkte seine Vereinigung mit dem Herzog von Bevern. Mittlerweile hatte auch der König sich mit dem Prinzen Moritz von Dessau, der ohne Hinderniß über Brüx und Bilin vorgedrungen war, am 23. bei Außig vereinigt, und seinen Marsch fortgesetzt, indem der Feind, unvorbereitet und verwirrt, sich überall zurückzog.

Die Absicht des Königs, seine Heeresmacht von allen Seiten auf Prag zusammenzuziehen, konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein, und auch die Oesterreicher suchten ihre zerstreuten Truppen eiligst dorthin zu sammeln. Der Prinz Karl von Lothringen traf am 30. bei dem österreichischen Hauptheere, welches der Feldmarschall Browne anführte, in Tuchomierzitz ein, und übernahm den Oberbefehl. Er fand die Truppen insgesammt entmuthigt, die Generale rathlos.

Browne drang wohl darauf, die Preußen sogleich anzugreifen, da ihre Stellung ungünstig und Schwerin mit dem schlesischen Heerestheil noch entfernt sei, allein die anderen Stimmen im Kriegsrath waren alle für den Rückzug auf Prag, der auch unmittelbar angetreten wurde. Der König folgte dem Feind auf dem Fuße, und ließ durch seine Reiterei denselben auf dem Marsche angreifen, doch ohne diesen hindern zu können. Die Oesterreicher ließen in Prag die nöthige Besatzung, die übrigen Truppen gingen über die Moldau, theils durch die Stadt, theils unterhalb derselben, und bezogen auf dem rechten Ufer bei Malleschitz ein Lager. Der König hatte das seine in Tuchomierzitz.

Schwerin seinerseits folgte den Oesterreichern, die sich vor ihm in der Richtung von Benatek zurückzogen, nicht allzu heftig nach. Seine Stimmung in dieser Zeit, fromm und heldenmüthig zugleich, findet sich in folgenden Zeilen eines Briefes ausgedrückt, den er am 27. April aus Jung-Bunzlau nach Hause schrieb, und der sogar eine Vorahndung seines nahen Todes enthielt: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns weiter zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muth entgegensetzen, um mein Ziel selig zu beschließen, und mit Ehren zu enden, worum ich Gott mit Inbrunst, und daß er dir Gesundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe." Er ließ seine Truppen am 27. Rasttag halten, vereinigte dann am 28. die verschiedenen Abtheilungen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, bei Jung-Bunzlau, hielt am 29. wieder Rasttag, und entsandte nun Winterfeldt an der Spitze von 7000 Mann nach Benatek, um daselbst Brücken über die Iser schlagen zu lassen. Diese wurden noch in der Nacht fertig, Schwerin rückte am 30. mit der Hauptstärke heran, ging am 1. Mai über die Iser, marschirte gegen die Elbe hin, und lagerte bei Byschitz. Der General von Fouqué wurde beauftragt, den Rückzug Königsegg's näher zu bedrängen, und gegen Alt-Bunzlau vorzugehen. Dort stieß er am 2. Mai auf eine feindliche Nachhut von Husaren und Kroaten, vom Obersten Mac-Eliot befehligt, welcher sich vier Stunden lang tapfer vertheidigte, und sich erst zurückzog, als er die Hälfte

seiner Leute im Gefecht verloren, das auch preußischerseits sehr blutig war und den Tod des tapfren Reitergenerals von Wartenberg beklagen ließ. Als Schwerin dessen Tod erfuhr, war er sehr erschüttert, und rief mehrmals klagend aus: „Mein Wartenberg, mein Wartenberg! ist der todt!" — Der Feind zog sich nach Brandeis, wo er die Elbbrücke abbrannte. Schwerin beschloß nun ungesäumt über die Elbe zu gehen, um sich dem Heere des Königs zu nähern. Fouqué erhielt Befehl, bei Elb-Kosteletz eine Brücke schlagen zu lassen, die auch am 3. abends fertig wurde, worauf der Vortrab der Preußen noch in der Nacht bis Brandeis vorrückte, wo nun auch die abgebrannte Brücke bald wieder hergestellt war. Winterfeldt, der bei Benatek die Iser nicht länger zu bewachen brauchte, rückte bis Alt-Bunzlau vor, und ging dann bei Brandeis über die Elbe. Auch Schwerin mit seiner Hauptstärke ging an beiden Punkten über, und nahm ein Lager vorwärts Brandeis, die Front gegen Prag hin. Während die Truppen in das Lager rückten, erscholl plötzlich der Ruf, der Feind sei im Anzuge, worauf Schwerin, nach seiner bekannten Lebhaftigkeit, sagt Gaudi, mit einigen Reiterregimentern in vollem Laufe vorsprengte, um den ersten Stoß aufzunehmen und für weitere Anordnungen Zeit zu gewinnen. Allein es zeigte sich bald, daß nur der von den Husaren des eignen Vortrabs erregte Staub den falschen Lärm veranlaßt hatte.

Der König war seinerseits schon am 2. Mai auf dem weißen Berge vor Prag angekommen, und hatte dort eine Stellung genommen, deren linker Flügel sich bei Podbaba an die Moldau lehnte, in der Front lagen die Festungswerke der sogenannten Kleinseite, der rechte Flügel stand auf dem weißen Berge; das Hauptquartier war in Weleslawin. Der König schrieb von hier gleich am 2. eigenhändig an Schwerin: „Vous m'avez presque deviné, mon cher maréchal, et nous ne tarderons pas d'être du même avis. Pour vous instruire de tout, je vous dirai que j'ai serré Browne de si près, qu'après une verte affaire d'arrière-garde que j'ai engagée hier en présence du quart de son armée, je l'ai talonné si vivement qu'il a passé aujourd'hui la

Moldau, et que j'aurais encore harcelé son arrière-garde si je n'avais pas eu trop peu de troupes; cependant avec 3 bataillons de grenadiers nous avons chassé près de 6000 pandours. Browne à sa gauche au Wissehrad, et sa droite vers Konratitze, la Lazawa à dos. Si vous pouvez passer l'Elbe à Brandeis, Kosteletz ou Lobkowitz, vous ferez merveilles. Tâcher alors de chasser tous ces gens sur Browne vers Prague. Je suis tout prêt à faire un pont à Rostok et vous joindre avec 25 bataillons et 35 escadrons, alors nous pourrons marcher sur l'ennemi, et en attaquant ensemble toutes les forces réunies de la maison d'Autriche, nous pouvons nous flatter de les accabler à la fois; alors, mon cher ami, nous travaillerons sur le retour, et vous irez à gauche et moi à droite, vous m'entendez. Adieu, je vous embrasse de tout mon cœur. La marche d'aujourd'hui et notre expédition a été rude. Je vous attends àprésent les oreilles dressées comme un levrier. Federic." Der König scherzte noch, die Kaiserin werde es in diesen Tagen mit zwei hübschen Jungen — jolis garçons — zu thun haben, nämlich mit ihm und Schwerin, den er sich auf diese Art gleichstellte. Die Preußen waren hier 50,000 Mann stark, allein die österreichische, jetzt hier versammelte Macht wurde auf 100,000 Mann geschätzt, und mehrte sich täglich; die ganze Truppenmacht Serbelloni's, der am 4. Mai von dem Feldmarschall Grafen von Daun im Oberbefehl abgelöst wurde, wußte man im Anzuge. Ungeduldig erwartete Friedrich daher das Herankommen Schwerin's. Er schrieb demselben eigenhändig am 4. Mai: „Je plains de tout mon cœur le pauvre Wartenberg qui était un de mes premiers officiers de cavalerie; j'aimerais mieux resusciter 1000 pandours que de l'avoir perdu, mais la chose est sans remède. Quand à ce qui nous regarde je vous crois aujourd'hui de ce côté-ci de l'Elbe, je passerai la nuit prochaine avec un corps pour vous joindre. Faites demain à 10 heures tirer un grand coup de canon, pour que je m'oriente et que je sache où vous joindre; ensuite il faut mettre une fin à ceci et renvoyer les ennemis bien rossés et bien

frottés à Tabor. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Falkenhahn vous dira l'endroit où campe Browne et où je passe la Moldau. Fr." Auch bestand der Vortrab desselben, etwa 5000 Mann stark, am 4. schon kaum eine Stunde vom österreichischen Lager ein Reitergefecht, die Haupttruppe aber hielt wieder Rasttag. Schwerin hatte keine Nachricht vom Könige, noch bestimmte Kunde von der Stellung und Stärke des Feindes; die Offiziere, welche er abgesandt, um den König aufzufinden, waren von den österreichischen Streifern aufgefangen worden, ebenso diejenigen, welche der König an ihn abgefertigt hatte. In dieser beunruhigenden Ungewißheit glaubte Schwerin nicht rascher vorgehen zu dürfen, abgesehen davon, daß die Märsche bei der Nothwendigkeit, die Truppen zusammenzuhalten, und bei dem vielen Troß, der nicht zurückbleiben durfte, beschwerlich und langsam sein mußten; vorauswissend, daß er zum Kampf erwartet werde, wollte er aber auch kampffertig ankommen.

Die Oesterreicher indeß blieben ruhig, und benutzten die Gelegenheiten nicht, mit gesammter Macht eine der noch getrennten Hälften des preußischen Heeres anzugreifen. Zwar standen für diesen Fall, sowohl für den König als für Schwerin, noch Auswege offen, und es ist nicht so gewiß, daß der eine oder der andere eine Niederlage hätte erleiden müssen; allein immer doch war großer Nachtheil zu besorgen, und der König eilte daher mit seinen auf dem jenseitigen Ufer der Moldau herankommenden Truppen dort sich zu vereinigen. Schon am 4. abends hatte er eine ansehnliche Vorhut, Fußvolk und Reiterei nebst Geschütz und Brückenschiffen, längs des Ufers der Moldau bei Selcz aufmarschiren lassen. In der Nacht mußten 2 Grenadierbataillons auf das jenseitige Ufer hinüberschiffen, das auch schon von dem diesseits aufgepflanzten Geschütz beherrscht wurde. Am 5. mit dem frühesten Morgen, war die Schiffbrücke in voller Arbeit, sie war gegen Mittag fertig und vor Abend der König mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen ungestört übergegangen; die Oesterreicher hatten das Wagestück nicht für möglich gehalten, und selbst der Feldmarschall Browne den Meldungen seiner ausgesandten Partheien nicht geglaubt. Der Feldmar-

schall Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um Prag von dieser Seite eingeschlossen zu halten. Mit seinem kleinen, nun auf dem rechten Ufer stehenden Heertheile, nahm der König ein Lager gegenüber von Selcz zwischen den Dörfern Bohnitz und Chabern, die Flügel wohl angelehnt, buschige Anhöhen vor der Front. In der Richtung zum Feinde hin war der Boden zerrissen und schwierig, in der Richtung zu Schwerin flach und offen. Der König indeß hatte darauf gerechnet, daß Schwerin auf das späteste am 5. abends ankommen, und hiermit die Gefahr, die er sich nicht verhehlte, aufhören würde. Drei Kanonenschüsse hatten das verabredete Zeichen gegeben, daß der König den Uebergang beginne, und drei Kanonenschüsse hatten im Schwerin'schen Lager geantwortet. Allein nachmittags kam unter Bedeckung von 400 Husaren ein Adjutant Schwerin's, und meldete, der Feldmarschall könne noch nicht eintreffen, weil er unterwegs so mancherlei Aufenthalt erfahren habe. Unmuthig fertigte der König mit jenem Offizier sogleich seinen eignen Adjutanten Major von Stutterheim ab, mit dem Befehl, Schwerin solle ohne Verzug aufbrechen und während der Nacht nach Gbell marschiren, weil auf den nächsten Tag eine Schlacht geliefert werden solle, wie schon seit Eröffnung des Feldzuges vorausberechnet worden war. Schwerin erwiederte: „Ich wußte nicht, daß man Schlachten vorausbestimmen kann, wie Revuen," gehorchte aber, und brach um 1 Uhr auf, in drei Truppenzügen rechts abmarschirend, der König verließ ebenfalls vor Tagesanbruch sein Lager, und marschirte in zwei Truppenzügen links ab; so stießen denn die beiderseitigen Truppen am 6. Mai morgens gegen 8 Uhr bei dem Dorfe Prosek endlich zusammen. Der König fühlte sich unwohl, und nahm auch zu Pferde noch Arzenei, war aber dennoch der frühste auf dem Platze, und hatte schon vor Schwerin's Ankunft die Stellung des Feindes längs ihrer ganzen Fronte mit angestrengter Aufmerksamkeit beritten und besichtigt. Er fand sie in der Front und auf ihrem linken Flügel, wohin er am liebsten seinen Angriff gerichtet hätte, durch die Beschaffenheit des Bodens ganz unangreifbar, und besprach sich mit Schmettau, der am

Tage vorher eingetroffen war, über die Lage der Sachen, welche gebieterisch einen entscheidenden Entschluß forderten. Als Schwerin und Winterfeldt eintrafen, empfing er ersteren sehr kalt und bezeichnete sein Mißvergnügen, daß er nicht schon am 5. die Truppen herangeführt. Kriegskundige haben in der Verzögerung Schwerin's das Fehlschlagen des ganzen wohlerdachten Feldzugplanes nachgewiesen; allein abgesehen davon, daß die Ereignisse als unberechenbare sich nicht vorhersehen ließen, hatte Schwerin triftige Gründe zu seiner Vertheidigung anzugeben; gleich anfangs war sein Vorrücken durch das Ausbleiben der Truppen unter Fouqué, der deßhalb den Vorwurf pedantischer Langsamkeit erlitt, um zwei Tage verzögert worden, nachher hatten schlechte Wege den Marsch erschwert, dann die Rücksicht auf das erschwerte Vorrücken des Heertheils aus der Lausitz, ja selbst der unverhoffte Erfolg, die Erbeutung des großen Magazins in Jung-Bunzlau, war zur Hemmung geworden, indem dasselbe Maßregeln erforderte, die sich nicht ohne Zeitverlust anordnen ließen. Der König, durch diese Erläuterungen einigermaßen befriedigt, wandte sich nun zu der Gegenwart, erklärte, er sei entschlossen noch heute eine Schlacht zu liefern, er werde den Feind in dessen rechter Flanke angreifen, und habe bereits dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau den Befehl gesandt, mit allen noch jenseits zurückgebliebenen Truppen oberhalb Prag über den Fluß zu gehen, und dem Feind in den Rücken zu fallen. Schwerin konnte sich in diesen raschen Entschluß nicht sogleich finden, und wollte die Ausführung wenigstens auf den folgenden Tag verlegt wissen. Er stellte dem Könige vor, erzählt Retzow, seine Truppen hätten die ganze Nacht hindurch den beschwerlichsten Marsch ausgestanden, seien ermüdet, und müßten vielleicht noch einen großen Umweg nehmen, bevor sie an den Feind kämen; er selbst kenne diese Gegend noch nicht, die Stellung des Feindes noch weniger; zudem sei noch keine Nachricht da, wiefern ein Uebergang oberhalb Prag in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen sei, und ob demnach die Truppen jenseits der Moldau an der Schlacht Theil nehmen würden, er müsse daher dem Könige zu überlegen geben, ob es nicht rathsamer sein möchte, den

Angriff bis auf morgen zu verschieben? dadurch würde den Soldaten Zeit gelassen, sich zu erholen; man würde Gelegenheit erhalten, des Feindes schwächste Seite zu erspähen, und sodann mit vereinten Kräften auf diese wirken können. Schmettau berichtet, Schwerin sei auch der Meinung gewesen, überhaupt keine Schlacht zu liefern, sondern die Oesterreicher stehen zu lassen, den Marsch auf Wien fortzusetzen, und über die von dort heranziehenden feindlichen Truppen herzufallen, nach deren Vernichtung der Weg nach Wien offen stünde; er habe diese Meinung nach Erörterung der möglichen Fälle, welche dann eintreten könnten, und die sämmtlich zum Vortheil der Preußen sich benutzen ließen, ausführlich unterstützt, allein der König habe dies alles verworfen, und, wie Retzow sagt, mit den Worten: „Frische Fische, gute Fische!" auf unverzüglichen Angriff bestanden. Er wußte, daß jeder nächste Tag dem Feinde Verstärkung bringen mußte und in der That würde derselbe am 7. Mai um 10,000 Mann stärker gewesen sein, am 9. sogar um 30,000 Mann; überdies wußte er französische und russische Heere im Anzuge, vor deren Auftreten er die Oesterreicher geschlagen haben wollte; die beiderseitigen Streitkräfte standen einander gegenüber, die Gelegenheit war da, an dem Siege zweifelte er nicht.

Ueber eine Stunde hatte der König mit Schwerin und Winterfeldt und wenigen Offizieren, von den Höhen vor Prosek aus, die feindliche Stellung beachtet, wobei einige Kononenkugeln, die der Feind herüber sandte, sie nicht hinderten. Noch immer war man zu keinem Schlusse gelangt. Schwerin durfte in seinem zweiundsiebzigsten Jahre wohl ein Bewußtsein von Einsicht und Erfahrung hegen, welches ihn freilich auch immer gern ein schulmeisterliches Ansehen nehmen ließ, das dem Könige so sehr zuwider war; allein mit jenem Bewußtsein verband sich in ihm noch alle Raschheit des Kriegermuthes, und aus allen Bedächtlichkeiten, mit denen er ohnehin nicht durchdrang, plötzlich herausbrechend, rief er, indem er seinen Hut in die Augen drückte, lebhaft aus: „Soll und muß denn grade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Oesterreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe!" Doch das war die Meinung des Königs nicht;

er wollte kein unbedachtes Wagniß, und hatte die feindliche Stellung zu scharfblickend erforscht, um nicht eine Umgehung nöthig zu erachten. Schwerin erkannte nach und nach, daß der König Recht habe, und sprengte nun selber, begleitet von Winterfeldt, in vollem Galopp linkshin auf die Stellung des rechten Flügels der Oesterreicher, wo allein die Umgehung möglich war, in der Absicht einen günstigen Angriffspunkt dort aufzufinden.

Die Gegend, welche für die bevorstehenden Ereignisse den bedingenden Boden gab, finden wir in scharfen Zügen kurz beschrieben. Wir können nichts Besseres thun, als diese von österreichischer Hand entworfene und von preußischer vervollständigte Schilderung hier einzuschalten. Sie sagt: „Die Moldau bildet unmittelbar unterhalb der Stadt Prag einen bedeutenden Bogen gegen Osten. Da wo dieser Bogen am weitesten vorspringt, nimmt sie einen Bach auf, welcher von dem etwa zwei Meilen entfernten, auf der Straße nach Kollin gelegenen Dorfe Biechowitz herabkömmt. Derselbe fließt in westlicher Richtung an den nahe bei einander liegenden Dörfern Unter-Potschernitz, Hostawitz und Keyge vorbei nach Hrtlorzes; hier wendet er sich plötzlich, läuft zweitausend fünfhundert Schritte in einer der vorigen ganz entgegengesetzten und mit ihr parallelen Richtung bis Hloupetin fort, nimmt hier seinen westlichen Lauf wieder an, berührt Wisoczan, und ergießt sich bei Liben in die Moldau. Bei Unter-Potschernitz, Hostawitz, Keyge und Hloupetin bildet dieser Bach große Teiche, und fließt überhaupt in einem sumpfigen, mit Gebüsch bewachsenen, zwischen Hostawitz und Hloupetin aber von steilen Anhöhen eingeengten Grunde. Vor Hloupetin erweitert sich das Thal und erreicht bei Wisoczan eine bedeutende Breite. Bei Hostawitz nimmt er, von der linken Seite her, einen kleinen Bach auf, der aus dem eine Stunde südlicher, zwischen Sterboholy und Unter-Miecholup liegenden Teiche abfließt, noch einige Teiche bildet, und sumpfige Wiesenränder hat. Westlich von diesem Bach und parallel mit ihm, etwa tausend Schritt davon, zieht sich von Sterboholy herab ein Grund mit sieben kleinen Strichteichen, welche durch Gräben verbunden ihre Gewässer dem Bache zufließen lassen.

Sie waren zur Zeit der Schlacht entwässert und mit Hafer besäet, der Boden derselben aber, wie dies bei solchen Teichäckern gewöhnlich ist, schlammig und sehr weich. Zwischen Sterboholy und Keyge erhebt sich das Terrain ganz sanft gegen Malleschitz. Von diesem Dorfe zieht sich eine von einem Bächlein bespülte, tiefe, steile Schlucht nach dem etwa tausend Schritt nördlicheren Hrtlorzes hinab. Zwischen letzterm Orte und Keyge und Hloupetin, auf der von dem stark gekrümmten Laufe des zuerst erwähnten großen Baches gebildeten Erdzunge, hebt sich eine Reihe von sehr starken Hügeln; besonders ist die, zwischen den Teichen von Keyge und Hloupetin — die kaum neunhundert Schritt von einander entfernt sind — liegende Höhe nach allen Seiten hin beherrschend. Auf der westlichen Seite der Schlucht von Hrtlorzes, in der Verlängerung der eben erwähnten Hügelreihe, ziehen sich zwei parallele Rücken bis an die Thore von Prag, zwischen beiden länft die Straße von Kollin. Der nördlichste dieser Züge, dessen westlicher Absturz der Ziskaberg heißt, ist besonders auf der nach Norden gegen den großen Bach abfallenden Seite sehr steil, mitunter auch felsig, und gegen Prag hin mit Obst- und Weingärten besetzt. Fünfhundert Schritt vom Fuße des Ziskaberges fließt die Moldau längs demselben gegen Osten, und wendet sich, bei dem auf der Thalsohle gelegenen Invalidenhause, wieder nach Norden zu, gegen Liben. Die Kante der rechten Thallehne des großen Baches von Hloupetin abwärts, ist ebenfalls ziemlich steil, häufig felsig, und wird bei Prosek und Lieben noch steiler, wo die Abhänge überdies mit Landhäusern und Gärten bedeckt sind. Die Wege, welche hier quer durch das Thal führen, sind alle eng und hohl."

Der Prinz Karl von Lothringen hatte das Anrücken Schwerin's nicht erfahren, und glaubte nur die von dem Könige herangeführten Truppen vor sich zu haben; erst als bei Gbell die Preußen hervorbrachen, wurde er seines Irrthums inne, ließ das Lager abbrechen, und das Heer folgende Stellung nehmen. Das erste Treffen lehnte seinen linken Flügel an den Ziskaberg, 18 Schwadronen hinter demselben gleichsam versteckt, dann folgten 3 Divisionen Fußvolk, welche

die rechthin sich vorstreckende Höhe bis vorwärts Hrtlorzes besetzten; hierauf kam eine durch den zerrissenen, von dem oben erwähnten Bache zweimal tief eingeschnittenen Boden fast unzugängliche Lücke, welche aber bei der beherrschenden Höhe von Hloupetin endete, wo 4 Bataillons einige in Hast aufgeworfene Feldverschanzungen besetzt hielten; der rechte Flügel, hinter diesem zerrissenen Boden, bestand aus einer Division Fußvolk, und erstreckte sich von Hrtlorzes bis hinter Keyge, wo er sich nebst 24 Schwadronen, welche die Schlachtordnung schlossen, rechts in einen Haken zurückbog. Das zweite Treffen begann zur Linken, gleich dem ersten, mit 18 Schwadronen, auch wieder hinter steilen Anhöhen, rechts von Wolschan aufgestellt; dann folgten zwei Divisionen Fußvolk auf dem zweiten Höhenzuge bis gegen Hrtlorzes, und eine dritte Division Fußvolk bildete, nebst wieder 18 Schwadronen, den rechten Flügel dieses zweiten Treffens, nur dreihundert Schritt von dem ersten ab, in gleicher Richtung und Umbiegung. Der Rückhalt, bestehend aus einer Division Fußvolk und 39 Schwadronen, bildete ein drittes Treffen, zwischen dem Vorwerk Stromeck und dem Dorfe Malleschitz so vorgeschoben, daß jenes hinter dem linken Flügel und dieses hinter dem rechten, in schrägem Abstande weit hinausragten. Diese ganze Streitmacht betrug gegen 70,000 Mann, worunter fast 14,000 Reiter, und führte außer dem Regimentsgeschütz, welches über 100 leichtere Stücke zählte, 60 schwere Kanonen. Die Preußen waren ungefähr in gleicher Stärke, nur hatten sie verhältnißmäßig mehr Reiterei und Geschütz.

Schwerin und Winterfeldt kehrten von ihrer Besichtigung des feindlichen rechten Flügels eilig zurück; sie brachten die Meldung, der Boden flache sich dort ab, und sei ganz geeignet für die Reiterei, der Feind aber stehe auf unbedeutenden Höhen, mit offener Flanke, und könne leicht angegriffen und umgangen werden. Der Irrthum, welcher hiebei obwaltete, wurde sehr schädlich. Die Teiche nämlich bei Sterboholy und Hostawitz waren abgelassen, und der schlammige Grund ungangbar, weil er aber mit Hafer besäet war, so gab dies für die Ferne den Anschein von Wiesen, und der Scharfblick beider Feldherren wurde getäuscht. Der König

hatte inzwischen sein Heer schon linksab in Marsch gesetzt, und die Truppen bezeigten so viel Eifer und Kraft, daß sie den beschwerlichen Weg von einer starken Meile bis Unter-Potschernitz binnen zwei Stunden zurücklegten, und um 10 Uhr schon der König die Truppenzüge zur neuen Angriffslinie konnte einschwenken lassen.

Spät erst bemerkten die Oesterreicher den Linksabmarsch der Preußen, doch als die Spitzen der preußischen Truppenzügen bei Unter-Potschernitz erschienen, da konnte die Absicht des Königs gegen den österreichischen rechten Flügel nicht mehr zweifelhaft sein. Browne, der sich auf diesem Flügel befand, ließ sogleich beide Treffen raschen Schrittes rechts abmarschiren, die Reiterei trabte bis zu dem Teiche zwischen Unter-Miecholup und Sterboholy, und schwenkte dann ein, so daß der Teich sechshundert Schritt vor ihrem rechten, Sterboholy noch etwas weiter vor ihrem linken Flügel lag. Das Fußvolk rückte in dieselbe Linie, rechts und links von der Wiener Straße, mit der Front gegen Hostawitz, und lehnte den linken Flügel an den Teich von Keyge. Dieser Flügel wurde durch das Erdreich schon geschützt, und es war unnöthig, ihn so weit links anzudrängen, wodurch nun das Uebel entstand, daß das Fußvolk rechts nicht weit genug reichte, und zwischen ihm und der hinter Sterboholy schon aufmarschirten Reiterei ein großer Zwischenraum blieb. Seinerseits ließ der Prinz Karl von Lothringen, der sich auf dem linken Flügel befand, das zweite Treffen desselben gleichfalls rechts abmarschiren, ließ alle 22 Grenadierkompanieen des zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern eingetheilt standen, herausziehen und eiligst auf den rechten Flügel rücken, um dort die zwischen dem Fußvolk und der Reiterei entstandenen Lücken auszufüllen, zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flügels und die sämmtlichen 39 Schwadronen des Rückhaltes in starkem Trabe auf den rechten Flügel eilen. Diese Bewegungen geschahen mit großer Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach und nach in die Linie, und da sie für den Raum noch nicht genügend schienen, so wurden zur Ausfüllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte geholt; das Geschütz kam im Galopp herbei, und wurde theils

auf der Anhöhe Homoly, zwischen der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen begann im Rücken des ersten schon aufzumarschiren, aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und Anstrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den Durchziehenden sehr hinderlich war. Die Reiterei des rechten Flügels aber stand in drei Linien, eine Masse von 12 Regimentern, die sich in der Ebene weit ausdehnte, indem zwischen je zwei Schwadronen immer die Weite einer Schwadron offen gehalten war. Dies geschah vielleicht auch deßwegen, weil die Schwadronen anfangs sehr schwach waren, indem bei manchen fast die Hälfte der Mannschaft zum Futterholen sich in Prag befand, und erst während der Schlacht wieder einrückte. Der General Graf von Hadik ließ sein Husarenregiment in die Lücke zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und der Reiterei vorrücken, so daß es mit deren Front einen links einbiegenden Haken machte.

Schwerin sah die Bewegung der Oesterreicher, und damit sie ihm nicht zuvorkämen, ließ er seine Truppen stärker antreten, um die Engwege zu gewinnen, durch welche sie vorrücken mußten. Das schwere Geschütz konnte so rasch nicht folgen, und blieb weit zurück. Einer der Adjutanten des Königs ritt an Schwerin heran, dies zu melden, und ihn zu fragen, ob diese Kanonen nicht gleich beim ersten Angriff nöthig sein würden? allein der Feldmarschall antwortete, er könne sie entbehren, und ohne sie mit seinen Fußvölkern den Feind schlagen. Dies Fußvolk des preußischen linken Flügels war unterdeß bei Unter-Potschernitz über den Bach gegangen, zog sich bis gegen Sterboholy, machte nun Halt, und die Bataillone fingen an, in guter Ordnung einzuschwenken. Doch vor dem wirklichen Angriff, etwa um halb 11 Uhr, ritt Schwerin noch zu dem Könige, sagte, daß es nun Zeit sei, ehe der Feind sich völlig in Ordnung gestellt habe, und da er, anstatt einer Antwort, sagt Gaudi, über einige Umstände eine gewisse Unentschlossenheit bemerkte, rief er hastig: „Frische Eier, gute Eier!" und jagte, ohne weiter eine Antwort abzuwarten, mit verhängtem Zügel zu seiner Reiterei, welche auf der äußersten Spitze des linken Flügels vorrückte. Das

Wort Schwerin's, welches an das frühere des Königs erinnert, und wohl daran erinnern wollte, ist glaubwürdig überliefert, auch der König soll es ihm später nacherzählt haben, und wir können dasselbe nicht bezweifeln; aber eben so wenig das des Königs, welches unter Anderen auch Retzow erzählt, der dagegen das von Schwerin unerwähnt läßt, und doch sonst nicht eben liebt dem Könige zu überweisen, was Andere ansprechen mögen. Wir sind der Meinung, daß beide Worte recht wohl zusammen bestehen, und beide zu erhalten sind.

Der Angriff begann. Schwerin ließ das erste Treffen in Schlachtordnung vorrücken, das zweite, nach Maßgabe seines Herankommens, sollte sich zur Unterstützung auf den nahen Anhöhen aufstellen. Die Truppen schritten in fester Ordnung, es fiel kein Schuß, weil Schwerin und Winterfeldt streng befohlen hatten, nur mit dem Bajonet anzugreifen. Bald aber wurde der Marsch durch den Bach gehemmt, der von Sterboholy nach Hostawitz fließt, die Linie mußte gebrochen, Dämme und Stege mußten reihenweise überschritten werden, auch das Bataillonsgeschütz mußte zurückbleiben, in dem sumpfigen Ufer blieben Pferde und Fußgänger stecken. Ganze Regimenter, welche auf den Boden der abgelassenen Teiche geriethen, dessen frisches Grün hier Wiesen erwarten ließ, sanken tief in den Schlamm, und mußten mit großer Anstrengung, und in völliger Auflösung, jeder Einzelne wie er konnte, sich durchhelfen. Fast eine Stunde verging unter dieser Mühsal und Unordnung, welche der Feind mit ansah, ohne sie zu benutzen. Schwerin stellte seine zerrütteten Bataillone, wie sie nach und nach auf dem linken Ufer des Baches Fuß faßten, wieder in Schlachtordnung, und auf's neue rückte diese zwischen Sterboholy und Hostawitz vor. Sterboholy selbst wurde von Winterfeldt rasch besetzt, eben so rasch drang er dann mit seinen Bataillonen, unbekümmert um das zurückbleibende Geschütz, von hieraus zum weiteren Angriffe vor.

Vor der Stellung der Oesterreicher senkte sich der Boden sanft, und ihr Geschütz hatte gegen die heransteigenden geschlossenen Schaaren volle Wirkung; nichtsdestoweniger drangen die Preußen immer vor, schon waren sie nur noch vierhundert

Schritt von der feindlichen Front entfernt, als auch das österreichische Geschütz auf der Höhe von Hloupetin sein Feuer eröffnete, und die Linie in ihrer rechten Flanke und ganzen Länge beschoß. Die Bataillone schmolzen unter dem sich kreuzenden Kartätschenfeuer zusammen, die Kugeln rissen Lücken in die Reihen, die Mannschaft, anstatt mit gefälltem Bajonet weiterzudringen, fing nun auch ihrerseits zu feuern an, und das Vorrücken stockte. Diesen Augenblick benutzte der Anführer der österreichischen Grenadiere, Oberst Guasco, und befahl seiner Truppe im Sturmschritt vorzugehen; erst ganz in der Nähe des Feindes sollte sie feuern. Die Grenadiere empfingen kaltblütig das Feuer einiger preußischen Feldstücke, welche doch endlich herbeigeschafft waren, und bald auch das Gewehrfeuer der preußischen Grenadiere, welche der Zufall den österreichischen gegenüber gestellt hatte, und rückten muthig vor. Browne selbst kam herangesprengt, setzte sich vor die Front der Grenadiere, und wollte sie zum Sturm führen, da zerschlug eine Kanonenkugel ihm den rechten Fuß, und er wurde bewußtlos weggetragen. Sein Fall erbitterte die Seinigen, statt sie zu entmuthigen, unter dem Zurufe tapfrer Anführer gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die preußischen Grenadiere los, welche, schon erschüttert und vermindert durch das mörderische Geschütz- und Gewehrfeuer, diesem heftigen Anfall nicht Stand hielten, sondern umkehrten und das ganze erste Treffen mit fortrissen; sie kamen schneller über den Bach zurück, als sie herüber gekommen, und suchten die Anhöhen zu gewinnen, wo das zweite Treffen stand; sie ließen das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt, mehrere Fahnen und 12 Kanonen wurden die Beute der Oesterreicher. Diese hatten ihre Patronen großentheils verschossen, doch neuer Vorrath traf ein, und zwei Regimenter Fußvolk rückten nach, das glückliche Gefecht kräftig zu verfolgen. Ihre rechte Flanke wurde zwar im Vorrücken von Sterboholy aus, wohin Winterfeldt Fußvolk und Geschütz geworfen hatte, mit Kartätschen stark beschossen, allein sie griffen das Dorf an, eroberten dasselbe, und nahmen auch hier 2 Kanonen. Der Sieg der Oesterreicher schien auf dieser Seite nicht mehr zweifelhaft.

Bevor wir die Erzählung dieses Kampfes fortführen,

müssen wir auf die Ereignisse blicken, welche bis dahin auf anderen Punkten Statt fanden. Noch etwas früher, als das Fußvolk des preußischen linken Flügels, kam die Reiterei desselben an den Feind. Sie hatte hinter Sterboholy über einen engen Damm ziehen müssen, der sie nöthigte, ihre Züge zu brechen, und nach dem Uebergange wieder herzustellen. Die österreichische Reiterei sah von ihrer höheren Stellung diesen ganzen Verlauf mit an, und wünschte den günstigen Augenblick zu benutzen, durfte aber nicht angreifen, weil ihre Anführer nicht Befehl dazu hatten. Ungestört entwickelte sich die preußische Reiterei in dem Raume zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und Sterboholy, die linke Flanke durch den Teich gedeckt, die rechte durch das Dorf. Der Aufmarsch geschah in größter Schnelligkeit, und war kaum vollendet, als der Prinz von Schönaich sogleich anzugreifen beschloß. Er wußte, daß der König ihm 20 Schwadronen aus der Mitte zur Verstärkung sandte, aber glaubte diese nicht abwarten zu dürfen, weil er den Feind unterdessen sich immer mehr ausdehnen sah. In bester Ordnung und voller Kraft stürzten die preußischen Kürassiere auf die feindliche Linie, diese stand ruhig, bis die Preußen auf fünfzig Schritt nahe waren, feuerte dann ihre Karabiner ab, und ritt nun dem Stoß entgegen; sie wurde jedoch augenblicklich geworfen, aber eben so schnell durch die zweite Linie ersetzt, die entschlossen anrückte; die Preußen wurden von ihr überflügelt, von Hadik außerdem in der Flanke angegriffen, und zum raschen Rückzuge gezwungen. Allein die Oesterreicher folgten nicht, und Schönaich konnte in dem sichern Raume seine Reiter bald wieder ordnen, und auf's neue gegen den Feind führen. Doch dieser zweite Angriff war nicht glücklicher als der erste, in dem erregten großen Staube stürmten sogar Preußen gegen Preußen, und der Feind drängte so heftig an, daß das Gefecht diesmal verloren schien. In diesem Augenblick erschien der preußische Oberst Warnery mit 5 Schwadronen Husaren, die er um den Teich von Unter-Miecholup links herum geführt hatte, den Verfolgern im Rücken und in der Flanke, wodurch sie in Unordnung geriethen und zurückwichen. So gewann Schönaich Zeit, seine Reiterei zum dritten Angriff

anzuordnen, doch eben jetzt langten auch die vom Könige gesandten 20 Schwadronen unter Zieten's Befehlführung an, hieben mit Ungestüm in den Feind, und warfen ihn nach kurzem Widerstande völlig in die Flucht. Noch zuletzt wurden einige österreichische Regimenter, die nicht weichen wollten, durch das preußische Dragonerregiment von Stechow überrannt und gesprengt. Die flüchtigen Reiter warfen sich zum Theil auf das nächststehende Fußvolk, das sie in Unordnung brachten, zum Theil gegen die Sazawa, oder nach Prag. Der Prinz Karl von Lothringen war herbeigeeilt, um die Fliehenden aufzuhalten, wurde aber mit fortgerissen, und inmitten seiner Anstrengung von einem Brustkrampfe befallen, der ihn lange Zeit ohne Bewußtsein ließ; so war denn das österreichische Heer seiner beiden Oberfeldherren beraubt. Dies Reitergefecht konnte jedoch wenig entscheiden, denn gleich den Besiegten verschwanden auch die Sieger vom Schlachtfelde, sie fielen bei Nusle in das österreichische Gepäck und ergaben sich der Plünderung und dem Trunk, so daß sie für den übrigen Theil der Schlacht größtentheils unbrauchbar blieben.

Gleichzeitig mit diesem Kampfe der Reiterei hatte sich aber auch der des Fußvolkes wieder entzündet. Nur das erste Treffen Schwerin's war geschlagen, aber einzelne Regimenter hielten sich noch, während schon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätschenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch stehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgesetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt schwer verwundet hingesunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des schwierigen Bodens, und suchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch sein eignes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne seines zweiten Bataillons, hob sie empor und rief: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!" Sein Beispiel und Zuruf beseelte die Truppen mit neuem Muthe, sie wanden sich aus dem Engwege heraus, stellten

sich rechts desselben in Ordnung, und begannen im Sturmschritt vorzuschreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf diese Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätschenschuß den alten Feldherrn, der sogleich ohne die geringsten Zeichen des Lebens vom Pferde sank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz, und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war; sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf, und gab sie dem Junker wieder, allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte, und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten, und wandten sich auf's neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und anderer tapferen Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Gestalt nahmen. Das schwere Geschütz der Preußen war angelangt, zog eiligst durch Unter-Potschernitz, und 16 zwölfpfündige Kanonen und Haubitzen fuhren auf der Anhöhe vor dem Dorfe auf. Während diese zu feuern anfingen, und die österreichischen Grenadiere niederschmetterten, rückte auch das preußische zweite Treffen, 12 Bataillone stark, in's Gefecht. Die österreichischen Grenadiere wollten aber nicht weichen, und unterhielten ein starkes Gewehrfeuer, dem das der Preußen lebhaft antwortete. Den Oesterreichern fehlten bald wieder die Patronen, und sie nahmen deren aus den Taschen der Gefallenen so viel sich noch fanden. Das nächststehende Fußvolk, unter dem General

Herzog von Aremberg konnte keine mehr abgeben; sie sollten sich der Bajonette bedienen, ließ er den Grenadieren sagen. Gleich darauf aber verließ dies Fußvolk seine Stellung, und marschirte eiligst linksab gegen Keyge, wo sich bereits ein anderer Kampf heftig entzündet hatte; anstatt des sichern Anhaltens der Ihrigen sahen die österreichischen Grenadiere in ihrer linken Flanke nun preußisches Fußvolk, das von Hostawitz hervordrang; rechts ebenso, anstatt der verschwundenen eigenen Reiterei, eine preußische Reiterschaar, die über Sterboholy hinaus sie im Rücken bedrohte; in der Front aber rückten immer mehr preußische Bataillone in's Feuer, der König selbst hatte sich hier eingefunden, die ganze preußische Linie war im Vorrücken. Die österreichischen Grenadiere, hier allein noch immer auf dem Platze, ohne Patronen, ihrer meisten Offiziere beraubt, auf die Hälfte zusammengeschmolzen, mußten endlich weichen. Sie zogen sich anfangs in guter Ordnung zurück, 3 genommene Fahnen und von den eroberten Kanonen 5 mitführend; diese tapfern Kerntruppen allein hatten das Schicksal des Tages eine Zeitlang zweifelhaft gemacht. Als ihr Rückzug sich zu beeilen und zu verwirren begann, wollte der König sie durch Reiterei verfolgen lassen, aber nur eine geringe Schaar war aufzubieten, und diese bald bei einem Engwege gehemmt.

Inzwischen hatte schon früher der König, die Höhe bei Hloupetin als den Schlüssel der feindlichen Stellung erkennend, auch dort zum Angriff überzugehen, und dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig mit dem rechten Flügel vorzurücken befohlen. Doch der General von Manstein, in ungeduldiger Tapferkeit, war dem Befehl noch zuvorgekommen und hatte den Angriff unbedacht schon eröffnet; er führte 3 Grenadierbataillons und 2 Fußregimenter Itzenplitz und Manteuffel zum Sturm heran, in heftigem Kartätschenfeuer erklommen sie mit gefälltem Bajonet die steile Höhe, hielten vor den Verschanzungen eine Weile an, gaben einigemal Gewehrfeuer, besetzten dann im erneuten Anlauf die Schanzen, die mittlerweile geräumt worden waren, und gingen allmählig auf dem schmalen Höhenzuge gegen Hrtlorzes vor. Der Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog von Bevern hatten das

voreilige Unternehmen mißbilligt, rückten aber nach, um den Angriff zu unterstützen.

Das preußische Fußvolk, welches von Hostawitz herankam, hatte sich durch Unter-Potschernitz durchgezogen, und nahm nun an dem Kampfe lebhaft Antheil. Der Herzog von Bevern befehligte diese Truppen, schlug die österreichischen Bataillone, auf die er traf, und die anfangs tapfer widerstanden, aus dem Felde, und rückte in Gemeinschaft mit dem linken Flügel, der eben die österreichischen Grenadiere geworfen hatte, gegen Malleschitz vor.

Auf die Höhe von Hloupetin ließ nun der König Geschütz auffahren, um die Flanke des bei Keyge noch stehenden Feindes zu beschießen, den er auch sogleich in der Front anzugreifen befahl. Sein Bruder Prinz Heinrich führte die Hauptstärke des preußischen rechten Flügels zu diesem Angriff. Ein Truppenzug rückte durch das Dorf Keyge, ein zweiter durch den Zwischenraum der Teiche, ein dritter über den Damm nächst Hostawitz; der Marsch war schwierig und langsam, die Truppen mußten ihre Ordnung brechen, Geschütz und Pferde kamen mühsam durch; die Oesterreicher hatten diese Zugänge freigelassen, welche bei einiger nachhelfenden Befestigung durch geringe Mannschaft hätten vertheidigt werden können. Doch die Preußen stießen auch hier auf einen entschlossenen Feind, er empfing sie mit Kartätschenhagel und Gewehrfeuer, inmitten dessen sie aber ihre Ordnung wiederherstellten, und unerschrocken zum Angriff vorrückten. Zwei Divisionen österreichisches Fußvolk, unter dem Feldzeugmeister Grafen von Königsegg, hielten hier muthig Stand, und wiesen die erneuerten Stürme der Preußen kräftig ab. Dies war der hartnäckigste und blutigste Kampf der Schlacht, auf beiden Seiten der Verlust ungeheuer. Das preußische Regiment von Winterfeldt erstürmte eine österreichische Batterie, verlor dabei 1000 Mann vergebens, und wollte auf's neue stürmen, da kam das Grenadierbataillon von Wreden jenes abzulösen, und die Grenadiere riefen: „Kammeraden, laßt nun uns heran! Ihr habt Ehre genug!" Aber auch dieses Bataillon verlor die Hälfte seiner Leute, und mußte erfolglos zurück. Doch endlich ermatten die Oesterreicher, sie sehen

überall die Preußen anrücken, sie sehen keinen Rückhalt, glauben sich verloren, und ganze Regimenter nehmen aufgelöst die Flucht.

Königsegg zieht die ihm noch verbleibenden Truppen zurück, und giebt ihnen eine neue Aufstellung auf den Höhen hinter Malleschitz und Nowy Straschnitz. Mittlerweile rückt eine frische Division, vom General von Clerici geführt, über die Schlucht von Malleschitz wieder hinaus, und einige Bataillons besetzen den Taborberg, den eben auch die Preußen unter Manstein ersteigen wollen. Ein neuer blutiger Kampf entspinnt sich hier, Clerici wird schwer verwundet, General Peroni, der unter ihm befehligt, todtgeschossen, die Truppen fechten ohne Zusammenhang, überall fehlt Unterstützung, die noch vorhandenen bedeutenden Kräfte bleiben ungenutzt, und die Preußen dringen unablässig vor; der Herzog Ferdinand von Braunschweig erstürmt den Taborberg, der Herzog von Bevern, nach einem ersten Mißlingen, im zweiten Anlaufe die Batterie von Malleschitz, der König ordnet die ganze Mitte und den linken Flügel in neue Schlachtordnung, das zweite Treffen rückt überall mit in die erste Linie, diese marschirt immer vorwärts, und treibt den Feind vor sich her gegen Prag.

Seit Anfang der Schlacht standen als erstes Treffen des linken Flügels 17 österreichische Bataillons und 17 Grenadierkompanieen nebst 20 Schwadronen Reiterei ungebraucht auf dem Ziskaberg, sie hatten keinen Befehl erhalten. Als die Flucht der Geschlagenen die Gegend von Wolschan erreichte, und die Gefahr näher kam, stiegen jene Truppen den Berg hinab und machten Front gegen die Preußen. Die österreichischen Kürassiere und Dragoner unter dem Grafen Odonnel eilten im Galopp herbei, und griffen das preußische Fußvolk ungestüm an; sie erlitten großen Verlust, gewannen aber ihrem Fußvolke Zeit, sich vorwärts von Wolschan in mehreren Linien aufzustellen. Nun kam indeß auch preußische Reiterei wieder zum Vorschein, die des linken Flügels kehrte theilweise vom Plündern des Gepäckes zurück, und wiewohl noch in großer Unordnung, so daß Zieten dem Könige sagte, er könne nicht 100 nüchterne Husaren auftreiben, bedrohte ihr

Heranschwärmen doch die rechte Flanke des Feindes, und beförderte dessen Flucht; die Reiterei des rechten Flügels, die bisher des ungünstigen Bodens wegen noch nicht gebraucht worden war, hatte der König herbeiholen lassen, um hier den letzten Widerstand der Oesterreicher zu brechen. Das Kürassierregiment von Schönaich, im vollen Trabe, kam zuerst an, erhielt von dem Major von der Marwitz, Adjutanten des Königs, die Weisung, sogleich das österreichische Fußvolk anzugreifen, stürzte im Galopp auf die feindliche Linie, wurde aber zweimal durch deren Gewehrfeuer zurückgetrieben, und im Zurücksprengen von dem eignen Fußvolk verkannt, dessen Gewehrfeuer ihm 130 Mann nebst mehreren Offizieren kostete. Doch die fliehenden Schaaren der Oesterreicher, aufgelöst und verfolgt, kamen immer ungestümer und dichter heran, und rissen zuletzt die noch stehenden mit fort. Alles eilte gegen Prag hin, nur wenige Regimenter Fußvolk und Reiterei hielten noch Stand, und konnten den Rückzug decken, den am meisten die Weinberge und Gärten begünstigten, so wie die Engwege, welche der preußischen Reiterei schneller vorzudringen unmöglich machten.

Der Prinz Karl von Lothringen war inzwischen auf dem Wischehrad, wo man ihm zur Ader gelassen hatte, wieder zur Besinnung gekommen, und wollte in die Schlacht zurückkehren. Er sprengte auf das Kornthor zu, und drang durch die ihm entgegen kommenden Flüchtlinge, die dasselbe sperrten, mit Mühe endlich hinaus, allein nur um in noch dichtere fliehende Schaaren verwickelt zu werden, mit denen er wider Willen in die Stadt zurück mußte; eben so wenig gelang ihm durch das Roßthor hinauszudringen, und bald sah er auch den größten Theil des Ueberrestes seiner Truppen innerhalb der Stadt. Ein Versuch, über die Moldanbrücke durch das Aujester Thor auf die Straße von Königssal zu gelangen, mißglückte, weil die Preußen unter Keith jenseits die Kleinseite wachsam umstellt hielten. Keith hatte früher Befehl vom Könige erhalten, den Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen oberhalb Prag bei Branik über die Moldau gehen zu lassen, um von dieser Seite angreifend die Niederlage des Feindes zu vervoll-

ständigen; allein die Brückenschiffe wurden in den Richtungen, durch welche der Prinz sie, in der Meinung Zeit zu gewinnen, fahren ließ, allzulange aufgehalten, und als sie endlich anlangten, so reichten sie für die Breite des Stromes nicht aus, dessen Anschwellung auch das Durchschwimmen der Reiterei, welches Seydlitz versuchen wollte, unmöglich machte. Jetzt dienten diese Truppen trefflich, den Prinzen von Lothringen mit mehr als 50,000 Mann, die sich in Prag angehäuft hatten, von dieser Seite einzuschließen, während auf der andern das siegreiche Heer des Königs die Stadt in großem Halbkreise umlagerte.

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Krieges diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe, nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten, und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwickelung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königs selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unseren Helden inmitten des wüthendsten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm

weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der, aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sei geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beschäftigt, wandte alle Aufmerksamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umständen entsprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entschieden war, athmete er wieder auf, und überließ sich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte seinen Bruder den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, stieg vom Pferde, und setzte sich mit sichtbarer Traurigkeit auf den grünen Rasen, der seitwärts am Wege sich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erstickter Stimme, der Feldmarschall Schwerin ist todt!" und dann nannte er die anderen Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den ersteren befanden sich Hautcharmoy, Goltz, der Prinz von Holstein, Manstein und Anhalt.

Inzwischen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und untersucht, da sich denn die Gewißheit ergab, daß er in demselben Augenblicke getroffen und todt gewesen sein müsse. Man brachte die Leiche darauf in das Kloster St. Margaretha, wo sie einbalsamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und stand in schweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief. Schwerin's ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem Könige das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt wurde, geschah dies

mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater. Der englische Gesandte Mitschell schrieb in einem Briefe vom 6. Mai, dem Tage der Schlacht selbst: „Das ganze Heer ist in Thränen über den Verlust Schwerin's." Am 14. Mai traf der Leichenzug in Dresden ein, zugleich mit den in der Schlacht von Prag eroberten Fahnen und Standarten. Am 20. Mai gelangte der Zug nach Frankfurt an der Oder, wo er von Seiten der Bürgerschaft mit großer Feierlichkeit empfangen und in die bisherige Wohnung Schwerin's, das Schumacher'sche Haus, geführt wurde. Die Universität, Professoren und Studirende, der Magistrat, die Geistlichkeit, und die französische Kolonie, schlossen sich hier an. Am 22. wurde ein Dankfest wegen des bei Prag erfochtenen Sieges gefeiert, darauf von dem Doktor der Rechte von Toll eine kurze Standrede bei dem Sarge gehalten, und dann, unter Glockengeläut und Absingen des geistlichen Liedes: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", so wie unter dreimaligem Gewehrfeuer, die Leiche nach Pommern abgeführt, wo sie auf herkömmlich standesmäßige Weise in dem Erbbegräbniß zu Wusseken bei Schwerinsburg beigesetzt wurde.

Aus seiner zweimaligen Verheirathung überlebten ihn keine Nachkommen; zwei Söhne und eine Tochter, welche er von seiner ersten Frau hatte, starben in jungen Jahren; von seiner zweiten Frau hatte er keine Kinder. Sie starb erst am 14. Februar 1776 zu Anklam im zweiundachtzigsten Jahre, nachdem sie ihn als Wittwe fast einundzwanzig überlebt; sein letzter Wille, zwei Jahre vor seinem Tode zu Anklam niedergelegt, hatte sie reichlich bedacht. Seine Güter hinterließ er den drei Söhnen seines älteren Bruders, des preußischen Landjägermeisters Hans Bogislav von Schwerin. Seinen Heldengeist aber vererbte er auf eine natürliche Tochter, die sein Adjutant Major von Stedingk zur Frau genommen hatte; dieser, in der Schlacht von Prag an der Seite Schwerin's verwundet, und für die Folge dienstunfähig, nahm

den Abschied, und lebte zurückgezogen auf dem kleinen Rittersitz Lentschow bei Wolgast in Vorpommern, wo er, wie Arndt berichtet, des wunderlichsten und eigenthümlichsten Karakters, seine beiden Söhne hart und streng, ja ganz soldatisch bloß zu Soldaten erzog; diese Enkel Schwerin's machten später im schwedischen Dienste, der ältere als General, der jüngere als Admiral, ihren Namen berühmt.

Schwerin war von kleiner Gestalt, dabei wohlgebildet und gewandt, von freundlichem und muthigem Gesichtsausdruck, der im Alter nur noch entschiedener sich als Milde und Ehrwürdigkeit darstellte. Durchaus sanguinischen Temperaments, war er stets aufgeweckt und regsam, voll Thätigkeit und Eifer, ein Feind des Müssigganges, des langen Schlafes, und jeder Verzärtelung. Er hatte sich sehr abgehärtet, und ertrug die Kriegsbeschwerden vortrefflich. Im Fechten und Tanzen war er Meister, und liebte letzteres auch im hohen Alter noch. Zu Pferde zeigte er sich im vollen Glanze kriegerischen Anstandes. In allem, was er vornahm, wußte er Lebhaftigkeit und Würde zu verbinden. Leicht reizbar, konnte er auch in heftigen Zorn entbrennen, und dann seine Umgebungen mit Furcht und Scheu erfüllen, wie denn überhaupt im Dienste strenger Ernst bei ihm vorwaltete, und hier seine Einsicht und Erfahrung auch gegen Gleichstehende und Höhere, ja gegen den König selber gern den Ton des Meisters annahm. Leicht gekränkt, und äußerst empfindlich, trat er grollend zurück, wenn er seine Meinung verworfen sah, oder sein Ansehen mißachtet glaubte, und seinem Unwillen doch Schranken gesetzt fand. In allen Lebensverhältnissen hielt er fast allzustreng auf seine wirklichen oder vermeintlichen Gerechtsame, und galt daher für eigennützig und streitsüchtig, indem er allerdings, wie schon erwähnt, viele Gerichtshändel mit seinen Nachbarn hatte, und in dem Rufe stand, manches schöne Stück Feld zur Ausrundung seiner Güter auf dem Rechtswege erworben zu haben. Bis zum entschiedenen Hasse stieg seine Leidenschaft doch wohl nur in zweien Fällen, gegen den alten Fürsten von Anhalt-Dessau, der wirklich sein erklärter Widersacher war, voll Bosheit und mit absichtlicher Geringschätzung von ihm sprach, sein Verdienst herabsetzte, und

ihn kurzweg den Windbeutel zu nennen pflegte; und gegen den Präsidenten des Tribunals und nachmaligen Großkanzler von Cocceji, dem er die bereits erwähnte Kränkung der Frau von Knyphausen und die gegen ihn selber fortdauernd ausgeübte, und allerdings sogar pflichtwidrige Gehässigkeit nicht verzeihen konnte.

Sein Naturell verleitete ihn leicht zur Aufwallung, und führte ihn auch auf Abwegen der Sinnlichkeit weiter, als es mit seinen Grundsätzen und seiner Frömmigkeit vereinbar gedacht werden mochte. Wir haben schon angedeutet, daß er mit seinen beiden Frauen in glücklicher und zärtlicher Ehe lebte, jedoch darum nicht weniger auch um anderer Frauen Gunst sich bewarb, und Verhältnisse einging, die nicht verborgen bleiben konnten. Sein vertrauter Umgang mit Fräulein von Wackenitz, noch bei Lebzeiten der ersten Frau, erregte in seiner Familie allgemeine Mißbilligung, besonders bei der alten Mutter; man erzählt, daß sie gedroht habe, sie werde ihm, wenn er seine Besuche nicht einstelle, den Buckel tüchtig durchprügeln, obschon er Feldmarschall sei. — So hatte er, wenigstens in früheren Jahren, auch dem Spiele sich leidenschaftlich ergeben, und große Summen bald gewonnen, bald verloren. Diese Leidenschaften, gegen welche ohnehin jene Zeit nicht allzustreng war, wie es auch die unserige, trotz manches eifernden Bemühens, nicht sein will, wurden natürlich durch die zunehmenden Jahre gemäßigt, und schwanden im Alter gänzlich.

Seine Frömmigkeit dagegen, von frühester Jugend voll aufrichtigen Eifers, befestigte sich mit den Jahren mehr und mehr. In dem Lutherischen Glauben erzogen und gründlich unterrichtet, liebte er doch auch in andere Bekenntnisse prüfend einzudringen, und läugnete das Gute nicht, welches er außerhalb des seinigen zu finden glaubte. Er konnte die verschiedensten Religionsmeinungen ruhig ertragen, nur muthwillige Freigeisterei, welche des Christenthums entbehren zu können wähnte, war ihm zuwider, und er trat den Aeußerungen dieser Denkart immer ernsthaft entgegen. Dies war kein geringer Muth in damaliger Zeit, wo jene Denkart mit allem Glanze des Witzes und dem Ansehen reizender Neuheit herr-

schend zu werden anfing, und schon so verbreitet war, daß, wie Kalckreuth erzählt, bei mehr als zwanzig in der Schlacht von Prag gebliebenen preußischen Offizieren Voltaire's berüchtigtes Heldengedicht gefunden wurde. Für die katholischen Kirchensachen hatte Schwerin sich die Ansichten des Serviten Paul Sarpi angeeignet, und verehrte dessen Schriften ungemein, aus denen er einst in Böhmen, bei einer heitern Erörterung mit einem katholischen Prälaten, zur Verwunderung aller Anwesenden, die schlagendsten Beweisgründe für seine Meinung anführte. Alle Prüfungen und Vergleichungen befestigten ihn aber nur im Lutherischen Glauben, dem er unverbrüchlich treu blieb. Er verrichtete alle Morgen, bevor er zu Pferde stieg, sein stilles Gebet, und übergab sich und seinen Dienst der Aufsicht des Allerhöchsten. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er eifrig, und hielt auch seine Leute fleißig zur Kirche an; auf seinen Gütern und bei dem Regiment, im Kriege wie im Frieden, war er stets ein erweckendes Beispiel frommer Andacht. Den Kern des Christenthums wollte er nicht in bloßer Sittenlehre finden; einst, nach Anhörung einer ihm in diesem Betreff nicht genügenden Predigt, enthielt er sich nicht dem Prediger zu sagen: „Lieber Herr, Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine christliche Predigt gehalten." Mit besonderer Achtung begegnete er den Geistlichen, und liebte sehr mit ihnen sich zu unterhalten. Er hatte das Glück, auf seinen Gütern deren sehr würdige zu haben, unter anderen zwei, deren Namen nachher durch ihre Söhne berühmt geworden, Adelung, den Vater des Sprachforschers, und Sprengel, den Vater des Arzneigelehrten. Die Geistlichen waren auch ihm aufrichtig ergeben, und wiesen gern auf ihn als auf das Muster eines christlichen Helden hin. Johann Gottlieb Töllner hat durch eine besondere Schrift, die den Titel führt: „Ein Christ und ein Held", Schwerin's Gottseligkeit im reinsten Lichte darzustellen versucht.

An Bildung und Kenntnissen stand er nicht zurück, im Gegentheil übertraf er darin die meisten seiner deutschen Kriegsgefährten. Sein Aufenthalt auf der Universität hatte ihm wenigstens wissenschaftliche Uebersichten gewährt; er unterhielt sich gern, und nicht ohne Geschick, mit Gelehrten, sah

die Professoren der Universität zu Frankfurt an der Oder öfters an seiner Tafel, und nahm sich auch der Studirenden, deren ihm manche besonders empfohlen waren, fürsorglich und wohlthätig an; mit der ganzen Universität daselbst lebte er in ungestörter Eintracht, und Zwiste mit den Offizieren oder Soldaten des Regiments kamen nicht vor, oder wurden friedlich beigelegt; auch hierin ganz das Gegentheil des alten Dessauers, dem in Halle fast kein Tag ohne Unfug und Hader verging. Schwerin war in Sprachkenntnissen für damalige Zeit unterrichtet genug, er wußte Latein, Italiänisch und Französisch, das letztere sprach und schrieb er in aller dem Weltgebrauche dienlichen Fertigkeit. Der Marquis von Gisors, Sohn des französischen Marschalls Bellisle, der ihn auf Schwerinsburg besuchte, glaubte in der so geschmackvollen als glänzenden Aufnahme und in dem lebhaften Gespräche seines Wirthes alle Vorzüge seiner eignen Landsleute wiederzufinden. Dafür verdarb, nach der übeln Sitte, die sich in allen Ueberlieferungen jener Zeit widerwärtigst abspiegelt, auch Schwerin durch häufig eingemischte französische Worte und Wendungen sein gutes und derbes Deutsch. Daß er eine Kriegskunst geschrieben habe, wie von Gottsched berichtet wird, der es von einem Oberstlieutenant von Bugenhagen erfahren haben will, ist wohl zweifelhaft. Eine Art von Exerzir-Reglement ist noch in Schwerin's Handschrift erhalten, aber ohne eigenthümlichen Werth. Ein in Wien und Leipzig im Jahre 1779 herausgekommenes Buch „Gedanken über einige militairische Gegenstände" trägt mit Unrecht den Namen Schwerin's, ein Major von Golz soll es verfaßt haben.

Ein heller Verstand und rascher Scharfblick, eine sichere Beurtheilung und maßvolle Besonnenheit, mußten ihm in allen Verhältnissen und Thätigkeiten des Lebens zu Statten kommen, und befähigten ihn eben so zum Staatsmann und Diplomaten, als zum Feldherrn, welcher letztere ohnehin, wenn er vollständig sein soll, immer auch die ersten beiden in sich vereinigen muß. Wir haben gesehen, daß Schwerin von dem Herzoge von Mecklenburg und später von dem Könige von Preußen in mancherlei Verhandlungen gebraucht worden, Friedrich der Große hat ihn bei seinen wichtigsten Staats-

angelegenheiten immer auf's neue zu Rath gezogen. Sein Benehmen, welchem weder Klugheit, noch nöthigen Ortes selbst eine Art von Verstellung scheint gefehlt zu haben, flößte vor allem Achtung und Zutrauen ein, und immer bewahrte sich darin ein Grund von Redlichkeit, auf dem auch der Feind sicher stehen konnte. Seiner klugen Anstalten zur Verpflegung der Truppen, zur damals so wichtigen Errichtung von Magazinen, wie seiner geschickten, schonungsvollen und ertragreichen, besonders aber uneigennützigen Kriegsverwaltung feindlicher Länder, ist schon öfters gedacht worden.

Alle Vorzüge und der höchste Ruhm Schwerin's vereinigen sich in seiner Eigenschaft als Kriegsmann, als Feldherr. Kein wesentliches, kein wünschenswerthes Erforderniß in diesem Betreff ist ihm jemals abgesprochen worden. Er hatte das Kriegshandwerk gründlich erlernt, die großen Helden seiner Jugendzeit, Eugen von Savoyen, Marlborough und Karl den Zwölften in der Nähe gesehen; Anschauungen aus den verschiedensten Gebieten, Völkern und Gegenden, dienten seinem reifen Urtheil. Was er mit ruhiger Ueberlegung geprüft und gewählt, das führte er mit raschem Muth unerschrocken aus. Seine persönliche Tapferkeit, in allen Gelegenheiten bewährt und glänzend, hatte noch im Alter frisches Jugendfeuer. Im Feldzuge 1756 sah er preußische Husaren sich anschicken, feindliche Reiterei anzugreifen, voll Eifer setzte der alte Feldherr sich an die Spitze der Husaren, allein sein Adjutant Major von Platen, der sich viel mit ihm herausnehmen durfte, faßte das Pferd desselben am Zügel und wandte es zurück, indem er sagte: „Hier ist Ew. Exzellenz Posten nicht." Die Husaren griffen an, warfen den Feind, und brachten den österreichischen Obersten Giannini als Gefangenen.

Zum besondern Ruhme wird unserem Helden seine Menschenfreundlichkeit angerechnet, sein wohlwollendes und gütiges Benehmen, das er auch im Kriege zu behaupten wußte. Gewiß, er fand kein Gefallen an Grausamkeit und Härte, er haßte unnützes Toben und Schimpfen, er wollte den Bürger und Bauer wie den Soldaten menschlich behandelt, und auch den Feind geschont wissen, soweit die kriegerischen Zwecke dies

nur irgend gestatteten. Die Soldaten liebten in ihm, nächst dem Führer zu Sieg und Ruhm, auch den sorgenden Vater, dem ihr Wohl am Herzen lag, der ihnen unnöthige Anstrengungen und Entbehrungen nicht zumuthete, und ihr Blut nicht freventlich verschwendete. Doch war darum seine Strenge im Dienst nicht weniger gefürchtet, man wußte, daß hier keine Milde zu hoffen war. Im Dienst gab es für ihn keinen anderen Titel als den militairischen, ihm galt keine Hoheit, Durchlaucht oder Exzellenz, er nannte dann selbst den Bruder des Königs, den Prinzen von Preußen, nur „Herr General von der Infanterie", was ihm dieser weniger übel nahm, als die Prinzen kleinerer Häuser, besonders wenn ihr militairischer Rang kein hoher war. Namentlich vor dem Feinde kannte er keine Rücksicht, als die des augenblicklichen Erfordernisses. Er ist in diesem Betreff sogar der Härte beschuldigt worden. Folgendes Beispiel erzählt Kalckreuth, das ihm Seydlitz selber, der es erlebte, mitgetheilt hat. Als Schwerin im Jahre 1744 bei Prag den Ziskaberg erstürmt hatte, wollte er wissen, von welcher Stärke das Geschütz auf dem nächsten Festungswalle sei, und befahl dem damaligen Stabsrittmeister von Seydlitz, den er statt eines anderen Offiziers, mit dem er unzufrieden war, zum Anführer seines Vortrabs gemacht hatte, mit etwa 300 Reitern in den nur ein paar hundert Schritt breiten Raum zwischen dem Berg und dem Walle vorzurücken. Seydlitz gehorchte, ließ aber seine Leute, die als dichte Masse das unfehlbare Ziel der Kartätschenschüsse gewesen wären, möglichst vereinzelt umherschwärmen, und immer in Bewegung bleiben. Zwei Stunden ließ ihn Schwerin dort im gefährlichen Versuch; dann befahl er, ihn zurückzurufen. Seydlitz kehrte wieder ohne einen Mann verloren zu haben, und Schwerin lobte ihn zwar wegen seiner Geschicklichkeit, setzte aber doch mißvergnügt hinzu, wenn die Mannschaft wäre zusammengehalten worden, so würde der Zweck erreicht worden sein. So befahl er ein andermal beim Angriffe des Schlosses Patschkau in Schlesien dem Ingenieurmajor von Rege, mit einer Batterie ohne alle Deckung offen auf dem Pflaster aufzufahren, dem gewissen Tode entgegen, welcher auch den tapfern Offizier, der augen-

blicklich gehorchte, auf der Stelle traf. Mochte sich Schwerin in diesen Beispielen auch rechtfertigen lassen, so ist er doch kaum zu entschuldigen in einem anderen Falle, wo er durch ehrverletzenden Zweifel eine traurige Selbstopferung erzwang. Er hatte den Hauptmann von Miltitz, einen wackern Husarenoffizier, mit 50 Zieten'schen Husaren nach Ottmachau zur genaueren Erkundung der feindlichen Stellung ausgesandt; dieser kehrte wieder, und meldete er könne nicht vorrücken, weil das Regiment Liechtenstein in Schlachtordnung ihm den Weg versperre: „Wahrscheinlich fehlt die Kourage", versetzte Schwerin, worauf Miltitz erwiederte: „die werd' ich Ew. Exzellenz gleich beweisen", und nun mit seiner geringen Mannschaft gegen das Regiment ansprengte, wo er vor der Fronte erschossen wurde. Als ganz willkürliche Härte erscheint aber seine Anrede an einen jungen Mann, der in Frankfurt an der Oder studirte, und ihm vorgestellt zu werden wünschte; derselbe war der Sohn eines bei dem Könige sehr in Gunst gewesenen Generals, und ist selber späterhin als Diplomat namhaft geworden; gegen den Vater mochte Schwerin gegründete Anklagen haben, aber nichts berechtigte ihn, den Sohn — wie ebenfalls Kalckreuth berichtet — mit den grausamen Worten zu empfangen: „Ich wünsche, daß sie ein ehrlicherer Mann werden, als Ihr Vater."

Im Allgemeinen möge hier bedacht werden, daß alles Befehlführen und Herrschen, mögen die Sitten und Einrichtungen noch so menschenfreundlich und milde sein, zuletzt auf strenger Gewalt ruht, und ohne den scharfen Stachel gebieterischer Obmacht nicht bestehen kann. Wo Kriegswesen ist, da kann schreckender Befehlsernst, da kann augenblicklicher, vollständiger Gehorsam nicht entbehrt werden, und wo die Menschen zu Tausenden in Tod und Wunden vordringen sollen, da muß der Einzelmensch nicht allzuviel gelten, da muß mit der eignen Person auch die fremde rücksichtslos behandelt werden. Das preußische Kriegswesen aber stand damals, nicht ohne Zusammenhang mit der Größe der staunenswerthen Leistungen und Erfolge, auf der höchsten Stufe eiserner Strenge, und führte seine Angehörigen zu Gewöh-

nungen, in welchen auch der sonst sanfte Schwerin sich vergessen, und sie am ungeeigneten Orte konnte hervorbrechen lassen.

Uebrigens hatte der höheren Befehlsmacht auch der Feldmarschall sich zu unterwerfen, und fühlte nicht selten die ganze Schwere ihres harten Druckes. Es ist schon anderen Ortes das Verhältniß des Königs zu seinen Generalen besprochen worden, und daß auch die besten und ausgezeichnetsten seinen Unmuth und seine Herbheit erfahren mußten. In Dienstsachen schützte auch nicht die Gunst, deren Winterfeldt genoß, so wenig wie seine außerordentliche, fast nie im Fehl betroffene Leistung, ihn gegen die entschiedene Zurückweisung auf die Stufe, die der bloße Dienst ihm gab. Auch gegen Schwerin sehen wir den König, wo es Befehl und Unterordnung gilt, oft von auffallender Schärfe, die uns bisweilen ganz unverdient dünkt. Doch hier ist zu bedenken, daß die so unerläßlich nothwendige Einheit der Befehlführung sich im Kriege schon immer gefährdet findet, und daß sie nur mit äußerster Anstrengung erhalten bleibt; dem Wirkungskreise der Generale ist eine Beimischung von Selbstmacht und Selbsturtheil niemals abzusprechen, und unwillkürlich streben Einsicht und Tapferkeit zur Mitherrschaft empor, welche der Oberbefehlshaber doch ablehnen muß. Er wird jene Einwirkung wohl oft gestatten und ihren Ertrag dankbar hinnehmen, allein ausdrücklich zugestehen darf er sie nie. Daher die stete Sorge, die Stufen des Dienstes noch ganz oben zu vervielfachen und streng zu sondern, und die obersten doch wieder leer zu lassen, wie Ludwig der Vierzehnte keinen Konnetable, Friedrich späterhin keinen Feldmarschall mehr ernannte. Bei Friedrich erscheint überdies in dem Feldherrn auch der König, und er hatte in jener Eigenschaft auch diese stets zu wahren. Wir sehen daher in solchen Vorfällen, aus denen man gewöhnlich einen Tadel für die eine oder die andere Seite ziehen will, nur den Ausdruck einer Nothwendigkeit, die dem Verhältniß angehört. Daß der König im geselligen Umgang und geistigen Austausch ein ganz anderer war, als im Kriegsdienst und der Staatsverwaltung, liegt in tausend Zeugnissen am Tage. Auch für Schwerin sehen

wir ihn bei jeder solchen Gelegenheit hohe Achtung und Berücksichtigung, ja sogar zarte Aufmerksamkeit bezeigen. Selbst ein äußeres Merkmal unterscheidet die verschiedenen Beziehungen; wo das Gespräch und der Briefwechsel französisch geführt werden, da ist immer das dienstliche Verhältniß gegen das persönliche schon zurückgetreten.

In seinen Schriften gedenkt der König Schwerin's fast immer mit rühmlichster Anerkennung. Nur an ein paar Stellen blickt Unzufriedenheit und Tadel hervor. Das Verdienst kriegskundiger Einsicht und Erfahrung spricht er ihm unbedingt zu. Das größte Lob ergießt er für ihn bei Erzählung seines Todes, wo er von seiner Hingebung sagt: „terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvrait d'un nouveau lustre," und nach Aufrechnung des preußischen in der Schlacht gebliebenen Kriegsvolkes, hinzufügt: „sans compter le maréchal de Schwérin, qui seul valait au-delà de dixmille hommes. Sa mort flétrissait les lauriers de la victoire, achetée par un sang trop précieux." Auch Prinz Heinrich ist voll seines Lobes; auf dem in Rheinsberg den preußischen Helden errichteten Denkmal wird Schwerin bezeichnet als: „L'honneur de son siècle, et le bouclier de la patrie. Il a réuni toutes les qualités civiles et militaires. Les ennemis qu'il a combattus n'ont pu lui refuser leur admiration." Von allen Seiten wurde zu seinem Ruhm eingestimmt; sein alter Feind, der Fürst von Anhalt-Dessau, war vor ihm hingestorben, ohne seinen Haß vererben zu können; dem Neid und der Eifersucht jüngerer Nebenbuhler entging Schwerin durch seinen eignen Tod, der, gleich im Beginne des zweiten Feldzugs, ein früher heißen kann, aber durch den ganzen siebenjährigen Krieg mächtig fortklang, und mit dem Ruhme des Königs und der Preußen nur immer höher wuchs. Kein Schriftsteller hat ihn zu verkleinern gesucht, welches fast keinem anderen Feldherrn, ja dem Könige selbst am wenigsten, erspart worden.

Friedrich ehrte den Helden durch Errichtung einer marmornen Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, der ersten dieser Art im preußischen Staate. Der Bildhauer

Adam aus Nancy, der damit beauftragt wurde, starb über der Arbeit, und Michel aus Paris beendete sie; der Held, halbrömisch gekleidet, ist im Augenblicke des Vordringens mit der Fahne in der Hand dargestellt. Am 28. April 1769 wurde die Bildsäule öffentlich enthüllt, und am genannten Tage nahm der König sie in Augenschein. Ein besonderes Denkmal ließ einer seiner Großneffen ihm zu Schwerinsburg errichten. Ein schönes Oelgemälde, Schwerin in ruhiger Stellung auf einem Rasen sitzend, von der geschickten Hand des Hofmahlers Pesne ausgeführt, befindet sich ebendaselbst. Zwei Gemählde von berühmten Meistern stellen seinen Heldentod vor. Das eine, von Bernhard Rode, wurde schon im Oktober 1761 in der Garnisonkirche zu Berlin aufgehängt; das andere, von Frisch, erregte auf der Kunstausstellung des Jahres 1787 in Berlin allgemeine Theilnahme, und wurde darauf von Daniel Berger in Kupfer gestochen. Beide Gemählde haben jedoch den geschichtlichen Vorgang nicht ganz getreu, sondern mehr nach mahlerischem Erforderniß aufgefaßt. Sonstiger Kupferstiche, die Schwerin's Bild oder seinen Tod vorstellen, giebt es noch eine große Zahl, verschieden an Werth, wie an Format. Sein Name lebt im Munde des Volkes, und manches soldatische Lied feiert seine Tapferkeit und seinen Tod. Von den Dichtern seiner Zeit haben besonders Gleim und Ramler seinen Ruhm erhoben, und noch in den Siegespreis der Helden unserer Tage hat Stägemann rühmend ihn verflochten.

Auch Kaiser Joseph der Zweite hat das Andenken Schwerin's gefeiert, und am 7. September 1776 bei Prag die Stelle, wo derselbe gefallen, und die schon früher durch einen Baum war bemerkbar erhalten worden, in Augenschein genommen, sodann von den zur Kriegsübung ausgerückten Truppen 5 Grenadierbataillons einen Kreis bilden und durch dreimaliges Abfeuern des Kleingewehrs und des Geschützes dem Helden die militairischen Ehren erzeigen lassen, wobei der Kaiser jedesmal zum Zeichen der Achtung den Hut abnahm. Friedrich empfand diese Bezeigung in ihrer hohen Würdigkeit, hielt jedoch nicht für angemessen in eigner Person dafür zu danken, sondern forderte die Familie auf,

dies durch ein Schreiben an den Kaiser zu thun, zu welchem Behuf er den Entwurf desselben gleich beifügte. Er schrieb unter dem 22. September 1776 aus Potsdam hierüber an den Oberstallmeister Grafen von Schwerin wie folgt: „Ich weiß nicht, ob Ihr bereits wisset, daß des römischen Kaisers Majestät das Andenken meines General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin in dem diesjährigen Lager bei Prag durch eine dreimalige Salve von fünf Grenadierbataillonen, an eben dem Orte, und unter eben dem Baum, gefeiert haben, unter welchem dieser tapfere Feldmarschall in der Schlacht vom 6. Mai 1757 sein Leben für das Vaterland einbüßte. Eine so großmüthige Handlung erfordert wohl, daß die Familie Seiner Kaiserlichen Majestät ihre dankbare Ehrfurcht bezeige, und ich hoffe dahero, daß Ihr als Aeltester derselben Euch dieser Pflicht unterziehen werdet. In dieser Hoffnung füge ich zugleich zu dergleichen Danksagungsschreiben einen Entwurf bei, welchen Ihr nur in's Reine setzen und sodann dies Schreiben nebst Anzeige seines Inhaltes dem nächstens von dort nach seinem Hof auf einige Zeit abgehenden Kaiserlichen Gesandten Freiherrn van Swieten zu gefälliger Abgabe zustellen werdet. Ich bin u. s. w." Wir entlehnen dieses Schreiben dem schätzenswerthen Werke von Preuß, wo auch jener beigefügte Entwurf mitgetheilt ist und nachgelesen werden mag.

Im Jahre 1812, als König Friedrich Wilhelm der Dritte zum erstenmale nach Böhmen kam, wo in der Folge fast alljährlich Töplitz durch seine Heilquellen ihn anzog, besuchte er auch Prag, und besichtigte in Begleitung des österreichischen Obersten Grafen zu Bentheim-Steinfurt auch das berühmte Schlachtfeldt; an der Stelle, wo Schwerin fiel, weilte er mit betrachtungsvollem Ernst, und sagte dann: „Im guten Augenblick hat er angegriffen, ein denkwürdiger Moment!" Später sollte dem Könige selber beschieden sein, in Böhmen, im nun verbündeten Lande, an der Spitze seiner Preußen gegen den gemeinsamen Feind, bei Kulm unverwelkliche Lorbeeren zu erringen. —

Im Jahre 1824 ließen preußische Offiziere dem Helden ein neues Denkmal errichten, einen schlichten Stein von roth-

gefleckten Marmor in Gestalt einer abgestumpften Pyramide, für welche in dem nahen Dorfe Sterboholy ein österreichischer Invalide als Aufseher bestellt ist. Noch in unseren Tagen ereignete sich eine Merkwürdigkeit, welche den Ruhm Schwerin's lebhaft in's Andenken rief. Der preußische Ingenieurmajor Blesson hatte in seinem Tagebuche einer Reise durch Rußland erzählt, daß in St. Petersburg unter vielen anderen Kriegsdenkmalen, die im alten Arsenale daselbst bewahrt werden, auch ein alter Fahnenstock bemerkt worden sei, der sich sogleich als ein altpreußischer habe erkennen lassen; eine daran geheftete russische Inschrift zeigte deutlich den Namen Schwerin, und die mündliche Ueberlieferung war, dies sei die Fahne, welche Schwerin geführt, als er in der Schlacht von Prag tödtlich getroffen worden, durch die Schlacht von Kunersdorf aber sei sie in die Hände der Russen gerathen. Im Jahre 1838 kam diese Merkwürdigkeit an höchsten Orten zur Sprache, und der Kaiser von Rußland ertheilte augenblicklich Befehl, dies ruhmvolle Andenken nach Berlin zurückzusenden; bei der Polirung des Ringes von Silberblech, welcher den in zwei Stücken zerschossenen Fahnenstock zusammenhält, fand sich eine Inschrift, welche allerdings bezeugt, daß diese Fahne des Schwerin'schen Regiments am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag diese Beschädigung erlitten, und zwar in des gefreiten Korporals von Morstein Händen, wobei die Nichterwähnung Schwerin's anfänglich gegen die Angabe Zweifel erwecken wollte, die sich aber durch gründliche Erörterung bald beseitigten. — Friedrich der Große hat seiner Kriegsgefährten Ruhm mit dem seinigen eng verknüpft, und so steigt denn auch auf's neue der Ruhm Schwerin's mit empor in dem zwiefachen Denkmal, welches dem großen Könige, durch Errichtung seiner ehernen Bildsäule und durch würdige Gesammtausgabe seiner Schriften, eben jetzt bereitet wird.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

General Hans Karl von Winterfeldt.

Drei Bände eigenhändiger, zwischen dem Könige Friedrich dem Großen und Winterfeldt gewechselten Schriften sind vor allem anderen zu nennen, mit dankbarer Erwähnung der günstigen Erlaubniß und Förderung, durch welche der Gebrauch dieser wichtigen Urkunden des Königlichen Geheimen Staatsarchivs uns verstattet worden.

Vielfache handschriftliche und sonst seltene Nachrichten verdanken wir den reichen Sammlungen und Forschungen des Hrn. Professor Preuß, dessen reger Theilnahme wir zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet sind.

Hr. Deichhauptmann von Byern auf Kriegsdorf, Stiefsohn des im Jahre 1800 verstorbenen ehemaligen Geheimen Kabinetsrathes Galster, hat uns einige schätzbare Angaben gütigst mitgetheilt, die anderweitig nicht mehr beizubringen gewesen wären.

Die allgemein bekannten und zugänglichen gedruckten Bücher wollen wir nicht aufzählen. Sie sind nicht ohne sorgfältige Kritik benutzt worden. Auch weniger bekannte und zum Theil unbeachtete Druckschriften sind häufig zur Hand gewesen.

Notes du lieutenant-général comte de Schmettau. Août 1757. Manuscrit.

Auf Königlichen Befehl von dem General aufgesetzt.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. 10 Bde. Folio.

Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges gesammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Theil V. Halle, 1760. 8.
Winterfeldt's Leben.

Leben des preußischen Generallieutenants H. K. von Winterfeldt. Von Moritz Adolf von Winterfeldt auf Niden. Berlin, 1809. 12.

Oeuvres de Frédéric II, roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8.
Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

König Friedrich der Zweite und seine Zeit. 1740 — 1769. Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des années 1744 et 1745. Berlin, 1746. 8.
Vom General von Stoll.

Tielcke's Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges. Freiberg, 1776. 8.

Des Herrn Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1833. 4. Nr. 904. Vom 19. Oktober.
Anmerkungen des Generallieutenants Grafen von Schwerin zu Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Geständnisse eines österreichischen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.
Von Cogniazo.

Des Prinzen de Ligne Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757 bis 1760. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, 1798. 2 Thle. 8.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.
Von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824. 5 Bde. 8.

Der siebenjährige Krieg. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forschungen und Erläuterungen über Hauptstücke der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Militairischer Nachlaß des Generals Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. 2 Bde. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839–1840. 8.
Hierin: Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalckreuth.

Briefe eines alten preußischen Offiziers verschiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern, 1790. 8. 134 S.
Von Rud. W. von Kaltenborn.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1757. 4. No. 119. Vom 4. Oktober.
Ueber das Gerecht von Moys.

Correspondance du cardinal Bernis avec Paris Duvernay depuis 1752–1769. Londres et Paris, 1790. 2 Vols. 8.

Schlichtegroll's Nekrolog. Jahrg. 4. Thl. 2, S. 151.
Hasenclever und Winterfeldt.

Mémoires du baron de La Motte-Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.
Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de La Motte-Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de La Motte-Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1806. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Allgemeine Litteraturzeitung. Halle, 1800. 4. Ergänzungsbl. No. 21.
Rezension von Zieten's Leben.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmanne Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Offizier-Lesebuch. Berlin, 1796. 4 Thle. 8.
Von Küster.

Militairisches Pantheon. Neue Auflage. Berlin, 1797. 4 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Feldmarschall Graf von Schwerin.

Briefwechsel Friedrichs des Großen mit dem Feldmarschall Grafen von Schwerin, handschriftlich im Königlichen Geheimen Archiv, sieben Konvolute.

Mittheilungen aus dem Familienarchive des Gräflich Schwerinschen Hauses.

Handschriftliche Blätter, von der Güte des Hrn. Prof. Dr. Preuß mitgetheilt.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. Zehn Bde. Folio.
Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

Angaben aus dem Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Archiv über die Sendung nach Bender.
In Gemäßheit höchster Erlaubniß durch die Güte des Großherzoglichen Archivdirektors Hrn. Dr. Lisch in Schwerin mittgetheilt.

Ein Christ und ein Held, oder einige besondere Nachrichten von dem berühmten Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin. Von J. G. Töllner. Frankfurt an der Oder, 1758. 8.

Leben und Thaten des berühmten Königlich Preußischen General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Frankfurt und Leipzig, 1759. 8.
Von Dr. Karl Friedrich Pauli. Ein besonderer Abdruck aus nachstehendem Werk:

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, gesammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 ff. 8.
Thl. I. S. 61—130. Leben Schwerin's.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. General-Feldmarschalls Kurt Christoph Grafen von Schwerin. Bei Gelegenheit des Berger'schen Kupferstiches, den Tod Schwerin's vorstellend, aufgesetzt. Berlin und Frankfurt a. d. Oder, 1790. 8.
Von dem Ordensrath König, einem Manne, dem es nicht an Kenntniß und Fleiß, wohl aber gar sehr an historischem Urtheil fehlte.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kurds von Schwerin. Stettin, 1828.
Von Ludwig Giesebrecht.

Militairische Monatsschrift. Berlin, 1785. Bd. 2.
Kurze Nachricht von dem Leben und Karakter des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, aus den Papieren eines seiner nahen Anverwandten.
Vom Hauptmann von Stamfort.

Militairischer Kalender auf das Jahr 1797. Berlin, Unger. 16.
Lebensbeschreibung preußischer Generale: III. Kurd Christoph Graf von Schwerin.

Allgemeine preußische Personalchronik. Berlin, 1820. 4.
Abriß des Lebens Schwerin's.

David Franck, altes und neues Mecklenburg. Güstrow und Leipzig, 1753. ff. Vier Bde. 4.

Uebersicht der Mecklenburgischen Geschichte. Von Paschen Heinrich Hane. 1804. 8.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. Friedrich Förster. Potsdam, 1835. ff. Drei Bde.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern. O. O. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. Berlin, 1787—89. Zwölf Sammlungen oder drei Bde.
Die ersten zehn Sammlungen sind vom Präsidenten von Benekendorf.

Journal secret du baron de Seckendorff. Tubingue, 1811. 8.

Versuch einer Lebensgeschichte des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff. Leipzig, 1793—94. Vier Bde. 8.
Vom Freiherrn Theresius von Seckendorf.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Pœllnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Oeuvres de Frédéric II roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 5 Thle. 8.

Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jederman, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbesteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1769). Nach gesandtschaftlichen Berichten ꝛc. Von Fr. von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Annalen des Krieges und der Staatskunde. Miszellen und Episoden. Berlin, 1806.

Im IIIten Bande:

Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an seinen Herrn Vater Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen.

Disposition, wonach die sämmtliche Generalität, Offiziere und Regimenter sich wohl achten sollen.

Bericht des Prinzen Leopold an seinen Herrn Vater von der Schlacht bei Mollwitz.

Schreiben des Königs an Fürst Leopold zu Dessau. Ohlau, den 11. April 1841.

Relation de la bataille de Mollwitz, écrite par un aide-de-camp du général Neipperg, datée de Neisse le 13. avril 1741.

Schreiben eines andern österreichischen Offiziers. Neiße, den 14. April 1741.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. Dresden, 1782. 8. Erster Theil.

Herausgegeben von dem ehemaligen Regimentsquartiermeister Naumann in Berlin. IV.—VII. Aufsätze über die Schlacht bei Mollwitz.

Neues militairisches Magazin. Herausgegeben von J. G. Hoyer. Leipzig, 1805. Bd. 3. St. 7. Darin:

Aeußerung des Feldmarschalls Grafen von Schwerin an seine Freunde, über den Groll des Königs Friedrich II, so er auf ihn hatte Von einem ehemaligen preußischen Stabsoffizier. Bd. 3. St. 6.

Schlacht bei Mollwitz. Von einem ehemaligen preußischen Stabsoffizier.

Oesterreichische militairische Zeitschrift. Wien, 8.

1813. Heft 9. Schlacht von Mollwitz. Wiederholt im Jahrgange 1827.

1822. Heft 1. und 2. Schlacht von Prag. Vom Oberlieutenant Lieblein.

Militairisches Wochenblatt. Berlin, 1825. 4. Nr. 471, 473. Beschreibung der Schlacht von Mollwitz.

1840 .Nr 1, 2, 3, 5. Mémoires secrets du maréchal comte de Schmettau.

Der Feldzug in Sachsen 1745. Der Schluß über die Schlacht von Mollwitz.

Le spectateur militaire. Paris, 1827. 8. Tome III. p. 73. sqq.
Sur les guerres de Frédéric et sur la bataille de Mollwitz.
Die gründlichste und verständlichste Darstellung dieser vorher meist mangelhaft aufgefaßten Schlacht.

Der Gesellschafter. Berlin, 1836. 4. April, Nr. 65—68.
Bericht eines K. K. österreichischen Offiziers über die Schlacht bei Mollwitz.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 5 Bde. 4.

Geständnisse eines österreichischen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.
Von Cuniaczo.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.
Vom General von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824. ff. 5 Bde. 8.

Militairischer Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. Zwei Bde. 8.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Lettre de S. M. le roi de Prusse à S. E. Mr. le maréchal C. de Schwerin, en date du 2 d'Octobre 1756. 4.
Nachricht von der Schlacht bei Lowositz. Fliegendes Blatt.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich's des Zweiten. Berlin, Unger, 1786—1789. 19 Sammlungen. 8.

Karakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. Berlin, Unger, 1798. 3 Thle. 8.
Von Dr. C. G. D. Stein. Neue Zusammenstellung des in obigen 19 Sammlungen enthaltenen Stoffs.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren. Berlin, 1788—92. 6 Hefte. 8.
Von Friedrich Nicolai.

Militairische Anekdoten. Leipzig, 1788. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reuterei in Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Posen, 1823. 24. 2 Bde. 8.
Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Der Königlich-preußische und Kurfürstlich-brandenburgische wirkliche geheime Staatsrath ꝛc. Von Klaproth und Cosmar. Berlin, 1805. 8.

Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Berlin, 1792—99. 5 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, von Dr. Anton Friedrich Büsching. Halle, 1783 ff. 5 Bde. 8.

Mémoires du baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.
Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de La Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Minerva Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839—1840. 8.
Hierin: Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalkreuth.

Schwedische Geschichten unter Gustav III, vorzüglich aber unter Gustav IV Adolf. Von E. M. Arndt. Leip ig, 1839.

Berlinische privilegirte Zeitung. (Voß.) 4. 1769. 1776.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Spener). 4. 1761. 1771.

Schlesische Provinzialblätter. Breslau, 1790. 8.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LT'D
TORONTO

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 12 01 05 011 8